Deutsche Dichtung

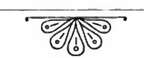
Karl Emil Franzos







Deutsche Dichtung.



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Achtundzwanzigster Band.

April bis September 1900.

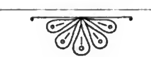


NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Berlin.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.



Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Achtundzwanzigster Band.

April bis September 1900.



NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1900.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
563628 A

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXVIII. Bandes.

Digitized by Google

Inhalt des XXVIII. Bandes.

Romane, Novellen, Skizzen.

Lyrik.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sprüche und Parabeln.

Epische Dichtungen.

Dramatische Dichtungen.

Essays und Mitteilungen.

Nekrologe.

Litterarische Notizen.

Neue Bücher.

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Digitized by Google

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: M. K. Danzig („D. m. L.“, „D. L.“); A. Sch. St. Gallen („A.“ „W. i. d. F.“); H. M. G. Neckarbischofsheim („A“.); J. H. München („D. G. i. d. B.“);

R. S. New-York. Der Dichter ist 1889 gestorben.

B. R. Leipzig. Das geht nicht, und zwar aus gesetzlichen Gründen. Ihnen dies näher zu erläutern, fehlt uns der Raum. Das sagt Ihnen aber jeder Schriftsteller oder Buchhändler und an Vertretern dieser beiden Berufe fehlt es ja in Ihrer Stadt nicht.

M. T. Wien („H.“). Der Einsendung steht nichts im Wege.

L. A. Eberswalde. Wir sind reich versehen und müssen daher dankend verzichten.

K. G. St. Hanau („S. M. L.“). Wir müssen dankend verzichten.

K. L. Landsberg a. W. Wenn Sie Ihre Kraft, statt unseren Papierkorb zu besingen, auf die metrische Durchbildung Ihrer Einsendungen wenden wollten, so wäre dies sehr, sehr nützlich. Ueberlegen Sie sich den Vorschlag!

M. M. Bellinzona. Nichts druckreif, anderes wollen wir gerne lesen.

P. W. Aschaffenburg. Das ist ja keine Gewissens-, sondern eine Geschmacksfrage. Lassen Sie die Herren ruhig ihr Wesen treiben; sie haben noch keinen gefressen.

O. T. Wiesbaden. 1. Eine neue Serie ungedruckter Heine-Briefe wird in den ersten Heften des neuen Bandes erscheinen. 2. Die Frage erscheint uns noch sehr der Klärung bedürftig. Um eine bloße „Phantasterei“ handelt es sich unseres Erachtens keineswegs aber um eine erwiesene Thatsache auch noch lange nicht. 3. Angenommen, es wäre so — verliert dadurch Friederike Brion in Ihren Augen?

H. B. Berlin. Gelegentlich sehr gern, aber gar so viel Raum können wir der Sache nicht widmen.

R. W. Aarau. Wir können nicht glauben, daß K. F. M. eine größere, abgeschlossene Romandichtung druckfertig hinterlassen habe. Es handelt sich wohl nur um Fragmente aus früheren Jahren. Daß solche vorhanden sind, ist allerdings zweifellos.

H. H. P. Berlin. Wird erscheinen, voraussichtlich schon im November.

R. T. Breslau. Die Nachricht für Sie blieb wegen Raummangels immer wieder zurück, was wir zu entschuldigen bitten. Also nun, hoffentlich nicht zu spät: der Einsendung steht nichts im Wege. Nur bitten wir, selbst eine Auswahl aus den Briefen treffen zu wollen. Auf die Beziehungen zu H. fällt wohl das Hauptgewicht; hier müßte denn auch Ihr Kommentar etwas eingehender sein.

D. Wien. Wir sind mit Novellenmaterial für nächste Zeit recht ausgiebig versorgt, doch wollen wir das Manuskript prüfen, wenn der Abdruck nicht gerade schleunig erfolgen müßte.

M. A. Berlin. Wir bitten das Manuskript zu senden.

O. G. Zürich. Derlei liegt völlig außerhalb unseres Programms.

☛ Alle bis 31. Juli d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 12, Hauptblatt: 31. August 1900, Umschlagbogen: 1. September 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXIX. Heft 1, Hauptblatt: 15. September 1900, Umschlagbogen: 16. September 1900.

E. Pierson's Verlag (Rich. Lincke) in Dresden.
Die **Verlagsbuchhandlung** übernimmt Werke aller Art in Eigen- und Commissions-Verlag. Specialrichtung: Belletristik (Romane, Novellen, poetische und dramatische Werke).
Die **Buch- und Kunstdruckerei** liefert geschäftliche und private Drucksachen jeden Umfanges in moderner Ausstattung tadellos, schnell und preiswert.
Die **Litterarische Agentur** offeriert Zeitungen etc. Feuilleton-Romane von Autoren ersten Ranges in jedem Umfange und in jeder Preislage.
Kataloge gratis und franko.

Zwei Essays von **Heinrich Heine.** (Ungedruckter Nachlaß.) — — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala“. Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg, Emil Rittershaus, Heinrich Kruse, Wilhelm Jensen.** — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutnant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. a. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **K. F. Meyer, Hamerling, Storm, Vischer, Bauernfeld, Anzengruber, Lingg, A. Fitger, Heyse, Lorm, Greif, Roquette, Wildenbruch, Dahn, Fulda** u. v. a. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Wilbrandt, Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heine, Vischer, Hermann Lingg, Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Bodenstedt** und **Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. a.

III. Band.

Säkkinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß). Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Déry.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** und **Robert Waldmüller-Duboc.** — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lyrische Gedichte von **Schack, Wildenbruch, Lorm, Stieler, Bodenstedt, Lingg, J. G. Fischer, Rittershaus, A. Fitger, Fulda, Richard Leander,** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß): Philosophische Poemata' Der wahre deutsche Kaiser u. v. a. — Essays von **Ludwig Fulda, R. M. Werner, Karl Frenzel** u. a. — Ungedruckte Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Heyse, Rittershaus, Waldmüller, Wichert, Goedecke, Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Rodenberg, Scheffel, Hertz, Eichendorff, Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852). Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.**

XIII. Band.

Heimkunft. Roman von **Wilhelm Jensen.** — Novellen von **Karl Emil Franzos** (Kossjowicz' Rache), **Anselm Heine** (Die Handschrift der Natur), **Johannes Schlaf** (Frühlings-Mond), **Karl Theodor Schultz** (Livia) u. a. — Selbstbiographische Auf

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen:

Heliotrop.

Gedichte
von
Ferdinand Hoefer.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. 2,50, eleg. geb. Mk. 3,50.

Ferdinand Hoefer, der in Braunschweig lebende Dichter, hat sich durch seine in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlichten Gedichte längst einen **geachteten Namen** unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart erworben. **Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung** zeichnen alle seine Gedichte aus.

Aus meiner Waldecke.

Gedichte
von
Karl Ernst Knodt.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. 2,—, eleg. gebd. Mk. 3,—.

Es freut uns, den trefflichen Liedern dieses hervorragenden Dichters, der als Pfarrer im Odenwald lebt, den Weg in die Oeffentlichkeit erschließen zu können. Prinz **Emil von Schönaich-Carolath,** sicherlich selbst ein berufener Dichter, dem das Manuskript vorlag, urteilt darüber: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur **starkes, reines Empfinden.** Mehrere dieser Gedichte sind **wahre Perlen.** Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der **reinen, frommfröhlichen Stimmung** ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der **innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.**"

Gestalten und Bilder.

Dichtungen
von
Wilhelm Idel.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. 2,50; eleg. gebd. Mk. 3,50.

Im vorliegenden Bande bietet der rheinische Dichter Balladen von knapper Sprache und dramatisch belebter Handlung, stimmungsvolle Naturbilder, zarte Lieder, schwungvolle Oden und fein zugespitze Distichen. Eine **Fülle mannigfaltiger, dichterischer Gaben von edlem Gehalt in schöner Form.**

Gedichte

von
Rosa Rübsaamen.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. 2,—; eleg. gebd. Mk. 3,—.

Die Verfasserin dieses Büchleins gehört zu den **wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen** der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist eine **seltene Musik der Form,** sowie **Tiefe des Empfindens und Kraft des Gestaltens.** Wir wagen es, eine Sammlung zu bieten, weil wir hoffen, daß jeder Leser dieses Bändchens ein Freund und Empfehler desselben werden wird. Neben hochdeutschen Gedichten enthält das Buch auch prächtige Dialekt-Gedichte in der heimischen Mundart der Verfasserin, der des Siegerlandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

---

sätze von **Hermann Sudermann** („Mein erstes Drama"), **Felix Dahn** („Münchener Erinnerungen"), **Rudolf von Ihering** („Erinnerungen an Bismarck und Savigny"), **Georg Ebers** (Aus meiner Kindheit) u. a. — Die gelehrten Frauen. Lustspiel von **Molière,** übersetzt von **Ludwig Fulda.** — Der Präsident. Drama von **Karl Emil Franzos.** — Ungedruckte Gedichte und Briefe aus dem Nachlaß von **Lessing, Lenz, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Zedlitz, Tieck, Bauernfeld** u. a. — Erzählende Dichtungen von **Hermann Sudermann** („Der alte Knecht"), **Friedrich Spielhagen,** („Ultima Thule"), **Ernst Wichert** („Preußische Landwehr"), **Otto Roquette** („Der Mann im Monde"), **Ernst Rosmer** („Eine Mutter"), **Robert Waldmüller-Duboc** („Der klassische Zeuge") u. a. — Nachdichtungen aus fremden Zungen von **Paul Heyse, Albert Dessof, Johannes Schürmann, Otto Mayer** u. a. — Gedichte von **Paul Heyse, Hermann Lingg, Friedrich Adler, Konrad Telmann, A. Godin, Otto Roquette, Hermann Hango, Ernst Wichert, W. Langewiesche, Hugo Salus** — Gutachten über die Theater-Censur von **Franzos, Bulthaupt, L'Arronge, Fulda, Heyse, Wichert, Lindau, Ludwig Barnay, Otto Devrient,** Professor **Kohler** u. a. — Essays von **K. E. Franzos,** Prof. **J. Minor** (Zur deutschen Metrik), **Otto Neumann-Hofer** (Zur Charakteristik Hermann Sudermanns), **Eduard von Bauernfeld** (Leben und Sterben). — Autographen von **Hans Sachs, Lessing, Schiller, Goethe.** Zahlreiche Mitteilungen, Recensionen u. s. w.

XIV. Band.

Vaterrechte. Novelle von **Konrad Telmann.** — Heimkunft. Roman von **Wilhelm Jensen.** (Fortsetzung und Schluß). — Der Frack. Novellette von **Karl Emil Franzos.** — Das Tintenfaß. Skizze von **Hermann Tomsch.** — Jungfer Justine. Schauspiel in vier Akten von **Paul Heyse.** — Der Präsident. Drama von **Karl Emil Franzos.** (Fortsetzung und Schluß). — Timon von Athen. Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung, bearbeitet von **Heinr. Bulthaupt.** — Sprüche und Aphorismen von **Otto Roquette, Wilhelm Jensen, Ludwig Fulda, Paul Nicolaus Cossmann** u. a. — Gedichte und Briefe aus dem Nachlaß von **Franz Freiherrn Gaudy, Adalbert von Chamisso, Eduard Mörike, Robert Hamerling, Hoffmann von Fallersleben** u. A. — Essays von Prof. Dr. **R. M. Werner** („Giebt es Humor?"), **G. Hirzel, K. E. Franzos** (Bauernfeld im März 1848) u. a. — Ein deutsches Nationalgedicht (**Hoffmann von Fallerslebens:** „Deutschland, Deutschland über Alles", in der Handschrift des Dichters). — Jean Pauls Tochter. — Epische und lyrische Dichtungen von **Ernst Eckstein, Hermann Lingg, Arthur Fitger, Paul Heyse, Ernst Rosmer, Hugo Salus, Ernst Wichert, Friedrich Adler, Karl Spitteler, Wilhelm Jensen, Hermine von Preuschen, Robert Waldmüller-Duboc** u. v. a. — Nachdichtungen aus fremden Zungen von **Paul Heyse, Valerie Matthes, Johannes Schürmann** u. a. Zahlreiche Aufsätze und Recensionen.

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung entgegen.

Für Band IV—XII, soweit wir dieselben liefern können, sowie für die Bände XV—XXVI bleibt der Preis von Mk. 8.— ungeändert.

Berlin W. 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 1. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 1. April 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Abonnements-Einladung.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt das erste Quartal des **XXVIII.** Bandes der **„Deutschen Dichtung"** und wir beehren uns hiermit, zum Eintritt ins Abonnement, resp. zur Erneuerung desselben ergebenst einzuladen.

Daß die **„Deutsche Dichtung"** der Aufgabe, die sie sich gesetzt hat, bewußt ist, erweist der Inhalt der bisher vorliegenden **siebenundzwanzig** Bände. Keiner litterarischen Partei unterthan und keine bekämpfend, durch die Mitarbeit der besten Dichter und Schriftsteller unserer Zeit gekräftigt, aber jedem jungen, ernst strebenden Talent zugänglich, ist diese Zeitschrift eine Heimstätte der künstlerisch wertvollen Produktion geworden und wird es bleiben.

Die „Deutsche Dichtung" erscheint wie bisher am 1. und 15. jeden Monats in Heften von $3^1/_2$–$4^1/_2$ Bogen größten Lexikon-Formats und elegantester Ausstattung. Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie der unterzeichnete Verlag nehmen Bestellungen entgegen.

Berlin W 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen

Digitized by Google

umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion“ auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion“ und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte ꝛc. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung“ bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: O. M. Philippsburg („E.-L.“, „Z.“); M. K. Berlin („D. H.“); R R. Berlin („Sch.“); J. G. Frankfurt a. M. („D. a. L.“); J. W. Wien („L.“, „D. P.“); M. H Falkenberg („J. K.“); J. D. Frankfurt a. M. („S. d. R.“); M. P. Ludwigslust („F.-D.“);

O. M. Philippsburg („B.“) Ein derartiger längerer Cyclus ist ja an sich schwer unterzubringen; zudem paßt uns die Tonart nicht ganz.

H. M. Berlin. Nach der Probe zu schließen leider nicht für uns geeignet.

A. B. Teck („Sch. i. L.“) Inhalt und Probe haben uns leider nicht den Eindruck gemacht, daß sich die Erzählung für uns eignen würde.

M. Sch. Bremen („D. v. St.“). Der Einsendung steht nichts entgegen, wenn Sie das Manuskript leserlich abschreiben lassen. Ihre Hieroglyphen mühsam zu entziffern, dazu reicht bei längeren Manuskripten unsere Zeit nicht und auch bei den eingesendeten kurzen Gedichten haben wir es diesmal zum letztenmal gethan.

R. St. St. Petersburg. Ihnen thut Ruhe und Selbstkritik dringend not. Senden Sie uns nur einmal monatlich drei Gedichte, aber sehen Sie sie vorher genau durch. Das wird für Sie und uns fruchtreicher sein.

R. S. Wien. Da muß eine Verwechslung vorliegen. Wir haben den Herrn nie zur Mitarbeit eingeladen, weil wir ihn auch nicht einmal dem Namen nach kennen.

B. T. Berlin. Ja!

☛ Alle bis 15. Januar d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII Heft 1, Hauptblatt: 15. März 1900, Umschlagbogen: 16. März 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII Heft 2, Hauptblatt: 31. März, Umschlagbogen: 1. April 1900.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung“ stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den

sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII

sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung“

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

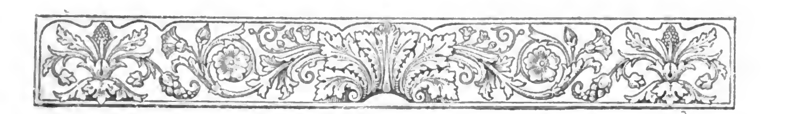
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“. — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Die Allmende.

IV.

Wenn eine Schulzentochter Hochzeit macht, ist das ganze Dorf in Aufruhr und rechnet sich's für einen Festtag! Etwas fällt für alle dabei ab, ist's nicht ein Kuchen, so ist's ein Trinkgeld, ist's nicht das, dann eine Rührung und Augenlust oder ein Zaun-Billet für die Hochzeitsmusik. Was werden da den Tag vorher für Birken- und Tannenreiser abgeschnitten, für Kränze und Guirlanden gewunden! Eine gewöhnliche Bauerntochter kann schon ruhig auf vier Ehrenpforten rechnen, aber für eine Schulzentochter sind sechs nicht zu viel von der Schwelle des Hauses bis zur Kirche.

Gar lieblich zieht sich da Gewinde zu Gewinde, bunte Bänder flattern davon herunter, in der Mitte zwischen den aufgepflanzten Masten schaukeln große bekränzte Tafeln mit „Hoch dem Brautpaar", „Deinen Ausgang segne Gott, Deinen Eingang gleichermaßen!" Die Kirche ist beinahe in ein Gewächshaus verwandelt, der Weg bis zum Altar so dicht mit Blättern und Blumen bestreut, daß man wie auf einem dicken Teppich geht. Hinter dem Hause, im Garten versteckt, steht ein Böller, auf dem der Großknecht bei der Rückkehr von der Kirche ein paar Schüsse abgeben wird: der Schullehrer hat zwei Carmina gemacht, von denen das eine reiche Nachkommenschaft verheißt, und den Schulkindern einen Chor eingeprägt, dessen Einsatz er fünfzigmal hat probieren lassen; schmunzelnd packt die Brautmutter die sechs Riesentorten aus, die vom Konditor aus der Stadt mit der Post gekommen sind und in Zuckerguß flammende Herzen, Amore und langbeinige Vögel zeigen, die auf einem imaginären Teiche einer innigen Beschäftigung nachgehen; das ganze Haus riecht nach Rosen, Lavendel und frischem Laub; alles blitzt und blüht und glänzt. Die Mägde stecken sich knallrote Schleifen auf grasgrüne Taillen, die ihnen die Dorfschneiderin zu Ehren des Tages zu eng gemacht hat, und der Brautkutscher hat sich ein halbes Pfund Klettenöl in die Haare gegossen, sodaß ihn seine Liebste, die zweite Kuhmagd, nicht wiedererkennt. Aber die größte Feierlichkeit, — weit größer noch als die in der Giebelstube, wo die Braut in ein kornblumenblaues, schweres Seidenkleid geängstet und mit Myrtenkranz und Schleier ausstaffiert wird, — die größte Feierlichkeit herrscht in der Küche. Denn dort steht ein wahrhaftiger Koch, ein Mann mit trübsinnigem, blassem Gesicht und einem feinfrisierten schwarzen Bart, von oben bis unten in blendendes Weiß gehüllt, und hantiert über Pfannen und Kasserollen, wie sie in solcher Vornehmheit für gewöhnlich keine bäuerliche Küche sieht.

Indessen füllen sich die Zimmer mit den Geladenen. Da kann man sehen, was Bauernreichtum ist: die Röcke von feinstem Tuch, die Kleider von schwerer Seide, dicke Ketten und Kreuze, Nadeln und Medaillons; da, was Bauerngeschmack: kirschrot und lila, blau und veilchenblau zusammen, das nahm sich niemand übel. Die Taillen von städtischem Zuschnitt und unglaublich schlecht sitzend. Nun, die Kunst, den gebeugten Rücken und dicken Figuren eine Façon zu geben! Unter den jungen Leuten und Mädchen giebt es auch prächtige Gestalten und hübsche Gesichter genug. Ein paar Müllertöchter aus Jannowitz sind zwei so zarte und bildhübsche Dinger, daß man sie für richtige feine Stadtfräulein halten konnte, so lange sie nämlich den Mund nicht aufthaten. Dann freilich! — Da reden die Hutmacher-Töchter aus Hirschberg, die auch zur Verwandtschaft gehören, ganz anders.

„Hulda", sagt die eine, „wer ist nur der schöne Mensch an der Thür, der die Hendrich-Anna immerfort anstarrt? Was an der bloß zu sehen ist! Die Jüngste ist sie doch nicht mehr und nicht einmal ein helles Kleid!"

„Das ist ein Vetter vom Bräutigam, o, gar 'was Feines! War in Potsdam bei den Gardehusaren."

Gottschalk 27 Ag 1931 ... 28-30

Digitized by Google

„Der Königs-Urlauber, von dem sie immer reden? Ist das der? Du, — mit dem möcht' ich zur Kirche gehen!"

„Mit dem ließe sich jede gern sehen. Und starrt in einemfort die Anna an."

„Weißt Du's schon?"

„Daß sie sich heut mit dem Resselgrunder Müller verloben soll? O ja!"

„Damit nur Geld zu Gelde kommt! Nun, wenn er das erst hört, wird der Herr Vetter an der Thüre wohl auf uns auch einmal ein Auge werfen." —

„Ich hab' mich schon immer nach dem Vater umgesehen", sagte der Breitenbacher Schmied zu der Anna. „Ist er denn nicht mit?"

„Er sagt: er tanzt nicht mehr, was soll er da? So mußt' ich allein fahren."

„Sonst wär' das für sich ein Fest wert, wenn man den Hendrich sollte noch einmal losgehen sehen!" lachte der Schmied.

„Er war auch nicht ganz auf dem Flecke."

„So, so! Nun, Sie braucht man nicht zu fragen, wie's Ihnen geht, Sie blühen ja wie eine Rose."

„'s ist heiß, Meister", sagte sie. Aber es war nicht so schlimm damit; es war, weil sie bemerkt hatte, daß zwei brennende dunkle Augen sie seit einer Stunde ununterbrochen anstarrten.

Zuerst hatte es sie ein bischen verwirrt, dann belustigt, dann geärgert und dann leise, — leise eine wachsende Unruhe in ihr Blut gegossen. Sie hatte versucht, sich vorzureden, daß sie sich täusche, sie hatte ihm halb den Rücken gedreht, hatte mit anderen geplaudert, war aufgestanden und hatte sich wieder gesetzt — und nur einem nicht widerstehen können: ihn manchmal anzusehen; und dann war sie jedesmal denselben brennenden dunklen Blicken begegnet. ‚Vielleicht einer, der sich in mein Geld verliebt hat', hatte sie gedacht und gemeint, daß die Sache damit abgethan sei, und gleich darauf gemerkt, daß das nicht so war, daß dieser Mensch mit seinen Augen, die manchmal lachten und manchmal tief ernst auf ihr ruhten, sie halb toll mache.

„Die Braut!" ging es flüsternd durch die Reihen.

Alle drehten sich um und sahen dem Paar entgegen. Nur zwei nicht, — die sahen sich an.

„Ich bin wohl verrückt?" sagte sie zu sich selber und schickte sich an, gleich den anderen die Braut zu begrüßen. In dem Gedränge, daß jetzt entstand, wußte er sich dicht an sie heranzuschieben, und als er neben ihr stand, flüsterte er: „Das wär' 'ne Braut!"

Sie drehte sich um und erschrak. In ihrem Leben war sie nicht so erschrocken. Dieses kluge, starke, kühle und sichere Mädchen, das in Anbetracht ihrer achtundzwanzig Jahre und der Notwendigkeit, dem Hendrich-Hof einen Besitzer und Erben zu geben, vor ein paar Tagen dem Resselgrunder Müller ihre Bereitwilligkeit, ihn zu nehmen, ausgesprochen hatte und gekommen war, sich heute feierlich mit ihm zu versprechen, fühlte sich bis in die Seele erschreckt von einem fremden Gesicht, aus dem ein paar blitzende Augen und ein paar begehrliche Lippen sie anlächelten, und von dem sie selbst die Augen nicht abzuwenden vermochte.

„Ich bin der Wilhelm Reiner aus Wolfskehl", sagte er leise. „Können wir nicht bei Tische zusammensitzen, Fräulein?"

„Ich weiß nicht, wie die Frau Schulzen sich das gedacht hat", meinte das Mädchen, das recht gut wußte, daß der Resselgrunder Müller neben ihr sitzen sollte.

„Darauf käm's doch nicht an, was sich die Wirtin gedacht hat. Ich hätt' halt Lust, und wenn Sie wollten, Fräulein, setzt' ich's durch."

Sie lächelte verlegen und senkte die Augen vor seinen dringlichen und siegesgewissen Blicken. „Warum sollt' ich neben Ihnen ungerner sitzen, als neben einem anderen?"

Er nahm ihre Hand und drückte sie sehr fest. „Ich dank' Ihnen schön, Fräulein, ich hatt' mich auf so ein Glück nicht gespitzt. Kann ich nicht auch wissen, wie Sie heißen?"

„Anna Hendrich."

„Sie? Sie sind die Hendrich Anna? — Wenn's da nur nicht eine zu große Ehre ist für mich!"

Sie lächelte verwirrt, beglückt. Er hatte also nicht gewußt, wer sie war, nicht, daß sie für die reichste Partie weit und breit galt; das Begehren auf seinen Lippen galt also nur ihr, nur ihrer Person. Es überkam sie wie ein Rausch. Und dabei war sie sich ganz klar und sagte sich selber: ‚so ist es, wenn sich zwei plötzlich in einander verlieben,' und obgleich sie den Druck seiner Hand nicht erwiderte, ließ sie ihm doch die ihre und dachte: ‚sie gehört ihm ja schon, wie kann ich ihm wegnehmen, was ihm gehört?' So stark und so unwiderstehlich war über sie gekommen, was sie nicht kennen gelernt hatte bis zu diesem Tag.

Dann wurden sie auseinander gedrängt. Ein paar ganz junge Brautjungfern, wie frisch vom Butterfaß weg, aber in himmelblauem und gelbem Tarlatan mit Atlasleibchen, Schäferkränze über den griechischen Haarknoten, wurden vorgeschoben, um mit ihren Galanen vom Dreschflegel in die Glaskutschen verladen zu werden, die ihrer harrten. In

Digitized by Google

den vierten wurden die Anna und der Wilhelm geschoben, die sich noch immer an der Hand hielten und nicht darnach fragten, ob ihnen eigentlich andere Partner zugedacht worden waren.

Es dauerte eine ganze Weile, bis alles an Gevattern, Onkeln und Muhmen eingepfropft war. Die schweren Ackergäule in gutem Geschirr, sauber gestrählt und mit Sträußen zwischen den Ohren, tänzelten wie Zirkus-Pferde im Vollgefühl der festlichen Begebenheit, warfen den Kopf in die Höhe und schüttelten die Mähnen, die Hunde bellten und die Schulkinder sangen unentwegt mit einem falschen Fis: „Endlich ist die Stunde da". Ein Geruch von Klettenwurzel-Öl, Schweiß und Rosen schwebte über dem Ganzen.

Endlich brauste der Zug ab. Man hatte nie einen stattlicheren gesehen.

Der Anna war's wie im Traum. Beim Abschied hatte sie noch zu dem mürrischen Alten gesagt: „Vater, heut also wird's richtig gemacht, denn einmal muß es doch sein, da ist's schon am besten, wenn so ein rechter Rummel los ist, da springt man wie mit verbundenen Augen hinein, und ein guter und ehrenwerter Mensch ist er ja, und also, so Gott will, komm' ich als Braut wieder." Und nun? — wie ein siebzehnjähriger Guck in die Welt! Und sie empfand es trotz alledem nicht wie etwas Thörichtes oder Lächerliches oder etwas, das sie demütigte, — vielmehr als ein seltsam Großes und Starkes und als ein unverdientes Glück, das ihr beschieden.

Einmal war's ihr doch, als ob sie sich alles einbildete, gerade als der Pastor die Brautleute zusammengab. Es war wohl auch nur der absonderliche Geist, der an einem solchen Tage spukte, einem zu Kopfe stieg und etwas in's Blut that, und morgen war es am Ende vorüber, war nichts als ein Nebel von all' diesen Klängen, Düften und Kerzen. Sie suchte ihn mit den Augen. Er stand, sah sie an und lächelte. Da gab sie sich drein. —

Warum auch sollte der Wilhelm nicht lächeln?

Er hatte sich ein bischen gefürchtet, die Tochter des reichsten Bauern im Kreise zaghaft als einen ungefügen Dragoner, früh gealtert und mit groben Zügen, sich vorgestellt, und dann, — so leid es ihm um Reichtum und Ansehen gewesen wäre, — dann hätt' er doch nicht gemocht. Und nun hatte sie ein so frisches, liebes, kluges Gesicht, hielt sich so proper und sah so gut aus, — es war ihm gar nicht schwer geworden, seine Wünsche auf sie zu richten: — freilich auch nicht, sie glauben zu lassen, daß er sie nicht kenne. Auch redete sie ein gut Stück besser als die anderen mit ihrem Dreschflegel-Schlesisch und konnte rot werden und die Augen niederschlagen, wie sonst ein rechtschaffenes junges Mädel. Alles das pries er in seiner Seele überlaut, weil er sich's nicht eingestehen mochte, daß er all' diese Vorzüge doch nur in der glänzenden Beleuchtung ihres Reichtums sah und von ihr nichts kannte, als ein vertrauenerweckendes Gesicht. Und weil er gern wollte, daß etwas wie Liebe bei der Sache mitspielen sollte, sah er sie immerfort an, um sie zu beunruhigen und in sich verliebt zu machen, in der Überzeugung, daß das auf sein Gefühl zurückwirken müsse. Ja, es gab Augenblicke, wo dieses sich einbildete, regulär Feuer gefangen zu haben, oder wo es auch wirklich so war. Und also: warum sollte er nicht lächeln? Manchmal schmunzelte er sogar, — wenn man es so leicht hat!

Nach der Trauung ging es wieder in den zwölf, fünfzehn Bauernkutschen zurück und „zur Tafel". Nun, ob das fein war! In einem Nebenraum waren ein Geiger, ein Flötist, ein Hornist und einer mit der Baßgeige untergebracht, die erst einen Choral spielten und dann mit einer Energie, die ihren Fingern und Lungen alle Ehre machte: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai', ‚Wir winden dir den Jungfernkranz', ‚Seht ihr nicht, da kommt er schon', und so dergleichen, immer eins ums andere und wieder von vorn an. Der Pastor, der sie zusammengegeben, war auch ein Stündchen da, aber eine größere Rolle spielte eigentlich der Schullehrer. Er brachte den Toast aus, hatte die Tafellieder gemacht und gab später noch ein paar Solo-Vorträge zum Besten. Er war ein schmächtiger Mensch, mit blondem Vollbart, goldener Brille und Siegelring, und behielt immer ein bißchen etwas Aristokratisches, obwohl er kein Feind von zugesendeten Speckseiten, Gänsen und Würsten war.

Als Toast-Sprecher that sich außerdem der junge Reiner auf. Für bäuerliche Begriffe machte er es sogar hervorragend schön, wie er „die Damen" leben ließ, — aber schließlich: von einem früheren Königs-Urlauber von den Garde-Husaren ließ sich schon 'was erwarten. Bei Tisch gab er einen ausgezeichneten Unterhalter ab; zwar sprach er viel und mit Vorliebe von sich selber, aber da alle den Eindruck hatten, daß er eine ganz ausgezeichnete Persönlichkeit sei, blieb interessant, was er sagte, umsomehr, als er allem einen bedeutenden militärischen und weltstädtischen Hintergrund zu geben wußte, und mit einer Leichtigkeit erzählte, daß es schon beinahe witzig war. Auch war in seinem guten Gedächtniß erstaunlich viel von Anekdoten und Versen hängen geblieben, die er gut anzubringen wußte und, ohne

Digitized by Google

sich zum Tischnarren zu machen, im Gegenteil, mit einer Art jovialer, herzlicher Herablassung, bezauberte er mit seinen Flausen.

Auf die Cour-Macherei verstand er sich wie einer. Immer, wenn er sich an seine Tischnachbarin wandte, wußte er in seine Augen etwas Besonderes zu legen, die Rede so zu drehen, daß etwas Schmeichelhaftes für sie herauskam, und sie mit Aufmerksamkeiten zu überschütten. Wenn er in ihr Geld verliebt war, so machte er doch in der That den Eindruck, als sei er es in ihre Person, und nur zu gern glaubte sie, was zu glauben sie glücklich und stolz machte.

„Und wie steht's denn nu um uns zwei?" fragte sie nach Tisch der Nesselgrunder. „Es hieß ja, wir würden das heute in Ordnung bringen."

„Es eilt wohl nicht so", sagte sie verwirrt. „Man muß sich so etwas doch überlegen."

„Das Ueberlegen muß auch einmal ein Ende nehmen."

„Nächste Woche will ich Bescheid sagen."

„Ich glaube, ich weiß schon, woran ich bin", sagte der Müller und ließ sie stehen.

Sie lächelte beglückt, daß sie ihn los war.

Inzwischen hatten die Musikanten wieder eingesetzt. Sie hatte sich nie etwas aus dem Tanzen gemacht und es mehr wie ein Geschäft abgewickelt, das zum Anstand des Lebens gehört. Aber nun freute sie sich darauf.

„Schade, daß Sie nicht auch ein schönes helles Kleid angezogen haben, wie die anderen jungen Mädel", sagte der Wilhelm.

Sie ärgerte sich jetzt auch, daß sie es nicht gethan hatte, und zugleich freute sie sich, daß er keinen Unterschied zwischen ihr und den anderen mache. Sie war ja auch noch jung.

„Wenn ich gewußt hätte —"

„Was gewußt?" fragte er dringlich.

„Ich meine —"

„Das es mir besser gefallen hätte? Ja? Nu, zur nächsten Hochzeit, da geben Sie's weiß."

„Warum denn nicht!"

„Und — mit Kranz und Schleier."

„Das käm' drauf an!"

„Natürlich käm's drauf an! Mir auch." Weiter sagte er nichts, sondern tanzte drauf los.

Es wurde heiß und heißer in den Stuben, die Luft dick und schwer, das Lachen ausgelassener, das Schleifen und Stampfen wilder. Die Stolze, Kühle focht es nicht an. Die Gevatterinnen um sie her flüsterten und stießen sich mit den Ellenbogen an über die Anna, — sie merkte es nicht. Sie tanzte fast den ganzen Abend mit ihm. Und immer fester verstrickte sich ihr Herz in die Bande, die er um sie gewoben. Ein paar Mal verletzte sie diese naive, siegesgewisse Anmaßung an ihm, aber nur für einen Augenblick, im nächsten war sie schon beglückt davon.

Als das Fest seinem Ende entgegenging, und als sie eben wartete, daß sie wieder abtanzen würden, fragte er mit einem Male, ganz unvermittelt: „Nun, mit uns beiden, wie ist's da? Sind wir die nächsten, die Hochzeit machen?"

„Aber das muß man sich doch überlegen."

„Bei mir giebt's kein Überlegen! Ja oder nein?"

„Ja!"

„Zu Michaeli?"

„Ja!"

„Gut dann — abgemacht." Und fort ging's.

V.

„Nun? Giebt's heute nichts im Stalle zu thun?" fragte am nächsten Morgen der Bauer, da seine Tochter zögerte.

„Gleich, Vater!"

Aber sie räumte immer in der Stube herum, weil sie auf seine Fragen wartete, und ging nicht.

So schwiegen sie beide eine Zeitlang und warteten auf einander.

Endlich sagte das Mädchen: „Es war recht schön, Vater, Ihr hättet sollen mitkommen. Sechs Ehrenpforten und die Schulkinder so schön gesungen, die Madel alle in weißen Kleidern und —"

„So? — Und mit dem Müller, — ist das in Ordnung gebracht?"

„Ja, — das heißt —"

„Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Ich — hab' mich mit einem andern versprochen, Vater."

„Was?"

„Ich denke, er wird wohl heut herüberkommen. Ob's Euch paßt, Vater?"

„Paßt? Ich nehm' mir den Kerl nicht. Heirat Dir'n Dreschflegel, wenn Du willst!"

„Es ist einer aus der Strehlener Gegend, und er hat bei den Garde-Husaren gestanden, und — er ist noch ein junger Mensch —"

„Sieh nur! So, so! Nu ja — nimm Du Dir 'nen Husaren, das machst Du recht, einen grünen Husaren!" Stand auf und ging hinaus.

Sie seufzte. Der Hohn und die Gleichgültigkeit des Alten kränkten sie, und sie empfand etwas von dem Rückschlag ernüchterter Stimmung. Und so fühlte sie sich unsicher. Sie war nicht mehr ganz dieselbe, die bisher in starkem, in sich beruhendem

Digitized by Google

Wesen ihres Weges gegangen. Wenn klare, verständig praktische Naturen von einem sinnlichen Reiz gepackt werden, auch wenn dieser kein gemeiner ist und sich gleichzeitig an das Herz wendet, so fühlen sie das, was in ihnen erweckt worden, doch als ein Fremdes, das vielleicht nichts, als ein Irrtum ist, dessen sie sich in gewissem Grade schämen.

Daß sie sich so gradeweg in einen schönen, jungen Kerl verliebt hatte, war ihr peinlich, — peinlich, daß es die anderen gemerkt und sie darob aufgezogen hatten. Eine ihres Alters, die darin einige Erfahrung besessen, hätte sich besser beherrschen können: sie hatte sich mit der Naivetät einer Sechzehnjährigen verraten. Ganz ungeheuer kränkte das ihren Stolz. Sie glaubte, sie müsse es nicht überleben können, wenn jetzt aus der Partie nichts würde, nicht so sehr ob des Verlustes, als der Kränkung ihres Stolzes. Dann wünschte sie plötzlich wieder, er möge nicht kommen. Und war sie überzeugt, er würde kommen, und sehnte ihn herbei, fürchtete sie, die Gleichgültigkeit des Bauern könnte in Härte und Tyrannei umschlagen. Wie neu und seltsam das war, diese Unsicherheit! Zum Glück verschlang das harte Tagewerk bald ihre Zweifel und Sorgen.

Als er dann am Nachmittage kam, empfing sie ihn steif und verwirrt.

Sie merkte gar nicht, daß auch er verlegen war. Die Schnelligkeit seines Sieges verblüffte ihn selbst, und wie sie da im Hauskleid und Schürze, mit schlichtem Haar, in der nüchternen Tagesstimmung vor ihm stand, mochte sie ihm weniger gefallen. Auch hatte er eine gewisse Scheu, sich etwa mit dreisten Blicken umzusehen, als wolle er mit seinen Augen nur schnell in Besitz nehmen, was ihm hier zufallen sollte, und so stand er ein paar Augenblicke mit leicht befangenem Lächeln vor ihr, indem er ihre Hand hielt und sich mit der anderen den Schnurrbart strich. Diese Befangenheit aber gab ihm etwas Liebes und Ehrliches, das sie wieder zutraulich machte.

„Sie spannen doch aus?" fragte sie.

„Ich denk' schon."

„Ich muß Ihnen doch alles zeigen, und so schnell sind wir damit nicht fertig."

„Ich hab' gestern Abend und heute erst gehört, daß Ihr's ja gar dicke hier habt," log er. „Wenn ich da nur werd' willkommen sein, wo wir unserer achte auf's Gut sind?"

Aber sie hielt schon bescheiden die Thür geöffnet, für den zukünftigen Herrn. Sie hatte es wirklich vergessen, daß sie die reichste Erbin war weit und breit.

So gingen sie in die einfache Wohnstube, wo die Mahlzeiten pflegten eingenommen zu werden: der Hendrich saß am Tisch und hatte einige Papiere vor sich, die mit Zahlen bedeckt waren.

„Vater, der Herr Reiner aus Wolfskehl, wo ich Dir sagte, daß wir ein Paar werden wollen, wenn Ihr nichts dagegen hättet."

Der Alte stand langsam auf und sah den Freier an, der den Blick mit leichtem Lächeln aushielt.

„Herr Hendrich, wenn Sie mir Ihre Tochter geben wollen, — ich bin ein ordentlicher Kerl und, was die Wirtschaft anbelangt, gehörig auf'm Platze."

„So! Nu, mehr kann man nicht verlangen", meinte der Hendrich mit trockenem Hohn. „Und wie alt sind Sie denn im ganzen?"

„Zu Weihnachten werd' ich fünfundzwanzig."

„Da kannst Du Dir'n ja noch zieh'n, Anna."

Der Freier ließ sich nicht verblüffen. „Wer's Militär hinter sich hat, der ist auch ein ganzer Kerl. Sonst, was die Jugend anlangt, das ist ja ein Fehler, mit dem man sich alle Tage bessert."

„Hm! Und da haben Sie sich so Hals über Kopf in mein Gut verliebt?" grunzte der Bauer, sich wieder setzend. „Nu, nehmen Sie nur Platz, Herr Erbe, 's ist mir ja eine Ehre."

„Sie werden ja wohl Ihre Tochter auch höher schätzen als Ihr Gut", meinte der Junge. „Warum soll ich sie denn nicht höher schätzen?"

„Na, lassen wir's gut sein! Hast Du keinen Kaffee für den jungen Herrn, Mädel?"

Da brachte die Magd schon eine feine Decke, starken Kaffee und frische Butterschnitten.

Schweigend machten sie sich darüber her.

„Adieu", sagte der Alte, noch während die Liebesleute schmausten, denn deren Appetit war nicht besonders, und die Mühle mahlte langsam.

„Das war gerade kein aparter Empfang," bemerkte der Bräutigam aufstehend.

„Er hat sich gestern geärgert, da ist er so. Er wär' zu jedem so gewesen."

„Krieg' ich von Dir keinen bessern? Ein Kuß wird sich doch wohl gehören."

„O ja!" Und freimütig hielt sie ihm die Lippen hin.

„Aber ansehen dazu, das schickt sich", lachte er jetzt vergnügt. „So! Noch einen! Und noch einen! Ach, Mädel, das Küssen mußt Du noch lernen! Also noch einmal! Aber ansehen!"

Sie aber machte sich los, es hatte sie längst wieder gepackt, das starke Gefühl für ihn und,

Digitized by Google

neben der beleidigenden Art des Vaters, der Trotz, zu ihm zu halten um jeden Preis. Aber diese heftige Zärtlichkeit gefiel ihr nicht.

„Willst Du nun nicht den Hof sehen?“ fragte sie.

Er that ein bißchen gekränkt, war aber sogleich fröhlich dabei, ihr zu folgen.

Das war ihr nun ein großer Stolz, ihn überall herumzuführen. Der Staat aber auch! Das treffliche Rindvieh, fünfzig, sechzig Stück, alle glatt und blitzblank und zutraulich, wie sie bei guter Behandlung sind! Er lobte mit Sachkenntnis Tiere und Wartung, und sie sah mit Freude, daß er das Ding verstand. Darnach gingen sie zu den Pferden, und die interessierten den Kavalleristen freilich noch mehr. Eine junge Fuchsstute mit feinem Hals und klugem Kopf gefiel ihm am besten, und nicht lange, so ließ er dem Tier eine Decke auflegen, führte es in den Hof und schwang sich darauf. Das Pferd widerstrebte erst, aber da er ihm freundlich zuredete und Luft ließ, setzte es sich schließlich in einen flotten Trab, wobei der Reiter sich vorteilhaft genug produzierte.

„O, Du verstehst's schon“, sagte sie.

„Na gelt: ein ordinärer Bauer bin ich nun nicht?“ meinte er eitel und tänzelte noch ein bißchen hin und her mit dem Tiere, ehe er absprang.

Sie lachten alle beide. Er war sehr vergnügt: er hatte es weg, immer etwas wie einige Herablassung in sein Wesen zu legen, als ob er eigentlich aus einer besseren Rasse wäre, und das kam seiner Position sehr zu statten.

„Ein Prachtkerl, der Fuchs. Aber was? Ich — ich bin auch einer?“

Sie wurde ein bißchen rot und sagte: „Ihr zwei paßt gerade zusammen.“

„Wir zwei aber auch!“

„Wenn Du's nur denkst!“

Dann ging es in die Gerätekammer. Da hatte er 'was zu sehen. Alles reichlich, blank und sauber aufgestellt und in bestem Stande; eine Menge Maschinen neuester Konstruktion verrieten den Großbetrieb.

„Ihr drescht wohl auch mit Lokomobile?“ fragte er, sich nach einer solchen umsehend.

„Der Vater hatte es einmal eingeführt, ich bin aber wieder zum Handdrusch gegangen. Die Tagelöhner sind am Ende auf den Tagelohn eingerichtet, soll man die Menschen um ihren Verdienst verkürzen?“

„Ja, lieber Gott, es richtet's sich doch jeder ein, wie's am praktischsten ist! Und das ist nun gerade so schön beim Maschinendrusch: kommt's Getreide 'rein, braucht's erst gar nicht in die Scheuern gestopft zu werden, — gleich, heidi! los! Und der Spaß, wenn das so surrt und schnauft, hier die Körner, dort die Spreu, Stroh gleich zum Binden, und alles rasch vom Halse. In ein paar Tagen sind ihr' hundert Morgen gedroschen, 's Getreide in Säcken und kann auch gleich auf die Bahn. Stehen die Kornpreise niedrig, wartet man, stehen sie gerade hoch, kann man's benützen und verkaufen: denn daß man das meiste 'rausschlägt, das ist's doch schließlich, worauf man sehen muß.“

„Beim Kleinbesitzer wohl“, sagte sie, mit der Hand über die Zinken einer Drillmaschine streichend, „aber beim Großbesitzer nicht. Der muß auch drauf sehen, daß die Armut zu ihrem Recht kommt. Wenn ich die Maschine feiern lasse, die hat nicht Hunger und Durst, der thut's nicht weh, wenn sie auch keinen Halm kriegt, aber den Menschen thut's weh. Und surrte meine Maschine, und die Säcke ständen schön zugebunden da, und dann träf' ich so ein ausgemergeltes Weib, die blassen Kinder und den verzweifelten Mann, — na, die Freude über meinen Drusch, die ich da hätte! So werden die Menschen satt, und was die Getreidepreise angeht, so haben wir's gottlob nicht nötig, drauf zu lauern.“

„Du hast aber ein gutes Herze.“ Und die Achtung und Bewunderung für sie, die in seinem Gesicht lag, war sehr ehrlich.

„Ach, Du gewiß auch!“

„In der Sache kann man immer von Euch Weibern lernen.“

„Von unserem neuen Pastor kann man's auch lernen. Von dem kann man überhaupt lernen. Schade, daß er mit dem Vater nicht gut steht!“

„Eigentlich, — Dein Vater, — das ist wohl kein Guter?“

„Er ist so ungleich. In manchen Dingen gut und in andern hart. Früher hatten wir manchmal arge Tänze mitsammen, aber da er sieht, ich hab' alles gut in Gange und versteh' meine Sache, da läßt er mich schaffen.“

„Eine gute, fleißige und kluge Frau krieg' ich aber!“ sagte er, sie mit seinem vergnügtesten Lächeln um die Taille nehmend. „Du weißt gar nicht, wie stolz ich auf Dich bin.“

„Aber Du freust Dich doch auch ein bissel, daß wir's so haben werden?“

„Nu, ich bin kein Verächter!“

„Ich hab' mich nie so drüber gefreut, daß wir reich sind, als jetzt, da Du drüber sein sollst.“

„Da thät' ich Dich nu gleich wieder küssen, wenn Du's leiden könntest. Aber so magst Du ja nicht.“

Digitized by Google

„Laß mir nur ein bissel Zeit. Ich muß mich in manches erst finden", sagte sie errötend und mit einer Befangenheit, die verriet, daß, obgleich ihr der Austausch von Zärtlichkeiten noch Überwindung kostete, es sie beglückte, daß er ihn suchte.

„Wir wollen nun weitergehen", sagte sie.

Es ging jetzt nach dem Schafstall und der Milchkammer. Die war ihr besonderer Stolz, und so mußte er sie auch ansehen. Hier gab es nun 'was von Gekicher unter den Mägden! Daß die Anna sich endlich auch einen Liebsten ausgesucht hatte, und einen so jungen, schneidigen obendrein, das wollte ihnen gar nicht in den Kopf. Sie warfen dem Wilhelm verliebte Blicke zu, und er machte ein paar Späße mit ihnen. Das würde ein leutseliger Herr! Die Anna stand dabei und lächelte.

Zum Abendessen kam der Alte wieder, aß, schwieg und stand wieder auf. Da ward dem Freier etwas schwül. An der Thür aber drehte sich der Bauer um und sagte kurz: „In acht Wochen ist Hochzeit! Dann aber macht bald, daß man 'nen Erben besieht!"

Nun, ein Liebenswürdiger war er nicht und ein feiner auch nicht, — aber mochte er sein, wie er wollte, da er nur zustimmte!

Bald darnach fuhr der Freier ab, in den lachenden, goldenen Abend hinaus.

Er hatte doch ein Heidenglück!

Vor drei Tagen noch hatte er die Hand, wie zum Scherz, nach dem stolzen Hofe ausgestreckt, — und heut hielt er ihn schon fest!

Und gut und brav war die Anna! Wenn er sich's recht gestehen sollte: so wirklich ehrlich verliebt in sie war er ja nicht. Die paar Jahre, die sie älter war, glichen zwar die hunderttausend Thaler, auf die der Alte geschätzt wurde, aus — aber ein bißchen lustiger und bethulicher hätt' er sie freilich haben wollen, und daß sie hübsch mit ihm geäugelt, ihn umhalst und gezittert hätte vor Glück, daß sie ihn kriegen sollte; ja, das hätte er gern gehabt, erstens, weil es ihm gefiel, und zweitens, weil er wußte, daß, je größer die Zärtlichkeit eines Weibes, desto größer die Macht über sie ist.

Aber sie würde noch zittern vor Glück! Und er würde alles haben: Besitz und Macht und — das.

(Fortsetzung folgt.)

Lied.

Die Rose, die Deine Hand mir gab,
In der fröhlichen Zeit, im Mai,
Die ist längst verwelkt und ihr Duft verweht,
Und der Frühling ging vorbei.

Das Laub vermodert am Wegesrand,
Und das raschelnde Gras verdorrt —
Nur heimlich in meines Herzens Grund
Blüht noch immer der Frühling fort.

Dort singt noch immer die Nachtigall,
Dort gehen die Winde sacht,
Und der Flieder hinter dem Gartenzaun,
Der duftet die ganze Nacht.

Und ich wahre mein Herz vor Sturm und Frost
Und vor Alter und nagender Pein,
Und ich warte der Rosen, die dort blühn,
Daß sie heimlich und still gedeihn.

Mein Herz ist an Schönheit und Licht so reich,
Wie ein ewiger sonniger Mai —
Und Dir bring' ich die blühenden Rosen all',
Wenn Dein Frühling dereinst vorbei.

Georg Edward.

Ein neues Jahrhundert.

Gleichgültig strahlt Ägyptens Mond und klar
Auf Wüste, Minarets und Pyramiden.
So schaute er schon viele tausend Jahr
Auf Pharaonenschlaf und Mumienfrieden.

Sah pflanzen hier den Trikolorenaar
In Wüstensand den fremden Bonaparte,
Der bleiche Träume spann so wunderbar
Um seine Sphinx, um seine Ruhmstandarte.

Und strahlen wird er viele tausend Jahr
Gleich wie des Ruhmes trügerischer Flimmer.
Der Sand zerrinnt . . was bleibt, was ist und war?
Auf Wüstensand ein fahler Mondenschimmer.

Ob aus dem ersten oder letzten Jahr
Des neuen oder sterbenden Jahrhundert
Der Zukunft Zeitenwende sich gebar,
Es starb noch jede Zeit, die wir bewundert.

Karl Bleibtreu.

Digitized by Google

„Hab' ich Dir ein Lied gesungen . .“

Hab' ich Dir ein Lied gesungen,
Und ich seh, Du liebster Mann,
Daß es Dir ins Herz gedrungen,
Deinen tiefen Augen an —

Ach, dann fühl' ich Himmelswonnen
Heiß durch meine Seele glühn!
Liebster, nur in diesen Sonnen
Können meine Lieder blühn.

Wenn sie einst mir untergingen,
Würden meine Töne auch
Für die Ewigkeit verklingen,
Wie ein letzter, banger Hauch!

Würden durch die Nacht entschweben
Wie ein Traum aus schöner Zeit;
Nicht mehr singen, nicht mehr leben
Könnt' ich in der Dunkelheit.

Marie Krönig.

Ihr Kleid.

Endlich heute los vom Leid,
Will ich an die Arbeit gehen,
Muß ich da Dein blaues Kleid
An dem Riegel hängen sehen.

Und der ganze Teufelchor
Meiner Sehnsucht, meines Leides
Stürzt mit Hohngelach hervor
Aus den Falten Deines Kleides.

Martin Havenstein.

Abendstunde.

Fern von der lauten Welt,
In einem stillen Garten,
Auf den die Mondnacht fällt,
Wirst Du dann meiner warten . . .

Ich steig' mit schnellem Fuß
Den Stufenweg empor —
Dein leiser Sehnsuchtsgruß
Berührt mein lauschend Ohr.

Da öffnest Du mir sacht
Die Thür mit Liebeshänden —
Da will mich in der Nacht
Ein Himmelsschimmer blenden.

So wird das Heiligtum
Mir selig aufgethan —
So hält das Weltall stumm
Für mich den Atem an!

Erna Ludwig.

Im Februar.

Der Buchfink bläht so keck die Brust,
Sie schimmert zärtlich rot,
Ihn hat mit neuer Lebenslust
Der Frühling schon durchloht.

Doch schweigt er. Hat er, was er sang,
Vergessen, Lied und Ton?
Wenn nur am öden Wiesenhang
Das Veilchen blühte schon!

O, wenn die Knospe schwillt und springt
Am Busche und am Baum,
Wie er da schmettert, jubelt, singt,
Wie wach aus bösem Traum.

Sein Weibchen ihm so traut gesellt,
Vorbei des Winters Not;
Will Einer mehr von dieser Welt,
Als Liebe, Licht und Brot?

Hans M. Grüninger.

Ein Portefeuille.

„Bedaure sehr, ein andres ist nicht frei!
Es ist nicht das Ressort, auf das Sie harrten? —
Wenn Sie — Sie können nicht — noch etwas warten,
Dann finden Sie vielleicht, was passend sei.

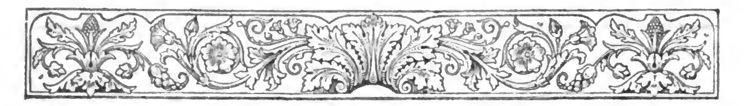
Ja, ich versteh' — Sie zählen nicht bis drei,
Sie spielen an und kennen nicht die Karten —
Mein Gott, wer kümmert sich um solche Schwarten?
Sie sind ja doch Minister der Partei!

Es wird schon gehn. Vorerst ein Amtsgesicht!
Geht's nicht mit Reden, machen Sie den Schweiger,
Bedeutend ist das und verbindet nicht.

Wer vorne sitzt, der ist der erste Geiger,
Und das Orchester thut schon seine Pflicht —
Das Uhrwerk geht, die Welt sieht nur die Zeiger!“

Friedrich Adler.

Digitized by Google



Alle Rechte vorbehalten.

Agnese.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Hilde.

Komm zu Dir, teures Kind. Der König befiehlt,
Daß wir ihm folgen.

Agnese (verstört).

Wohin?

Hilde.

In die Kapelle.

Agnese.

Nie betret' ich sie, nie! mit denen zu beten,
Die ihn verfluchen, den Heißgeliebten.

Hilde.

Kind — der Vater befiehlt.

Agnese.

Laß mich allein.
Keines Menschen Nähe ertrag' ich.

Hilde.

Lindre durch Thränen Dein Leid. Rufe mich bald.
(Geht ab.)

Agnese.

Weinen? Ich kann nicht weinen.
Trocken sind alle Bäche,
Eiserstarrt die Bronnen.
Ach! mein Herz will springen vor Weh.
Kaum gefunden, so ihn verlieren!
Er liebt mich, er liebt mich —
Gewißheit gab mir sein Wort.
Zaubergewaltig ist Liebe!
(Rolf steigt am Altan auf, von ihr unbemerkt.)

Rolf.

Agnese!

Agnese (sich erfreut zu ihm wendend).

O mein Geliebter!
Kommst Du? Glaubst Du an mich?

Rolf.

Wie ich Dein Herz erkannt.
Lange, ach! lange schon war ich Dein.
Darf ich Dir nahen? Ich bin verbannt.

Agnese (die Arme ausbreitend).

Komm! Hier sollst Du geborgen sein.

Rolf (eilt zu ihr).

Rufst Du so hold, zwingt mich's zu Dir.
(Umarmt sie.)
Wonniges Glück, selige Lust
An der Geliebten Brust!

Agnese (ohnmächtig).

Die Sinne schwinden mir.

Rolf.

Einen Kuß auf den bleichen Mund —
(küßt sie.)
Fühl' ihn in tiefstem Herzensgrund.

Agnese (erwachend).

Warum weckst Du zum Leben mich wieder?
Wär' ich vergangen in Deinen Armen!

Rolf.

Möchtest Du sterben?

Agnese.

In Liebeswonnen. —
Ach! mein Vater kennt kein Erbarmen!

Rolf.

Nein, ich will Dein Herz nicht bethören,
Gegen des Vaters Gebot mir anzugehören.
Abschied zu nehmen kam ich her.

Agnese.

Abschied! O Gott —! Nimmermehr!
Sprich nicht von Abschied, das Wort ist Tod.

Rolf.

Darf ich's verstehen,
Was glückverheißend
Der holde Mund spricht?
Wenn Du so heiß mich liebst,
Ganz Dich zu eigen mir giebst —
Sprich, was soll geschehen?

Agnese.

Nimm mich mit Dir,
Dein eigen bin ich ganz!

Rolf.

Nein, bedenke: Willst Du entsagen
Der Krone Glanz?
Ein Verbannter bin ich.

Digitized by Google

Aus Nordlands Reichen
Muß ich entweichen.
Fremd in der Ferne
Folgen des Glückes
Schwankendem Sterne.
Willst Du mir folgen
In Not und Gefahren?
Thränen der Reue — bedenke.
Noch kannst Du sie sparen.

Agnese.

Thränen der Reue, wenn ich sie weine,
Nimmer war ich die Deine!
Ach, ich seh's, Du liebst nicht wie ich.
Könntest Du sonst mich fragen,
Ob ich erschrecke vor kühnem Wagen?
Geh denn, geh! Laß mich allein.
Aber wisse: in Ewigkeit bleib' ich Dein.

Rolf.

Agnese, Agnese — herrliches Weib!
Ja, Du liebst mich. O Seligkeit!
Nein, nicht länger will ich zagen,
Alles, alles Dir zu sagen.

Chor der Wassergeister (aus der Ferne).

Komm, o komm! kehre zurück!
Bring' uns mit Dein holdes Glück.

Agnese.

Was ist das? Vom Meere klang's herauf.

Rolf.

Das sind die Meinen, sie rufen mich.
König bin ich in ihrem Reich,
Und sie begehren die Königin.
Höre denn, was so lang ich verschwieg:
Der ich scheine, der bin ich nicht;
Der ich bin — nur mit Schrecken bisher
Vernahmst Du von ihm
Durch der Amme Mund:
König bin ich — — tief unten im Meer.

Agnese.

Der Wassermann — o Gott!

Rolf.

Ja, der Wassermann bin ich,
Der in des Nordmeers Tiefen herrscht
Über der Wassergeister endlose Zahl,
Mächtiger als Dein Vater hier,
Nordlands Könige alle. —
Einst sah ich Dich stehn auf des Schlosses Altan,
Der scheidenden Sonne Begehr.
Mit Purpur hat sie Dich angethan —
Du aber schautest träumend ins Meer,
Du schönes Menschenkind.
Du schautest mir ins Angesicht;
An die spielenden Wellen schmiegte sich's dicht,
In die funkelnden Augen schautest Du mir —
Da entbrannt' ich in heißer Liebe zu Dir,
Du schönes Menschenkind.
Aus den Wassern stieg ich, um Dich zu frei'n:
Dein Leben lang wollt' ich der Erde sein.
Nun weißt Du, daß wir scheiden müssen — —
Ewig sehn' ich nach Deinen Küssen,
Du schönes Menschenkind!

Chor der Wasserfrauen.

Kühl ist die Meerflut, klar und rein,
Sanft durchleuchtet vom Sonnenschein,
Fern von der Menschen Streit.
Komm! Dir geschieht kein Leid.

Agnese.

Mich durchrieselt's kalt.
Was begehrst Du von mir?
Zauberische Gewalt
Zwingt mich immer zu Dir.
Wahnsinn packt mich an.
Nein! Das kann nicht gescheh'n!
Bist Du der Wassermann,
Darf ich mit Dir nicht geh'n.

Rolf.

Ach! ich ahnt' es. Vergeblich war
All mein Ringen.
Liebe wandelt in Furcht sich,
Furcht kann Liebe nicht zwingen.
(Er kniet nieder.)
O, verzeih, verzeih, Geliebte,
Daß ich Dich so schwer betrübte!
Sprich ein Wort der Gnade,
Das mich der Schuld entlade.
Straft mich doch in Ewigkeit
Um die Verlorene Leid.

Chor der Wassergeister.

Komm, o komm! kehre zurück!
Bring' uns mit Dein holdes Glück.

Rolf (sich erhebend).

Ja, ich komm — mein Glück bleibt hier.
Leb wohl, Agnese! (Geht nach dem Altan.)

Agnese.

Rolf!
Nein, ich verlasse Dich nicht.
Zaubergewaltig ist Liebe!
Furcht und Grau'n ficht sie nicht an.
Bist Du der Wassermann,
Folg' ich Dir ins Meer hinein.
Ach, in Deinen Armen zu sterben,
Wonne wird es dem Herzen sein!

Rolf (sie an sich ziehend).

Leben sollst Du, geliebtes Weib!
Schmiege Dich fest an meinen Leib.
Diesen Ring, Du Holde, steck' ich Dir an;
Gegen die Wasser gefeit bist Du dann.
Wenn Du so heiß mich liebst,
Ganz Dich zu eigen mir giebst,
Wenn Du mit allen Sinnen mein,

Digitized by Google

Wirst Du des Meeres Königin sein.
Willst Du?

Agnese (empfängt den Ring).
Ich will. Nimm mich hin!
(Er umfaßt sie und schwingt sich mit ihr vom Altan ins Meer.)

Chor der Geister.
Willkommen, willkommen, Königin!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Meerpalast. Grottenarchitektur, in den Wänden Karfunkelsteine. Bogige Oeffnungen, durch die man das tiefblaue Meer sieht, in welchem allerhand Meertiere schwimmen. In einer Grotte vorn steht eine Wiege in der Form einer Muschel. Neben derselben sitzt Agnese. Weiter zurück eine Gruppe von Meerfrauen.

Die Meerfrauen.
Schlaf, schlaf, schlaf,
Königskindelein hold.
Über die Wellen hüpft,
Unter die Wellen schlüpft
Funkelnd Prinz Sonnengold,
Bittet: ach! laß mich ein,
Spielte so gern mit dem Kindelein.
Nein, nein, nein —
Bleibe nur dort,
Tanze nur fort!
Schlafen will das Kindelein.
Su — su — su.

Agnese.
Er schläft, mein süßer Knabe.
Wie er lächelt im Traum.
Wovon träumst Du? Daß ich es wüßte!
Meine Träume sind's nicht:
Bange Träume, angsterfüllte,
Daß ich verloren der Seele Heil,
Mir verloren — und Dir.
Ach! zuviel vertraut' ich
Meinem liebenden Herzen.
Grausen erfaßt mich hier unten
In der ewigen Dämmerung;
An der Brust des Geliebten kaum
Wehr' ich den Schauern! —
Sehnsucht, ach Sehnsucht, wärst Du zu stillen!
Könnte sich dort mein Glück erfüllen,
Wären wir liebend vereint
Dort, wo die Sonne scheint,
Wo die Erde grünt,
Wo die Blumen blüh'n,
Wo die Wolken zieh'n,
Wo die Vögel singen,
Wo Menschenstimmen klingen
Dort auf der schönen Erde!
(Rolf tritt ein.)

Rolf.
Was sinnst Du, Teure?

Agnese.
O, mein Gebieter,
Frage mich nicht, ich sündigte schon
In Gedanken.

Rolf.
Bist Du nicht glücklich?

Agnese.
Glücklich bin ich in Mutterwonne.

Rolf.
Und doch find' ich Dich oft
Traumversunken ganz.
Wie ein Schleier liegt's
Über der Augen Glanz.
Was Dich quält, heimlicher Leiden Grund,
Thu's dem Sorgenden kund.
(Fernes Glockenläuten.)

Agnese.
Was ist das? Horch!

Rolf.
Es läuten die Glocken in Engeland.

Agnese (sinnend).
Es läuten die Glocken in Engeland.
Nur ein summender Ton,
Fern, ganz fern —
Wie alles, was mein einst war.

Rolf.
Laß die Glocken läuten dort oben.
Ist Dein Herz nicht bei mir, Agnese,
Bei unserm Kinde?

Agnese (schmiegt sich an ihn).
Zürne mir nicht, Geliebter.
Die Gedanken, ich kann sie nicht bannen.
Ach, sie flattern wie Vögel von dannen,
Ungezügelt der Heimat zu.
Sehnsucht, ach Sehnsucht, wärst Du zu stillen!
Könnte sich dort mein Glück erfüllen,
Wären wir liebend vereint
Dort, wo die Sonne scheint,
Wo die Erde grünt,
Wo die Blumen blüh'n,
Wo die Wolken zieh'n,
Wo die Vögel singen,
Wo Kirchenglocken klingen,
Dort auf der schönen Erde!

Rolf.
Scheuche die lockenden Träume hinweg,
Sie zerstören Dein Glück!
Was sie Dir flüstern, es kann doch nicht sein.

Agnese.
Und warum kann es nicht sein?
Warst Du doch einmal dort oben schon
Mensch mit Menschen.
Meine Liebe gewannst Du dort.
Komm, komm hinauf mit mir,
Mit dem holden Kinde!

Rolf.
Hier in den Wassern ist mein Reich,
Und erfüllen muß ich die Herrscherpflicht.
Nie entlassen die Meinen mich wieder.
Darum, wenn Du mich liebst, Agnese,
Bänd'ge so thörichter Wünsche Zwang —
Unheil wollen sie stiften.

Agnese (sich zwingend).
Ich will sie bändigen.

Rolf.
Heiter lache Dein Auge wieder.
Sieh, des Meeres Schätze sind Dein.

(Es treten drei Meergeister mit großem Gefolge auf.)

Chor der Meergeister.
Zu huldigen der Königin
Hat uns der Herr berufen,
So treten wir versammelt hin
Zu ihres Thrones Stufen.
Wie sie dem Fürsten Heil gebracht
Mit ihrer Erdenschöne,
So beugen wir uns ihrer Macht,
Des Meeres starke Söhne.

Erster Meergeist.
Gehorsam meiner Dienerpflicht
Schwamm ich ins indische Meer.
Die schönsten Perlen, groß und licht,
Sucht' ich auf Dein Begehr.
Ich bringe sie der Königin,
Ihr Hals und Arm zu zieren,
Zu ihren Füßen leg' ich hin
Den Schatz von Perlenschnüren.

Rolf.
Nimm, sie sind Dein.

Agnese.
Für Dich will ich mich schmücken.

Zweiter Meergeist.
Gen Norden reist' ich auf Dein Gebot,
Zur fernen Bernsteinküste,
Die schönsten Stücke, gelb und rot,
Wählt' ich nach meinem Gelüste;
Darin verschlossen läßt sich schau'n
Der Urwelt Wunderwesen.
Ich nahm sie fort den Wasserfrau'n,
Die sie zum Schmuck erlesen.

Agnese.
Leuchtendes Meeresgold!

Rolf.
Nimm es hin.

Agnese.
Wie reich — (für sich) und ach! wie arm ich bin!

Dritter Meergeist (jung).
Schätze nicht bring' ich, doch möcht' ich allein
Leerer Hand nicht gekommen sein.
Eben belauscht' ich ein junges Paar,
Das auf das Meer gefahren war.
Plötzlich warf er das Ruder zur Seit',
Stürzte zu Füßen der schönen Maid.
Wie sie erschrocken sich ihm entwand,
Fiel ihr ein Röslein aus der Hand,
Fiel ins Meer. Ich hascht' es behende,
Bring' Dir das Röslein als meine Spende.

Agnese.
O Dank, Dank! Alle Schätze der Erde
Acht' ich gering für Deine Gabe. (Küßt die Rose.)
Gruß aus der Heimat!

Rolf.
Du weinst, Agnese?

Agnese.
Ich weiß es nicht.
Unaufhaltsam rollen die Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Frühdämmerung.

Frühdämmrung träumt in weiter Runde;
Wie fremd und kühl ist noch die Luft!
Das ist des Schweigens Abschiedsstunde,
Erwartungsvoll, doch ohne Duft.

Vorm Fenster draußen schwanken leise
Die ersten Kätzchen fahl und schlank,
Und eine kleine blaue Meise
Hüpft schläfrig am Stakett entlang.

Es träumen unter Tannenzweigen
Blaßlila Krokus, halb versteckt,
Und zitternd sich im Schlafe neigen
Schneeglöckchen fein und lang gestreckt.

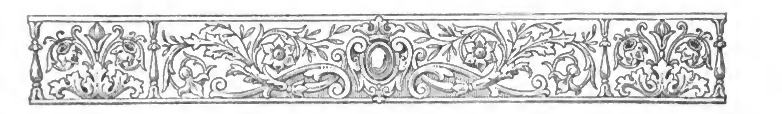
Und grau und träge ruhn die Gassen,
Die Fensterladen sind noch zu,
Die Häuser schaun so ganz verlassen
In ihrer leeren kahlen Ruh.

Nur drüben knarrt die Gitterpforte;
Die Frau in dunkler Schwesterntracht,
Sie kommt von einem Trauerorte,
Wo heut ein Sterbekampf vollbracht.

Da wacht der erste Frührotstreifen
Am fernen Himmel glänzend auf;
Und um die Ecke kommt mit Pfeifen
Der Bäckerjung' in schnellem Lauf.

Maria Petrea.

Digitized by Google



De dulle Prinz.

Sin Lewen un sin Driwen.

Von Max Blum.

(Fortsetzung.)

De irst Nacht in de Friheit was üm, un Prinz Willem was in 'n Hähnertritt up 'n Husweg. Sin Ladung hadde hei jo, oewer stumm blew[1]) hei, as hei mit 'n Bäckerjung ut Verseihn so tausamenrallte, dat de lütten Büdels ut 'n Korw rutflögen. Bi 't Insammeln gew em de Jung allerhandart Titels un smeet em ok mit 'n vullen Büdel, oewer, obglik hei 'n Stock unnern Arm hadde, dachte hei gornich mihr dran un makte för den Jung so Bücklings, as wenn hei recht hadde. Dat was Water up de Möll[2]) un den Jung sin Mulwark würd ümmer luder.

„Büst 'n hellschen Bengel!"

„Dito!" seggte de Bäckerjung, höl 'n Dum an de Sunt un nehm sinen Korw up 'n Arm. „Pedd Di nich sülwst de Tehen[3]) aff . . ."

„Süht't so ut?" frog sick Prinz Willem un bekek sick un föt dorbi 'n Laternenpahl üm, wil hei ut 'n Tritt kamen was. „Dummer Jung!" seggte hei ganz lud un wunnerte sick, dat em de dumm Jung de Antwurt schüllig[4]) blew. „Hei is utreeten[5])", meinte hei un grüwelte irst 'n Ogenblick, ihr hei seggte: „'T Geld is all. Droewen[6]) wahnt jo Lurwig Swapp. Villicht pumpt hei noch", hüerte de Laternenpahl, un de Prinz kek nah de Sünn. „Hei steit jo morens tidig[7]) up. Will 't versöken. Morrns kann hei jo doch noch nich slicht geluhnt[8]) sin", un löt 'n Laternenpahl los. — Lurwig Swapp was von Provischon Hanschenmaker[9]), oewer mit Hanschen hannelte hei blos taum Schin[10]), un nich blos Studenten wüsten, dat hei 't Geldverpumpen gradso gaud as 'n Jud verstünn un 't ok mit de Perzente nich genauer nehm.

Schriwen hadde hei lihrt un am leiwsten schrew hei Wessels[11]) ut. Up 'ne Null kem 't em dorbi nich an, oewer süs was hei ganz ihrlich[12]). Sin Utseihn sprök nich an: denn sin Bäckerbeen wiren 'n beten sihr lang, un för sin Hänn' gewt kein farig[1]) Hanschen. All'ns an em was ung'schickt. Sin Näs was breet, sin Bort struppig un 'n Kropp hadde hei ok. Kein Minsch müchte em liden, un sin Tilla[2]) müste em moegen. Woans hei tau ehr kamen was, wüst blos hei, un wat de Lüd' vertellten, stüerte em nich, denn, dat ehren Vadder 't Metzer[3]) an de Kähl seeten hadde, as hei bi em anhöl, würd de nich vertellen. Nah de irste Dochter, de s' em schenkte, verlüers' nich de rosig Hut[4]) un de Nacken was noch vuller worden. De Mannslüd', de in 'n Hanschenladen kemen, wiren all dull nah ehr, oewer sei blew kolt, un blos von Swappen süll s' sick küssen laten. Von 't Küssen kann man nich lewen. Dat wüst ok Swapp un, as de lütt Lurwig an tau lopen füng, was sin Fru nich mihr sin Engel, un 't Geld spelte em 'n Düwel ganz in de Fingern. Sin Tilling blew sei oewer un was s' ok dunn noch, as s' den Prinzen Willem kenn' lihrte. Twarst was sei öller as hei, oewer hei hadde würklich von ehr drömt[5]), as hei in 'n Karzer west was. Nahwerslüd' reden vel, un 't was würklich nich wohr, dat hei kem, wenn Swapp nich tau Hus was. De Hanschenmaker was sülwst stolz up 'n Prinzen-Besök un freute sick, wenn sin Tilling sick gaud unnerhöl. Hei hüerte stumm tau un, wil hei nich dumm was, markte hei recht gaud, dat s' sick gegensitig geföhlen, oewer dorbi dachte hei an nicks Args, un 'ne Fru mit twei Kinner kümmt jo ok nich licht up slichte[6]) Gedanken. —

„De Laden is noch nich apen[7])", vertellte sick de Prinz un gung dörch de Husdör, blew[8]), as hei 'ne Trepp hog was, vör 'ne Dör stahn un kloppte denn. Glik dornah gung de Döhr halw up un 'n Mäken frog: „Sei sünd woll verbistert?" un wull de Dör tau maken. „Sei hüern hir nich!"

[1]) blieb. [2]) Mühle. [3]) Zehen. [4]) schuldig. [5]) ausgerissen. [6]) drüben. [7]) zeitig. [8]) gelaunt. [9]) Handschuhmacher. [10]) Schein. [11]) Wechsel. [12]) ehrlich.

[1]) fertige. [2]) Mathilde. [3]) Messer. [4]) Haut. [5]) geträumt. [6]) schlechte. [7]) offen. [8]) blieb.

Digitized by Google

„Dat stimmt, lütt Dirn . . . Sünd de Herrschaften all in de Been?“

„De Fru!“ seggte 't Mäken, un Fru Swapp: „Wer ist da?!“

„Ich!“ röp Prinz Willem, schöw 't Mäken bi Sid un was up 'n Gang, as hei Fru Swappen ümfaten[1]) wull. „Ich bin 's, meine Gnädige!“

„Mein Mann kommt! Gehen Sie, Prinz, Sie haben getrunken! Ich bitte Sie, lassen Sie die Thorheiten!“ . . .

„Ick ward 'n Herrn halen!“ röp 't Mäken un Fru Swappen:

„Mädchen, Mädchen, komme!“ un Prinz Willem hadde staatsch 'n Kuß eins mit 'n Bessensteel[2]) von 't Deinstmäken kregen un glöwte schinbor, 't gew noch mihr, denn hei kem vel flinker de Trepp raff, as hei sei rupkamen was.

„Hüt heww 'k kein Glück . . .“

„Wil ick Sei in 'n Weg lopen bün?“ frog 'ne oll Fru, de von buten[3]) de Husdör ansöt, as hei s' von binn' tau up maken wull. „Glöwen Sei ok noch an den ollen Wiwerglowen[4])?“

„Jo, Fru . . . Sünd Sei krank?“

„Min Oll. Ick will 'n Dokter halen. Sei sünd woll so 'n jungen Dokter.“

„Künn ick sin.“

„Kamen S' mit. Maken S' minen Ollen g'sund.“

„'T kann ick nich, leiw Fru. Ick fäng twarst bi de Medezin an . . .“

„Dat dauhn de ollen Dokters ok, Herr Student . . Kamen S' mit. 'N Arm'dokter hewwen wi nich, un Sei sünd nich so düer[5]). Kamen S' man. De Oll hett 'ne gaud Natur; hei brukt blos 'n Dokter seihn, denn helpt hei sick allein . . .“

„Na, denn ward 't noch nich so slimm sin . . .“

„Hei stähnt dull, Herr Dokter, kamen S' man“, seggte de oll Fru, un Prinz Willem gung würklich mit . . . Twarst makte hei 'n lang'n Gesicht, as hei dre Treppen stegen[6]) was un hüerte: „un noch ein“, oewer, as hei unner de Oken in 'ne Dackstuw den ollen Minschen liggen sach, halte hei deep[7]) Aten un was de Fründlichkeit sülwst. Glik höl hei 'n ollen Mann de Hand hen, un de nehm s' twischen sin beid und drückte s'. Denn sett 'te hei sick up de Beddkant dal un frog: „Wo hackt 't denn, leiw Mann?“

„Oewerall, Herr Dokter. De Luft is knapp. Bi't Luftholen deit 't mi steken[8]) . . .“

„Hewwen sick verküllt[9]); moeten sweeten[10]) . . .“

„Dat heww ick ok all seggt, Herr Dokter“, unnerbrök Mudder 'n Prinzen, „oewer hei hett sick düller as 'n lütt Göhr. Dit will hei nich un dat will hei nich. Nu stähnt hei gor nich . . .“

„Is ok nich ümmer glik dull, Herr Dokter . . .“

„So, so. Woans is 't denn mit 'n Aptit?“

„Herr Dokter, Brodsupp mag hei nich“, seggte de oll Fru, un ehr Mann: „Swig[1]) doch blos! Makst mi jo krank . . .“

„Sei moeten nich so vel spreken, gaud Fru. Dat regt ehren Mann up“, meinte Prinz Willem un föhlte nah 'n Puls un kek dorbi nah sin Klock. „Sei föhlen sick swack?“

„Jo, Herr Dokter, so lasch . . .“

„Halen S' mal deep[2]) Aten . . .“

„'T kann ick nich, Herr Dokter . . .“

„Seihn Sei, Herr Dokter, dat kann hei nich mal. Seggen S' em man de Wohrheit . . .“

„Dat oewerlat[3]) ick Sei“, seggte Prinz Willem un kloppte den Ollen de Backen. „Wo hewwen S' de Stich . . ?“

„Hir . . . in de rechtsch Sid[4]) . . .“

„Hm . . . Hewwen S' ok Hosten[5])?“

„Jo, un spucken moet 'k ok vel . . .“

„So, so. Hewwen S' Öffnung?“

„Hei ett[6]) jo nich, Herr Dokter“, antwurt'te Mudder, un Vadder seggte:

„Sei kann 't nich hollen, Herr Dokter . . .“

„Dat koenen de Frugenslüd' all nich, Mann . . . Na, verhollen S' sick man ganz still, ick kam wedder. Sei, leiw Fru, moeten em gaud plegen. Kaken[7]) S' 'ne gaud Rindfleeschsupp . .“

„Mit Klüt, Herr Dokter?“

„Ahn Klüt, Fru. Hei moet wedder tau Kräfften kamen. 'Ne Buddel Rodspohn halen S' un dorvon gewen S' em tau Tid 'n halw Winglas vull. 'Ne Taß Melk besorgen S' glik. Tau Frühstück twei weikgekakte Eier un ein fin Sneed Bodderbrod. Tau Middag 'ne Supp un 'n Stück Braden. Tüffken gewen S' em nich. Widdbrod[8]) . . .“

„'N Pamel, Herr Dokter?“

„Na, 'ne Semmel, de nich so pappsig is. Vesperbrod moet hei ok hewwen. Koenen S' em 'n por beleggt Bodderbröd gewen un 'n halw Glas Win. As Abendbrod 'ne Melksupp . . .“

„Dat is all'ns ganz schön, Herr Dokter, oewer hei verdeint nicks . .“

„Eten[9]) moet hei oewer doch“, seggte Prinz Willem un kek de Ollsch ganz verwunnert an, „hei is ahn Kräfft . . .“

---

[1]) umfassen. [2]) Besenstiel. [3]) draußen. [4]) Weiberglauben [5]) teuer. [6]) gestiegen. [7]) tief. [8]) stechen. [9]) erkaltet. [10]) schwitzen.

[1]) schweig'. [2]) tief. [3]) überlaß'. [4]) Seite. [5]) Husten [6]) ißt. [7]) kochen. [8]) Weißbrot. [9]) Essen.

Digitized by Google

„Jo, Herr Dokter, wo girn gew ick 't em, oewer de Knüppel liggt bi 'n Hund . . . woher nehmen? Wi sünd beid olt . . .“

„Dat 's slimm, leiw Fru. Von de Sid[1]) herww ick 't Lewen noch nich kenn' lihrt. 'T is sihr slimm“, seggte Prinz Willem un was ut de Ruh kamen. Sin Hänn' dörchsöchten alle Taschen, un sin Kopp oewerlöp[2]) ganz rod, as hei twei Achtgröschenstücker in de rechter Westentasch fünn un sei Muddern henhöl. „'T deit mi leed, oewer ick finn nich mihr. 'Ne halw Buddel Win koenen S' köpen . . .“

„'Ne ganz kost man sößteihn[3]) Gröschen, Herr Dokter . . .“

„Mudder, 't geit ahn Win! Lat den Herrn Dokter 't Geld. Junge Herren bruken 't sülwst . . .“

„Hest recht, Vadder. Wenn irst gesund büst, betahlen wi em ok . . . Herr Dokter, ick kak[4]) em 'ne Melksupp un hal ok 'n halw Pund Rindfleesch . . .“

„Halen S' de Buddel Win! Ick help girn, wo Noth is . . .“

„Sei hewwen 'n gaud Hart, Herr Dokter. Süs[5]) sünd de Dokters so gradtau . . . Sei sünd so ganz anners . . .“

„Ick fäng den Kram jo ok irst an!“ seggte Prinz Willem mit 'n vergnäugt Gesicht, schüttelte den Ollen de Hand, as wenn hei ganz gesund was un grep[6]) denn nah Hot un Stock. „Kam ick nich sülwst, schick ick 'n Kollegen . . .“

„Kamen S' doch sülwst, Herr Dokter, bidde, bidde“, seggte de oll Mann un Thranen kemen em in de Ogen, as hei hüerte: „Ick kam“, un noch mal 'n fründlich Gesicht sach; denn slöt[7]) hei de Ogen, un, as sin Fru wedder oewer 'n Süll[8]) treed, slöp hei ganz fast.

„Hett glik Ruh kregen“, meinte de oll Fru un knüpperte 'n Schörtenband up. Denn stünn s' in 'n Unnerrock gebückt oewer em un horkte un flüsterte: „De Dokter kann hexen“, un glik dornah snorkte ok sei. — — — —

Prinz Willem lagg mit apen Ogen up 'n Sofa un smökte 'ne lang'n Pip. För em stünn 'n lütter Disch un dorup 'n Koffeebredd mit Kann, Taß, Melkpott, Zuckerbüß, Boddernapp un Brodkorw. Hei kek den Disch gornich an un was schinbor sihr in Gedanken, denn sin Pip makte Wulken. 'T Bedd brukte nich makt[9]) warden, un von de Stewel leg einer hir un de anner dor. Nu treckte hei an 'n Klingeltogg, un glik dornah stünn 'n Deiner stramm an de Dör. „Hal 'n Dokter, Korl!“

„Jawohl, Durchlaucht!“ seggte de Deiner un söchte de Stewel tausamen. „Befehlen Dörchlaucht süs noch wat?“

„Toew[1]) mal!“ seggte de Prinz un denn sünn hei 'n Ogenblick. „Kannst nah Swappen gahn un Geld halen . . .“

„Denn moeten Dörchlaucht wedder vertwas schriwen, so up so 'n small Stück Poppir, süs[2]) giwt hei nicks“, seggte Korl, as 't buten[3]) klingelte.

„Gah hen, mak up!“ röp Dörchlaucht argerlich un hüerte glik dornah: „Hanschenmaker Swapp will Dörchlaucht spreken.“

„Wenn hei Geld bi sick hett, kann hei rinkamen!“ hüerte ok de Hanschenmaker un bücklingte oewern Sunnendörsüll. „Sei kamen as geropen[4]), Swapp!“

„Das freut mir, Durchlaucht! Sonstens sind Dörchlaucht immer schlecht bei Laune . . .“

„Ok hüt, Swapp!“

„Das kann ick mir schon denken. Die Wechsel sind fällig, Durchlaucht!“ seggte de Hanschenmaker un sin Rechter was noch in de Bosttasch[5]), as Prinz Willem röp:

„Laten S' s' steken!“

„Das kann ich nicht, Durchlaucht. Ich bitte um Zahlung.“

„Dat is nich affmakt, Swapp!“

„Durchlaucht haben selbst die Wechsel geschrieben . . .“

„Vom Bezahlen ist nicht die Rede gewesen!“

„Das versteht sich doch von selbst, Durchlaucht! Muß mein Geld haben!“

„Krigen Sei ok!“

„Das weiß ich, Durchlaucht! Wenn alle Kunden so sicher sind, denn macht 's Geschäft Spaß.“

„Dat heww 'k noch nich markt, Swapp . . . Ick bruk Geld!“

„Ick ok, Dörchlaucht! Lösen S' die Wechsel ein, schreibe ich gleich 'n frischen aus!“ seggte de Hanschenmaker un makte 'n ganz twalsch Gesicht. „Bitte um fünfhundert Thaler . . .“

„Fifhunnert?! Swapp, sünd Sei unklauk[6])?“

„Dat was ick, Dörchlaucht, as ick s' rutgew[7])!“

„Sei sünd 'n Halsaffsnider[8])! Drehunnert heww 'k kregen . . .“

„Kann stimmen. Geld kost't Zinsen, Durchlaucht. Die Provischon, die Perzente. Das kommt so zusammen . . .“

„Das habe ich nicht gewußt, Swapp . . .“

„Die Bedingungen sind besprochen. Das kann ich beschwören!“

---

[1]) Seite. [2]) überlief. [3]) sechzehn. [4]) koche. [5]) sonst. [6]) griff. [7]) schloß. [8]) Schwelle. [9]) gemacht.

[1]) Warte. [2]) sonst. [3]) draußen. [4]) gerufen. [5]) Brusttasche. [6]) unklug. [7]) rausgab. [8]) Halsabschneider.

Digitized by Google

„Halten Sie den Mund!"

„Na, Durchlaucht, bleiben S' gemütlich. 'N Jungen verbietet man 'n Mund, aberst nicht 'n Mann . . . Das ist 'ne Ehrensache. Ich hab gern geholfen und helfe wieder, aber solche Reden, Durchlaucht, kann ich nicht vertragen. Das Pumpen ist leicht, auch das Bezahlen . . ."

„Wenn man Geld hat, Swapp. Sie haben gehört, ich habe nichts, brauche was . . ."

„Ick ok, Dörchlaucht! Muß mein Geld haben!" seggte de Hanschenmaker un wrüng sin Fingern. „Dörchlaucht hewwen woll 'n Dag nich anschrewen…"

„Was sollte ich anschreiben?"

„Den Verfalltag!"

„Hab' ich vergessen. Komme ich nach den Ferien zurück, bekommen Sie die 500 Thaler . . ."

„Sie halten nicht Wort, Durchlaucht . . ."

„Was unterstehn Sie sich!?" röp de Prinz, sprüng up un weef den Hanschenmaker sin Fust. „Wie können Sie sich so 'was erlauben?! Sie sind ja schlimmer als so 'n Schacherjud! Raus!"

„Regen S' sich nicht auf, Durchlaucht", stamerte de Hanschenmaker un bewerte marklich. „'Ne Beleidigung sollte 's nicht sein . . . Wollen Sie die Wechsel einlösen oder nicht?" frog Swapp, as Deiner Korl seggte:

„Der Dokter is da, Durchlaucht!"

„Lat 'n rinkamen! Swapp, hei brukt Sei nich seihn! Rin mit Sei!" flüsterte Prinz Willem, un de Hanschenmaker bücklingte un kem dorbi nah 'n Salong rin.

„Vergessen S' mir auch nicht, Durchlaucht", meinte hei noch un denn hüerte hei 't Slott snappen un seggte ängstlich: „Hett hei mi inspunnt[1])?" un wull dörch 't Sloetellock[2]) kiken, oewer 't gung nich, denn 'n Sloetel stök in 't Slott[3]). Bald kek hei ut dit, bald ut dat Finster un denn stünn hei wedder vör de Stuwendör un horkte. Un wil hei 'n Dokter in de Slapstuw nich spreken hüerte, kloppte hei lis mit 'n krummen Finger an de Dör, oewer vergews, denn herein würd nich spraken.

„Tid is Geld", meinte hei un kek wedder ut 't Finster un slög de Hänn' oewern Kopp tausamen un röp:

„Da läuft er! . . . Mi hett hei inspunnt! . . . Korl! Korl! büst Du dor?" un Korl mellte sick nich. „Korl! befreie mir! Kriegst 'n Trinkgeld, machst Du auf!" un Korl mellte sick wedder nich.

„Hat er Karl Bescheid gesagt! Nicht fein, ganz gemein! Das ist 'n Prinz, 'n feiner Mann? Schulden bezahlt er nicht, ist er nicht fein! . . . Bitte, bitte, lieber Karl, mach' auf", flüsterte de Hanschenmaker un wrackelte an de Dörklink.

„Das muß mir passieren! Bin ich nicht soviel als 'n Dokter. Was schaniert er sich. Ja, ja, wenn er pumpen will, bin ich Herr Swapp! .. Wenn er zahlen soll .. Swapp! Halsabschneider! Pfui, pfui, das ist nicht fein!" röp de Hanschenmaker un slög mit de Fust up 'n Disch. Denn gung hei de Stuw up un aff un seggte all Ogenblick:

„Das is 'ne abgekaterte Sache."

Dat glöwte hei ok dunn noch, as Prinz Willem mit 'n Dokter sinen irsten Patschenten up de Dackstuw 'n Besök[1]) makte un vör Freud, dat Beterung[2]) vörhann' was, gornich an sin Wessels dachte. Ok Swapp was ut sinen Kopp rut, as de Dokter 'n Kranken unnersöchte, un hei seggte:

„Hewwen Sei 'ne Buddel Win hatt?"

„Jo, hir is sei . . . Proewen S' mal, Herr Dokter", seggte Mudder un sett 'te Buddel un Glas up 'n Disch hen.

„Dat will ick girn dauhn", meinte Prinz Willem, göt[3]) 'n Glas vull un nippte. „De Win is tau drinken", hüerte de Ollsch un sach ok, dat 't Glas lerrig was.

„De Win ward em woll bekamen", seggte Prinz Willem, göt wedder 'n Glas vull un drünk 't ok wedder ut. Mudder kek warst nich slicht, oewer makte doch hellsche grote Ogen, as 't drütt Glas lerrig was un as s' hüerte:

„De Win deit sin Deinsten", meinte s' halwlud.

„Doch nich bi minen Ollen? . . ."

„Jo, leiw Fru, hei bekümmt Ehren Ollen!" seggte Prinz Willem so lud, dat sick ok de Dokter umkek, un de Buddel was lerrig. De oll Fru grep nah 'n Schörtenzippel[4]), as s' de Buddel von 'n Disch nehm un so scheef vör 't Licht höl; wischte ok de Ogen droeg, as s' 'n Finzel Poppir kreg, womit s' nah de Apteik gahn süll, un was ähr einerlei, as s' de Dokters 't Geleit gew[5]). —

„De oll Fru was jo so still, Dokter?"

„Kann ick ehr nich verdenken, Prinz", seggte de würklich Dokter sihr irnsthaft, „'t sünd arme Lüd', hewwen nicks in de Supp tau brocken, un Sei drinken de Buddel Win ut . . ."

„De Halsabschneider hett schuld, Dokter! Auf Wiedersehn!" röp de Prinz un was nah 'n Laden rin. — — —

„Wat roherst[6]), Mudding? Worüm?" frög de

[1]) eingesperrt. [2]) Schlüsselloch. [3]) Schloß.

[1]) Besuch. [2]) Besserung. [3]) goß. [4]) Schürzenzipfel. [5]) gab. [6]) weinst.

Digitized by Google

Krank un langte nah sin Fru ehr Hand. „Ick heww jo jitzt twei Dokters, 't moet doch anslagen . . ."

„Jo, jo, so kann 't anslagen!" seggte de oll Fru so bidder un schüttelte 'n grisen[1]) Kopp. „Den Win, den Du drinken sast, drünk hei, as wenn 't Water was . . ."

„Hei hett 'n jo ok betahlt, Mudding . . ."

„Jo, jo, oewer . . ."

„Mudding, hei hett Döst[2]) hadd . . ."

„'T is moeglich", meinte Mudding, as 't an de Dör kloppte.

„Herein!" röp s' un was stiw un starr as Lotts Fru, as 'n Husknecht 'n Korw Win von'n Puckel nehm un, nah Luft snappend, spröt:

„Twölf Buddel Win schickt de Dokter. Wenn de Buddels lerrig sünd, hal ick s' wedder aff. Wo sall ick s' henstellen?"

„Mudder, wo hei s' henstellen sall, frögt hei!" röp Vadder un sin ollen Ogen kregen Füer. „Sühst Du, wust nich wedder schimpen up minen Dokter?"

„Reg Di nich up, Vadder", seggte de oll Fru un hülp 'n Korw lerrig maken. „Wi sünd arm, jung' Mann, 'n Schilling . . ."

„Danke, behollen S' man. Heww all kregen", seggte de Husknecht, un Vadder, as de Dör hinner em tau was:

„Sogor 't Drinkgeld hett hei betahlt, Mudding!"

„Gott verlött de Arm'n nich", meinte de oll Fru, folgte de Händ' un roegte[3]) de Lippen. Ok ehr Mann makte 't so un meinte denn:

„Minschenleiw ist de beste Medezin." — — —

'T was so üm Middag rüm. Hanschenmaker Swapp löp noch ümmer in 'n Salong up un aff, fakarirte dull mit sin Arm' un vertellte ümmer lud vör sick hen. Hei stünn ok mal vör 't Finster un trummelte denn wedder mit beid Füst[4]) an de Slapstuwendör. Dorbi kreg hei ümmer mihr Füer. Ganz bruhn[5]) was hei, as hei mit de Been an tau trampeln füng un röp: „Tilling, Du weißt, ich kneipe nicht! Sei mir nicht böse, daß ich nicht zu Tisch komme! . . Der Mensch . . der Prinz . . der Ehrenmann behandelt mir als 'n Lump! . . Mach' auf, Karl! Mach' auf die Thür, oder ich hol die Pullizei!" oewer ok för de Pullizei hadde Korl keinen Respekt.

„Ist der Herr nicht zu Hause, ist Karl auch nicht zu sprechen! Wie der Herr, so der Knecht!" meinte Swapp, wischte sick mit 'n rodbunt Snuppdok 'n swetigen[6]) Kopp droeg un jappte denn 'ne Wil nah Luft. Nu kreg hei wedder mal de Wessels rut, bekek s' von hinn' un vör un seggte:

„Haben wir 'n dreizehnten? . . 'N sechszehnten! Himmel un Hölle! Die Wechsel müssen zum Protest! . . Mach auf, Karl, sonst springe ich aus 'm Fenster", oewer seggen is kein dauhn, un Swapp makte twarst 't Finster up un boegte[1]) sick oewer 't Finsterbredd, oewer schurrerte un schüttelte sick un spröt: „Zu hoch zum Springen. Bin ich unten, bin ich tot. Das laß ich bleiben! Muß noch verdienen. Er soll schon blechen! Warte, Bursche! Dein Vater ist sicher . . . Das sind nun feine Leute. Feine Kundschaft! Ich werd' behandelt, als so'n Schacherjud', der 100 Perzent nimmt. 'N Ehrenmann wie ich läßt sich das nicht bieten. Wart man, ick will auch grob sein. Raus! Raus! will ich schreien. Raus! Raus!" röp de Hanschenmaker un de Waterbuddel lagg in Dusend Stücken up de Ird. „Was mach' ich? Die Buddel ist unschuldig . . . Ick kam üm", jappte de Hanschenmaker un löt sick in 'n Lehnstohl fallen. Mit gefolgt Händ' seet hei dor, oewer beden dehr hei nich, obglik sin Ogen andächtig keken.

„Wat ein'n doch för Gedanken in 'n Kopp kamen . . . Min Fru vertellte 'n ganzen Dag von 'n Prinzen. Dat 's verdächtig . . Süll sei . . .? Bi 'n Koffeedisch hüt Morrn füng s' von em an. 'T schinte oewer so, as wenn s' nich recht för em ingenahmen was. Sei schüll[2]) up em. Dat 's ok verdächtig. Dat s' em liden[3]) moegen deit, kann 'ne oll Fru mit 'n Stock föhlen . . Worüm spunnt hei mi in? . . Sihr verdächtig", meinte Swapp un bekek Swappen in 'n Spegel. „Hei süht gladder ut, as ick. Un so gladde Gesichter is wat för de Frugenslüd'. Ok 't Snacken versteit hei, un dat 's wat för min Tilla. Sei mag 't girn hüern, dat s' noch männig Mäken utsteken kann, un ick bün nich de Meinung. Man moet 'ne Fru nich marken laten, dat s' nüdlicher[4]) worden is nah de Kinner . . . Mi ward so snurrig . . . Süll Sei mit in 't Spill[5]) sin? . . Ick kam üm . . . Trug[6]) einer de Wiwer! . . Sörredem hei bi mi kümmt, hett sick Tilla verännert, dat 's ganz gewiß. Sei putzt sick mihr . . För mi brukt s' sick nich putzen, so weit, ick mags' liker liden. Worüm tollt s' morrns all[7]) Locken? Worüm steit s' vel in de Ladendör, wat s' süs nich liden[8]) künn? Worüm geit hei 'n Dag oewer 'n por Mal vörbi? . . . Ick Oß[9]), ick pump em Geld un freu mi, wenn hei min Fru gaud unnerhölt! Man ward doch in 'n Lewen nich klaut! Müst ick nich Schacht[10]) hewwen? Vördissen hett sei kein'n Mannsminschen anketen un

[1]) grauen. [2]) Durst. [3]) rührte. [4]) Fäuste. [5]) braun. [6]) schweißigen.

[1]) beugte. [2]) schalt. [3]) leiden. [4]) niedlicher. [5]) Spiel. [6]) trau. [7]) (ungefähr:) schon. [8]) leiden. [9]) Ochse. [10]) Prügel.

Digitized by Google

jitzt hüer 'k all Ogenblick von ehr: Swapp, is hei nich nett? Hei is gornich stolz. Hei is 'n prächtiger Minsch! . . Ja, ja . . Ick Oß . . . Wat wist Du eten, hüer 'k gornich mihr. Männing seggt s' ok nich mihr. Mang is wat! 'T is tamm Dullwarden! Wo heww 'k de Ogen hadd?!" röp de Hanschenmaker un flög an 'n ganzen Liw, as hei vör 'n Schriwdisch stahn blew. „Beim Schreiben kommen bessere Gedanken. An seinen Papa muß ich doch schreiben . . Schreibe ich? Ja, ja . . Ne, ne . . Die Luft ist mir knapp. Schreiben bringt auch Luft", meinte hei un nehm sick 'n Brefbagen[1]) mit 'ne Kron. Nu nehm hei 'ne Fedder un denn seggte hei: „Tilla, Tilla, 's wird böse, wenn ich hinter komm. Ich bin 'n guter Mann im Guten, 'n bitterböser im Bösen. Es wird schlimm . . . . Mi is snurrig", hüerte de Schriwdisch un denn seet hei 'n Kopp gestütt't dor un grüwelte.

„Ich schreib' an meine Frau. Muß sofort die Wechsel protestieren lassen . . . Unsinn . . Woans sall de Bref henkamen? . . Schreiben bringt bessere Gedanken . . . Sie muß 's aber merken, daß ich 's gemerkt hab'. Kurz un bündig schreib' ich", meinte hei un schrew:

„Liebe Frau!

Ich kann zu Tisch nicht kommen, bin eingesperrt. Lasse die Wechsel sofort protestieren.

Dein Mann."

Woll twintig Mal leste hei den Bref un denn irst kreg hei de Wessels rut un packte s' mit 'n Bref tausamen. „Die Sache ist eilig", meinte hei un was vör 't apen[2]) Finster un würd 'n Eckenstaher gewohr. „Sie! . . Sie! . . Sie Eckensteher! . . Hören Sie doch! . . Ich hab 'n Brief hier! . . Was bei zu verdienen!" röp de Hanschenmaker, un all Lüd', de vörbi gungen, keken tau Höchten, ower de Eckenstaher nich ihr, ihr em 'n Jung 'n Wink gew[3]). Hei gung denn ok langsam up 't Hus tau un frog von Fiern:

„Sall ick baben[4]) kamen?"

„Nein! Diesen Brief tragen S' sofort nach meiner Frau!" hüerte de Eckenstaher un sach 'n Bref fleigen un grep nah em as hei nun' ankem.

„Is er doch nicht schmutzig? frog Swapp, un de Eckenstaher meinte: „Von Anseihn nich . . . ."

„Is schön. Gehen Sie gleich nach meiner Frau, sagen S': Is eilig!"

„Wo wahnt Ehr Fru, Herr?"

„Koenen S' nich lesen? Steht die Adresse nicht drauf?"

[1]) Briefbogen. [2]) offen. [3]) gab. [4]) oben.

„Villicht steit sei binn'", seggte de Eckenstaher un kek nah baben[1]). „De Bref is nich taumakt . ."

„Was?! Nicht verklebt?! Machen Sie flink zu, lieber Mann! Sehn S' sich um, ob was rausgefallen . . Sind Sie auch sicher . . ."

„Woso dat? Glöwen S', dat 'k so 'n Bref lesen dauh? Smiten S' 'n por Oblaten runner, dormit ick em in Ehr Bisin[2]) verklistern[3]) dauh . . ."

„Wo soll ich Oblaten hernehmen, Mann? . Binn' Sei 'n Band rüm, dormit nicks rutföllt!" röp de Hanschenmaker un de Eckenstaher bi 't Band ümbinn':

„Wo wahnt Ehr Fru, Herr?"

„Am Kanal Nr. 7. Im Handschuhladen fragen S' nach Frau Swapp. Lassen S' sich gut bezahlen", meinte Swapp un klappte 't Finster tau, denn Minschen würden 't ümmer mihr unner 't Finster. De Niglichkeit is oewerall grot. —

„Will 'n S' min Kort nich?" frog de Eckenstaher un höl 'n Arm tau Höchten un würd gewohr, dat 't Finster tau was. Hei tüffelte denn langsam furt, as sick Swapp up 'n Sofa sett'te. Schinbor füng hei an tau reken[4]), denn hei tellte sin Fingern nich blos einmal. Dorbi hadde hei schinbor beter[5]) Gedanken kregen, denn hei füng an tau hogapen[6]) un, wil de Tid dor was, de hei süs tamm Middagsslap verbrukte, rew[7]) hei sick de Ogen, oewer 't hülp nich, denn glik dornah was hei indrusselt. Hei slöp fast, as sin Tilling in sinen Hanschenladen 'n por Hosendräger verköffte an 'n jung'n Mäken, wat schinbor 'n Brüjamm hadde, denn 't hüerte: „Die Vergißmeinnichtstickerei ist bei jungen Damen sehr beliebt. Der Hosenträger wird viel verschenkt, Fräulein", un de Hanschenmakerfru gung 'n beten mihr vör 't Licht, oewer 't Mäken meinte: „Min Vadder vergett[8]) mi nich . . Ick nehm de annern", un 't Geschäft was farig[9]), as de Eckenstaher de Ladendör upmakte un frog: „Sünd Sei Fru Swapp? . . Ehr Mann hett mi 'n Bref ut 't Finster smeeten, un Sei söllen mi gaud betahlen."

„Wat frigen S', Mann?"

„Nah Beleiwen, Fru Swapp . . Danke, danke!" seggte de Eckenstaher un was rut ut 'n Laden, as Tilla den Band, de 'n por Mal üm 'n Bref bünnelt was, dörchsneed[10]).

„ . . . eingesperrt", leste sei lud, würd likenblaß un tummelte nah 'n Stohl. Thranen stünn' in ehr Ogen, as s' wedder den Bref lest hadde un de Wessels up 'n Ladendisch smeet.

„Wat heww ick ümmer seggt? . . Is 't nich

[1]) oben [2]) Beisein [3]) verkleistern. [4]) rechnen. [5]) bess're. [6]) gähnen. [7]) rieb [8]) vergißt. [9]) fertig. [10]) durchschnitt.

Digitized by Google

so kamen? De Mann, de Mann wull nich hüern! Wat heww 'k em warrnt! Du versteist den Kram nich, Du föllst rin un makst uns all unglücklich . . Hett hei woll ein'n verklagt, de hett 't verraden, dat hei, wenn hei hunnert Dahler schriwt, blos föftig rutgiwt. Swapp, Swapp, wat ward min Vadder seggen . . . Heft Du nich an Din Fru un Kinner dacht? . . Ick moet verdeinen, verdeinen, verdeinen, röpst Du, wenn ick Di himmelhog beden[1]) heww, lat dat Geldverpumpen sin, wi lewen liker", meinte ganz upgelöst de Hanschenmakerfru un langte nah de Wessels. „Ick ward mi händen[2]) un de Dinger protestieren laten. Ick weit, wovel hei kregen hett, un Du krigst denn noch 'n Johr mihr . . . Wenn ick ein'n Minschen wüst, de uns bi stahn künn, de mi 'n Rat gewen künn. Villicht kümmt de Pullizei un dörchsöcht[3]) 't Hus . . . Ach, ach, de Schann' . . Ick derf 'n Kopp nich verliern. Moet sin Poppiren nahsein . . Ick slut[4]) 'n Laden tau . . Ne, ne, dat föllt up . . Wohen, wohen? Wecker help uns? Min Vadder? Jo, oewer de wahnt twei Mil wid[5]) . . Ach, ach!" jappte Fru Swapp, wischte de Ogen wedder mal droeg[6]) und hadde 'n Kopp verluern, denn ehr Händ' makten ut de Wessels 'n Ball un den stök s' in de Tasch.

„'N Prinzen sin Wurt gellt[7]) vel. Wenn ick em bidden dehr, hei süll uns helpen . . . Ach, ach, min Mäken ward em vertüernt[8]) hewwen. De Besensteel knackte so . . Hei wull 'n Kuß hewwen . . Jo, jo, wat deit man nich all, üm 'n Mann tau retten . . Slicht is hei nich, un Slichts[9]) ward hei mi nich an 'n Sinn sin . . . Ach, ach, ick holt hir nich mihr ut! . . Hüt is hei noch nich mal vörbigahn. Hei hett 't oewelnahmen . . . 'T helpt all nich, mag kamen, wat will, ick gah hen, hei moet helpen!" röp de Hanschenmakerfru, un nah 'ne Wil was de Hanschenladen verlaten. — — — —

Prinz Willem was in slicht Stimmung, as hei 'n Slaprock antreckte. Schinbor hadde hei den Hanschenmaker ganz vergeeten[10]), denn hei gung nich nah 'n Zalong rin. Villicht glöwte hei ok, dat Swapp längst furt was un dachte an sin Wessels, de hei nich inlösen künn.

„Wo woll Korl wedder steckt?" frog hei sick sülwst as 't klingelte. Hei gung sülwst nahkiken un, as hei 'n Besök[11]) sach, was hei spraklos. Hei vergeet tau danken, as Fru Swappen „gu'n Dag" seggte un hadde schinbor noch 'n Apen[12]), denn hei nödigte[13]) de Hanschenmakerfru nah sin Slapstuw rin.

[1]) gebeten. [2]) hüten. [3]) durchsucht. [4]) schließe. [5]) weit. [6]) trocken. [7]) gilt. [8]) erzürnt. [9]) Schlechtes. [10]) vergessen. [11]) Besuch. [12]) Affen. [13]) nötigte.

„Ach", seggte Fru Swapp, „ach, ick bün mihr dod, as lewig . . ."

„Wat is Sei passiert, Fru Swapp . . . Hett Ehr Mann mi hüt morrn seihn?"

„Fängen S' doch nich dorvon an, Prinz", seggte Fru Swappen oewerlud[1]) un kek denn stumm vör sick dal, as ehr Hanschenmaker in 'n Zalong munter würd un de Uhren spitzte.

„Ach, Prinz, Prinz, min Hart is taum platzen vull!" seggte Tilla un wrüng ehr Händ', un Prinz Willem würd blaß, obglik hei 'n Hanschenmaker nich hüern künn, as de seggte: „Sprekt nich min Fru von ehr Hart?" un stünn denn vör de Slapstuwendör un bewerte gradso as sin Fru.

„Min arm Mann, min arm Mann!" jammerte Tilla un ehr Mann flüsterte: „So 'n Wiw! Besöcht den Minschen un hett sick denn noch unschüllig", un hüerte den Prinzen seggen:

„Fru Swapp, hir koenen Sei doch seggen, wat Sei drückt. Wi sünd uns doch nich mihr so frömd[2]) . ."

„Haaa", makte de Hanschenmaker un sin Fru seggte:

„Prinz, woans sallt warden . .?"

„Hett hei 't denn markt, Fru Swapp?"

„Wecker, Prinz?"

„Ehr Mann!"

„Wat sall hei markt hewwen?"

„Hüt morrn . . ."

„Ha, hahaa, hei is bi ehr west[3])", jappte Swapp un stütt'te sick, denn ganz wiß[4]) up de Been was hei nich mihr.

„Laten S' so 'ne Reden Prinz . . Sei weiten, min Mann verpumpt Geld. Sei weiten ok, dat hei ein Hälwt giwt un de anner för de Gefälligkeit nümmt . ."

„Dat dauhn anner Lüd' ok", unnerbrök ehr Dörchlaucht, un de Hanschenmaker künn wedder horken[5]).

„Min Reden hülp[6]) nich, Prinz . . . Hei künn 't Verpumpen nich laten. Nu is 't Unglück dor. Sei moeten helpen. Min Mann hett Sei ok hulpen[7]) . ."

„Woans sall ick helpen? Mit Geld bün ick swack bestellt, Fru Swapp . . ."

„'N Wurt söllen S' för em inleggen, Prinz. Lesen S' den Bref. Hei hett woll Termin hadd mit so'n Swinegel, de nich betahlen künn, un hei is glik[8]) inspunnt[9]) worden."

„Hei hett mi inspunnt, Tilling!" röp de Hanschenmaker un trummelte an de Slapstuwendör, un Prinz Willem'n kemen glik de Gedanken, denn hei slöt de Dör up un seggte:

[1]) überlaut. [2]) fremd. [3]) gewesen. [4]) fest. [5]) horchen. [6]) half. [7]) geholfen. [8]) gleich. [9]) eingesperrt.

Digitized by Google

„Korl hett Sei vergeeten[1]), Herr Swapp!"

„Ick vergeet[2]) Sei 't nich!" röp de Hanschenmann un makte 'ne Fust.

„Min arm Mann hett kein Middag kregen", seggte Tilla, as s' sick von 'n Schreck verhalt hadde. „Mann, wat hest Du mi för 'n Schreck injagt . ."

„Un Du mi! . . Büst 'n braw Wiw! Kumm! Hei kann mi gornicks!" röp den Hanschenmaker un sin Fru wüst, dat bi em kein Taureden hülp un de Fründschaft mit 'n Prinzen intwei[3]) was.

[1]) vergessen. [2]) vergesse. [3]) entzwei.

„Ick vergeet Sei 't nich!" hüerte Prinz Willem noch mal un denn was hei allein. — —

Bi Nacht un Newel wees[1]) hei Rostock 'n Rüggen[2]) . . Sin Mudding gestünn bi sin Sünn', un Swapp kreg hemlich sin Geld . . .

'T Lewen hadde hei studiert. Jung was hei Mann! — —

[1]) zeigte. [2]) Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied für immer.

An Stromes Brücke stehen zwei;
Gewaltig rauscht die Flut vorbei.
Im breiten Wasserspiegel bricht
Hellschimmernd sich des Mondes Licht.
Und glänzt im Tau der Thränen mild,
Der in des Mädchens Augen quillt.
Sie lauscht, an ihres Liebsten Hals,
Mit ihm der Stimme des Wasserfalls;
Dort unten ohne Rast und Ruh',
Stürzt er die Wasser der Tiefe zu.
„Vorbei, vorbei, hinab, hinab!
Die Welt ist nur ein großes Grab,
Drin Jugend, Schönheit nicht besteht
Und Liebesglück geschwind vergeht."
So rauscht der Fluß, so braus't der Fall,
So klingt der Herzen Widerhall.
Sie schau'n sich stumm ins Angesicht
Und merken, wie das Wasser spricht:
„Das Leben weigert Euch den Bund,
So findet ihn auf meinem Grund!"

Doch sie sind jung und lebensstark,
Es schaudert sie im tiefsten Mark.
Die Wasser brausen wie zuvor,
Der Liebste flüstert ihr ins Ohr:
„Darf ich Dein Mann nicht werden hier,
Flieh' in die weite Welt mit mir!"
Sie schaut ihn traurig an und spricht:
„Die kranke Mutter — ich kann es nicht."
So halten sie in Lust und Qual
Umklammert sich zum letztenmal.
Noch einen Kuß aus Herzens Drang —
Dann wandert sie die Brück' entlang.
Erst drüben wendet sie sich stumm
Im Schreiten nach dem Liebsten um.
Und zieht ihr Tuch und winkt und winkt,
Bis daß die Ferne sie verschlingt.
In nassen Mannesaugen bricht
Mitleidig sich des Mondes Licht.
Gewaltig rauscht der Strom vorbei,
Nie wieder sahen sich die zwei.

Ferdinand Hoefer.

Das ewige Lachen.

Grämt Euch nicht drum, die Ihr mir Schmerz gethan,
Daß ich verzweifelt müßte dran vergehn!
Kommt nicht herbei und laßt in gutem Wahn
Mich Trost und ungelog'ne Thränen sehn!

Meßt nicht mit Eurer Schwachheit meine Kraft!
Was Ihr als Lebensglück vernichtet glaubt,
Das steigt vom Boden immer neu und schafft,
Zu bringen Euch, was Ihr mir nie geraubt!

Dem ewig hellen Lachen meiner Brust
Kommt schon zu spät der stumme Wunsch: Vergieb!
Der Schmerz ist Quelle immer neuer Lust!
Die Ihr mir Schmerz gethan, ich hab' Euch lieb!

Johannes Grebling.

Wo?

Vor einem Jahre —
Wo war ich nur?
Gefallene Blätter
Verhüllen die Spur.

Ich fahre und fahre
Ins Leben hinein —
Nach einem Jahre —
Wo werde ich sein?

Josef Adolf Bondy.

Digitized by Google

Dante.

Ob Florenz hängt hell die Mondessichel.
Lichter, Schatten gräbt mit scharfem Stichel
Ein das blaue Licht der Häuser Quadern
Und läßt leuchten hell des Marmors Adern.
Weich wie Balsam weh'n von West die Lüfte,
Süßen Pulten gleichend Rosendüfte
Tummeln durch die Luft auf leichten Flügeln
Aus den Gärten sich und von den Hügeln . . .
Durch die Vaterstadt, die wohlbekannte,
Schreitet träumerisch der junge Dante.
Tagelang schon hat umrankt die schlanke
Anmut Beatricens sein Gedanke,
Und das holde Weib sah in Gedichten
Wandelnd er und himmlischen Gesichten.
Wirren Haupts nun geht er durch der weiten
Straßen mondbestrahlte Einsamkeiten.

Und es tragen unbewußt die Füße
Zu der Straße ihn, darin die süße
Tochter Folcos ruht in sanften Träumen,
Zu der Teuern Hause ohne Säumen.
Und schon steht er, wie herbeigerufen,
Vor der Pforte. — Sieh, da von den Stufen
Hebt sich's schemenhaft . . zwei bleiche Wangen . . .
Von der Locken dunkler Flut umfangen . . .
Helle Augensterne, wohlbekannte,
Deren Glanz vertraut ihm, ihm verwandte . . .
Dieser Züge stillberedtes Schweigen,
Diese Locken, Augen sind sein eigen
Seine Seele ist's, die, auf den Stufen
Kauernd, i h r e n Namen sacht gerufen,
Seine Seele, zitternd voll Verlangen
Und in Sehnsucht ihm vorausgegangen . . .

Karl August Hückinghaus.

Schwesterliebe.

Nimm diese weißen Rosen.
Die Schwesterliebe beut!
Kein Flammentraum in ihnen ruht,
Es schüren nur der Treue Glut
Die stillen weißen Rosen,
Die Schwesterliebe beut.

Nimm! Dieser Strauß in Händen,
Das ist ein sichres Glück.
Die Schwesterliebe, lind und weich,
Sie giebt so gern und bleibt so reich;
Kein Schicksal kann sie wenden,
Sie ist ein sichres Glück.

Die Glut der Purpurrosen,
Wie bald ist sie verloht!
Der Dorn nur, tief ins Herz gedrückt,
Weiß noch, daß sie uns einst geschmückt,
Nimm diese weißen Rosen,
Sie blüh'n durch Zeit und Not.

Rosa Kübsaamen.

Die „Pummerin".*)

. . . Ja, ich muß es offen mir bekennen:
„Liebe" darf ich dieses Spiel nicht nennen.

Summend zieh' ich durch die stillen Gassen:
„Große Liebe" und das „große Hassen" —

Hab' ich nie gespürt mit allen Sinnen;
Niemals fühlt' ich alle Ströme rinnen!

Wird es nie das dunkle Schicksal wagen,
Meine höchste Glocke anzuschlagen? . . .

Horch! Fern durch die Luft ein Rufen, Locken.
Das sind meine Stefanskirchenglocken!

Eine Glocke hängt im Raum ganz oben,
Schon von Mond und Wolken grau umwoben.

Die hat hundert Jahre nicht geklungen;
Denn sie singt nicht leis, mit Silberzungen.

Hebt die „Pummerin" einmal zu schwingen,
Hört man es durch alle Mauern dringen.

Und Sankt Stefan selbst beginnt zu schwanken
Vor der großen Glocke Sturmgedanken.

Und der Dom, von Säulen schlank getragen,
Müßte vor dem Klang zur Erde schlagen!

Paul Wertheimer.

*) Die große Kirchenglocke von St. Stefan in Wien.

Sprüche.

Kaum, daß heimgebracht der Wein,
Wird der Stock beschnitten.
Wenn Du wolltest fruchtbar sein,
Hättest Du's auch gelitten.

Niemand kann sich kraft Patents
In ein höher Wesen treiben.
Wird ein Esel Excellenz,
Muß er doch ein Esel bleiben.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Epikuräerlied.

Werd' ich dereinst als Schmetterling
 Im Himmelsgarten gaukeln
Und unter Blüten, Klang und Duft
 Mich süßelysisch schaukeln,
So werd' ich stets doch eingedenk sein
 Der Jahre, Mond' und Wochen,
Da ich als Räuplein schlicht und klein
 Durchs Erdenthal gekrochen.

Ich fraß manch frisches, fettes Blatt,
 Manch' Reislein, grün umkleidet.
Ich hab' in manchem Rosenhag
 In stiller Lust geweidet.
Und fiel ich manchmal auch ins Gras
 Und stachen mich die Dornen,
Ich dachte kühl: „Was schiert Dich das?"
 Und fing dann an von vornen.

Der große Raupensammler Tod
 Ist scharf mir auf den Beinen.
Er fängt uns arme Würmlein all,
 Die großen wie die kleinen.
Doch mein Vergnügen wird, mein' Seel',
 Deshalb kein Stück geringer:
Mein Pelz ist haarig-rauh und stach
 Schon manchem in die Finger.

Auch bin ich annoch flink und flugs
 Und liebe noch zu schweifen
An Blatt und Blüte, Bast und Buchs:
 Er soll mich noch nicht greifen.
Doch faßt er mich, so werd' ich still
 Mich in die Puppe hüllen,
Um meiner Erdenwallfahrt Ziel
 Gemächlich zu erfüllen.

Otto Michaeli.

Ghasel.

Vor dem Frühschein verzieh'n die Wolken sich schnell,
Bring' den Frühwein, o bring' ihn, Freund und Gesell!

Silbern blitzt schon auf Tulpenwangen der Tau,
Bring', o Freund, nun den immerfließenden Quell!

Von der Flur weht ein paradiesischer Hauch,
Trinket Wein jetzt, daß froh der Busen Euch schwell'!

Rose thront schon auf lichtsmaragdenem Thron,
Wein, rubinrot und feurig, bringet zur Stell'!

Hoffe, Hafis, das spröde Liebchen, das Glück,
Zeigt Dir einst doch sein Antlitz rosig und hell.

Aus dem Persischen des **Hafis** von **Otto Hauser.**

Stimmung.

Trübes Wasser rinnt im Thal,
Spiegelt Weiden, grau und kahl.
Nebel wie ein blindes Glas
Deckt den Schnee, der taut.
Stoppeln steh'n und dürres Gras.
Eine schwarze Besenmauer,
Dran sich Nebel staut,
Starrt der Wald im Regenschauer . .

Meine Straße klimmt den Berg empor,
Klimmt empor im Bogen . .
Kommt ein Rabenschwarm geflogen
Wie ein schwarzer Flor . .

Rudolf Knussert.

In Dämmerstunden.

Oft in des Abends grauen Dämmerstunden
Führt's mich zurück in die Vergangenheit,
Hinab zu Zeiten, die nun längst entschwunden,
Die bittersüß gemischt aus Lust und Leid.

Es klingt und singt zu mir aus fernen Zeiten
So manches heit're, manches trübe Lied;
's ist wie ein Nachklang längst zerbroch'ner Saiten,
Der leis' aufs neu durchzittert mein Gemüt. —

Und, ach, so gerne auf des Traumes Schwingen
Zu euch, ihr fernen Tage, schwebt mein Sinn;
Ihr zeigt mir euer eigenes Vollbringen,
Ich seh', was ich durch euch geworden bin.

Hugo Sachse.

Digitized by Google



Die Reise nach Berlin.

Von S. Ottmer.

Der Herr Kanzleirat in Pension, Franz Pillkuhn stand erregt vom ledernen Großvaterstuhl am Fenster auf und trippelte in seinen Pantoffeln hastig quer durch die Stube. Dabei bewegte er die Arme auf und nieder, bei jedem Schritt, den er that, flog der geblümte Schlafrock auseinander und enthüllte die grauwollene Unterhose.

„Mutter, Mutter!“ rief er, indem er die Thür zum Vorplatz geräuschvoll öffnete.

Eine grauhaarige Frau steckte den Kopf zur Küche heraus und flüsterte:

„Aber, Pillkuhn, bst, Fridolin schläft noch, ich bringe Dir Deinen Kaffee schon.“

„Darum ist es nicht“, erwiderte der Alte, während auch er seine Stimme dämpfte, „hier, hier, lies nur!“ Und er zeigte mit der Rechten auf das Zeitungsblatt, das er in der Linken hielt.

„Ja, ja!“ sagte die Frau, wendete sich um und stellte die Kanne auf das Tablett, „was ist denn? Das wird doch keine solche Eile haben.“

Doch er faßte sie am Ärmel ihrer verschossenen Jacke und zerrte sie in die Stube, daß das Tablett, das sie nun in beiden Händen vor sich hertrug, ins Schwanken geriet.

„Was hast Du denn nur, Vater? Ist etwa Amalie endlich definitiv geworden?“ Nun begannen auch ihr die Hände zu zittern und schnell setzte sie den Kaffee auf den mit braunem Wachstuch bezogenen Tisch. Dann ließ sie sich schwer auf einen Stuhl fallen.

Der Alte hielt das Blatt vor sie hin.

„Nein, was viel Wichtigeres!“

„Wo denn, wo?“

„Da steht — höre doch nur.“ Er rückte sich die Hornbrille von der Stirne, auf die er sie geschoben hatte, vor die Augen und las:

„Heilung Schwachsinniger. Großes Aufsehen erregen in medizinischen Kreisen die neuerdings angestellten Versuche, Kretins durch Fütterung mit Schilddrüse zu heilen“ — Mutter, Mutter, was sagst Du?“ unterbrach sich der Alte und blickte seine Frau in aufgeregter Spannung an.

„Ja aber, was denn —?“

„Nun Fridolin — unser Friedel —“

„Der Friedel ist doch kein Kretin!“ rief sie entrüstet.

„Freilich nicht“, erwiderte er eifrig. „Aber“ — er zögerte — „ganz so wie andere ist er doch auch nicht — da muß er um so leichter geheilt werden können — da steht doch —“ und er wies mit dem zitternden Finger auf die Notiz und wiederholte: „Heilung Schwach—sin—ni—ger — —“.

„Gott, oh mein Gott!“ machte die Alte, die allmählich ihren Mann zu verstehen begann. Und sie fuhr mit der rauhen, knöchrigen Hand auf dem Wachstuch immer hin und her, immer hin und her und stöhnte: „Oh mein Gott, oh mein Gott!“

Der Kanzleirat schob das gestickte Hauskäppchen weit zurück, daß seine grünlich-weiße Perrücke sich zu verschieben drohte — er hatte das Prinzip, man könne den Kopf nicht warm genug halten — und sagte:

„Siehst Du, Mutter, wenn wir das erlebten, daß aus dem Buben noch was wird, dann könnten wir in Frieden —“

„Ja, ja, in Frieden —“ nickte die Frau. „Oh mein Gott! Aber was steht denn noch da, lies doch, Pillkuhn, lies!“

Er legte das Blatt vor sie hin und las, zum Tisch herabgebeugt, nochmals, indem er den Zeilen mit dem Finger nachfuhr, Silbe für Silbe betonend:

„Heilung Schwachsinniger. Großes Aufsehen erregen in medizinischen Kreisen die neuerdings angestellten Versuche, Kretins mit Fütterung von Schilddrüse zu heilen. Der Kropf schwindet allmählich und die Geisteskräfte heben sich, so daß die bisher Blödsinnigen zu völlig normalen Menschen werden.“

„Völlig normal — verstehst Du wohl, d. h. genau wie andere — unser Friedel!“

Digitized by Google

„Ja, ja. Und er hat doch nicht einmal einen Kropf!“ fügte die Alte triumphierend hinzu. Sie war ganz benommen. Ihrem Herzens- und Sorgenkind sollte geholfen werden. Spät war es gekommen, ihr Mann war schon über die Fünfzig und sie nur wenige Jahre jünger, die Amalie ein halbwüchsiges Ding. Sie hatten sich vor den Leuten, vor allem aber vor ihrem großen Mädel geschämt, als der Storch noch einmal für sie klapperte, es konnte eigentlich nur ein Versehen vom Storch sein, in ihrem Alter! Sie waren ja schon nicht jung gewesen, als sie heirateten, sieben Jahre hatten sie auf einander gewartet, dann war gleich die Tochter gekommen, d. h. in angemessener Zeit natürlich! Denn sie waren beide ehrbar, mit keinem Gedanken wäre es ihnen beigefallen, vorher zu kosten, was sich nur in der Ehe geziemte. Nein, solche waren sie nicht, wahrhaftig nicht!

Das erste Kind hatten sie hingenommen als etwas Selbstverständliches, damals fiel es dem jungen Ehemann gar nicht ein, auf die Frau ihres Zustandes wegen irgend welche Rücksicht zu nehmen. Sie rackerte sich unablässig in der dürftigen Wirtschaft, war die erste des Morgens, die letzte des Abends. Anders diesmal. Förmlich galant wurde er nun gegen sein ältliches Weib, das seine Aufmerksamkeiten schämig hinnahm. Diese Aufmerksamkeiten bestanden freilich hauptsächlich darin, daß die dreizehnjährige Amalie der Mutter fast alle Arbeit in Küche und Stuben abnehmen mußte. Er trieb sie in der Frühe eine Stunde zeitlicher aus den Federn, damit sie, ehe sie zur Schule ging, die morgendlichen Geschäfte verrichte und wenn sie heimkam, ließ er sie kaum den Ranzen hinschlendern, um die Mutter beim Kochen abzulösen. Er hatte Zeit, alles auf das genaueste zu überwachen, denn er war damals eben wegen unheilbaren Schreibkrampfes pensioniert worden.

Und dann war der Bub gekommen, der Bub, um den die beiden Alten heute fast ihres dünnen Morgenkaffees vergaßen, wegen der Notiz über Heilung Schwachsinniger, die im Stadtblatt stand. Ja, ja!

„Ich muß dann gleich zum Müller hinübergehen und es ihm zeigen“, sagte Pillkuhn aufgeregt. „Was er für Augen machen wird — er ist eben ganz zurück, denn immer blieb er dabei: 's ist nichts zu machen mit dem Fridolin —“

„Du wirst doch in dem Guß nicht hinaus! Der Müller muß ja jeden Augenblick vorbeikommen,“ meinte die Frau, „wenn er zum Bürgermeister geht — lang wird der es nicht mehr machen, er hat's auf der Brust, erzählte mir gestern die Frau Sekretär —“.

Der Kanzleirat erhob sich hastig und trippelte ans Fenster. „Recht hast du, Mutter, vorbeikommen muß er —“

In dem Augenblicke tappte etwas an die Thüre, sie wurde aufgestoßen und hereinkam eine zwergige Gestalt mit einem verrunzelten Gesicht, das borstige schwarze Haare umstanden. Die mageren Beine und Füße sahen nackt unter dem kurzen Hemde hervor:

„Lade, Lade!“ machte das mißgestaltete Ding mit unnatürlich rauher Stimme.

„Jesus, Fridolin!“ Die Mutter, die eben im Begriff war, die gebrauchten Tassen auf dem Tablett zusammenzustellen, ließ sie fahren und stürzte auf die Mißgeburt zu. „Jesus — jetzt bist Du schon auf? Kaum neun Uhr! Erkälten wirst Du Dich, Friedel, Friedel! Komm geschwind, daß ich Dich ankleide.“

Aber der kleine Unhold stieß mit den haarigen Fäusten nach ihr. „Lade, Lade!“ gröhlte er.

„Gleich kriegst Du Deine Chokolade — komm' nur komm', mein süßer Junge, ich kleide Dich an. Vater macht Dir indes die Chokolade. Pillkuhn“, wandte sie sich an ihren Mann, „geh doch, geh, mache ihm seine Chokolade, er hat Hunger, das Friedelchen hat Hunger.“

„Ich soll doch hier nach Müllern aussehen,“ erwiderte der Alte weinerlich und bewegte die Arme auf und nieder.

„Wenn aber Friedelchen Hunger hat!“ verwies sie ihn strenge. „Geh doch, geh! Es steht alles auf dem Küchenbrett — verwechsle seine Sahne nicht mit der Milch.“ Dabei hob sie den sich heftig sträubenden Knaben in den Armen empor und trug ihn unter seinem Heulen mit gebeugtem Rücken zur Thüre hinaus.

Hochrot im Gesicht, das Hauskäppchen im Nacken, die Perrücke schief, setzte der Kanzleirat die glücklich zu Stande gebrachte Chokolade auf den Tisch. Es war ja nicht das erste Mal, daß er das Essen für das Kind besorgen mußte, wenn die Mutter keine Zeit hatte. Aber es gab ihm doch jedesmal wieder einen Stich in seine Ehre. Vor Friedels Eintritt in die Welt wäre so etwas unmöglich gewesen — er kochen — ein Kanzleirat! Aber jetzt, was sollte man machen — nur ein Glück, daß niemand es sah, nein, sonst hätte er es doch nicht gethan! — wenn die Mutter nicht Zeit hatte und Amalie saß in der Schule, nun ja, das mußte sein: ohne ihren Verdienst, wie hätte man reichen sollen?

Digitized by Google

Es ging ohnehin schon karg genug, wenn auch der Friedel, gottlob, immer noch sein Sach gehabt hatte.

Der Alte trippelte ängstlich um den Tisch herum, stellte die geblümte Tasse zurecht, auf der in Goldbuchstaben von Vergißmeinnicht umrahmt „Fridolin“ stand — ein Taufgeschenk von der Frau Bureauchef beim Rechtsanwalt Woyte — und rückte den hohen Stuhl herbei, auf dem noch ein Kissen lag. Dann ging er wieder ans Fenster. Mechanisch nahm er die Pfeife mit den Porzellankopf, der so naturgetreu den alten Blücher zeigte, vom Nagel, steckte sie jedoch zwischen seine Zahnlücken, ohne daran zu denken, sie zu stopfen und anzuzünden.

Was, wenn nun Müller schon vorbei war, dann konnte der Tag vergehen, ehe er seiner habhaft wurde. Denn was fuhr der rings auf den Dörfern herum! Warum er sich nicht endlich zur Ruhe setzte — war doch auch über die Sechzig, der Müller und mußte längst sein Schäfchen im Trockenen haben, unverheiratet war er auch, also für wen? Des Kanzleirats Brust hob ein tiefer Seufzer.

Aber da trat er ja gerade aus dem orangefarbenen Bürgermeisterhaus querüber. Pillkuhn machte das Parterrefenster auf, bog sich weit hinaus, daß der Regen ihm ins erhitzte Gesicht schlug, und winkte mit Armen, Händen und Pfeife. Jetzt, richtig, hatte ihn der Doktor erblickt, unter seinem triefenden Schirm schritt er über den schlecht gepflasterten Platz auf das Häuschen zu, das windschief mit zwei Stockwerken und drei Fenstern Front zwischen zwei stattlichen Gebäuden klebte. Pillkuhn schlug das Fenster zu, eilte im Trippelschritt hinaus und öffnete die Thüre, noch ehe der Arzt die schrille Klingel ertönen ließ.

„Was ist denn los?“ fragte Müller. „Jemand krank bei Dir, Pillkuhn — etwa Fridolin —“

„Nein, nein, Gott bewahre! Komm nur, komm!“ Und er zog den Doktor, der noch den rinnenden Schirm in der Hand hielt, in die Stube. Jeder Tritt Müllers hinterließ eine schmutzige Spur auf dem ohnehin nicht übermäßig sauberen Estrich.

„Na, was ist denn los?“ fragte der Arzt ärgerlich.

Der Kanzleirat wies auf die auf dem Tisch ausgebreitete Zeitung.

„Hier, lies!“ sagte er feierlich.

Müller las nur die Überschrift: „Heilung Schwachsinniger“, dann schob er die Zeitung von sich und schrie:

„Darum wirst Du mich doch nicht gerufen haben!“

„Doch“, erwiderte der Kanzleirat eifrig, „Heilung Schwachsinniger, der Fridolin —“

„Himmelkreuzschwerenot!“ brüllte der Doktor und schlug auf den Tisch, daß die Chokolade im irdenen Topfe überschwappte. „Laß mich mit dem neumodischen Blödsinn zufrieden. Der Fridolin ist, wie er ist —“

„Aber, aber“, stotterte Pillkuhn, „wenn dem Fridolin geholfen werden kann durch die Fortschritte der Wissenschaft —“

„Fortschritte der Wissenschaft“, höhnte der Arzt. „Humbug, nichts als Humbug!“

„Aber, aber —“

„Nichts aber“, donnerte der andere und fing an, den nassen Regenschirm unter dem Arm im Zimmer auf und ab zu rennen. „Blödsinn, Blödsinn! Man hat ja gesehen, wie weit der Herr Koch gekommen ist — der hat den ganzen Blödsinn eingebrockt — Tuberkulose heilen, haha! Wer die Schwindsucht hat, hat sie, und wer keinen Verstand im Kopfe hat —“

„Das ist nicht wahr, daß der Fridolin — aufgeholfen muß ihm werden. — Du bist eben zurückgeblieben, Du verstehst nichts!“ Der Kanzleirat kaute jedes Wort, bevor er es sprach; gegen die Stentorstimme des anderen konnte er ohnehin nicht aufkommen. „Setz' Dich zur Ruhe, es ist höchste Zeit. — Gieb das Doktern auf — gieb's auf!“

„Was soll ich?! Mich zur Ruhe setzen?!“ Müller war stehen geblieben, sein Antlitz hatte sich braunrot gefärbt, er fuchtelte mit dem Regenschirm dem Kanzleirat vor dem Gesicht herum. „Gut, gut! für Dich setze ich mich zur Ruhe, den ehrenvollen Posten als Dein und Deiner Familie Leibarzt gebe ich auf! Blödsinn, Blödsinn!“ Und er stürzte zur Thür, in der er mit Frau Pillkuhn zusammenprallte, die eben, den nun mit einem blaugrauen Tuchanzug bekleideten Fridolin an der Hand, eintrat.

„Jesus, Herr Doktor!“

„Ihren Mann stecken Sie in ein Irrenhaus. Er ist verrückt, total verrückt! In Pension gehen!“

Er stürmte ab. Dröhnend schlug die äußere Thüre zu, so daß die Klingel einen schrillen Ton gab und dann konnte man den Doktor durch den Kot draußen stapfen sehen, trotz des strömenden Regens den geschlossenen Schirm unter dem linken Arm, mit der Rechten heftig in die graue Luft hineingestikulierend.

Die Frau half Fridolin zu seinem Sitz, band ihm die Wachstuchserviette vor, schenkte die Chokolade ein und sagte während dessen zu ihrem Mann:

Digitized by Google

„Um Gotteswillen, Pillkuhn, was hat es denn mit dem Doktor gegeben?"

Der Kanzleirat kaute mit seinem fast zahnlosen Munde erst ein paarmal vor sich hin.

„Nicht einmal gelesen hat er's", stotterte er dann in seiner Aufregung, „und das will ein Doktor sein!"

„Aber was fangen wir denn nur an, wenn er nicht wiederkommt?" jammerte die Frau. „Er hat doch nie etwas genommen, und wenn nun das Friedelchen krank wird — was machen wir dann, was machen wir?"

Der Kanzleirat ließ den Kopf hängen. Dann nahm er eine möglichst entschlossene Miene an, um seine innere Unsicherheit, ob er gegen den Arzt recht gehandelt, zu verbergen. „Mutter!" sagte er, „freuen wir uns, daß wir den Nichtswisser los sind. Ohne ihn wäre Friedel längst — Er muß nun gleich die neue Kur gebrauchen — gleich!" Und er nahm die Zeitung wieder auf und sah auf die Notiz nieder.

„Ja, aber", die Frau sah ihren Mann bekümmert an. „An wen willst Du Dich denn darum wenden, ohne Müllers Rat?"

„Ich — ich weiß nicht —" Er starrte auf das Blatt nieder. „Da steht ja nichts — wer die Sache macht oder wo —" Er schüttelte den Kopf. Dann sahen sich die beiden Alten hülflos an.

Friedelchen, der mit seinem Frühstück fertig war, benützte das Unbeachtetsein, um den Löffel auf den Boden zu schlendern und war eben im Begriff, die Tasse folgen zu lassen — die Mutter fiel ihm in den Arm.

„Pillkuhn", sagte die Frau von einer plötzlichen Eingebung erleuchtet, „vielleicht wissen die vom Blatt was —"

Der Kanzleirat sah seine Frau bewundernd an. „Du hast recht, die müssen es wissen. Ich gehe hin, gleich gehe ich hin!" Und er trippelte durch die Stube.

„Warte doch, daß ich Dir einen Hemdkragen gebe. Komm, Friedel, komm!" Alle drei verschwanden in die gemeinsame Schlafstube.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet.

Rauchende Lohe, Dünste der Leichen,
Traget gen Himmel diesen Choral!
Mög' unser Jammer, Herr, Dich erweichen;
Sieh, unsre Knochen bleichte die Qual.
Jegliche Rose schufst Du zum Dorne,
All unser Lied zum Klagegesang.
Bleiben wir Opfer göttlichem Zorne?
Herr, und wir flehen, fleh'n schon so lang!

Schlugst uns so oft schon, Herr, bis aufs Leben!
Aber die Wunden kaum noch gestillt,
Riefen wir wieder: „Er hat vergeben,
Er, unser Vater, ewiglich mild!"
Hofften und — fielen, wied'rum erkoren
Siegreicher Feinde grausamem Spott,
Wenn sie uns fragen: „Sprecht doch, ihr Thoren!
Wo ist der Vater, wo euer Gott?"

Himmelwärts späh'n wir: „Herr, gieb ein Zeichen!
Treffe Dein Blitz den lästernden Trug!" . .
Alles bleibt stille — Vögel nur streichen
Frei durch die Bläue, schwebend im Flug.
O, und dann wieder höhnische Fragen!
Zweifel, Verzweiflung reißen uns fort;
Lippen, sie schmäh'n Dich; Herzen, sie klagen:
„Richte das Herz Du, nimmer das Wort!"

Abschen der Menschen sind wir geworden:
Sah man nicht Söhne, Väter im Streit?
Sah man die Brüder Brüder nicht morden?
Waren wir alle Kain geweiht?
Aber Du weißt es: was wir begingen,
Andere haben's teuflisch genährt,
Andere legten teuflische Schlingen;
Strafe die Hand, doch schone das Schwert!

Endlosen Elends, Herr, Dich erbarme!
Schüchtern und scheu aneinandergepreßt
Möchten wir ruh'n im Schutz Deiner Arme,
Wie sich das Vöglein einschmiegt ins Nest.
Ach, des Martyriums Blüten verhauchen
Zauberhaft süßen, schläfrigen Duft:
Laß in des Schlummers Abgrund uns tauchen,
Bis Dein Gebot uns, Herrlicher, ruft.

Und Deine Schlachten werden wir schlagen,
Wenn Deine Engel über uns fleh'n,
Dann wird der Satan schmählich verzagen,
Über ihm strahlend Dein Heerpanier weh'n.
Friede dann allen reuigen Söhnen,
Und Ihr Verstockten schaudert und bebt,
Denn durch die Lande wird er erdröhnen,
Hell unser Feldruf: „Wahrlich, Gott lebt!"

Aus dem Polnischen des **Kornel Ujejski** von **Robert F. Arnold.**



Digitized by Google

Clairefontaine.

Daß sie kühle Ruhe finde,
Stieg im Mittagssonnenschein
Von der Bardenburg allein
Gräfin Ermesinde
In das tiefe Thal hinein.

In des Grundes duft'gem Schweigen
O, wie liegt der Tag so weit
Mit dem schwülen Sonnenleid:
Goldig von den Zweigen
Träuft der Bann der Einsamkeit.

Nur ein Quell singt träum'risch leise,
Durch die Dämm'rung glanzdurchflirrt
Dann und wann ein Käfer schwirrt,
Und im müden Kreise
Ein lichttrunk'ner Falter irrt.

Langsam folgt die hohe Fraue
Dem gewohnten Buchenpfad,
Bis sie sich der Lichtung naht,
Wo auf sonn'ger Aue,
Leuchtend steht die Blumensaat.

Doch auch hier im bunten Kreise
Alles still und feierlich,
Blum' und Blümlein neigen sich,
Nur der Quell singt leise:
Niemand wacht umher als ich!

Und auch ihr sinkt Kraft und Wille,
Müde blickt sie in die Pracht,
Auch an ihr übt sachte, sacht,
In der Mittagsstille
Sonnenzauber seine Macht.

An dem Quell läßt sie sich nieder,
Wunschbefreit, gedankenlos,
Legt die Hände in den Schoß
Und die weichen Glieder
Lehnt sie auf das weiche Moos.

Neben ihr mit hellem Rieseln
Rinnt die Quelle silberrein,
Singt und springt ins Thal hinein
Unter Schilf und Kieseln
Ei, das liebe Wässerlein!

„Clere fountaine! Clere fountaine!"
Haucht die Gräfin vor sich hin,
Dann hüllt Schlummer ihren Sinn —
Clere fountaine! Clere fountaine!
Ei, die liebe Schläferin! —

Rings im bunten duft'gen Kreise
Alles still und feierlich,
Blum' und Blümlein neigen sich,
Nur der Quell singt leise:
Niemand wacht umher als ich!

Doch auf einmal linde, linde
Weht ein Hauch durch Strauch und Baum:
An der Quelle kühlem Saum
Träumt Frau Ermesinde
Einen wunderbaren Traum. —

Durch die Nacht der Bäume schreitend,
Naht ein hohes Frauenbild,
Wie ein Mutterlächeln mild,
Sanften Glanz verbreitend
Wie die Lilien im Gefild.

Nicht ein Halm bebt ihrem Tritte,
Wie sie durch das Waldgras schwebt,
Doch manch Blümlein neubelebt
Unter ihrem Schritte
Sein glutwelkes Krönchen hebt.

Vor der Gräfin hält sie inne,
Setzt sich an der Quelle Rand,
Klatscht in ihre weiße Hand
Und mit heiterm Sinne
Blickt sie aufwärts unverwandt.

Sieh, da nahte auf das Zeichen
Eine märchenhafte Schar:
Vorn ein Knab' im Lockenhaar,
Lieblich ohne gleichen,
Still und sittig wunderbar.

Hinter ihm auf weichen Füßen
Wallten, traulich dicht geschart,
Viele Schäfchen süß und zart;
Solche zarten, süßen
Nimmer sind sie ird'scher Art.

Freudig folgten sie dem Kleinen,
Und an seinem Lilienstab
Führte sie der Himmelsknab'
Zu dem hohen, reinen,
Milden Frauenbild hinab.

Lächelnd saß die hohe Holde,
Hieß sie trinken aus dem Quell,
Und o Wunder! sonnenhell,
Wie vom pursten Golde
Strahlte da ihr Silberfell.

Und den Wald durchfloß ein Klingen,
Und entzückend scholl das Lied,
Das, wie Sehermund verriet,
Der allein darf singen,
Der des Lammes Straße zieht.

Dann verschwinden Kind und Schafe,
Eingehüllt in ros'ges Licht,
Und die hohe Holde spricht,
Während froh im Schlafe
Glüht der Gräfin Angesicht:

Digitized by Google

„Ermesinde“, spricht sie milde,
„Liebe, traute Schläferin,
Deute Dir mit frommem Sinn,
Was Du sahst im Bilde,
Dir und andern zum Gewinn.

Viele müde Schäfchen schreiten,
Die bedrängt des Lebens Zorn;
O durch Dürre, Sand und Dorn,
Gute Gräfin, leiten
Kannst Du sie zum Wonneborn.

Himmelsschäfchen, Gottesbräute,
Reich an Tugend, groß an Zahl!
Richte ihnen hier den Saal!
Ermesinde, heute
Zog der Herr durch dieses Thal.“

Durch die Nacht der Bäume schreitend,
Sacht entschwebt das hohe Bild,
Wie ein Mutterlächeln mild,
Sanften Glanz verbreitend
Wie die Lilien im Gefild.

Rings im bunten, duft'gen Kreise
Alles still und feierlich. —
Doch da regt die Gräfin sich
Und sie murmelt leise:
„Gott, wie selig träumte ich!“

Neben ihr mit hellem Rieseln
Rinnt die Quelle silberrein,
Singt und springt ins Thal hinein
Unter Schilf und Kieseln —
Heil Dir, klares Wässerlein!

„Clere fountaine! Clere fountaine!“
Spricht die Fraue vor sich hin;
„Ja, ich faß des Traumes Sinn.“ —
Clairefontaine! Clairefontaine!
Heil Dir, edle Gründerin!

Nikolaus Welter.

Das Mädchen und der Falter.

Lustwandelnd schritt ein Mädchen
Im kühlen Waldesgrund,
Und als sie dort sich bückte,
Zum Strauß sich Blumen pflückte,
Da kam ein bunter Falter
Und küßte ihren Mund.

Verzeih mir, sprach der Falter,
Verzeih mir mein Vergeh'n,
Ich wollte Honig nippen
Und hatte Deine Lippen,
Dein rotes, rotes Mündchen
Für Rosen angesehn. —

Da sprach zu ihm das Mädchen:
Für diesmal, kleines Ding,
Will ich Dir gern vergeben.
Doch merke Dir daneben,
Nicht blühen diese Rosen
Für jeden Schmetterling! —

Aus dem Englischen des **E. Wegener** von **Sophie von Sichart.**

Danksagung.

Du Reiche, die mit nimmermüder Hand
Aus Deinem Quell, dem nie versiegenden,
Mit Geberstolze immer schenkst und schenkst
Und in das lichtumflossne Land der Träume
Mich führest, allwo meine müde Seele
In Deiner smaragdgrünen Gärten Pracht
Erwacht, von zarten Düften leis' umweht,
Dann aber lauschet Deinen himmlischen Klängen,
Die trunken machen und die Seele wiegen
Zum heil'gen Schlaf der Weltvergessenheit,
Und sich berauschet an den Zauberbildern,
Die Du erschließest meinen blinden Sinnen, —
Du reiche Geberin, — wie soll ich nur
Für all' die Schätze, die ich stets empfange,
Die Dankesworte sagen Dir, die schuldigen,
Da meine Worte rauh sind, hart und plump,
Und Deiner Seele weiche Seidentöne
Von zarter Engel Händen sind gesponnen! . . . .

Jonas Fraenkel.

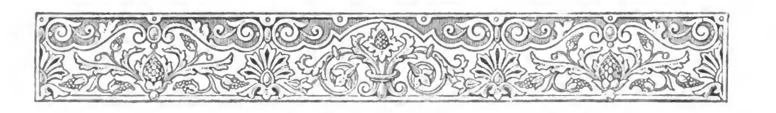
In den Tag hinein.

Das ist des Schicksals höchstes Schenken,
Des Lebens innerster Genuß,
Daß wir im reichen Überfluß
Nicht an den trüben Tag stets denken,
Da aller Glanz verdämmern muß.

Daß wir durch frohe Tage schreiten,
Wo heiß das Leben uns umloht,
Nur Blüten blicken, leuchtend rot,
Und nicht die wetterdunklen Weiten
Voll Klage, Sorge, Not und Tod.

Stefan Zweig.

Digitized by Google



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

I.

Wenn ich mich in dieser Besprechung über die Novitäten des verflossenen Winters auf einige wenige Werke beschränke, so geschieht es nicht mit dem Anspruch, damit den Weizen von der Spreu, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden zu wollen. Schon von dem persönlichen Grunde abgesehen, daß es den Herren Kritikern von Beruf überlassen bleiben muß, unfehlbare Richtsprüche zu thun, während wir anderen uns damit bescheiden, nur eben ehrlich unsere Meinung zu sagen, kann ich meinen heutigen Ausführungen auch deshalb keine solche Aufgabe stellen, weil ich diesmal von Bleibendem, von echtem, schwerem Weizen, der noch in Jahren schmackhafte Nahrung geben wird, leider überhaupt nicht zu berichten habe. Wildenbruchs „Tochter des Erasmus" nehme ich deshalb aus, weil das Werk zur Zeit, wo ich diesen, durch persönliche Abhaltungen immer wieder vertagten Aufsatz endlich schreiben kann, zwar bereits angekündigt, jedoch noch nicht aufgeführt ist; hoffen wir, daß dies Drama einem Dichter von starkem Naturell, der heute noch viel ungerechter unterschätzt wird, als er vor fünfzehn Jahren überschätzt wurde, wieder einen vollen, auch voll verdienten Erfolg bringt. Die Werke aber, die bereits aufgeführt sind, werden auf der Bühne, fürchte ich, nicht entfernt so lange leben, wie ihre Geschwister, die vom selben Vater stammen.

Weder Gerhart Hauptmann noch die Anderen sind uns diesmal so gekommen, wie wir es von ihnen erhoffen durften und auch — im Gegensatz zu vielen kritischen Stimmführern — für die Zukunft erwarten. Denn so ist nun einmal jedem deutschen Dichter und nun gar jedem Dramatiker das Los beschieden: er muß sich nicht allein mit jedem neuen Werk Namen und Bedeutung von neuem verdienen, sondern bietet er einmal eine nicht ganz einwandfreie Gabe, so läßt man ihn eigentlich nur noch aus Barmherzigkeit weiter leben, sagt es ihm aber sehr deutlich, daß er diese Gnade im Grunde nicht verdient. Wie sehr diese Unsitte auf unsere Dichter und den Geschmack des Publikums drückt, verdiente wohl einmal des nähern ausgeführt zu werden, als ich es hier thun kann. Dem Dichter raubt dieser Scharfrichterton den Mut, dessen er so sehr bedarf, und dem Publikum raubt er den ohnehin nicht allzu großen Respekt vor den wirklichen Poeten und verwischt ihm die Grenzlinien zwischen Dichtung und theatralischer Handwerksarbeit, die für sein Auge ohnehin arg genug verschwimmen. Gewiß war Hauptmanns „Schluck und Jau" ein Mißgriff, sogar kein geringer, aber deshalb ist es doch für unsere Litteratur wichtiger, wenn Hauptmann irrt, als wenn Blumenthal und Kadelburg sich in ihrer Spekulation auf die Bedürfnisse des großen Haufens nicht verrechnen. Darum soll hier, wo nur das litterarisch irgend Bedeutsame ins Auge gefaßt wird, nicht davon die Rede sein, wie es den beiden Dioskuren des deutschen „Lustspiels" erging, als sie „wiederkamen", wohl aber, wie es Hauptmann erging, als er sein sonderbares „Spiel zu Scherz und Schimpf mit fünf Unterbrechungen" schrieb.

Ich sagte vorhin, es sei eine namentlich in Deutschland wuchernde Unsitte, um einer verfehlten Arbeit willen den Gesamtwert einer dichterischen Persönlichkeit herabzusetzen. Wem „Schluck und Jau" Mißbehagen bereitet hat, darf deshalb nicht vergessen, wie viel künstlerische Freude und Erhebung er aus den „Webern" oder der „Versunkenen Glocke" gesogen hat. Hingegen darf es gewiß nicht als ungerecht, geschweige denn gar als Unsitte gelten, wenn der größte Teil der Kritik — auch die Hauptmann-Fanatiker nicht ausgenommen — sich weniger mit dem Stück beschäftigte, als mit der Frage, wie Hauptmann dazu gekommen sei und welcher Rückschluß auf seine Entwicklung sich etwa daraus ergebe. Denn das ist hier sehr berechtigt und nur das Gegenteil wäre verwunderlich.

Vor allem ist es eine Erwägung, die uns das neue Werk aufdrängt. Man kann darüber streiten — und wie heftig ist darüber gestritten worden! — ob es sich um eine völlig verfehlte Dichtung handelt, oder um eine solche, die doch immerhin zu interessieren vermag, auch wenn die Bedenken überwiegen. Außer Debatte aber steht — wenigstens erinnere ich mich nicht, eine gegenteilige Behauptung selbst von denjenigen Freunden Hauptmanns, vor denen ihn Gott schützen möge, gehört oder gelesen zu haben —, daß es sich um die schwächste Dichtung handelt, die er bisher geboten hat. Das stimmt an sich nachdenklich, weil äußere Gründe, die ein derartiges jähes Ermatten entschuldigen oder auch nur verständlich machen könnten, fehlen. Gerhart Hauptmann ist 37 Jahre alt, gesund,

lebt in so glücklichen äußeren Verhältnissen, wie sehr wenige andere deutsche Dichter, darf sich so ungestört seinem Schaffen widmen, wie kaum ein anderer, und ist vom Erfolg getragen, wie kein anderer. Indes — gegen das zeitweilige Straucheln der Phantasie, das vorübergehende Ermatten der Gestaltungskraft ist niemand geschützt; auch dies kann uns, wie fast alles andere in Sachen der Kunst, gerade unser Größter, Goethe, lehren. Aber nicht bloß nachdenklich, sondern geradezu bedenklich stimmt es, daß hier der Grund des Scheiterns völlig klar ist; er ist kein unverschuldeter, sondern ein verschuldeter. Hauptmann hat sich hier zum erstenmal im Leben gehen lassen und mit halber Kraft gearbeitet.

Wenn Einer, so war bisher er als Dichter die verkörperte künstlerische Gewissenhaftigkeit; er hat weder mit dem Theater, noch mit der Mode, noch mit irgend einer Macht des Erfolgs paktiert, und was immer als Frucht seiner Mühen zu Tage trat — auch wenn es ganz verfehlt war, wie „Florian Geyer" — trug den Stempel ehrlichster, angestrengtester, mit Aufbietung aller Kraft vollbrachter Künstlerarbeit. Ich habe dies Urteil anläßlich meiner Besprechung des „Fuhrmann Henschel" an dieser Stelle (Bd. XXV, S. 101 ff.) eingehend zu begründen versucht und kann nun darauf verweisen; erinnert sei hier nur an das Wort Hauptmanns aus einem Gespräch mit mir, das ich dort citierte: „Wachsen, innerlich wachsen oder ganz schweigen", und daß ich beifügte: „Nein, man schweigt nicht, weil man immer hofft." Er hoffte, und durfte hoffen, auch wenn er irrte, weil er immer sein Bestes gab, weil es auch für den Dichter, wie für jeden Ringenden, nur ein Mittel giebt, die Grenzen seines Könnens zu erweisen oder zu erweitern, indem er sie sich selbst weit absteckt. Hier zum erstenmale hat Hauptmann sie sich recht eng gesteckt, hier kann er unmöglich das Gefühl gehabt haben, zu wachsen und hat dennoch nicht geschwiegen. Dies alles wird sehr deutlich durch die Dichtung selbst erwiesen, und obendrein hat es der Dichter klar ausgesprochen:

„Laßt euer Auge flüchtig drüber gleiten,
Und nehmt dies derbe Stücklein nicht für mehr,
Als einer unbesorgten Laune Kind" —

heißt es im Prolog, und als ein Interviewer den Dichter über „Schluck und Jau" vor der Aufführung befragte, erwiderte Hauptmann: er habe das Stück nur zu seinem Vergnügen, gleichsam zum Ausruhen von größeren Arbeiten geschrieben.

Die Äußerung fiel freilich zu einer Zeit, da die Proben bereits im Gange waren und Hauptmann die Bedenken kannte, die selbst seine wärmsten Bewunderer nicht zu unterdrücken vermochten; es ist also immerhin möglich, daß ihm die Stelle, die er selbst „Schluck und Jau" unter seinen Werken zuweist, noch nicht so klar war, als er das seltsame Stück schrieb, aber „ausgeruht" hat er sich da wirklich und muß dies empfunden haben.

Das ist bedenklich, meinte ich, und es muß gesagt sein, eben weil es sich um Hauptmann handelt, den Dramatiker, den wir heute am höchsten stellen, der große Hoffnungen erfüllt hat, und größere, vielleicht die größten zu erfüllen berufen scheint. Ausruhen darf auch er, und, wenn er dies für das Bekömmlichste hält, in Gottes Namen auch mit der Feder in der Hand, „nur zu seinem Vergnügen" darf auch er schreiben, aber hervortreten darf er damit nur, wenn er selbst die Empfindung hat, daß es auch anderen Vergnügen machen kann. Und das ist hier nicht der Fall. Vergnügen hat denn auch thatsächlich von der Aufführung im „Deutschen Theater", so gut sie war, höchstens das Dutzend „Premièren-Hyänen" gehabt, denen es Spaß machte, einen Dichter vom Range Hauptmanns straflos auszischen zu dürfen; die anderen Leute sahen erstaunt oder verdrossen zu, mit welchen seltsamen Scherzen ihnen der Dichter des „Kollege Crampton" und des „Biberpelz" diesmal kam, fanden nur an zwei oder drei Scenen, wo das Talent sieghaft durchbricht und menschlich packende Töne anschlägt, Behagen und gingen dann unbefriedigt und kopfschüttelnd von dannen. „Der Erfolg und die Anbetung seiner Bewunderer hat ihn verwöhnt", konnte man immer wieder hören, „und er glaubt nun mit allem kommen zu dürfen".

Auch in der Kritik hat es an solchen Stimmen nicht gefehlt. Ich halte sie für ungerecht; ich glaube nicht, daß die „Anbetung" Hauptmann verdorben hat und daß er sich deshalb gehen ließ, weil er es straflos thun zu dürfen glaubte. Mir macht er in seinem gesamten Schaffen, in seiner ganzen dichterischen Persönlichkeit so sehr den Eindruck des Reinen, des Unspekulativen, daß ich ihn solcher Regungen gar nicht fähig halte. Aus einem derartigen Grunde also ist Hauptmann diesmal dem Grundsatz seines Lebens, alle seine Kraft aufzubieten, um mit jedem neuen Werke zu wachsen, gewiß nicht untreu geworden; aber daß er ihm untreu wurde, kann allerdings keinen Freund unserer Dichtung erheitern. „Einmal ist kein mal", sagt ein Wort, das nie trivial geworden wäre, wenn es nicht einer zugleich milden und gerechten Weisheit voll wäre. Aber zweimal ist dann nicht einmal, sondern so viel wie zehnmal und es wäre traurig, wenn es hier so käme.

Ich habe bei diesem Punkte länger verweilt, weil er bei der Bedeutung Hauptmanns, namentlich aber auch bei seinem ungeheuren, thatsächlich kaum ermeßbaren Einfluß auf die zeitgenössische Produktion überhaupt, für die Litteratur ungleich wichtiger und bedeutsamer ist, als das schwache Stück an sich. Und aus dem gleichen Grunde gehe ich, ehe ich von „Schluck und Jau" spreche, auf eine zweite Frage ein: Wohin steuert Hauptmann, welche Aufschlüsse über seinen Entwickelungsgang giebt uns das neue Werk, und auf

welche neue litterarische Kleidertracht müssen wir uns daher für die nächste Zeit gefaßt machen? Denn er ist ja der wahre litterarische Rattenfänger unserer Zeit, dem eine fast unübersehbare Schar auf allen Wegen folgt, mittlere, kleine und kleinste Dichter, und die Kleinsten, wie dies nun einmal ihre Art ist, sklavisch, so daß sie ihr Füßchen am liebsten genau in seine Fußstapfen setzen. Es hat auch im XIX. Jahrhundert nicht an deutschen Dichtern gefehlt, die litterarische Moden schufen: welche Gefolgschaft dürfen Auerbachs Dorfgeschichten aufweisen, und wie Viele haben ihr Licht „auf den Scheffel" gestellt! Eine so breite Wirkung aber, wie Hauptmann, hat keiner von ihnen auf die Produktion geübt; um ein noch viel stärkeres Echo zu finden, muß man weit zurückgreifen, bis auf die Nachahmungen von „Werthers Leiden".

Wird auch „Schluck und Jau" nachgeahmt werden? Vielleicht. Aber diese Nachahmungen werden dann noch weniger erfreulich sein, als die des „Florian Geyer" oder des „Friedensfest". Schon das Vorbild ist ja seltsam, und wer sich bisher Hauptmanns Entwicklung zurechtlegen zu können glaubte, wird bei diesem neuesten Werke doch wohl kopfschüttelnd davon absehen müssen, zu dieser neuesten Phase den Kommentar zu schreiben.

Wie sich ein Dichter entwickelt, ist gewiß nie so nachzuweisen und aufzuklären, wie ein physikalisches Experiment. Aber wenn auch nicht immer durch den Verstand, so wird man doch durch den Instinkt diese Entwicklung begreifen, sofern sie eben eine organische, sofern wirklich ein „Wachsen" zu gewahren ist. Dies war auch bei Hauptmann bis zum „Fuhrmann Henschel" der Fall; natürlich mußte man sich nur an die Hauptsachen halten und nie vergessen, daß dieser so reichen Begabung doch auch eine Neigung zum Unstäten, zum Sprunghaften beigemischt ist. Ihm ist sehr Vieles in ungewöhnlichem Maß gegeben, aber Eines, was auch zum großen Dichter gehört, in weit bescheidenerem Maß, als etwa der psychologische Tiefblick oder die Gestaltungskraft: der Kunstverstand. Besäße Hauptmann auch diesen, der Weg von seinem Erstling: „Vor Sonnenaufgang" bis zum „Fuhrmann Henschel" wäre vielleicht ein kürzerer gewesen, und er hätte, als ihm seine Phantasie die Enge der naturalistischen Doktrin unerträglich erscheinen ließ, nicht alle Phasen der Romantik, die religiöse, historische, phantastische nach einander passieren müssen. Immerhin konnte man seinen Wegen folgen und traf auf nichts, was im unguten Sinn des Worts willkürlich wäre; auch hier will ich, um mich nicht zu wiederholen, auf meine Ausführungen anläßlich des „Fuhrmann Henschel" verweisen. Um „Schluck und Jau" steht es anders; da ist Willkür in einem Maß, das dem Poeten, der sich überwacht, nicht zusteht; man hat die Empfindung, als ob den Dichter, den bisher sein „Dämon" einsame Wege führte, nun wirklich, wie er sagt, eine „Laune" kreuz und quer führt, und es ist zudem keine „unbesorgte" Laune, sondern eine recht gequälte, die sich an Vorbilder klammert. Und an wie verschiedene! Da ist — im Stoff, wie in der Sprache vieler Personen — Shakespeare dann Holberg, ferner in mindestens einer Gestalt, der Sidselill, Maeterlinck, in vielem wieder der derbe deutsche Volksschwank des Mittelalters. Das giebt eine tolle Stilmischung, die schon dem Zuschauer, noch mehr dem Leser die Freude benimmt. ein Glück nur, daß in dieser kuriosen Mischung auch einiges, das Beste, von Hauptmann selbst ist. Daß er selbst auf diesem Wege bleibt, ist nicht anzunehmen, aber es wäre traurig, wenn er auch damit Schule machen würde.

Über Inhalt und Form des Stücks soll im nächsten Hefte das Notwendige gesagt sein.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Aphorismen.

Von Hans Roeder.*)

Der Mensch soll uns Menschen das Höchste und Heiligste sein.

*

Wer sich selbst besitzt, der hat den kostbarsten Besitz, den Menschen besitzen können.

*

Die Menschennatur hat etwas vom Dynamit an sich; je tüchtiger ein Mensch ist, um so tiefer sind die Spuren, die sein Dasein reißt.

*

Wer als anständiger Mensch durchs Leben schreiten will, muß barfuß gehen.

*

Kulturmenschen sind nur die Menschen, denen die Arbeit eine Lust und nicht, wie es vielen Menschen geht, eine Last ist.

*

Es ist wunderbar, gewöhnlich sind es unsere guten und nicht unsere schlechten Eigenschaften, durch die wir Menschen unglücklich werden und zu Grunde gehen.

*

Die Größe der Menschennatur liegt darin, daß überall dort, wo sich den Menschen Hindernisse entgegentürmen, die menschlichen Gedanken sich emporstauen, bis sie diese Hindernisse überwunden und in schäumenden Sturmwellen unter sich begraben haben.

*

*) Aus einem neuen Buch des Verfassers von „Freilicht", das demnächst unter dem Titel: „Schlagschatten. Gedanken eines lachenden Denkers" im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird.
D. Red.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Hermann Linggs dramatische Werke sind in der „Deutschen Dichtung“ wiederholt, zuletzt anläßlich des Erscheinens seiner „Dramatischen Dichtungen“ (Stuttgart, Cotta) gewürdigt worden. So dürfen wir uns denn nun darauf beschränken, zu verzeichnen, daß die „Gesamt-Ausgabe“ durch das kürzlich erfolgte Erscheinen eines zweiten Bandes endlich auch ihren Namen mit Recht trägt. Diese „neue Folge“, die der gleiche Verlag ausgegeben hat, enthält die Dramen: „Die Athener“, „Nach der Vesper“, „Agrippina“, „Berthold Schwarz“ und „Der Herr des Feuers“. Den Freunden der Muse des greisen Dichters, wie ihm selbst wird durch diese Ergänzung sicherlich ein längst gehegter Wunsch erfüllt sein. —nz—

— Sbornik. Russische Geschichten und Satiren. Übersetzt und herausgegeben von W. Henckel. Drei Bände. Berlin, Johannes Räde, o. J. — Eine von kundiger Hand ausgewählte und gut übersetzte Auswahl aus der russischen Belletristik der letzten Jahrzehnte, die Empfehlung verdient. W. Henckel war der erste, der seinerzeit in Deutschland auf Dostojewskis merkwürdigen Roman „Raskolnikow“ hinwies und das erschütternde Buch durch eine Übersetzung zugänglich machte; auch die vorliegende Sammlung begnügt sich nicht bloß, bereits in Deutschland bekannte Autoren vorzuführen, obwohl auch diese, so Leo Tolstoj, selbstverständlich nicht fehlen durften, sondern bringt auch eine Reihe bisher in Deutschland wenig oder gar nicht bekannter Dichter, so Korolenko, Garschin, Tschechow und den genialen Satiriker Ssaltykow-Schtschedrin. Die drei Bände werden sicherlich Vielen schon deshalb willkommen sein, weil sie gute Unterhaltungslektüre bieten; aber auch wer mehr verlangt und tiefer angeregt sein will, wird mindestens durch einige Stücke nicht unbefriedigt bleiben. Beigefügt sind drei (recht mittelmäßig ausgeführte) Portraits, aber auch sehr sauber und gewissenhaft gearbeitete Einleitungen, die allerdings einen stark panegyrischen Ton anschlagen, jedoch immerhin gut orientieren. —nz—

— Gedichte von Paul Verlaine. Übersetzt von Otto Hauser. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1900. — Mit dem Tode Paul Verlaines (1896) hat die französische Dichtung der Gegenwart ihren bedeutendsten Lyriker verloren. Dies Urteil steht heute fest, nicht allein bei den französischen und deutschen Anhängern seiner eigenen Richtung, des Symbolismus, sondern für jeden unbefangenen Richter. Daß er die Richtung, die er schuf, bis in die äußersten Konsequenzen hinein ausbildete und dadurch vielfach nicht sowohl die Grenzen der Poesie erweiterte, als vielmehr erst nachdrücklich darauf aufmerksam machte, wo ihre Schranken zu finden seien, vermag seine Bedeutung ebensowenig zu verringern, als die Erwägung, ob sein Einfluß im ganzen und großen mehr ein befruchtender, oder mehr ein verhängnisvoller war, die Freude an dem Schönen, ja zum Teil Unvergänglichen, das er geschaffen hat, trüben kann. Demgemäß ist es berechtigt, daß er bereits wiederholt den und jenen Nachdichter in Deutschland gefunden hat, der sich an einzelnen seiner Lieder versuchte, wobei freilich nicht allzuviel Erfreuliches zu Tage trat. Aus zwei Gründen: erstlich erfordert, wenn irgend einer, dann dieser Meister der Stimmung und feinsten Nüancierung, zu seiner würdigen Wiedergabe eines Virtuosen der Übersetzungskunst; ferner aber wird selbst derjenige, der sich im Besitz der genügenden Kraft fühlt, in der Auswahl der Gedichte Verlaines vorsichtig sein müssen, denn Einiges ist glattweg unübersetzbar, Anderes allzu unerquicklich. Die vorliegende Nachdichtung ist als der erste vollgelungene Versuch zu bezeichnen, Verlaine auch in deutscher Nachdichtung voll gerecht zu werden und dies Gelingen liegt vor allem an dem ungewöhnlichen Können des jungen Wiener Poeten, der sich mit großer natürlicher Begabung und mit zähem Fleiß der schweren Aufgabe gewidmet hat. Aber auch in der Auswahl war Otto Hauser erfolgreich bemüht, einerseits alle charakteristischen Tonarten Verlaines nachzubilden und andrerseits doch die Gedichte fernzuhalten, die einen pathologischen Zug aufweisen. So haben wir ein Büchlein erhalten, an dem jeder Freund moderner Dichtung seine Freude haben wird. Von jenen Erstlingsgedichten Verlaines, in welchen der Reiz vornehmlich in der formalen Schönheitsempfindung liegt, von den anderen, die allmählich in die Bahn der Dekadenten und Symbolisten einlenken, bis zu den letzten, welche die Form und Tonart der altfranzösischen Dichtung zu erneuern suchen oder in mystischer Gottrunkenheit schwelgen, ist jede Tonart durch die bezeichnendsten Gedichte vertreten. Vorgesetzt ist dem Bändchen eine kurze, aber feine und erschöpfende Biographie und Charakteristik des armen Dichters, dessen Leben an abenteuerlichen Wendungen so reich war und eigentlich alle Schicksale umfaßt, die einem Menschen beschieden sein können, vom reinsten Glück und der zartesten Fürsorge für Andere bis zum Verbrechen und seiner Sühne, dem Zuchthausleben. Die Leser der „Deutschen Dichtung“ kennen ja den Inhalt des Büchleins aus den Spalten dieser Zeitschrift; immerhin wird vielleicht auch ihnen das Gesamtbild des merkwürdigen Dichters nicht ohne Interesse sein.

— Die „Gedichte“ von Jakob Schiff (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1900) rühren sichtlich von einem gemütvollen, welt- und lebenskundigen Manne her, der „vieler Menschen Städte gesehen“, auch „Vieles erduldet“, und sich stets ein warmes Herz und den Sinn für höhere Interessen bewahrt hat. Die Darstellungsweise ist recht gefällig, ohne allzu kraftvoll zu sein, die Form glatt, aber ein wenig breit, namentlich in den epischen Stücken. Alles in allem nicht eben die Sammlung eines hervorragenden Dichters, aber eines vielseitig begabten Mannes, die einen im ganzen recht sympathischen Eindruck macht. K. B.

— Eine kleine Erzählung von Georg Bormann „Menschenherz“ (Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung) erweist dieselben Vorzüge, denen wir in anderen Arbeiten des Autors begegnet sind: hübsche, psychologische Detailmalerei und saubere Form. Auch die Fabel ist gut ersonnen; man wird das Büchlein gerne lesen.

— Ein schmales Bändchen: „Gedichte in der Liebe und Anbetung des HErrn JESU“ von Anton Walter (Neupest in Ungarn, Selbstverlag des Verfassers) hat nichts mit der Litteratur zu schaffen. Es enthält sehr schlechte Reimereien, die den feinfühligen Leser angesichts des gottrunkenen Inhalts nur peinlich berühren können.

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Kelber, Karl. Sturm und Sang. Gedichte. Leipzig, 1900. Gustav Körner.

Sohnrey, Heinrich. Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebesgeschichten aus Niedersachsen. Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Stein, Heinrich von. Giordano Bruno. Gedanken über seine Lehre und sein Leben neu herausgegeben von Friedrich Poske. Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Büringer, August. Gedichte. Dresden 1900. E. Pierson.

Kullberg, Emil. Das alte Lied. Ein neuer Sang. Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Rajmajer, Marie von. Der Stern von Navarra. Historischer Roman in zwei Bänden. Berlin 1900. Georg Heinrich Meyer.

Kreller, Rupert. Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München 1900. Carl Haushalter.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 2. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 15. April 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** sien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Basler Nachrichten: „Wir wüßten unter den belletristischen Erscheinungen der letzten Jahre keinen Band zu nennen, welcher dieser Entstehungs-Geschichte des Erstlingswerks an die Seite zu stellen wäre."

Königsberger Hartung'sche Zeitung: „Die Sammlung besitzt für weite Leserkreise einen außerordentlichen Reiz und seltenes Interesse."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Digitized by Google

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstige auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion" auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion" und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialien der einzelnen Gedichte 2c. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung" stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den

sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII

sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: M. K. Danzig („D. F. a. d. Sch." — auch „E.-H." würden wir bei knapperer Fassung und bei Umgestaltung von Str. 3 bringen); R. G. Dresden („R." — auch bei den anderen Gedichten stört uns nur die willkürliche Form); K. L. Landsberg a. W. („A. W."); H. M. G. Neckarbischofsheim („Sp." — mit Weglassung der letzten Strophe).

☛ Alle bis 31. Januar d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 2. Hauptblatt: 31. März, Umschlagbogen: 1. April 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 3. Hauptblatt: 15. April 1900, Umschlagbogen: 16. April 1900.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung"

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

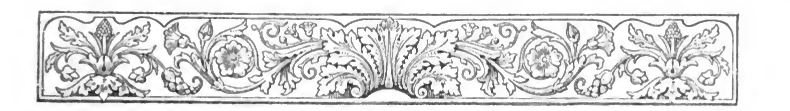
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben". — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Die Allmende.

VI.

Pastor Wißmann, enthusiastisch, sanguinisch, ganz durchdrungen von der Aufgabe, sociale Schäden zu beseitigen, wo sie sich etwa zeigten, um sie nicht dem Socialismus zur Nahrung dienen zu lassen, stieß überall auf verwunderte und zähe Abneigung, wo er mit seinen Absichten hervortrat. Seine Antrittspredigt hatte ihnen sehr gut gefallen, aber diese Bauern waren so gewöhnt, was ihnen von der Kanzel gesagt wurde, nur als eine Art Ohrenkitzel zu betrachten, daß es ihnen geradezu unverständlich war, als ihr junger Pastor aus dieser Predigt Konsequenzen für das Leben ziehen wollte. Ein neues Armenhaus zu bauen und sich zu erhöhten dauernden Steuern für die Armenpflege zu verpflichten, waren Dinge, die sie noch erwägen mochten, der Hülfs-Fonds gegen wirtschaftliche Unglücksfälle, dessen Gründung Wißmann ihnen zumutete, erschien ihnen aber unerhört. Sie schüttelten die Köpfe zu seinen Ideen und schalten ihn hinter seinem Rücken einen Phantasten, der sich in Dinge mische, die ihn nichts angingen. Einzig der Brauer, der Zeitungen las und von jeher ein Freund von Projekten war, ging auf des Pastors Pläne ein, gerade ihm aber traute Wißmann nicht recht.

So konnte man den jungen Pastor oft nachdenklich oder niedergeschlagen durch das Dorf wandeln sehen.

Das Zerwürfnis mit dem Hendrich war ihm sehr ungelegen. Zwar stand er recht herzlich mit seiner Tochter, die selber gekommen war, ihm ihre Verlobung mitzuteilen, und bei der Selbstherrlichkeit, mit der sie auf dem Hofe herrschte, mußte sie auch über ansehnliche Summen freie Hand haben, falls sie großherzig genug wäre, einen Teil davon zu gemeinem Nutzen zu verwenden; wie es aber sein würde, wenn ein neuer Herr das Verfügungsrecht überkommen hatte, das war nun wieder eine Frage.

So war er denn sehr erfreut, als ihm eines Tages, da er am Hofe vorüberkam, der Hendrich entgegentrat und ihn anredete.

„Wir sind neulich ein bissel aneinander geraten, Herr Pastor. Nehmen Sie's nur nicht übel, sind Sie so gut! Und wegen dem Armenhause, da wird sich ja reden lassen."

„Mag's vergessen sein", sagte Wißmann, der ahnte, welche Überwindung dem hochmütigen Manne die Abbitte gekostet, und froh war, daß er ihn willfähriger wegen des Baues fand. Ganz durchschauen konnte er ihn nicht. Sonst hätte er gewußt, daß es dem Hendrich, der den Mann haßte, der gegen seine gewichtige Stimme gewählt worden, darum zu thun war, bei der Trauung und Hochzeit gut mit der Geistlichkeit zu stehen. Denn was sein Seelenheil betraf, so hatte Pastor Krüger ihm zu oft versichert, daß der Himmel ihn „sichtbarlich gesegnet", als daß er noch an dessen Gnade gezweifelt hätte: außerdem aber hatte er erst vor einem Jahre durch Stiftung einer neuen Altar- und Kanzeldecke sich der göttlichen Geneigtheit versichert, und so mußte schon ein wichtiges und kirchlicher Feierlichkeit bedürfendes Familienfest in Aussicht stehen, wenn der Großbauer sich mit einer Abbitte zu nahe trat.

Vielleicht geschah es im Bewußtsein dieses Zusammenhanges der Dinge, daß Hendrich ganz gegen seine Art noch ein wenig den Unterhalter machte, indem er lobte, daß die Anna sich nun doch noch verthun würde, und erzählte, daß der Wilhelm nur die Gerste bei seinem Vater hereinbringen und dann zu ihnen ziehen werde, um die Weizenernte zu besorgen. Zu Michaeli, sobald die Stuben frisch hergerichtet sein würden, könnte sie der Herr Pastor zusammengeben. Dann versprach er nochmals, daß er der Braut zu Ehren schon etwas Ordentliches für die Ortsarmen lose machen wolle. So schieden sie.

Wißmann war herzlich froh. Wie auch hätte er ohne den reichsten Mann im Dorfe den geringsten

Digitized by Google

von seinen Plänen ausführen können? Denn schon beschäftigte ihn ein neuer, nachdem er eingesehen, wie unpopulär seine Ideen mit dem Kredit-Fonds gewesen waren.

Ein Stück hinter dem Pfarrgarten lag die Gemeindewiese, ein Stück Land von zehn Morgen Größe, an dessen Ertrag ein jeder im Dorfe sein Anrecht hatte, das indessen praktisch nur von den Armen in Anspruch genommen wurde. Jedes Dorf pflegte eine solche Wiese zu haben, und überall, das war bekannt, war sie das Überbleibsel der einst umfangreichen Ländereien, die den Gemeinden gehört hatten, ehe die Bauern zu Frohnarbeitern der Mächtigen gemacht, und die Gemeindegüter eingezogen worden waren. Reste dieser Allmenden hatten sich erhalten, mancher Orten sogar unter dem alten Namen, oder es hatte sich wenigstens in den Gemütern der Anspruch an sie als eine Art Nutzungsrecht traditionell fortgepflanzt.

Das aber war sein Plan: diesen alten Besitz den Verarmten zurückzuerwerben, ihn den festen Händen des Reichtums und der Habgier zu entreißen, das heißt, durch freiwillige Abtretungen, zu denen er sie zu bestimmen hoffte, und zu einer Allmende im alten Sinne, zu einem Platze zu machen, auf dem alle Sättigung und ihres Lebens Notdurft fänden.

VII.

Im Hendrichshof herrschte große Freude. Der Weizen in Wolfskehl war herein, die Wintergerste auch, Klee geschnitten, und die Frühkartoffeln waren geerntet. Als die Ochsen vor den Pflug gespannt wurden, um die Stoppelfelder umzuwenden, nahm der Königsurlauber Abschied von den Seinen, die nicht wenig stolz waren, daß er ein solches Glück mache, und ihm wohl tausend Grüße für Braut und Schwiegervater mitgaben, und fuhr von dannen.

In Rodau trat er nicht etwa mit leeren Händen an, brachte eine stattliche Truhe mit guten Kleidern und neuer Wäsche mit, dem Alten eine silberbeschlagene Pfeife und der Braut eine goldene Halskette, wie sie sich für eine Gutsbesitzerin von tausend Morgen schickte.

Die Anna hatte ihm eine Stube freundlich eingerichtet, einen Kranz über die Hausthür gehängt und, um ihm eine ganz besondere Freude zu bereiten, einen Pferdehändler ein Paßpferd zur Fuchsstute besorgen lassen. Es war nicht ganz so schön ausgefallen und einige Jahre älter als die Stute, aber es war ein Gespann, daß dem Herrn Husaren das Herz im Leibe lachte.

Der Bauer hatte den Schwiegersohn in der gewohnten Weise begrüßt. Er hielt ihn für einen Maulmacher und traute ihm nicht all' das Gute zu, dessen er sich rühmte, und auch die Anna war in einiger banger Spannung, wie er sich anschicken werde. Denn, so gut er ihr gefiel, ein Mann, dem nicht die Arbeit die Seele des Lebens gewesen, der wäre in ihrer Achtung so gesunken, daß sie imstande gewesen wäre, ihn aufzugeben.

Aber da zeigte sich's denn bald, daß der Wilhelm nicht bloß wacker zugriff, sondern auch zäh und ausdauernd war, und daß er seine Sache gelernt hatte und sich klug und anschlägig erwies. Sein scharfer Verstand kam überall zu Tage, wenn aber die Arbeit gethan und das Tagewerk nicht gar zu anstrengend gewesen, auch seine gute Laune, sein Witz und seine Munterkeit, dann war er ganz der Unwiderstehliche vom Dorf, und sie vergab ihm gern seine Neigung zur Großsprecherei und die Portion Eitelkeit, die ihm zu eigen war.

Welcher Mensch ist auch ohne Fehler? Und wenn die seinen nicht schlimmer waren, so konnte man schon zufrieden sein.

Besonders verwendbar zeigte er sich im Verkehr nach außen, wo es sich um Ankauf und Verkauf von Getreide und Vieh handelte. Der Hendrich kümmerte sich um dergleichen nicht mehr, Anna aber war durch die Anschaffungen und Zurüstungen zur Hochzeit vollauf in Anspruch genommen, sodaß sie froh war, dem Bräutigam Ernte und Kaufgeschäft überlassen zu können, und der Bauer ließ seine hämischen Bemerkungen über den „Husaren" so völlig verstummen, daß es wie ein beredtes Lob herauskam.

Wilhelm sah mit Vergnügen, wie er sich in Ansehen brachte, und das steigerte sein Selbstgefühl um ein gutes Stück, ja es gab ihm geradezu die Überzeugung, daß seine Person einen Besitz wie den, der ihm zufiel, durchaus aufwog. Und diese Auffassung war ihm sehr viel wert, sie hob die unangenehme Empfindung auf, die ihn manchmal überschleichen wollte, daß seine Verliebtheit in Anna gerade so lange gedauert hatte, als es ihn nach ihrem Erbe gelüstete, und er dessen noch nicht ganz sicher war. Alle Mühe, die er sich bisweilen gab, dieses Gefühl wieder aufzufrischen, wollte ihm nicht recht glücken. Er schätzte und bewunderte sie in ihrer Weise, er war ihr auch zugethan, aber etwas wie wirkliche Zärtlichkeit empfand er nicht für sie. Jedenfalls nicht genug, als daß ihm, der einen starken Sinn für das weibliche Element hatte, andere Mädchen gar nicht mehr hätten gefallen sollen. Er nahm sich das übrigens nicht übel, er

Digitized by Google

hätte den einen Narren genannt, der die Augen vor einem hübschen Gesicht zumachte. Und einmal ein Scherzwort, einen Händedruck, das sollte ihm auch keiner verwehren, das galt ihm Herrenrecht; wenn aber eine so thöricht war, mehr darauf zu geben, als er meinte, so war der Schaden ihr.

Es war an einem schönen August-Vormittag, als Wilhelm Reiner, von einem Viehkauf heimkehrend, im Gasthof zu Merzdorf einsprach. Er trat zuerst in die Schenkstube, sah sich, da er sie leer fand, im Hofe um und ging endlich in den Garten, vielleicht, daß sich dort etwas Gesellschaft fände.

Es war ein sehr schöner Garten, der Rest eines freiherrlichen Parkes, von riesenhohen Linden eingefaßt, mit vielen Lauben und dichtumschatteten Plätzen und den Überbleibseln ehemals wohlgepflegter Boskets. Er wählte einen Tisch, hinter dem her man einen herrlichen Ausblick auf eine Hochebene hatte, auf der der volle Glanz der Vormittagssonne lag.

Der Wirt selbst brachte in Würdigung des tadellosen Gespannes, das vor der Thür hielt, den bestellten Imbiß und das schäumende Bier heraus und sagte einiges über das Erntewetter und dann über das Wetter überhaupt. Sein Gesicht gefiel aber dem Wilhelm nicht, und so ließ er ihn kurz ablaufen, so gern er sonst ein bißchen geschwatzt hätte.

Als er sich gesättigt, schob er den Teller fort, stützte die Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Hände und sah hinaus auf das Feld, wo ein Pferd und ein Ochse zusammengeschirrt vor dem Pfluge gingen, den ein Mann lenkte, während das ungleiche Gespann von einem halbwüchsigen Mädchen geführt wurde. Die Gruppe war weit entfernt und außer einem Hunde, der im Hofe herumlag, das einzige Lebendige, was zu sehen war. In dem Beschauer aber war das satte Behagen, dem es doch in der Sattheit noch nicht ganz wohl ist, und das noch nach irgend etwas verlangt, obschon es nicht weiß wonach. Er dachte daran, eine Zigarre anzuzünden, und ließ es dann, überlegte, ob er sich noch eine Frühstückswurst bestelle, und ließ auch das. Es war ihm, als müsse jetzt eine Leier ein fesches Stück aufspielen oder ein Kamerad vom Regiment hereintreten, der Willert-Fritz zum Beispiel, der ihn wegen des Königs-Urlaubes so riesig beneidet hatte, und dem er jetzt von seiner reichen Heirat hätte erzählen wollen, daß er nicht gewußt, wohin vor Neid. Aber die Leier kam nicht und der Willert-Fritz auch nicht, und so beschloß er denn eben, wenigstens das Bier auszutrinken und sich noch einen Schnitt kommen zu lassen, als er das Glas wieder hinsetzte und aufhorchte.

„Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein —"

Es war eine reizende, helle, frische Stimme, die das alte Lied sang und dann plötzlich abbrach, weil sich eine zweite Stimme im Bariton dazugefunden hatte.

„Na, immer frisch!" rief die zweite Stimme vergnügt. „Also: Trallarallalala. Wo steckt denn die Amsel?" Er war aufgestanden und vor den Tisch getreten. „Aha, dort hinten! Kommen Sie doch 'mal her und bringen Sie mir eine Frische, Gretel." Und damit trank er das Glas aus.

Wer jetzt herankam, nachdem ein Stück weiße Wäsche, die glattgelegt werden sollte, in einen Korb geflogen, war ein reizendes Mädchen von vielleicht neunzehn Jahren, nicht sehr groß, schlank und zierlich, mit sehr weißem Gesichtchen, aber dunkelbraun von Haar und Augen.

Das war etwas nach seinem Geschmack. Er sah sie sehr vergnügt an, und sie lächelte auch. Das war seine Art, die Rasse, zu der er gehörte, und die gefiel ihm immer am besten.

„Was? Giebt's hier so 'was Adrettes? Ich dachte, im Gebirge find't man bloß die blonden Dicköppe."

„Sind Sie auch nicht von hier?"

„O nein, ich bin aus der Strehlener Gegend."

„Und ich aus der Jauer'schen."

„Nu, das ist nicht zu weit." Und dabei hielt er das Bierglas, das sie unten gefaßt hatte, um es ihm abzunehmen, am Henkel fest, that, als ob er es loslassen wollte und zog es wieder zurück, dann ließ er es ihr doch, und sie schlüpfte davon.

„Ist das ein niedlicher Racker, ist das ein Eichkätzel!" schmunzelte er für sich hin.

Bald kam sie wieder.

„Nu, aber hübsch zutrinken, daß mir's auch schmeckt!" Da trank sie einen Schluck, lachte und hielt es ihm hin. Er drehte das Glas um, um an derselben Stelle zu trinken und sah sie dabei an. „So muß's sein! Holen Sie doch Ihr Waschkörbel her, Gretel, das können Sie ja auch hier machen."

Sie zögerte, als wolle sie nochmals gebeten sein, und da er das that, lief sie fort und kam mit dem Korbe wieder.

„So! Und wie war das nu mit dem Schatze? Der ist also ein Reiter? O, wir Reiter sind auch die feinsten Kerls, gelt?"

„Aber ich kenne ja gar keinen!"

„Jedenfalls kennen Sie mich jetzt."

Digitized by Google

„Sind Sie bei den Huhlanen?“

„Bei den Huhlanen nicht, aber bei den Usaren.“

„So mit dem roten Zipfel an der Mütze?“

„Jawohl, Gretel, Garde-Husar, Leibregiment vom Kaiser. Unser Rittmeister, o, der wollt' mich gar gerne bei der Waffe behalten. Mußt' aber nach Hause.“

„Ach wie schade!“

„Warum schade? Da säß ich ja nicht hier! Und das ist doch auch 'was. Aber jetzt wieder los: ‚Mein Schatz ist ein Reiter‘ — na, immer los, Gretel!“

„Aber ich heiße ja gar nicht Gretel, ich heiß' Hulda.“

„Hulda! — Nun, daß Sie nicht Karline heißen, das dacht' ich mir gleich. Aber eine schöne Stimme haben Sie, wie 'ne Lerche. Juchhei! Ich weiß 'was: wir gründen einen Gesangverein. —“

„Zwei können doch nicht einen Verein gründen.“

„Zwei so hübsche Leute, wie wir, sind immer ein Verein. Ohne weiteres.“

Da lachte sie wieder.

Wie gut sich's ihr zusah! Und was für feine, zierliche Hände sie hatte, etwas gebräunt und nicht etwa wie die Hände einer Dame, — aber sehr hübsch. Er kriegte eine davon zu packen und hielt sie fest.

„Wenn Sie mich bei der Arbeit stören, geh' ich wieder.“

„Na, dann müssen Sie aber singen. Machen wir 'mal: ‚Kein Feuer, keine Kohle‘, kennen Sie das?“

„O ja.“

„Also feste!“

‚Kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen so heiß,
Als heimliche Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
So bei einander stehn.‘

„Sehn Sie, das ging fein, so hab' ich's gerne, und Takt halten Sie, wie ein Drescher. Machen wir noch eins!“

„Ich bin jetzt fertig mit der Wäsche.“

„Warum nicht gar!“ Und er griff in den Korb, knitterte ein paar Stück durcheinander und legte sie lachend vor sie hin. „Das haben Sie schlecht gemacht, das müssen Sie noch einmal machen.“

„Nein, sind Sie aber auch!“

„Nun also: ‚Nur einmal blüht im Jahr der Mai‘ —“

Da sangen sie das.

„Das ist nun, Gott sei Dank, nicht wahr. Das wär' noch schöner! ‚Vielmals im Leben die Liebe.‘ Prost!“

„Sie mögen auch der Richtige sein.“

„Nu natürlich, der bin ich auch! Wartet nicht jede im Leben, bis der Richtige kommt? Warum soll ich denn nicht ein Richtiger sein? Haben sie Ihren schon gefunden?“

„Warum auch nicht gar!“

Er sah sie an, als wollte er sagen: ‚Na sieh mal, da sitz' ich ja nun hier.‘

„Sind Sie auch spaßig!“ sagte sie.

Er lachte hell auf, und sie wurde ein bißchen rot. Wenn er lachte, sah man seine prachtvollen Zähne, und dann war er noch einmal so hübsch, und darüber war sie rot geworden und wegen der Begehrlichkeit, mit der er sie ansah.

„Jetzt singen wir: ‚ein Heller und ein Batzen‘.“

„Das kann ich nicht.“

„Um so besser, da können Sie 'was von mir lernen. Also aufgepaßt, Gretel!“

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheida, heidi, heida.
Juchheidi, heidallalla.
Juchhei' —

„Na, aber hübsch mitsingen!“

Da sang sie mit. Und dann lachten sie alle beide.

„Das geht fein!“ sagte sie.

‚Die Wirtsleut' und die Mädchen,
Die sagen beid': o weh,
Die Wirtsleut' wenn ich komme,
Die Mädchen, wenn ich geh'.‘

„So. Nun muß ich leider auch gehen. Und Sie, Gretel, können jetzt das ‚Juchheidi‘ singen oder ‚o weh‘ sagen, ganz wie Sie wollen. Was wollen Sie?“

„Ich sing' immer lieber ‚Juchheidi‘ als ‚o weh‘.“

„Gescheit von Ihnen, Gretel.“ Dann nahm er sie ganz leise um ihre Taille.

„Aber was fällt Ihnen denn ein?“

„Mir fällt das Lied ein: ‚Madel ruck ruck ruck.‘ Und dazu muß man eine um die Taille nehmen.“ Nun sang er es, aber ganz leise und sie immer dichter an sich heranziehend, bis er sie ganz angedrückt hielt. „Mädel, was hast Du aber auch für Augen. Nu? Krieg ich 'nen Kuß?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Halt so gerne.“

„Und ich hätt' ‚halt so gerne‘ einen gemocht.“

Digitized by Google

Sie bog aber den Kopf hin und her, und so ließ er sie los und sagte: „Na, dann 's nächste Mal,“ und war heidi! fort. Das Geld hatte er schon vorher mit einem ansehnlichen Aufschlag neben den Teller gelegt.

Lachend rannte er hinaus. Ja die Art hatte er gern: lustig auf Lieder und Schnaken gestimmt, mit verliebten Augen, ein bißchen bethulich und ein bißchen spröde.

Und wie sie jetzt erst ‚heidi!‘ singen und dann ‚o weh!‘ seufzen würde!

Er stemmte die linke Faust in die Hüfte, strich sich den Schnurrbart und lachte. Dabei sausten die Füchse die Chaussee hinunter, daß es stob und knirschte, und ein angenehmer Wind die Hitze des Tages kühlte, der blau und sonnig und leuchtend über der sommerlichen Erde lag.

Als er nach etwa anderthalb Stunden im Hendrichhof ankam, wo die Anna nicht im Werktags-Kostüm, sondern nett in einem grauen Kleide und weißer Schürze, schon unter der Thüre stand, die Hand über die Augen gelegt nach ihm Ausschau haltend, war er so guter Dinge, daß er juchzend heraussprang, sie um die Taille nahm und frischweg küßte, drei-, viermal. Sie war ganz erschrocken und schämte sich ein bißchen, denn die Großmagd stand im Hausflur und rührte in einem Topf mit Rübenschnitzeln, dabei aber war sie ganz glücklich, daß er sie so herzlich liebte und sich so freute, wieder bei ihr zu sein.

„Zum Teufel!“ dachte er, „ich bin ihr auch gut, auch gut,“ und fühlte sich wie der Fisch im Wasser auf dem Hendrichhof.

VIII.

Pastor Wißmann ging von dem Grundsatz aus, daß bequeme Regenten eines Landes Verderben seien, und daß auch ein Diener am Worte, der doch die Herzen der Gemeinde regieren solle, ihnen nicht bequem sein dürfe. Dennoch wollte er zunächst ihr Vertrauen erwerben, wollte im täglichen Verkehr auch von der Kanzel herab freundlich zu ihnen reden. Die reiche Ernte, die der günstige Sommer gezeitigt, machte sie froh, und er gönnte ihnen ihr Glück, aber er wollte es freilich auch zu einem Schlüssel zu ihren Herzen machen. Er predigte über Psalm 10, 11: „Vor Dir ist Freude, die Fülle und liebliches Wesen zu Deiner Rechten“ und ermahnte sie, wie sie von der Fülle, die ihnen geworden, anderen mitteilen sollten, damit ihnen beides — Freude und liebliches Wesen — dereinst in Ewigkeit zu teil werden möchte. Eine Predigt, warm, herzlich und menschenfreundlich, die denn auch einen guten Erfolg für den Klingelbeutel hatte.

Als Wißmann aber einige Tage später, gelegentlich einer Sitzung mit den Kirchenältesten zum ersten Mal auf die Allmende zu sprechen kam, die die Reichen zu Gunsten der Armen aus eigenem Besitze stiften sollten, fand er die alte Zähigkeit. Das betrübte ihn sehr, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, durchzudringen. ‚Gut Ding will Weile haben‘, war sein Trost.

Inzwischen war es sein Bemühen, den kleinen Leuten näher zu treten, all ihre Nöte und Sorgen, ihre Hoffnungen und ihren Glauben kennen zu lernen.

Als er bei seinen Wegen durchs Dorf eines Spätnachmittages an einem sehr windschiefen, armseligen Häuschen vorüberkam, bemerkte er die Alte, deren gemütliche Schweinemast aus Bettelgaben ihm erinnerlich war. Er ging auf sie zu, bot ihr die Hand und ließ sich zu ihrer großen Freude sogar auf dem Bänkchen vor der Thür nieder.

„O, der Herr Pastor thut mir eine solche Ehre an!“

„Was macht Euer Viehstand, Mutter?“

„Nein, so 'ne große Ehre! — Mein Schweindel? Ja, das war mir an gestorben. Erst munter wie ein Fischel, und dann mit einem Mal mocht's nich fressen, und weg war's! Nun ging ich zum Bauern, wo ich's her hatte, und der mir alle Jahre ein Ferkelchen schenkt, und bettelt um ein neues, aber da war der Mann grob und wurd' immer gröber. Nun, i hab' gar nich gedacht, daß ein Mensch so grob werden könnte! Aber die Müller'n, das ist 'ne gute Frau, die hat mir ein anderes geschenkt, das frißt ja nu, Gott sei Dank, wie ein junger Wolf. Und Kleie hat sie mir auch gegeben. Der liebe Gott vergelt's ihr! — Aber der Hendrich war zu grob. Das war nich recht von dem Mann!“

Wißmann sah sie ernst an: „Ich hab' mir sagen lassen, es werden hier nächtens viel Kartoffeln gegraben von Leuten, die kein Recht dazu haben. Seid Ihr etwa darunter, Mutter, und habt dem Schweinchen von den Kartoffeln vorgeschüttet? ‚Unrecht Gut gedeihet nicht‘, wie Ihr wißt.“ Der Pastor wußte, daß die Alte im Rufe stand, sich gelegentlich ein Zwangsalmosen von den Feldern zu holen, und obgleich er nicht eine so krasse Auffassung von den Dingen hegte, um an eine Schädlichkeit gestohlener Feldfrüchte zu glauben, schien es ihm doch pädagogisch, sie vorzuschieben.

„O nee, Herr Pastor,“ sagte die Alte sehr offenherzig und ohne für diese Art Pädagogik empfänglich zu sein, „so ein paar Kartoffeln schaden

Digitized by Google

gar nichts! Ich hab' mir immer ein paar von Hendrichs Acker geklaubt, und kein Jahr haben sie meinem Schweindel geschad't."

„So, so."

„Das is auch nich schlimm, Herr Pastor. Wegen den Kartoffeln, mein' ich. Das sieht der liebe Herrgott nich an. Und so geht's auch nich zu auf der Welt, daß das was schadete. In Steine der Tischlermeister hat einen Gesellen gehabt, der ihn gar mörderlich bemauste: Holz und Bretter und Werkzeug sogar, hat sich aber sonst so ordentlich gehalten, daß kein Mensch einen Verdacht auf ihn gehabt. Nu, endlich is's doch 'rausgekommen, und der Mensch hat seine Strafe gekriegt. Wie aber die Strafe aus war, da hat mein Geselle eine Tischlerei aufgethan mit dem weggeschnappten Holze, — das hat indes bei seinem Bruder gelegen, — und ist dem Mann so gut gegangen, daß er sich späterhin selber ein großes Haus gebaut hat."

„Morgen kann es der Blitz treffen."

„Kann, Herr Pastor. Aber guter Leute Häuser kann's auch. Nu, — mein Häusel, das wär' so grade mürbe zum Brennen, aber wegen den paar Kartoffeln, das lohnt nich, Herr Pastor, das lohnt 'n Blitz nich!"

„So müßt Ihr nicht so reden, Frau! Großes Unrecht ist schlimmer als kleines, aber Unrecht bleibt das kleine auch und straft sich irgend einmal."

„O nee, Herr Pastor, nee, nee! Hier is manch arme Witwe im Dorfe, baut sich nie keine Kartoffeln, oder sonst 'was, und leid't darum keinen Mangel daran, und gedeiht ihr alles unter den Händen, Kind und Vieh."

„Das sind ja hübsche Sachen!"

„Und nich einmal das Große find't immer seine Strafe. In Cunnersdorf weiß ich eine, die hat ihren Mann vergeben und einen andern genommen und haben ganz vergnügt zusammen gelebt! Nu, in der Hölle da wird's ihnen ja einkommen, das glaub' ich schon! —"

„Es kann ihnen auch hier noch einkommen: der Herr vergißt weder Gut- noch Übelthat."

„Wie man's nimmt. Ich könnte —"

„Was könntet Ihr?"

„Ich könnt' Ihnen von einem erzählen, da würden Sie sich gar wundern."

„Erzählt nur immer!" Denn es war Wißmann darum zu thun, dieser Volks-Moral auf den Grund zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zuversicht.

Hat ein Windstoß sich erhoben,
Hält der Sämann harrend still,
Weil des Elementes Toben
Ihm den Wurf verwehen will.

Also bei der Stürme Wüten
Ruht mein Werk, der Wurf zerstiebt.
Mag die Zukunft Gott behüten,
Die mir neue Aussaat giebt.

Otto Michaeli.

Am Wasser.

Frühling wird's, die Wellen gießen
Schäumend sich ins Thal hinein,
Milde Luft und Sonnenschein,
Junges Grün beginnt zu sprießen.

Und von Büschen fast verborgen
Steht am Strom ein junges Paar,
Wangen rot und Augen klar
Und die Herzen ohne Sorgen.

Und des Stromes klare Wellen
Werfen hell ihr Bild zurück,
Murmeln leis, daß Lieb' und Glück
Wie die Wasser leicht zerschellen.

Hören sie's? — Die Braut lacht heiter,
Fröhlich stimmt der Liebste ein —
— Milde Luft und Sonnenschein
Und die Wellen rauschen weiter.

Käthe Lasker.

Wie Kinder sind . . .

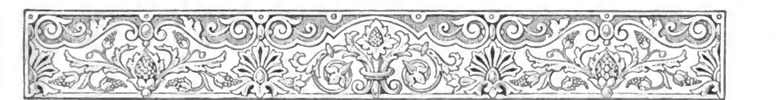
Eintönig singet an der Wiege Rand
Die Frau das Kind in Ruh.
Ein Spielzeug noch umklammert seine Hand,
Kehrt müde dann sein Aug' zur Wand
Und schließt es zu.

Eintönig singt das Leben seinen Sang
Dem armen Menschenkind.
Mit seinem Spielzeug Hoffnung spielt es lang.
Ja noch auf seinem letzten Gang,
Wie Kinder sind.

Hans M. Grüninger.



Digitized by Google



Die Reise nach Berlin.

Von F. Ottmer.

(Fortsetzung.)

Der Redakteur des „Mehlsacker Stadtblattes“, Herr Anton Fürchtegott Wehmeyer, hob beim Eintritt des Kanzleirats den Kopf, — er war im Begriff, einen zum Wiederabdruck erworbenen Roman so einzuteilen, daß er möglichst lange reichte und stets an spannenden Stellen abbrach. Für morgen hatte er eben einen solchen Schluß gefunden:

„Mit holdem Erröten gestand sie: „Arthur, Du bist der Erste, den ich liebe!“ Fortsetzung folgt.“

„Kanzleirat Pillkuhn“, sagte Pillkuhn, den „Kanzleirat“ stark betonend.

Der schien aber dem Redakteur nicht besonders zu imponieren, denn er fragte kühl ohne sich vom Sitze zu erheben:

„Sie wünschen?“

Pillkuhn räusperte sich. Dann knöpfte er umständlich seinen Mantel auf, darauf den Rock, den er darunter trug, fuhr mit der Hand in die innere Brusttasche und brachte das heutige Stadtblatt zum Vorschein. Er glättete es, legte es vor Wehmeyer auf das Pult und deutete auf die Notiz:

„Hier!“ sagte er feierlich.

Wehmeyer warf einen Blick darauf:

„Nun?“

„Ich wollte Sie ersuchen, mir Auskunft zu geben, wo diese Kur gemacht wird, ich bin nämlich — ich habe nämlich — Vater eines Sohnes —“

Der Redakteur rieb sich das seit drei Tagen nicht rasierte Kinn.

„Hm, hm!“ machte er, „diese Rubrik schnei — stelle ich nicht selbst zusammen.“ Dann rief er: „Wurm, Wurm!“

Ein Jüngling mit überlangen Armen, die in grauen Schreibärmeln steckten, eine große Scheere in der Rechten, schob sich herein. „Was ist los, Herr Doktor?“ fragte er, indem er den Kopf vorstreckte und den Redakteur durch die Brille anglotzte.

„Wurm!“ sagte Wehmeyer streng, „wo haben Sie die Notiz über die Kretins hergenommen?“

„Ich muß bitten, von Kretins —“ fiel der Kanzleirat ein.

„Kretins?!“ schnitt ihm Wurm im Tone äußersten Erstaunens das Wort ab und machte die Scheere auf und zu.

Sein Chef schlug auf das Blatt. „Nun ja hier — der Herr wünscht zu wissen —“

Wurm starrte auf das Blatt nieder, dann fuhr er sich mit der Linken durch die borstigen, aufrechtstehenden Haare. „Ah — hm — ja — mir scheint — ich denke — ha! — aus der „Voß“, jawohl aus der „Voß“!“ schloß er mit einem triumphierenden Blick ringsum.

„Ist das Blatt vielleicht noch da?“ fragte Pillkuhn mit zitternder Stimme.

„Nein!“ sagte Wurm, „keinesfalls — gerade gestern habe ich alles Papier ver— vernichtet. Aber Sie können sich darauf verlassen, es war ein langer Artikel in der „Vossischen Zeitung“.“

„Den haben Sie umgearbeitet“, kam Wehmeyer seinem Adlatus zu Hülfe.

„Jawohl!“ Wurm warf sich in die Brust. „Ich habe das Interessante daraus gebracht, aus dem Gedächtniß, es fehlten fünf Zeilen in der „Kleinen Chronik“.

„Ja aber“, sagte der Kanzleirat weinerlich, „es steht ja nicht — wohin soll ich mich mit meinem Fridolin wenden?“

Wehmeyer und Wurm wechselten einen Blick.

„Herr Kanzleirat“, sagte darauf der Redakteur voller Würde, „wenden Sie sich nach Berlin. Die Metropole ist heute der Brennpunkt allen materiellen so auch allen geistigen Lebens. Von dort strahlt das Licht der Wissenschaft gleich dem der Kunst —“

Er unterbrach sich plötzlich, es war ihm aufgefallen, daß dies einen guten Anfang für seinen nächsten Leitartikel geben könnte.

Wurm warf die Arme in die Luft.

Digitized by Google

„Ja, der Herr Doktor hat recht, in Berlin wird es gemacht, in — in der Charité in Berlin“, wiederholte er mit Sicherheit, indem er den Kopf vorstreckte.

Pillkuhn strahlte. „Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen“, sagte er, nahm das Zeitungsblatt auf und steckte es wieder zu sich, „der Friedel, mein Fridolin. Ich danke, ich danke vielmals.“ Und er komplimentierte sich zur Thüre hinaus.

Frau Pillkuhn hantierte in der Küche, als er heimkam.

„Mutter!“ rief er, „Alles weiß ich — nach Berlin müssen wir mit dem Friedel, an die Charité, da wird's gemacht.“

Die Frau ließ die Pfanne, die sie eben in der Hand hielt, fallen:

„Nach Berlin — aber Pillkuhn — wir nach Berlin, das ist ja unmöglich! Kannst Du denn nicht hinschreiben — sie schicken die Medizin — man giebt sie ihm hier —“

„Nein“, erwiderte der Alte bestimmt, „wo denkst Du hin! Sie müssen ihn doch sehen, sonst könnte er zu viel kriegen oder zu wenig. Nach Berlin müssen wir!“

„Gott, oh Gott!“ jammerte sie. „So weit und was das kostet, wir haben nichts, woher es nehmen!“

Der Kanzleirath blickte düster vor sich hin.

„Wir haben nichts! Aber —“ er hob entschlossen den Kopf in die Höhe — „Amalie hat!“

Sie sah ihn erschrocken an. „Freilich hat Amalie. Ich habe das Geld gesehen — vorige Woche hat sie es von der Sparkasse geholt — das ist aber doch ihre Aussteuer — Thiele kann nichts kaufen, der hat ja nichts!“

„Der Habenichts“, er verzog verächtlich den Mund, „läuft ihr nicht weg. Wir haben auch sieben Jahre gewartet!“

„Jawohl sieben Jahre!“ stöhnte die Mutter. „Bist Du denn aber auch ganz sicher, daß es in Berlin gemacht wird? Schreibe doch erst —“

„Wozu, wozu?“ schrie er und hob die Arme. „Die Herren vom Stadtblatt haben mir doch alles haarklein gesagt.“

Als es zwölf läutete und die Mutter eben das Essen auftrug, kam Amalie nach Hause. Sie murmelte kaum einen Gruß, hängte ihren fadenscheinigen Regenmantel an einen Haken neben der Thür, den Hut dazu, legte einen Stoß blauer Hefte auf einen Stuhl daneben, fuhr sich mit beiden Händen über den unordentlich gewordenen blonden Scheitel und ließ sich mit einem Aufstöhnen der Erschöpfung am Tisch nieder.

Friedel stieß nach ihr.

„Laß mich doch!“ sagte sie unfreundlich.

Die Mutter warf ihr einen strafenden Blick zu, unterdrückte aber die Zurechtweisung, die ihm sonst gefolgt wäre. Sie setzte sich zwischen die Beiden und teilte aus. Sie nahm aus der Terrine ein großes Stück Fleisch und legte es Friedel auf den Teller — der Vater fing sofort an, es für ihn zu schneiden — dazu gab es Brühkartoffel. Dann bekam der Mann sein Teil. Für sie und Amalie blieben nur zwei kleine fettdurchwachsene Klumpen. Mit gierigen Augen hatte das Mädchen der Verteilung zugesehen und nahm nun in Empfang, was die Mutter ihr reichte. Doch dann zog sie hastig die Terrine an sich heran und häufte den Rest der Kartoffel auf ihren Teller. Empört sahen sich die Eltern an. Nachdem sie gegessen, lehnte Amalie den Kopf zurück und schloß die eingesunkenen Augen.

„Amalie schläft“, krähte Fridolin und warf ihr ein Stück Brot ins Gesicht.

Sie stand heftig auf: „Bengel!“ murmelte sie.

Dann nahm sie die blauen Hefte auf, setzte sich an ein Tischchen am Fenster und begann sofort zu corrigieren. Sie durfte keine Zeit verlieren — sie hatte ja noch so viel vor der Heirat zu nähen.

Fridolin wurde zu Bett gebracht, um sein Mittagsschläfchen zu halten. Auch der Kanzleirat nickte sonst nach Tische in seinem Armstuhl, heute aber folgte er seiner Frau in die Küche.

„Ich rede gleich mit ihr“, flüsterte er.

„Warte doch!“ bat die Frau, „vielleicht fällt Dir noch was ein, wo Du das Geld hernehmen könntest!“

„Wo denn, wo?“ polterte er. „Sie ist die Nächste dazu, sie hat es ihrem Bruder zu geben. Komm.“

Die Frau erwiderte nichts mehr. Sie trocknete sich die Hände an der Küchenschürze und folgte ihrem Mann in die Stube.

Amalie hob erschreckt den Kopf, als beide Eltern mit feierlicher Miene vor sie hintraten:

„Wir haben mit Dir zu reden!“ sagte der Vater.

Unwillkürlich griff sie mit der Hand in die Tasche nach dem Schlüssel zur Lade, die ihren Schatz enthielt.

Der Kanzleirat räusperte sich. Amalie wartete, auf dem bangen, hageren Gesicht den Ausdruck peinlicher Spannung.

„Also“, hub der Kanzleirat an, „wir haben eine große Nachricht aus Berlin. Dort wird —

Digitized by Google

dort kann man — also, mit einem Wort, wir müssen mit dem Friedel hin."

„Wozu denn nur wieder?" stammelte sie.

„Weil er dort ganz gescheidt werden kann", schrie der Vater, „verstehst Du, ganz gescheidt!"

„Ja aber wie denn —"

„Durch eine neue Kur. Viele — Hunderte — Tausende haben sie schon gebraucht und sind geheilt entlassen worden. Alles können sie dann werden: Offiziere, Kanzleiräte —"

Seine Frau blickte ihn voll Staunen an. Hatte er das alles bei der Zeitung erfahren? Ja, das war dann freilich etwas Anderes, dann konnte man mit Zuversicht reisen.

Er schwieg. Auch das Mädchen sagte nichts. Sie wußte ja, was kam. War es nicht immer so gewesen, seit dem Augenblick, wo es dem Vater zur Gewißheit geworden, daß Fridolin geistig nicht normal sei? Das war freilich spät genug! Bis zu des Kindes drittem Jahr hatte sich der Kanzleirat blind gestellt oder war es vielleicht wirklich; auch die Mutter merkte nichts. Alle Übrigen sahen natürlich, wie es mit dem Knaben stand; Müller hatte gleich nach seiner Geburt bedenklich den Kopf geschüttelt und Amalie hatte ihn etwas von Kretin murmeln hören. Ihr hatte das weiter keinen großen Eindruck gemacht; sie war zu jung dazu und sie haßte das Neugeborene, vor dem sie, noch ehe es zur Welt gekommen, so zurückgesetzt worden war. Nachdem aber der Vater erkannt hatte, daß sein Sohn nicht normal sei, wurde es zur fixen Idee bei ihm, daß Fridolin geholfen werden müsse. Mit jedem Heilmittel, dessen Kunde bis Mehlsack drang, versuchte er es, sofern dies nur irgend anging. Der Junge wurde elektrisiert und massiert, er nahm hintereinander Eisen und Jod, Chinacocain und Kraftchokolade. Alles hinter Dr. Müllers Rücken, der erst gerufen wurde, wenn sich die schädlichen Wirkungen der Experimente fühlbar machten. Der wetterte und tobte dann und wiederholte immer wieder, daß dem Fridolin nicht zu helfen sei. Für die Unkosten, die die Heilmittel verursachten, mußte Amalie aufkommen und nicht nur dafür, fortwährend gab es Extraausgaben für Fridolin, zu denen die kargen Einkünfte des Kanzleirats nicht reichten. Aber damit sie dem kleinen Bruder eine Hülfe sei, dazu hatte man sie ja studieren lassen. Das war ihr stets eingeprägt worden. Die Eltern waren alt, sie hatte die Sorge für ihn zu übernehmen.

Die Hälfte ihres Gehalts gab sie ohnehin für Wohnung und Kost, diese Kost! und den dunklen Verschlag hinter der Küche. Aber jedesmal, wenn sie ein paar Groschen zusammen hatte — sie brauchte ja so viel für Stiefel und Kleider, in jedem Wetter hinaus und eine Lehrerin konnte nicht zerrissen gehen — nahmen sie es ihr für Fridolin ab. Immer wieder wurde ihre Hochzeit hinausgeschoben, denn es fehlte an der Einrichtung. Karl hatte nichts. So ein junger Mann, von dem war doch nicht zu verlangen, daß er spare wie ein Mädchen. Vor zwei Jahren hatte sie endlich genug beisammen gehabt. Da hatte der Vater sich von dem neuen, aus Königsberg gekommenen Provisor der Mehlsacker Apotheke bereden lassen, Fridolin müsse hypnotisiert und ihm dann gewissermaßen der Verstand suggeriert werden. Nun, das durch Wochen fortgesetzte Verfahren hatte den Jungen so heruntergebracht, daß Müller ihm ein Soolbad verordnete. Dies und das Honorar für den Provisor hatten Amaliens Ersparnisse verschlungen.

Aber jetzt wollte Karl nicht länger warten, nun wollte er endlich eine Häuslichkeit haben und sie hatte ja auch wieder Pfennig bei Pfennig zweihundert Mark zusammen gebracht, die mußten reichen.

„Also wir müssen nach Berlin", sagte Pillkuhn mit Nachdruck, „und Du mußt uns das Geld dazu vorstrecken!"

„Ich kann nicht", sagte sie möglichst fest, „ich heirate im April."

„Ach was!" rief der Kanzleirat. „Mutter und ich waren sieben Jahre verlobt. Dein Bruder geht vor, es ist einfach Deine Pflicht, wo es sich um seine ganze Zukunft handelt."

Sie wehrte sich verzweiflungsvoll: „Es handelt sich auch um meine Zukunft. Thiele will nicht länger —"

„Dann muß er eben! Wer ist er denn, der Herr Thiele? Der Herr Postassistent? Der Herr Waschfrauensohn? Es ist schon Ehre genug für ihn, wenn er mein Schwiegersohn wird, ob es nun etwas früher oder später ist."

„Amalie", sagte die Mutter. „Du bist undankbar, was hat der Vater alles für Dich gethan! Was wärest Du heute ohne seine Opfer, ohne daß er Dich hätte studieren lassen auf Lehrerin? Auch der Thiele nähme Dich sonst nicht, wenn Du Dein Gehalt nicht hättest und Deine Stellung. Undankbar bist Du, undankbar!" Sie fing zu schluchzen an.

Das Mädchen schloß die Augen, ein Ausdruck hoffnungsloser Müdigkeit legte sich auf die gelblichen Züge.

„Die Mutter hat Recht", stieß der Kanzleirat hervor und nickte mit dem Kopfe. „Undankbar bist

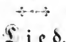
Digitized by Google

Du, pflichtvergessen. Hätte ich das gewußt, so hätte ich nicht das viele Geld für Dich ausgegeben, brauchte jetzt nicht bei Dir zu bitten. Pfui! Für Deinen einzigen Bruder sind Dir die paar Groschen zu viel!"

Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Und Du sollst es ja nur leihen. Du bekommst es wieder, von mir oder von Fridolin, der zahlt es Dir mit Zins und Zinseszins, wenn er es zu etwas gebracht hat. Und er wird es zu etwas bringen!" fügte er mit Sicherheit hinzu.

(Schluß folgt.)



Lied.

Das ist's, was mir im Herzen klang
So melodienschwer —
Das Lied, das mir der Liebste sang,
Vergess' ich nimmermehr!

Und ob es kalt, wie Abendluft,
Die Stirn mir schon umzieht —
Mich grüßt der Jugend warmer Duft
Aus meines Liebsten Lied.

Marie Krönig.

Jugendliebe.

Es weht ein duftiger Morgenwind
Über die Rosenhecken,
Mir ist, als müßt' ich das liebe Kind
Wieder vom Schlafe wecken.

„Wach auf, Du liebes, träumendes Kind!
Steh auf aus den weichen Pfühlen!
Es weht ein duftiger Morgenwind,
Wir wollen im Garten spielen.

Ich will Dich schaukeln, so hoch ich kann,
Du magst mich lustig jagen,
Und bist Du müde, so will ich dann
Dich zu der Steinbank tragen.

Da will ich sitzen an Deiner Seit'
Unter den rauschenden Bäumen,
Da wollen wir wie in alter Zeit
Vom Prinzeßchen und Königssohn träumen."

Martin Havenstein.

Der Fremde auf der Schwelle.

Mitten im blühenden Weizenfeld
Im niederen Haus kam ich zur Welt.
Der Pfirsichbaum beschirmt das Dach,
Und das Geißblatt klimmt ihm mählich nach;
Dort ist noch der Thorweg an schattiger Stell',
Doch ein Fremder geht nun über die Schwell'.

Dort ist der Stall — und wie zuvor
Strömt der Duft des Heus aus dem offnen Thor;
Die Schwalbe emsig fliegt herbei,
Ich hör' des Kiebitz' Klaggeschrei;
Doch der Fremde kommt — und häuft gemach
Die Garben an auf dem heißen Dach.

Dort ist der Garten mit manchem Baum,
Da träumt' ich der Kindheit seligsten Traum;
Gab acht auf der Dinge Wechsellauf,
Bis mein Leben mehr Schatten als Licht wies auf;
Dort schwingt sich ein Ast am stillen Ort,
Doch des Fremden Kinder schaukeln dort.

Wie sprudelt dort unten der Quell so kühn
In den Binsenbruch, dran die Haseln blüh'n;
Dort fand ich der Kalmuswurzeln viel,
Belauschte die Ellritz' beim neckischen Spiel;
Rotbrüstchens Flügel streiften die Well',
Doch der Fremde schöpft nun aus jenem Quell.

O schreitet alle leise doch,
Schwell' über, denn ich lieb' sie noch;
Füllt ihr den Stall mit Garben an,
Denkt, wie zur Herbstzeit jed' Gespann,
Das thorein fuhr mit Segen schwer,
Manch Aug' erfreut, das längst nicht mehr!

Geht liebreich mit den Bäumen um; —
Spielt eure Kinderschar ringsum,
Teilt ihnen Früchte zu mit Scherz,
Damit Erinnerung weckt ihr Herz
Und sie in Tagen, trüb und hell,
In Ehrfurcht halten jenen Quell.

Der Stall, die Vögel, Bruch und Baum,
Die Herden auf dem Wiesenraum,
Das Geißblatt am Verandendach, —
Sie rufen all' mein Sehnen wach.
Ihr Fremden, schreitet leise doch
Schwell' über, denn ich lieb' sie noch!

Aus dem Englischen des **Thomas Buchanan Read** von **Max Kiesewetter.**



Digitized by Google



De dulle Prinz.

Sin Lewen un sin Driwen.

Von Max Blum.

(Fortsetzung.)

VII.

'T was 'n Glück in Fru Müsern ehr Unglück west, dat ehr Badding noch lewte, as ehr Mann de Ogen för ümmer slöt[1]). Denn ehr oll Fründ, de Kammerherr von Steen hadde glik 'n Kannidaten bi de Hand, un sei hadde 't Schasseehus rühmen[2]) müst, wenn nich Kater Dörchlänchting'n kettelt[3]) hadde, wo hei kettlich[4]) was! Hei vertellte em, behöl sin Dochter de Schasseeinnehmeri, sporte hei de Panschon, de utmakt was. Sei behöl ehren Mann sin Stell un vergöt[5]) nah Johren noch Thranen üm em. De Truer[6]) hadde sei ok noch nich affleggt, as s' 'n jungen Minschen, de Döst[7]) hadde un unner't Finster üm 'n Glas Water beeden dehr, rinner nödigte un 'ne Sadd dick Melk vörstellte, de ehr Dochter glik wedder wegnehm un ehr dorbi in 't Uhr flüsterte:

„Hett sick jo 'ne Mus drin versöpt!"

„Wat man nich weit, makt ein'n nich heet[8])!" seggte Fru Müser'n, un de jung'n Jägersmann:

„Laten S', Frölen. Sei smeckt ahn Zucker un Brot ok", un Lena würd rot un sett'te glik dornah 'ne Sadd bestreut Melk up 'n Disch hen. Hei et sei mit Behagen un was farig, as Mudder de Knütt[9]) in 'n Schoot leggte un frog:

„Sünd woll bi 'n Jäger?" un as hei nickte: „Woans nöhmt man Sei? Nahwerslüd' moeten sick doch kenn' . . ."

„Ick heit Willem."

„Willem", seggte Lena woll fif mal, as s' in de Kock de Sadd affspölte, un as s' wedder oewer 'n Stuwensüll treed[10]), bedankte sick de Jägersmann bi Muddern un denn bi ehr. Dorbi drüssen[11]) sick de jungen Ogen, un Lena kek noch ümmer de Stuwendör an, as ehr Mudder meinte:

„Dat 's min G'smack so. So 'n Brüjamm schaff Di an." Lena'n ehr Hart bewerte. „Mudder", seggte s', „woans makt man dat?"

„Bliw so unschüllig, Kind", meinte Fru Müsern un knütt'te[1]) wedder, un nah 'n acht Dag was Lena nich mihr so unschüllig; denn Prinz Willem hadde 'n Prinzen affströpt un spelte as Jägersmann Brüjamm. — — —

Prinz Willem hadde sin Lewen tau dull genaten[2]) un schüttelte sick, wenn hei in Gedanken in Rostock was. Tau Hus hadde em de Lang'nwil[3]) plagt un hei hadde sei mit Geschichtenlesen verdrewen[4]). Dordörch was sin Hart wedder up 'n rechten Weg geraden un wat 't längst söchte, was em in de Arm lopen . . . Mudder slöp. Lena seet vör 't Innehmerfinster un spelte mit de Kell. Willem kek stumm tau un markte an ehren Blick: Leiw mi, wi ick Di leiw; un 'n por Stunn' wiren verslagen as 'n Ogenblick, as Mudder in de Hinn'stuw röp:

„Gah tau Bedd, Lena", un Willem küßte.

„Wist mi ok ümmer leiwen?" frog Lena, un Willem gew[5]) ehren Kopp fri, „ümmer, Willem?"

„So lang 'n as ick lew, Lening . . ."

„Kannst Du 't beswören?"

„Ick kann't, Kind!" seggte hei un höl 'n Finger tau Höchten. Sei föt nah 'n Finger un meinte:

„Swör nich! Ick glöw Di ahn Swur. Du bedrüggst[6]) Din Lening nich . . . Wat ward sick min Mudding freun, dat Du min Mann warden wist. Ick segg 't ehr morrnfrüh . . ."

„Lening, dat dauh nich . . ."

„Worüm nich, Willem?"

„Oll Lüd' sünd wunnerlich . . . Din Mudding künn wat anners glöwen un lött uns nich mihr allein!"

„Ängst Di nich. So is Mudder nich. Sei is ok jung west, oewer, obglik ick ehr nich girn wat

[1]) schloß. [2]) räumen. [3]) gekitzelt. [4]) kitzlich. [5]) vergoß. [6]) Trauer. [7]) Durst. [8]) heiß. [9]) Stricke. [10]) trat. [11]) trafen.

[1]) strickte. [2]) genossen. [3]) Langeweile. [4]) vertrieben. [5]) gab. [6]) betrügst

Digitized by Google

verswig[1]), will ick nicks verraden." Denn gew's' em noch 'n Enn' Weegs 't Geleit un kreg 'n halw Schock Küß' un stünn un kek em nah, so lang'n, as hei tau seihn was. Ok hei dreihte 'n Kopp nah ehr un kek de Welt mit ganz anner Ogen an. Ehr unschüllig Hart hadde sin unbeständig fungen[2]), un hei föhlte sick woll, obglik hei mit Lena'n as Broder un Swester lewte. „Sei sall ümmer glücklich sin. Nümmermihr will ick ehr Leiw mißbruken," seggte hei, kek 'n Himmel lang 'n an, un de Mahnd flüsterte:

„Du kennst Din Hart noch lang'n nich. Du hest 't nich in Din Gewalt. 'N warm Hart un 'ne koll Vernunft finn' sick nich tausammen", un verkröp[3]) sick hinner 'ne Wulk.

Jäger Willem was fast all Abend Gast up 't Schasseehus. Mudder freute sick, wenn s' em sach un vertellte em so girn von ehren seligen Müser, von ehr Jugend un woans sei sick beid gaud west wiren. Dat hüerte hei jedwern Abend un hüerte 't ümmer girn. —

*

'T was so üm Ostern rüm. De Fliederbüsch wiren all so grön as wenn 't Pingsten warden wull, un up 'n Pümpeldörp'schen Schulten sin Schühn[4]) hadde sick sogor all 'n Aterboer[5]) aufunn'. Dat was ok in Pümpeldörp noch nich dor west un dorüm künn man 't de Buern nich verargen, dat s' sick streden[6]), ob 't „Hei" oder „Sei" was, de 'n ganzen Dag in 't Nest up ein Been stünn un klapprig klapperte.

So männig Minsch steit ok allein in de grote Welt, ward oewer nich so ihrlich beduert[7]), as de Kinnerfründ beduert würd von de Pümpeldörp'schen Frugenslüd', as s' von 'n Köster hüerten, dat „Hei" 't würklich was, den Nacht un Dag vör Sehnsucht nah sin beter[8]) Hälft, de em woll up de Waterreis' untru[9]) worden was, kein Slap in de Ogen kem. Doch de Buern gewen nich vel up 'n Köster sinen Vagelverstand, un Schasseegeldinnehmer Müser was längst dod. Sei markten ok, dat ehr Köster in slichte Osterstimmung was un künn 't em nich oewelnehmen, denn fif Döchter maken Koppweihdag[10]), un sin Fru was 'n „Kinnerbringer" wedder mal tau irst up de Schultenschühn gewohr worden. — —

De Abend was würklich schön. Sogor de Müggen spelten de Buern up de Näs, de s' noch ut de Dören stöken. Vör 't Schasseehus unnern kahlen Kastann'bohm seet Lena Müser's un knütt'te[11]).

[1]) verschweige. [2]) gefangen. [3]) verkroch. [4]) Scheune. [5]) Storch. [6]) stritten. [7]) bedauert. [8]) besser'. [9]) untreu. [10]) Kopfschmerzen. [11]) strickte.

Schinbor was s' oewer mit ehr Gedanken nich bi de Knütt, denn all Ogenblick löt s' Maschen fallen, un denn tellte s' wedder. Dorbi halte sei so kort Aten, as 'ne Stadtpupp, de 't Snürliw tau eng worden is. So 'n Ding was ehr twarst ok bekannt, doch noch nich tau Ihren[1]) kamen, un dorüm woll nich, wil bi ehr all'us vull un nicks scheef[2]) was. Engböstig[3]) künn s' woll bald nich sin, denn sei hadde 't Saldatenmaat riklich[4]) un ok kein Häuhnerbost[5]). Woher künn de korte Aten kamen? Bi 't Strümpknütten verliert man woll kum Swet, un wenn sei ok grad kein' Swet verlüer, oewer binn' was ehr schinbor doch bannig warm, denn sei fohrte sogor hen un wedder mit de verkihrte Hand oewer beid Ogen. Schinbor joekten[6]) s' ehr all beid, un sei kreg dornah noch wat Leiws un wat Slichts tau seihn. Dörch dat Ogenjoeken würd sei ok Köster-Lina'n nich ihr gewohr, ihr de dicht vör ehr stünn un röp:

„Verdarwst de Ogen!"

„Huch! . . . Lina, wat hest mi verfihrt", meinte den seligen Müser'n sin Lena un nehm de Knütt von de Ird[7]) up.

„Wodörch, Lena," frog Köster-Lina un sett'te sick dal. „Büst doch süs nich so schreckhaft, Lena . . . Du warst 'ne schön Jägerfru affgewen . ."

„Noch is 't nich so wid. Ick heww mi mit Willem vertüernt[8])."

„Weddermal? Dat hest mi all oft vertellt un nahher was 't nich wohr."

„Du hest Din Deel, Lina, kannst klauk[9]) reden."

„Du doch ok! Wat vertüernst Di ümmer. Holl Freed[10])."

„Heww kein Schuld, Lina . . ."

„Ji Beid! Du büst tau, tau hitzig . . ."

„Hei, Lina! Nich mal derf 'k ut 't Finster kiken . ."

„Wenn hei weg geit, Lena?"

„Ne, wenn Einer vörbi geit."

„Dat mag min ok nich, un dorüm kik ick nich ut 't Finster, wenn hei in de Stuw is."

„Kikst em blos an?"

„Nich ümmer; denn dat mag Vadder nich . . ."

„Schimpt Din Mudder nich, Lina?"

„De is nah Hinrichen slimmer as ick!"

„Oewer, Lina! Schäm Di. Wo kannst Din Mudder dat nahreden . ."

„Wat red' 't ehr nah? Is 't 'ne Schann', wenn ehr min Brüjamm gefföllt?"

[1]) Ehren. [2]) schief. [3]) engbrüstig. [4]) reichlich. [5]) Hühnerbrust. [6]) juckten. [7]) Erde. [8]) erzürnt. [9]) klug. [10]) Frieden.

Digitized by Google

„Gefallen un gefallen is tweierlei, Lina . . ."

„Verdreiht büst, Lena! Di hett Din Buschminsch narrsch makt. Lat[1]) em nich all Abend kamen . . ."

„Hei kümmt gor nich . . ."

„Is hei wedder verreist?"

„'T weit ick nich . . ."

„Is 't ut, Lena?"

„T weit ick ok nich . . . Ach . . . Is woll vörbi, süs[2]) würd hei sick doch mal seihn laten. Ick weit nich, wat 'k em dahn heww," meinte Lena un Thranen stünn' in ehr himmelblagen Ogen.

„Ween nich, Lening . . . Kümmt hei nich wedder, söchst Di 'n annern ut."

„Kein'n annern! Wenn 'k em nich krig, denn . . ."

„Red' doch nich, Lena! . . Weitst wat ick an Din Stell dehr? Ick brukte[3]) em wat"

„Ick sall em wat ingewen[4])?"

„Ih wo. Hal Osterwater, Lena."

„Sall ick mi dorin waschen, Lina?"

„Lena, tau dumm is ungesund. Weitst noch nich mal, wat so 'n Osterwater för Kraft hett?"

„Ne. Halt man 't ut de Apteik?"

„Wat sall de Jäger mit Di, Lena? Osterwater kannst Du in de Osternacht ut 'n See, ut 'n Pümpel, ut 'n Grawen un ok ut 'ne Bäk[5]) nehmen. Nümmst 'n Melkpott[6]) un füllst 'n halw vull un nümmst dorvon, wenn wedder tau Hus büst, dre Läpel[7]) vull un seggst dorbi:

„Unnergahn, ümmer ni!
Ewig tru[8]) büst du mi!"

denn kann de, an den Du bi 't Runnslucken denken deist, nümmermihr von Di laten."

„Mi friert, Lina."

„Bin Di minen Dok[9]) ower. Dat Osterwater . ."

„Hal ick nich, Lina! Is 'ne Sünn' . . ."

„Ne, Lena. Hadde min Mudder kein Osterwater drunken, hadde sei Vaddern nich kregen. Gefährlich is 't twarst . . ."

„Woans gefährlich, Lina?"

„Na Lena, bi 't Drinken derf man nich in 'n Spegel kiken. Passiert 't, denn is 't Water Gift!"

„Gift?" frog Lena un wickelte bewernd[10]) ehr Knütt tausammen. „Gift?"

„Blos, wenn in 'n Spegel kiken deist, Lena, süs nich. Bruk dat Middel, denn löpt[11]) Din Jäger sick de Hacken nah Di aff."

[1]) laß'. [2]) sonst. [3]) brauchte (altdeutscher Ausdruck, der sich nicht anders übersetzen läßt). [4]) eingeben. [5]) Bach. [6]) Milchtopf. [7]) Löffel. [8]) treu. [9]) Tuch. [10]) zitternd. [11]) läuft.

„Ach Lina . . ."

„Gah slapen, lütt Dirn. Du hest schinbor 't Fewer[1]). Dröm man 'n beten von em, denn is Di morrn anners! Gu'n Nacht!" seggte Köster-Lina un was üm 't Schasseehus rüm. Ok Lena gung, kek ower doch noch irst dorhen, woher ehr Jäger kamen künn un makte dorbi de Husdör sachten apen[2]). As nah 'ne Wil de Mahnd dörch 'ne lütt grön Finsterrut[3]) nah de Gewelstuw rinkek, würd hei gewohr, dat Lena noch nich 't Tüg[4]) von 'n Liw hadde un hüerte s' ok brummeln:

„Unnergahn, ümmer ni!
Ewig tru büst Du mi!" — — —

*

Pümpeldörp lagg dor, as wenn 't utstorwen was. Owerall fierlich Ruh. Kein Minsch was tau seihn, kein Hund blaffte, kein Hahn kakelte un kein Finsterlaad knarrte . . . De Himmel was ahn Wulken, de Mahnd ahn Füer un de Stiern wiren all blaß; denn de Osternacht wull affdanken. 'N beten Wind wull sei verjagen, un 'ne Kauh süll woll all utslapen hewwen; denn Schassee-Lena kem ut de Hinn'dör rut un hadde 'n Melkpott[5]) in de linker Hand. Schinbor lagg ehr 't Fewer noch in de Knaken[6]), denn de Melkpott bewerte as s' vör 'n Kauhstall vörbi un dörch 'ne Gohrnpurt[7]) slitschte. Ower, as s' 'n Gohren hinner sick hadde un vör 'ne natte Wisch[8]) stünn, halte s' deep Aten un kek sick wild üm. Glik dornah seet s' in de Huk up 'n Bredd, wat owern Grawen lagg un 'n Steg vörstellte. As s' denn blos noch mit 'n krummen Puckel dor stünn, hadde twarst de Melkpott 'ne anner Kalüer, ower sei verlüer ehr ganz, as s' hüerte:

„Nu büst mal min[9])!" un sach ok Jehann Tacken in de Gohrnpurt stahn. Sei künn nich mal „Huch" seggen, un 't was 'n grot Wunner, dat nich 'n Melkpott un 't Osterwater de Düwel halt hadde. Ehr was will Jehann bekannt, denn jedwe Mudder makte ehr Döchter mit em grugen, wil 'n Mäken, wat in sin Fingern kem, rip[10]) was. 'Ne Wil keken s' sick beid stumm an, denn grinte Jehann un meinte:

„Kümmst Du nich bald, denn kam ick!" un hadde glik dornah Lena 'n bi 'n Kopp. Ower as hei sin Mülken spitzte, trüff[11]) ehr lütt Fust so sin grot Snut, dat hei „Auha" seggte un s' sick jocken[12]) müßte. Twarst würd hei dormit flink farig[13]), doch Lena was flinker up de Been un ok all in de Gewelstuw, as hei vör de apen Hinn'dör anlangte.

[1]) Fieber. [2]) offen. [3]) Fensterscheibe. [4]) Zeug. [5]) Milchtopf. [6]) Knochen. [7]) Gartenpforte. [8]) Wiese. [9]) mein. [10]) reif. [11]) traf. [12]) jucken. [13]) fertig.

Digitized by Google

Schinbor was Jehann'n nicks heilig, denn sin Smerstewel[1]) wiren sihr lud west, as hei 'n Dördrücker ansat'te un noch 'n twalscher Gesicht makte, as hei süs de Minschheit weer. Sin link'sch Fust bewerte, trugte sick oewer nich de möer[2]) Dör 'n Lock tau slagen.

„Oll Zick[3]), mak up!“ seggte hei tämlich lud. stök oewer de Fust in de Bücksentasch un horkte. Denn kramte hei all sin säuten Nams ut, oewer Schassee-Lena hüerte nich un wil hei nah 'ne Wil All'ns utkramt hadde, meinte hei:

„Jank man nah 'n Jäger, denn kümmst tau kort,“ un dunn würd hei gewohr, dat de Sünn dörch de Hinn'dör kek.

„De Tid is üm, Lening, mak up, lütt Dirn, ick will jo blos Ostereier stüpen,“ flüsterte hei dörch 't Sloetellock, doch, wil Lena em wedder de Antwurt schüllig[4]) blew, würd hei falsch un röp ganz lud:

„So 'n oll ingebild't Schap!“ un slöt[5]) sick de Husdör up. Dat woll dorüm, wil hei 't Glück mitnehmen wull, un löt s' of sparrwid apen[6]) stahn. Doch kum hadde hei 'n Hustritt hinner sick, dehr hei so, as wenn hei ümfihren wull. „Is 't nich Lena 'n ehr?“ Dorüm hadd s' sick of so twalsch,“ vertellte hei sick, doch as 'n Jäger, mit 'ne Scheet[7]) oewer de Schuller, nich wid von em stahn blew, füngen sin Knei 'n beten[8]) an tau bewern, oewer as de Jäger basch frog:

„Wo kümmst Du her?“ meinte hei drist[9]):

„Wo Du hen wist!“ un wull gahn.

„Stah, Düwel! süs scheet[10]) 't Di in 'n Klumpen!“

„Heitst nich Willem?“ frog Jehann hoensch. „Ick wüst nich, worüm mi kolt maken . . .“

„Wil, wil Du 'n Dew[11]) büst!“

„Un Du Nachtwächter, wat?“

„Wo büst Du west!?“

„Wat kümmert Di dat, Willem?“

„Wo büst Du west!?“

„Bi Lena'n! Nu scheet, Willem!“

„Du lüggst!“ röp de Jäger un reet de Scheet von de Schuller, doch as de Hahn knackte, röp Jehann:

„Hest 'n Kopperhot[12]) vergeeten!“ un löp üm 't Schasseehus rüm.

De Jäger kek em twarst nah, hüng oewer de Scheet wedder oewer de Schuller un würd denn schinbor swimlich, denn hei sackte up de Bänk unnern Kastann'bohm dal un höl sick beid Ogen tau. So seet hei 'ne ganz Wil un hadde ok woll noch länger seeten, wenn de Nachtwächter nicht grad mit de Osternacht farig west was un sin verrustert Stimm sungen hadde:

„Nu danket Alle Gott . . .“

Dat dehr ok schinbor de Jäger, denn hei kek 'n Himmel an. Oewer sin Ogen verröden[1]) dorbi kein Osterfreud un 't was woll mihr stumme Truer[2]), wat in sinen Blick lagg. Denn puste hei, as wenn hei up 'ne Häuhnerjagd was un nehm sinen Jägerhot aff, un 'n bunter Snuppdok fohrte oewer sinen natten flaßhorigen[3]) Kopp, de dordörch all sin Locken verlüer. Nu schüttelte hei sick, as wenn hei sick wat affschütteln wull und kem dorbi up de Fäut un kek wedder 'n Himmel an un vetellte 'n Kastann'bohm:

„Ick trug kein Wiw wedder un wenn 't noch so smuck is! Ick föhl 't, woans 't deit, wenn man bedragen[4]) worden is! Un mark all jitzt, dat man 't swer vergeeten deit . . . Ick heww ümmer nich begripen[5]) künnt, worüm sick weck Minschen ümbringen. Nu weit ick 't. De Leiw deit 't twarst nich, oewer de Bedrug! Ick bring mi nich üm!“ meinte hei un gung, sin Stewel ankikend, sachten üm de Huseck rüm. Twarst makte hei so 'n lütten Bagen[6]) as wenn hei mal nah 't lütt Finster kiken wull, doch sin Kopp wull nich rüm. Dorüm würd hei ok nich gewohr, dat Lena ehren heeten Kopp an 'ne Finsterrut[7]) köhlte und zuwwte irst as hei hüerte:

„Willem . . . Willem . . . Willem!“

„Was sei 't nich?“ frog sei sick sülwst un kek sich so halw oewer de Schuller, würd oewer von ehr nicks gewohr. Villicht dreihte hei sick dorüm ganz rüm un stünn noch so, as Lena em unnerhökeln wull.

„Wat unnersteihst Du Di?“ frog Willem un spuckte ut.

„Büst noch böß, Willem?“

„Bün Din Willem nich! Hest woll gar kein Scham mihr? Driwst[8]) Di bi Nacht un Newel rüm un nümmst Di . . .“

„Willem . . Willem,“ flüsterte Lena un dachte woll an 't Osterwater, denn sei künn sinen Blick nich uthollen un kek blos ehr Schört[9]) an. Doran sach hei, dat s' nich unschüllig was un as s' frog:

„Büst wedder gaud[10])?“ meinte hei:

„'Ne Mulschell[11]) hest verdeint!“

„Wat, wat is Di, Willem?“

[1]) Schmierstiefel. [2]) mürbe. [3]) Ziege. [4]) schuldig. [5]) schloß. [6]) offen. [7]) Schießze (Flinte). [8]) bißchen. [9]) dreist. [10]) schieß. [11]) Dieb. [12]) Kupferhut.

[1]) verrieten [2]) Trauer. [3]) flachshaarigen. [4]) betrogen. [5]) begreifen. [6]) Bogen. [7]) Fensterscheibe. [8]) treibst. [9]) Schürze. [10]) gut. [11]) Maulschelle.

Digitized by Google

„Mi is ganz woll! Un Di schin 't jo ok ganz gaud bekamen tau sin! Mi brukst nicks mihr vertellen; ick weit All'ns."

„All'ns, Willem?" frog sei un wull em so 'n beten smeeren[1]), Willem, wess[2]) man nich bös. Ut rein Leiw tau Di heww ick 't dahn!"

„Pfui! pfui' röp Willem un sin Ogen flunkerten. „Kumm nich dicht nah mi ran! Din Ihr[3]) hett 'n Plecken . . . Ick ekel mi . . . pfui, pfui!" un Lena stünn grad as 'n Tuhnpahl dor.

„Wat heww ick för 'n Plecken?" frog s' nah 'ne Wil un kreg kein Antwurt, denn ehr Jäger was verswunn.

„Willem . . . Willem . . . Willem!?" röp Lena as s' 't gewohr würd, dat s' allein was, un as s' nah 'ne Wil mihr dod as lewig in de lütt Stuw ankem, smeets' sick verlangs oewer 't Bedd hen, wrüng ehr Hänn' un jammerte un seggte woll hunnert Mal:

„Hei is min Ein, min All, un ick? . . pfui, pfui!" — —

*

De Pumpeldörp'sch Försteri liggt an 'ne apen Landstraat midden in 'n Eikenbusch, oewer männig Musfallendrager ward sei gornich gewohr, wil s' vullständig hinner Eiken, Böken[4]) un Knirk un Strukwark versteken is. Dorüm is twarst noch kein Försterfru arg west, oewer dorüm doch, dat selten Minschen vörbi kamen, för de 'ne Fru nich de Dör versluten[5]) brukt. Vör dissen was vel Verkihr west, doch so lang as de Schaussee nah Blomholt farig was, würd man up 'n Landweg blos noch Lüd' gewohr, de baarst[1]) löpen . . . Ümmer blos 'n Wind in de Böhm vertellen hüern, mag wat för jung'n verleiwte Lüd' sin, oewer nicks för de, de längst bi de Gewohnheit anlangt sünd. Tau de letzte Nummer tellte sick all johrelang de Förster, den Prinz Willem girn beihrte, doch sin Fru noch nich. Sei wüst, dat 'n Stück von de grot Ird, un wenn 't so schön, as 't Paradies west sin sall, is, 'n Minschen allein nich glücklich maken kann. Dat hadde sei 'n letzen Winter ehren Mann nich verswegen[2]), doch dat stüerte em nich, denn kum hadde hei 't Abendbrot taur Bost, denn seet hei ok all in 'n Grosvadderstohl un snorkte[3]). Mirsteudels würd hei in em sihr lud, un sei künn ehr Tung denn bruken un em ropen, oewer sei hüerte blos: „Mariken!" un denn snorkte hei wedder. De leiw Herrgott hadde Mariken kein Kinner schenkt un dorüm was 't ehr nich tau verargen, dat s' girn Mudderstell bi frömme Lüd' ehr Kinner spelte. Dat Vergnängen hadde ehr Mann ehr ok besneden[4]) denn hei wull sick nich mihr mit Jägerburschen rümargern. Ehr Freud was grot, as 't Prinz Willem'n sogor in 'n Winter bi ehr geföl[5]). Twarst wüste sei nich glik, dat 't em Schaussee-Lena andahn hadde, oewer as hei ehr mal tauflüsterte, hei möcht nich Prinz sin, dunn nickköppte sei un wüst Bescheid.

[1]) schmieren: gutsein, auch schmeicheln. [2]) sei. [3]) Ehre. [4]) Buchen. [5]) verschließen.

[1]) barfuß. [2]) verschwiegen. [3]) schnarchte. [4]) beschnitten. [5]) gefiel.

(Fortsetzung folgt.)



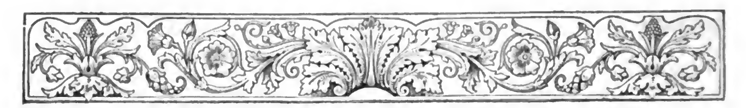
Es sticht.

Am schmalen Bett des kranken Kindes sitzt
Ein junges Weib, mit großen, bangen Augen
Im schmalen, bleichen Antlitz wacht es über
Dem unruhvollen, traumgestörten Schlummer
Des blassen Lockenköpfchens, das, vom Fieber
Geängstigt, ruhlos auf dem Kissen liegt.
Ein greller Strahl der hellen Julisonne
Dringt durch die dicht verhang'nen Scheiben plötzlich
Ins dämmrige Gemach, umleuchtet golden
Die blasse, müde Frau im schwarzen Kleide
Und stiehlt auch durch des Vorhangs Falten dann
Ins Bettchen zu dem Kindesantlitz sich.
Vom ungewohnten Licht geweckt, schlägt blinzelnd
Das Kind die Augen auf, doch schließt sie schon
Und schnell drauf wieder, legt das süße Köpfchen
Der andern Seite zu und flüstert leise:
Mama, es sticht.

Die junge Mutter zieht
Mit weißer Hand fürsorglich drauf die Falten
Des Vorhangs schnell zusammen, daß kein Strahl
Mehr ihren süßen Liebling stört, und während
Die Kleine wieder sanft entschläft, stützt sie
Das Haupt in ihre schmale Hand und schaut,
Versunken tief in schmerzliche Gedanken,
In ihres Lebens Tag und schließet plötzlich
Und wie geblendet dann die Augen, greift
Zum Herzen sich und flüstert leise auch:
Es sticht.

Karl August Hückinghaus.





Alle Rechte vorbehalten.

Agnese.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Rolf (giebt den Meergeistern ein Zeichen, sich zu entfernen, was geschieht).
Agnese — Du liebst mich nicht mehr.

Agnese (leidenschaftlich).
Nimm die Rose, die mein Leid verriet.
Wie ich leide, lieb' ich Dich doch.

(Glockenläuten).

Wieder die Glocken, wieder und wieder!
Wie sie feierlich hallen
Durch die Meeresstille!
In die Kirche zum Gebet
Rufen sie fromme Menschen.
König! Mir und Dir zum Glück
Wolle mir nicht wehren:
O, nur einmal lass' zurück
Mich zur Erde kehren!
Einmal wieder atmen
Sonnige Luft,
Einmal wieder trinken
Blumiger Wiesen Duft,
Einmal wieder schauen
Flur und Berg und Thal,
In der Kirche beten,
Ach, ein einzig Mal!

Rolf.
Du willst mich verlassen, Agnese?

Agnese (sinkt ihm zu Füßen).
Nur kurze Zeit zu unserm Heil.
Krank ist mir die Seele, es zagt das Gewissen,
Weil mein Kind soll die Gnade missen.
Weiter und weiter reißt die Wunde.
Lass' mich zur Erde hinauf,
Daß ich wieder gesunde.
Sehnsucht verzehrt mich hier,
Lass' sie mich stillen!
Ewiglich dank' ich's Dir,
Willst Du den einen Wunsch mir erfüllen.

Rolf.
Nein, nein! Was begehrst Du von mir?
Steh' ab davon, Vermessene!

Agnese.
Einmal, nur einmal!
Kannst Du so grausam mir's weigern?

(Erhebt sich).

Ha! Dann weiß ich, wie Du mich liebst.

Rolf.
Wenn Du gehst — — Du kehrst nicht zurück.

Agnese.
Rolf, welch' entsetzliches Wort.

Rolf.
Du kehrst nicht zurück.

Agnese.
Die ich Heimat und Vaterhaus
Deinetwegen verlassen,
Nicht gezagt vor der Wogen Graus;
Die ich in heißem Liebesverlangen
Dir gefolgt durch Todesbangen —
Ach! ich kann es nicht fassen.

Rolf.
Wie auch Dein Wille stark und rein,
Übermächtig wird Dir die Erde sein.

Agnese.
Weh! Du mißtraust dem Weibe,
Das sein Alles Dir gab.

(Geht zur Wiege.)

Du liebes, liebes Kind,
Sprich Du für Deine Mutter,
Die ungerechter Argwohn kränkt.

(Wendet sich wieder zu Rolf.)

Könnte mein Herz sich von Dir wenden,
Unser Knabe würde zurück mich senden.

Rolf.
Vergebens, ach! vergebens
All mein treues Warnen;
Machtlos bin ich der Bitte zu wehren,
Immer wird sie wiederkehren.
Wollt' ich ihr das Ohr verschließen,
Meine Liebe müßt' es büßen. —
Halten mag ich Dich nicht — Dein Herz ist krank:
Geh' denn! folge der Sehnsucht Trieb!

Agnese.
Dank, mein König, ewiger Dank!

(Tritt an die Wiege.)

Komm, mein Knabe.

Digitized by Google

Rolf (weist sie zurück).
Das Kind bleibt hier.

Agnese (erschreckt).
Das Kind —?

Rolf.
Dir gehört es und mir.
Von dem Kinde trenn' ich mich nimmermehr!

Agnese.
Entsetzlicher! Ist das Dein Begehr?
Halb erfüllst Du die Bitte kaum,
Soll der Wünsche liebster schweigen.
Ach! es war ein sel'ger Traum,
Vor Maria mich zu beugen
Mit dem Knäblein auf dem Arme,
Daß sie seiner sich erbarme.

Rolf.
Ihrer bedarf nicht des Meerkönigs Sohn.

Agnese.
Sieh, wie bleich die Wänglein sind,
Die erwärmt kein Sonnenstrahl,
Seine Lippen matt und fahl,
Kalt die Hand. Mein armes Kind,
Licht und Luft wär' Deine Freude.
Lass' hinauf uns beide — beide!

Rolf.
Nie! Dein Weg ist frei,
Aber das Kind sollst Du missen,
Daß es der Rückkehr Pfand mir sei,
Sehnst Du Dich heim nach seinen Küssen.

Agnese (an der Wiege knieend).
Ohne Dich, teures Kind — — nein, nein!

Rolf.
Ha! Du gehst nicht?
O glücksel'ger Entschluß!
(Glockenläuten.)

Agnese.
Die Glocken läuten wieder.
O Gott! ich muß — ich muß!
Unwiderstehlich zwingt mich's.
Sterben müßt' ich,
Ließ' ich verhallen den Glockenton.
Lebe wohl!
Zürne mir nicht, mein Sohn!
Nur zu beten
Für Deiner Seele Heil
Will in den Dom ich treten,
Daß uns Gnade werde zu teil,
Gnade durch Gottes Güte.
Bald, bald bin ich wieder bei Dir.

Rolf.
Agnese — Dein Wort hüte!
Wenn Du es brichst — ewig geschieden sind wir. —
(Er umarmt sie. Dann abgewendet:)
Leb' wohl!

(Der Palast versinkt langsam, die Wiege mit dem Kinde und Rolf verschwinden im Nebel. Das Wasser, anfangs eine starre, blaue Masse, wird nach oben hin lichter und beweglich. Die Glocken tönen lauter und lauter. Die Küste wird sichtbar und tritt näher. Seitwärts schiebt sich ein steiniges Ufer vor, auf welchem das Königsschloß und eine Kirche. Diese tritt näher und scheint sich zu öffnen. Man sieht in das Langschiff, im Hintergrunde in den Chor mit dem Hauptaltar. Rechts und links Seitenschiffe, an den Ecken Altäre. Agnese steht vorn in der Kirche Orgelspiel. Am Hauptaltar der Bischof mit vielen Geistlichen. Rechts von ihm der König mit seinen Mannen und die Königin. Links Erik zwischen zwei Priestern, hinter ihm norwegische Edle. In den Seitenschiffen Hofleute und Volk).

Chor.
Lob singt dem Herrn,
Dem allmächtigen Schöpfer
Himmels und der Erde.
Lob singt dem Herrn,
Dem im Staube dient
Alle Kreatur.
Herr erleuchte,
Herr segne uns!

Agnese (bedeckt das Gesicht mit den Händen, sinkt auf die Kniee).
Gott, Gott! wie geschieht mir?
Hab' ich die Erde wieder,
Die geliebte Erde!
Unter den Füßen schwankt sie,
Will mich nicht tragen —
Ich falle.
O was that ich!
Gott kann nimmer verzeih'n.

Bischof.
Der Herr giebt Kummer und Leid,
Der Herr giebt große Freude,
Lob singt dem Herrn allezeit!
Schwer auf des Königs Haupt
Lastete Kummer,
Da ihm die Tochter geraubt ward.
Freude giebt Gott ihm heut:
Hakons heldenmütiger Sohn,
In der Gefangenschaft Trübsal
Gott den Herrn erkennend,
Schwur den heidnischen Göttern ab
Und verlangt die heilige Taufe.
Betet für ihn!

Chor.
Herr, erleuchte
Mit Deiner Gnade Licht
Die im Finstern wandeln,
Daß sie Dich fürchten,
Daß sie Dich lieben,
Daß sie Dich erkennen.

Bischof.
Sprich denn, Erik, König Hakons Sohn:
Willst Du teilhaft des Gottesreiches sein,
Auf des Heilands Namen die Taufe empfahn?

Erik.
Ich will. Doch erst gelobe der König mir
Vor allem Volk, was er mir zugesagt,
Daß er mich lösen woll' aus der Haft,
Ein Schiff mir rüsten und meinen Mannen

Zur Fahrt nach dem fernen Südland.
Neue Herrschaft gewinn ich mir dort.
König, halte Dein Wort!

Haro.

Ich will Dir's halten, König Hakons Sohn,
Wenn Du aufs Kreuz willst geloben,
Nie Dein Erbe zu begehren,
Nicht mit List und nicht mit Gewalt.

Erik.

Das will ich schwören
Bei des geliebten Weibes Angedenken,
Um das der Kampf entbrannt.

Haro.

Woran gemahnst Du? O mein Kind!

Erik.

Agnese, daß ich Dich verlor!

Agnese (sich aufrichtend, voll Angst).

Wer ruft mich?

Erik.

Noch glaub' ich nicht an ihren Tod.
Böser Zauber hält sie gefangen.
Suchen will ich nach der Verlor'nen;
Unbeweibt will ich bleiben,
Find' ich die Teure nicht.
Gieb mir die Taufe, Priester,
Daß ich die Freiheit gewinne!

Agnese.

Weh! was hör' ich?
Meiner gedenkt er in Liebe.
(Will sich erheben und sinkt matt zurück).

Bischof.

So reiniget eure Herzen,
So beuget eure Kniee,
Daß aus des Heilands Schmerzen
Euch neues Leben blühe!

Erik (kniet nieder, erhebt sich und reicht dem Könige die Hand).

Zur Taufkapelle!

Bischof (erhebt das Kreuz und eröffnet den Zug nach dem Seitenschiff links).

Chor.

Herr, erleuchte
Mit Deiner Gnade Licht
Die im Finstern wandeln.
Daß sie Dich fürchten,
Daß sie Dich lieben,
Daß sie Dich erkennen.
(Alle folgen dem Bischof, nur Hilde bleibt betend am Altar zurück.)

Agnese.

Amen — Amen!
Wie wird mir? Ich ertrag' es nicht.
Feuerflammen in meinem Busen;
Donnerstimmen rufen ins Ohr mir:
Du bist ausgestoßen vom Heil,
Verflucht in Ewigkeit!
(Rafft sich auf.)
Nein, hier darf ich nicht knieen,
Sündhaft ist mein Gebet —
Gott erhört nicht des Meerkönigs Weib.
(Schaudernd.)
Fort! Daß mich's nicht reue!
Halb ist schon mein Wort gebrochen,
Brech' ich im Herzen ihm Treue.
Kind, mein geliebtes Kind!
Hätt' ich Dich nie verlassen.
Euer bin ich!
(Geht schwankend einige Schritte nach dem Ausgange).
Es schwindelt mir,
Vor den Augen ist's plötzlich Nacht.
Welche Angst — Luft, Luft!
Ich ersticke. — Mutter, Mutter!
(Sie sinkt ohnmächtig nieder.)

Hilde (die betend gekniet hat, erhebt sich).

Wer ruft? Aus brünst'gem Gebet
Für mein teures, verlor'nes Kind
Schreckt mich auf ein bekannter Laut,
Unvergessen dem Mutterherzen.
(Tritt in die Vorhalle.)
Wer liegt hier auf hartem Stein?
Weib, steh' auf! (Kniet zu ihr). Allmächtiger —
Agnese!

Agnese.

Lass' mich sterben.

Hilde.

Du bist's.
Agnese, teures Kind, Du lebst!

Agnese (wie erwachend).

Deine Stimme weckt mich vom Tode,
Warm durchhaucht mich Dein Kuß.
Ja, ich habe Dich wieder —
Mutter, Mutter!

Hilde.

Ich habe Dich wieder!
Wo aber warst Du die lange Zeit?

Agnese (abgewendet).

Nein, das frage mich nicht.

Hilde.

O mein armes geliebtes Kind!
Nicht mit Fragen will ich Dich quälen,
Jubelnd nur rufen: Du lebst!

Agnese (schaudernd).

Schrecklicher Traum! (Wie geistesabwesend).
Ach! die Glocken, die Glocken — hörtest Du sie?
Es läuten die Glocken in Engeland.
Über das Meer wandert ihr Klang,
Unter die Wasser taucht er,
Leise verhallend, bis auf den Grund.
Hast Du die Glocken gehört?

Digitized by Google

Hilde.

Gewiß!
Zur Kirche riefen sie die Gläubigen.

Agnese.

Zur Erde riefen sie zurück
Die Abgefall'ne, Gottverlassene —

Hilde.

Dein Geist geht irre.
Du bist krank, teures Kind.
Komm, noch steht Dein Gemach bereit.

Agnese (reißt sich los).

Nein, nein! folgen darf ich Dir nicht.
(lauschend).
Hörst Du's nicht? Ein feines Stimmchen —
Leise, ganz leise — fern, ganz fern —
Weinend und klagend: komm, komm!
Wo weilst Du so lange? — Fort!

Hilde (hält sie).

Nicht wieder hinaus in die Fern',
Die Dich lieben, sind hier. Dein Vater —

Agnese.

O mein Vater!

Hilde.

Dein Verlobter,
Der die Taufe empfing —

Agnese (will sich losreißen).

Fort, fort!

Hilde.

Hilfe, Hilfe! Herbei, herbei!

Agnese.

Schweig', lass' mich gehn!

Hilde.

König, Dein Kind!
(Aus dem Querschiffe König Haro, Erik, der Bischof, Gefolge, Volk.)

Bischof.

Wer stört durch Lärm der Kirche Frieden?

Hilde.

O seht — Agnese!

Haro.

Mein Kind!

Agnese (überwältigt von ihrem Gefühl, ihm an die Brust sinkend).

Mein teurer Vater!
(Sie gleitet zur Erde nieder.)

Bischof.

Ein Wunder ließ der Herr gescheh'n.
Sie ist's, die Totgeglaubte!

Chor.

Sie ist's, sie ist's, die Königstochter,
Agnese! Wiedergefunden ist sie.

Erik (neben ihr knieend).

So bleich, so schön!

Haro (der sie umarmt hält).

Ganz leblos scheint sie.
Mein Kind, mein liebes Kind!
Tragt sie ins Schloß!
(Das Gefolge beschäftigt sich um sie.)

Chor der Geistlichen.

Ein Wunder ließ der Herr gescheh'n,
Er ließ die Toten aufersteh'n.
Lobsingt dem Herrn!

(Der Vorhang fällt.)

(Fortsetzung folgt.)

Mein!

Du bist mein Glück! Ich muß Dein Herz bezwingen,
Nicht wehren sollst Du Dich, denn Du bist mein!
Ich habe Dich erkämpft in heißem Ringen,
Hab' Dich erkauft mit namenloser Pein!

Ich liebe Dich! Warum sollt' ich erröten?
Es hat mein Herz ein heil'ges Recht an Dich!
Ich litt' um Dich in tausendfachen Nöten,
Und unaussprechlich, leidvoll lieb' ich Dich!

Melanie Ebhardt.

Erste Liebe.

Einst warst Du mein einziger Traum!
Bis die andre kam mit dem blonden Haar,
Dem lieben Mund, dem Blauaugenpaar
Und dem Busen wie Schwanenflaum.
Einst warst Du mein einziger Traum!

Einst warst Du mein einziges Lied!
Ein Lied, das trüb wie die Sehnsucht klang,
Bis die andre kam und mit Lachen sprang
In meiner Muse Gebiet.
Einst warst Du mein einziges Lied . . .

Einst warst Du mein einziges Glück,
Ein Märtyrerglück voll Weh und Wahn,
Da weint' ich — nun denk' ich lächelnd dran!
Wie liegt es so weit zurück!
Einst warst Du mein einziges Glück!

Rudolf Knussert.

Digitized by Google

Warum?

Wenn alles kommt, wie es doch kommen muß,
Wenn über meinem Grab Cypressen schauern
Und nichts mein Herz mehr weiß von Lieb' und Kuß,
Du wirst nicht stille stehn in Leid und Trauern —
Dein Blick ist noch so hell, so warm Dein Blut,
Und Deines Weges willst Du fröhlich wandern,
Bald schlägt Dein reiches Herz für einen andern —
Dasselbe Herz, daran mein Haupt geruht.

Und erst in einer fernen, fernen Zeit,
Wenn Abendschatten zieh'n auf Deinen Wegen
Und längst mein Grab vergessen und verschneit,
Wird Dich die Frage leidensvoll bewegen,
Die Frage, der mein letztes Sinnen galt,
Warum wir uns in sonnenhellen Stunden
In tiefem, frohem Liebesglück gefunden
Und dennoch scheiden mußten fremd und kalt?

Georg Edward.

Lied.

Ich hab' die graue Nacht
Auf dornigen Rosen verwacht;
Die Augen vom Weinen rot
Und Lippen blaß wie der Tod . . .

Und die Sorgen huschten; der Gram
Sah mich an und ging und kam —
Bis die Nacht versunken war,
Lilien im dunkeln Haar!

Das ist ein Tag voller Glanz!
Er trägt einen Flammenkranz.
Schatten, die mich beengt,
Seid von meinem Lager gedrängt . . .

Er hat mir die Augen erhellt,
Die Lippen zum Kusse geschwellt —
Nun, da die Nacht vorbei,
Erwache, mein Sehnsuchtsschrei!

Nach dem Englischen des **Charles Swinburne** von **Paul Wertheimer.**

Sehnen der Nacht.

Längst kam die Nacht mit ihrer Stille
Und ihrem sanften Friedensweh'n,
Nun senkt der arbeitsmüde Wille
Die Schwingen auch zum Schlafengeh'n.
Was unerreicht in neid'scher Ferne
Vor seinem heißen Ringen schwand,
Schaut er versöhnt im Licht der Sterne
Und knüpfet neu der Hoffnung Band.

Die Hoffnung und das heiße Sehnen,
Die scheu verstummt am lauten Tag,
Die wachen selig auf und dehnen
Die Kraft zu neuem Flügelschlag.
Um Erd' und Himmel zu vereinen,
Wie heben sie die Blicke weit,
Hinschauend zu der Menschen Weinen
Und zu der Götter Herrlichkeit.

Sie schließen auf die Seelenschreine
Voll unerfüllter Wünsche Pracht,
Und lassen bei der Sterne Scheine
Sie trauernd funkeln in der Nacht,
Und tragen sie, geweiht von Zähren,
Den hohen Göttern mutig zu
Und rufen stürmisch um Gewähren
Hinein in ihre sel'ge Ruh.

Doch keine Regung. Todesschweigen
Bei all dem Weh, das blutig rot
Die unerfüllten Wünsche zeigen —
Der Himmel leer, die Götter tot.
Da bricht die Hoffnung, Nacht umhüllet
Der Sehnsucht Auge, tief und schwer —
Zur Brust der Menschen unerfüllet
Sinkt wieder hin der Wünsche Heer.

Nun müd' zum Tod, nicht mehr geblendet
Von Hoffnung, sinkt der Mensch zur Ruh,
Und seine Brust voll Wunden wendet
Er stumm den kalten Göttern zu.
Nicht mehr in fernen Himmelsräumen
Sucht er ein Glück, das Wunden kühlt,
Nach einer Seele sucht sein Träumen,
Die treue Liebe mit ihm fühlt.

Paul Driese.

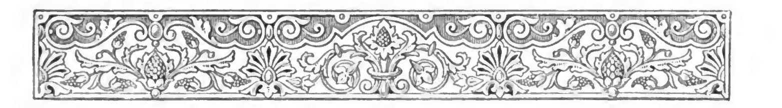
Winterabend im Zimmer.

Die Nebel sinken tiefer in das Dämmern.
Ein düst'rer, schwarz umgrauter Wintertag.
Es singt der Sturm. Und schwere Tropfen hämmern
An trübe Scheiben, rhythmisch, Schlag auf Schlag.

Ich sinne stumm beim Funkenspiel der Kohlen.
So still und traulich wird der enge Raum,
So sonntagsfroh . . Nun naht auf leisen Sohlen
Der erste, langersehnte Frühlingstraum . .

Stefan Zweig.

Digitized by Google



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

II.

Woher der Dichter den Rohstoff nimmt, aus dem er das Kunstwerk schafft, ist gewiß mit für sein Wesen bezeichnend, aber für den Werth seines Werkes nicht entscheidend. Aus frei erfundenen Stoffen werden täglich abscheuliche Machwerke geformt, aus überlieferten Stoffen haben gerade die größten Dramatiker ihre unvergänglichen Dichtungen gestaltet. Das ist ja wahrhaftig nicht neu, kann aber in einer Zeit wie der unsrigen, die vor lauter Raffinement über die einfachsten ästhetischen Grundsätze unsicher geworden ist, nicht oft genug gesagt werden. An sich also ist es auch recht gleichgiltig, daß Hauptmann in „Schluck und Jau" einen uralten, sehr oft behandelten Stoff neu gestaltet hat. Der Dichter selbst hat durch das Motto der Buchausgabe auf „Der Widerspänstigen Zähmung" hingewiesen, aber der Stoff reicht in die graue Vorzeit zurück, und ein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts hat Hauptmann gleichfalls stark beeinflußt.

Der Stoff findet sich in seinen Grundzügen bereits in der Erzählung: „Der erwachte Schläfer" in „Tausend und Eine Nacht". Von dorther wandert er auf hundert Wegen, aber doch immer nur die Tracht, nicht das Wesen wandelnd, in das Abendland; es bleibt bei der Anekdote, die an sich immer wieder, ohne besondere Vertiefung, der Darstellung wert erscheint: ein trunkener Bettler wird schlafend in ein Schloß gebracht, beim Erwachen im Wahn erhalten, daß er ein Fürst sei, und dann, nachdem man Spaß genug mit ihm gehabt, wieder auf die Straße gesetzt. Höchstens wird eine Moral beigefügt, oder der an sich wirksamen Fabel dadurch ein erhöhter Reiz zu geben versucht, daß man sie als historische Thatsache verkleidet. So wird sie in lateinischen, englischen und französischen Novellensammlungen des Mittelalters bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein als Einfall des oder jenes berühmten Fürsten, der mit einem armen Teufel solchen Scherz treibt, ausgegeben; zuletzt ist es Karl V., an dessen populäre Gestalt der uralte Stoff geheftet wird. Vermutlich war es diese letzte Darstellung, die dem anonymen Verfasser eines 1594 erschienenen englischen Dramas als Quelle diente; dort bildet die Anekdote vom gefoppten Trunkenbold den Rahmen zu der eigentlichen Handlung von der Widerspänstigen Zähmung. Das ist das Vorbild für Shakespeares Werk, ein bekanntlich so bis ins Einzelnste benütztes Vorbild, daß einige Forscher auf den seltsamen Gedanken verfielen, es Shakespeare selbst als Jugendarbeit zuzuschreiben, um ihn vor dem Vorwurf des Plagiats zu bewahren. Aber die sorglose Benutzung der Arbeit eines anderen bedarf auch in diesem, allerdings mit dem deutlichsten Falle keiner anderen Entschuldigung, als sie die litterarischen Sitten der Zeit und das Genie des neuen Bearbeiters geben; auch hier darf das Wort einer berühmten Grabschrift von Shakespeare gelten: „Nullum quod tetigit non ornavit". Das gilt allerdings mehr von dem Stück selbst, als dem Vorspiel; Shakespeare gestaltet den ersten Teil desselben witziger aus, als sein Vorgänger, und läßt es dann ganz fallen; wenigstens fehlt der Schluß im Druck; die Erklärung, daß Shakespeare ihn gar nicht geschrieben, sondern das Ende wörtlich aus dem Vorbild entnommen habe, klingt plausibel, denn die Geschichte vom betrunkenen Kesselflicker hat den Dichter sichtlich sehr wenig interessiert. So wissen selbst die Shakespearomanen mit dem Vorspiel-Fragment nicht viel anzufangen; auf die Bühne kommt es nicht, der Leser überfliegt es. Man hat es mit Recht sehr merkwürdig gefunden, daß gerade diese, relativ sehr unbedeutende, zudem wenig originelle Nebenarbeit eines Genies, die dieses selbst so wenig interessierte, daß es sie gar nicht zu Ende führen mochte, einen bedeutenden Dichter unserer Tage zur Neu- und Ausgestaltung gereizt habe. Ich möchte glauben, daß sich die allerdings auffällige Thatsache daraus erklärt, daß es zunächst nur der Stoff war, der Hauptmann immer wieder nach diesem Vorspiel greifen ließ. Und zwar geschah dies vielleicht nur deshalb, weil ihm sein unzweifelhaft sehr starker dichterischer Instinkt, der, im Gegensatz zu dem inneren Wesen der anderen bedeutenden Dramatiker unserer Tage, viel größer ist als sein Kunstverstand, sagte, daß sich in diesen uralten Stoff eine sehr wirksame moderne Tendenz hineintragen lasse. Wenn dem so ist, dann hat den Dichter ein tragikomisches Schicksal getroffen: der Magnet, dessen Berührung ihn nur anregen sollte, hat ihn nicht wieder losgelassen und ganz in seinen Bann gezogen; „Schluck und Jau" weist im Stil eine weitgehende Abhängigkeit von

Shakespeare auf und die moderne Tendenz ist nur in ganz schattenhafter Andeutung, unklar, verworren und widerspruchsvoll, zum Ausdruck gekommen.

Doch ich greife vor; hier hat uns ja zunächst nur der Stoff zu beschäftigen. Daß Hauptmann auch darin dem Vorspiel, also im Wesentlichen dem Anonymus von 1594, im Unwesentlichen Shakespeare folgt, wiegt an sich nicht schwer. Allerdings geht die Anschmiegung auch im Stoff weiter, als nach der Meinung Vieler heutzutage gestattet oder doch sicherlich weiter, als heutzutage üblich ist. Hier wie dort wird zunächst der Trunkenbold vorgeführt und schläft vor unseren Augen ein; hier wie dort beschließt der vornehme Jagdherr, den Süffling als Gebieter erwachen zu lassen, und läßt ihn auf sein Schloß schaffen; die Scene des Erwachens ist im Grunde ganz gleich angelegt; sogar den rüden, den Sitten einer rohen Zeit entsprechenden Spaß, dem Gehänselten einen verkleideten Mann als Weib zuzuführen, hat Hauptmann mit herübergenommen. Aber davon abgesehen, ist auch die komische Wirkung überhaupt dort wie hier auf dem Gegensatz zwischen den bisherigen Gewohnheiten des Vagabunden und der feinen Rolle, in die er sich nun einspielt, aufgebaut. Und wie der Anfang und die von Shakespeare und dem Anonymus allerdings nur angedeutete Fortspinnung der Handlung ist auch der Ausgang bei Hauptmann derselbe, wie im Drama von 1594: Als sich der Vagabund übernimmt und der vornehmen Gesellschaft lästig zu fallen beginnt, wird er als Trunkener wieder aus dem Schlosse geschafft, und erwacht auf der Straße.

Wie bereits gesagt, ist Hauptmann nicht der erste Dichter nach Shakespeare, der den gleichen Stoff behandelt hat, wohl aber derjenige, der sich in der Ausgestaltung wie im Stil am meisten von Shakespeare hat beeinflußen lassen. Noch mehr, es ist sogar sehr zweifelhaft, ob diese Anderen Shakespeares Vorspiel gekannt haben; so der Münchener Johann v. Plötz (1786—1850), der um 1840 aus der uralten Anekdote ein harmloses, lustiges, seinerzeit sehr beliebtes Lustspiel, „Der verwunschene Prinz“ gestaltete, so der biedere Rektor von Zittau, Christian Weise (1642–1708), der anderthalb Jahrhunderte vor Plötz in seiner moralisierenden Weise seine Komödie: „Von dem träumenden Bauern am Hofe Philippi Boni in Burgundien“ schrieb. Vollends aber unterliegt es, wie Robert Prutz nachgewiesen hat, keinem Zweifel, daß Ludwig Holberg weder Shakespeare, noch Weise gekannt hat, als er seine Komödie: „Jeppe vom Berge“ oder „Der verwandelte Bauer“ schrieb. Das 1722 zuerst aufgeführte, kurz vorher geschriebene Stück entnimmt den Stoff einer beliebten Sammlung des siebzehnten Jahrhunderts, der „Utopia“ Jakob Bidermanns (1579—1639), aber was hat Holberg aus der dort behaglich und witzlos vorgetragenen Anekdote zu machen verstanden! Holbergs Komödie ist jedenfalls das bedeutendste Kunstwerk, das aus dem vielbehandelten Stoff gestaltet wurde; es läßt an Witz, Gestaltungskraft und quellendem Leben das Fragment Shakespeares weit hinter sich, und vollends kann Hauptmanns Spiel keinen Vergleich damit aushalten. Daß Hauptmann Holbergs Komödie gekannt hat, kann keinem Zweifel unterliegen, der Einfluß des genialen Dänen auf einzelne Szenen von „Schluck und Jau“ ist ein ganz unverkennbarer. Auch dies darf an sich keinen Vorwurf bedeuten; im Gegenteil wird man bedauern dürfen, daß sich Hauptmann nicht noch mehr an Holberg anschloß, und daß ihn selbst der urkräftige Hauch, der ihm aus diesem Meisterwerk tiefgreifender Charakterkomik entgegenschlug, nicht von der äußerlichen Nachahmung Shakespeares ablenkte. Auch ist dies deshalb nicht zu begreifen, weil Hauptmanns Kunst innerlich der des Dänen näher steht, als der Kunst des Engländers. Denn auch Holbergs Art ist ja, wie die Hauptmanns, im tiefsten Kern naturalistisch, und sogar die beiden größten Vorzüge Holbergs sind auch sonst, leider nicht in „Schluck und Jau“, das Trefflichste an Hauptmanns Begabung: der psychologische Scharfblick und der kräftige Erdgeruch der Handlung. Beider Kunst ist, um ein bis zum Absurden mißbrauchtes Schlagwort der neuesten Zeit zu gebrauchen, „Heimatkunst“ im guten Sinn des Wortes. Im übrigen soll Beider Bedeutung nicht gleichwertig befunden, sondern nur auf die innere Verwandtschaft hingewiesen sein.

Ganz verleugnet sie sich ja auch hier nicht, und das wenige Erfreuliche oder doch menschlich Wirksame an Hauptmanns Werk wurzelt — ich sage nicht in der Nachahmung Holbergs, aber in dieser geistigen Verwandtschaft mit ihm. Mindestens Schluck, der Gefährte des Trunkenboldes Jau, der die Abenteuer im Schlosse besteht, ist ebenso ein echter Schlesier, wie Jeppe der echte dänische Bauer ist. Nur ist Holbergs Komödie ganz national, ganz einheitlich, während die Hauptmanns in zwei höchst verschiedene Teile zerfällt, einen naturalistischen, durch den schlesische Luft weht, und einen stilisierten, den die Atmosphäre aus Büchern durchzieht, zumeist aus Shakespeare, ab und zu aus Maeterlinck. Auch ist Holbergs Werk durchaus von echtester via comica erfüllt, während sich Hauptmanns Humor, ohnehin nicht seine stärkste Seite, in seinen früheren Werken viel reicher gezeigt hat als hier. Einige komische Einzelzüge sind sichtlich durch Holbergs Werk angeregt. Jaus Erwachen im Schlosse Jon Rands und Jeppes erste Unterredungen mit dem Gesinde des Barons, die Mahlzeiten beider und die Art, wie sie sich dabei betragen, dann die Äußerungen ihres Übermuts, vor dem schließlich die feinen Herren, die das Spiel mit ihnen begonnen, bange werden, weisen eine Fülle von Parallelstellen auf; Hauptmann hat Holberg nicht plagiiert, aber er hat ihm viel zu danken. Das gilt allerdings nur von den drei ersten und besten Akten des „Jeppe“; in den beiden letzten schädigt die Tendenz des Dichters die Lustigkeit und Natürlichkeit allzu sehr. Vornehmlich diese Tendenz

Digitized by Google

ist's, die den Leser daran mahnt, daß zwischen ihm und dem sonst so frisch anmutenden Dichter ein Abstand von fast zwei Jahrhunderten liegt, darunter die Jahre 1789, 1830, 1848. Welche ungeheure Wandlung hat die Menschheit trotz aller Stöcker und Roeren der Vergangenheit und Gegenwart seither durchgemacht! Holberg war ein für seine Zeit frei und vorurteilslos denkender Mann; die Tendenz, die er in den Stoff hineinlegt, um dem Leser neben der Hauptsache, der Freude am Gestalteten, auch nach dem Geschmack der Zeit eine gute Lehre zu bieten, würde heute selbst ein recht verbohrter Junker nicht gern öffentlich aussprechen. Wie gesagt, kommt Jeppe bei Holberg — und ihm folgend und sichtlich durch ihn angeregt, Jan bei Hauptmann — sehr bald zur Erkenntnis, daß es keiner besonderen Kunst bedarf, zu prassen wie ein Edelmann, und seine Untergebenen zu peinigen wie dieser, und Beide bringen es in diesen Fertigkeiten bald so weit, daß der Spaß in Ernst umzuschlagen droht. Was nun folgert Holberg daraus? Hier die Moral, mit der das Stück schließt (Übertragung von Robert Prutz):

Wo Bauern, Handwerksleut' der Herrschaft Szepter führen,
Da wird am Regiment man bald die Folgen spüren;
Tyrannen giebt es da anstatt der Obrigkeit,
Und bald ein Nero macht in jedem Dorf sich breit.

D'rum nicht beim Pfluge mehr woll'n wir nach Herrschern fragen,
Kein Bauer werde Fürst, wie einst in alten Tagen.
Das war wohl ehedem; doch sollt es jetzt so sein,
Es bräche Missethat und Tyrannei herein.

Also so ziemlich das Gegenteil dessen, was ein Sohn unserer Zeit dabei denken und empfinden muß. ‚Es ist ein verruchtes Beginnen‘, wird er sich sagen, ‚wenn der Mensch mit dem Menschen ein solches Spiel beginnt, wenn der Reiche den Armen lediglich zu seinem Zeitvertreib aus dem Geleise bringt, in die Schlemmerei hinein- und dann wieder in sein Elend zurückschlendert. Ich will, daß mich der Dichter voll empfinden lasse, wie roh und grausam dies Spiel ist, und daß ich dann befriedigt aufatme, wenn ich sehe, wie er den Unfug an denen straft, die ihn verübt haben.‘ Wir leben ja in einer Zeit, deren bester Zug das Erwachen und die Verschärfung des socialen Gewissens ist — eine andere Tendenz kann der modern empfindende Mensch, in welchem politischen Parteilager er immer stehen mag, thatsächlich nicht billigen, noch mehr, eine andere kann er von einem Dichter unserer Tage kaum noch erwarten. Und am allerwenigsten von dem Dichter der „Weber“.

Nun denn, von dieser Tendenz ist in „Schluck und Jau“ überhaupt nicht klar die Rede. Nur einmal, als sich Jau entsetzt abwendet, da ihm als Weib ein verkleideter Mann zugeführt wird, und wie ein verwundetes Tier aufschreit, scheint den Dichter eine Ahnung zu überkommen, wohin seine Sympathien von Rechtswegen gehören sollten. Im übrigen ist dies „Spiel zu Scherz und Schimpf“ nur ein „Spiel zu Scherz“, und zu keinem geschmack- und gemütvollen. Wir sollen darüber lachen, wie ungeschickt sich der Proletarier im Fürstenschloß benimmt, sogar darüber, wie ihm der Freund als Weib zugeführt wird; und ob wir nach des Dichters Absicht lachen oder ernst werden sollen, wenn dem Verhöhnten der Größenwahn zu Kopf steigt, bleibt ungewiß. Bei der Aufführung ist diese Partie des Werkes gestrichen worden; wie Freunde des Dichters versichern, aus Furcht vor der Zensur. Heutzutage ist ja wieder mancherlei möglich, auch daß die Reden Jaus über seine Fürstenherrlichkeit beanstandet worden wären, aber man hätte es darauf ankommen lassen sollen, daß dies geschehe, und ich vermute, der Akt wurde deshalb gestrichen, weil man fühlte, das Publikum werde auch so an dem Spiel mit Menschenwürde gerade genug haben. Wo aber steckt in diesem neuesten Stück des Dichters der „Weber“ der „Schimpf“, wohin kehrt sich die Spitze der Satire? Nicht gegen die Proletarier, wird uns gesagt, gut! — aber über die sollen wir doch lachen, und gegen die Vornehmen doch gewiß nicht. Die Spitze fehlt, müssen wir im besten Fall annehmen, und an ihre Stelle tritt ein Grundgedanke, den einige sogar „tief“ und „philosophisch“ gefunden haben. Karl, der Genosse des Fürsten Jon Rand, der den Spaß ausgeheckt hat, sagt diesem:

„Gestern und morgen sind zwei Schemen, Jon!
und wer nach ihnen greift, greift in die Luft.
Gestern und morgen — Tod und wieder Tod!
und heute ist das Leben. Du und Jau —
er dort, du hier, mein Jon! — ihr wandelt beide,
Fremdlinge, durch dies reiche Fürstentum,
das sein wird, wenn ihr längst — er so wie du!
zu Staub vermodert seid in euern Gräbern:
und ihm gehört es just so sehr, wie dir.“

Und ähnlich äußert Jau selbst, als er sich wieder in seinen Lumpen auf der Heerstraße findet:

„Ich wiß! Ich wars wissa! Ich wiß Bescheed! 's timmt alles uf ees raus. Mir kinn se nischt vier macha.“

Das sollte tief, das philosophisch sein? Das ist ja nichts weiter, als der uralte Gemeinplatz: „Wir müssen alle sterben — was liegt daran, wie wir unser Leben verbringen?!“ O, es liegt doch was daran!

Auch in der Charakteristik der Gestalten enttäuscht das Werk; wir sind von Hauptmann anderes gewöhnt. Ganz vortrefflich, wieder eine echt Hauptmannsche Gestalt, ist nur der gute, treue, liebenswürdige Schluck, diese rührende Verkörperung alles Guten im deutschen, speziell im schlesischen Volksgemüt. Die Scene Schlucks mit den Frauen im Schlosse ist dichterisch die beste des Werks; hier fühlt sich der Zuschauer erwärmt, während er sonst kalt bleibt, oder sich — es muß gesagt sein — geradezu langweilt. Nächst Schluck ist noch Jau ein

Digitized by Google

Mensch, und Karl trotz seiner shakespearisierenden Reden nahezu ein solcher; die anderen sind Schemen aus Shakespeare oder, wie Sidselill, aus Maeterlinck destilliert. Unerfreulich ist auch die Formlosigkeit, das Gemisch seltsam stilisierter Verssprache und derber Reden im schlesischen Dialekt. Daß ab und zu ein hübscher Gedanke aufblitzt, einigemale sogar ein schöner, soll freudig anerkannt sein; es ist ja immerhin ein Trost; an einem Dichter wie Hauptmann hat man gern Freude.

„Einmal ist keinmal“ — hoffen wir, daß Hauptmann fortan nicht bloß sich, sondern uns allen „zum Vergnügen“ schreibt.

Von einigen anderen Dramen der ablaufenden Spielzeit ein nächstes Mal.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Wir haben über einen kuriosen Fall zu berichten, der in der Geschichte dieser Zeitschrift ganz vereinzelt dasteht; wir brauchen ihn zum Glück auch sonst nicht allzu tragisch zu nehmen. Im letzten Heft unserer Zeitschrift steht ein Gedicht: „Das Mädchen und der Falter“ mit der Unterschrift: „Aus dem Englischen des E. Wegener von Sophie von Sichart in Hameln“. Die Unterschrift ist falsch; das Gedicht ist nicht aus dem Englischen übersetzt, sondern ein deutsches Original-Gedicht von E. Wegener und bereits oft gedruckt, auch wiederholt komponiert. Dies teilt uns Frau von Sichart sofort nach Erhalt des Heftes selbst mit, bittet um Richtigstellung und ist über den Irrtum sehr betrübt. Wir sind es gleichfalls, können aber wahrhaftig nichts dafür. Der Sachverhalt ist der folgende: Vor einiger Zeit überschickte uns Frau von Sichart zur Aufnahme in die „Deutsche Dichtung“ ein deutsches Gedicht, überschrieben: „Das Mädchen und der Falter. (E. Wegener)“; beigefügt war auf demselben Briefbogen ein englisches Gedicht mit demselben Titel und demselben Inhalt. Wie nun soll der Redacteur der „Deutschen Dichtung“ diese Einsendung für seine in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift verstehen?! Soll er etwa auf den Gedanken kommen, Frau von Sichart habe ein deutsches Gedicht von E. Wegener ins Englische übersetzt und biete diese englischen Verse der „Deutschen Dichtung“ als Beitrag an?! Viel näher lag es, die Einsendung so zu verstehen, wie wir es thaten: daß Frau von Sichart ein Gedicht aus dem Englischen des E. Wegener übersetzt habe, diese deutsche Nachdichtung zum Abdruck anbiete, und eine Abschrift des englischen Originals zur Vergleichung beifüge. Noch mehr, diese Auffassung war die einzig mögliche, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstlich bringt die „Deutsche Dichtung“ Uebersetzungen aus fremden Sprachen ins Deutsche, aber nie solche aus dem Deutschen in fremde Sprachen, und die Einsenderin, eine langjährige Freundin dieser Zeitschrift, die uns bereits wiederholt durch Briefe, die auf den Inhalt der „Deutschen Dichtung“ Bezug nahmen, erfreut hat, konnte dies jedenfalls wissen. Zweitens enthielt der Begleitbrief keinen Vermerk, daß die Dame etwas für uns Ungewöhnliches anbiete. Drittens sprach auch das Manuskript für unsere Auffassung: eine Reihe unserer Mitarbeiter hat die Gewohnheit, der von ihnen verfaßten deutschen Uebersetzung, um uns eine Vergleichung zu ermöglichen, eine Abschrift des fremdsprachigen Originals beizufügen. Und viertens endlich pflegt man den Autor eines deutschen Gedichts nicht dadurch zu bezeichnen, daß man dem Titel seinen Namen in Klammern beifügt, wohl aber kommt es zuweilen vor, daß auf diese Weise der Verfasser des Originals kenntlich gemacht wird, wie uns denn z. B. in diesem Augenblick ein Manuskript vorliegt, dessen Ueberschrift lautet: „Ghaselen (Hafis).“ Wir lasen also das deutsche Gedicht, und da wir es nicht kannten — denn wer in aller Welt kann alle deutschen Gedichte kennen, auch wenn sie wie dieses, wiederholt gedruckt und componiert sind?! — so hielten wir es für eine gelungene Nachdichtung und bestimmten es zum Abdruck. Der Unterlassungssünde, die beigefügte englische Fassung nicht gelesen, sondern vom Briefbogen abgetrennt und beseitigt zu haben, bekennen wir uns schuldig; wir haben aber recht viel zu lesen und beschränken uns gern auf das Notwendige. Uebrigens ist es auch fraglich, ob sich dann das Mißverständnis aufgeklärt hätte, denn Frau von Sichart versichert uns, sie habe ihre Uebersetzung ins Englische nur deshalb eingesendet, weil ihr Sachverständige versichert hätten, sie lese sich wie ein Original. Möglicherweise hätte uns also auch dies nicht auf die richtige Spur gebracht. So war denn nur noch Eines klarzustellen: der Name des englischen Autors, der in Klammern beigefügt war, denn der war undeutlich geschrieben. Demgemäß stand in der „Korrespondenz der Redaction“ im Heft vom 15. März zu lesen: „S. v S. Hameln“ („D. M. u. d. F.“ — wie heißt der englische Autor?)“. Ließ sich dies mißverstehen? Wir glauben, nicht leicht. Wir teilten Frau von Sichart mit, daß wir ihre Nachdichtung: „Das Mädchen und der Falter“ acceptiert hätten und nur noch Mitteilung des Namens des englischen Autors erbäten — daß wir also ihren Namen von ihr zu erfahren wünschten, konnte sie nicht gut annehmen, wie wir ihr denn auch die Acceptierung des englischen Gedichtes nicht unter den Initialen des deutschen Originals mitgeteilt haben würden. Indeß, Frau von Sichart mißverstand uns doch und erwiderte prompt: Der Verfasser des Originals sei E. Wegener; dies, wie gesagt, ihre Antwort auf die Frage nach dem „englischen Autor“. So wurde denn das Gedicht mit der unrichtigen Unterschrift gedruckt. Natürlich ist Frau von Sichart nun sehr unangenehm überrascht, und hat zwei Wünsche. Erstens, den Irrtum richtig zu stellen. Das ist geschehen. Zweitens, „zu ihrer Rechtfertigung“ wenigstens nachträglich ihre englische Uebersetzung zu bringen. Das können wir nicht, weil die „Deutsche Dichtung“ auch ferner nach unserer Meinung von dem Ehrgeiz, ein polyglottes Blatt zu werden, frei bleiben muß. Wir glauben auch, daß nach dieser Aufklärung Niemand an eine böse Absicht der Frau von Sichart glauben wird. Die „Deutsche Dichtung“ aber ist ja in ihren ersten siebenundzwanzig Bänden von derlei Malheuren nie betroffen worden und darum wird sich auch in Zukunft hoffentlich der Fall nicht wiederholen, wenigstens in den nächsten siebenundzwanzig Bänden nicht. D. R.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Leimbach, Karl L. Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur. Band 12, Lieferung 1—3. Leipzig und Frankfurt a. M. o. J. Keßelring'sche Hofbuchhandlung.

Wedekind, W. Sprachfehler oder Sprachentwicklung? 1. Bändchen: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin 1900. W. Wedekind.

Michaud, Dr., E. Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klerikalismus. Bern o. J. Buchdruckerei Staempfli & Cie.

Preuschen, Hermione von. Vom Mondberg. Erlebte Gedichte. Zürich 1900. Caesar Schmidt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 3. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 1. Mai 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Basler Nachrichten: „Wir wüßten unter den belletristischen Erscheinungen der letzten Jahre keinen Band zu nennen, welcher dieser Entstehungs-Geschichte des Erstlingswerks an die Seite zu stellen wäre."

Königsberger Hartung'sche Zeitung: „Die Sammlung besitzt für weite Leserkreise einen außerordentlichen Reiz und seltenes Interesse."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk: es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderne Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Digitized by Google

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W, 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Rezensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion" auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion" und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte &c. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: R. St. St. Petersburg („S. st."); O. R. Berlin. „L."

S. v. S. Hameln. Aber so ist's ja nicht! Lesen Sie, was dort gedruckt steht!

R. St. St. Petersburg. Wir bitten wiederholt um ein wenig mehr Besonnenheit und Einsicht. Weil ein Gedicht, dessen Annahme Ihnen im Heft vom 15. Februar gemeldet war, in den drei nächsten Heften noch nicht gedruckt war (wohl aber anderes von Ihnen), halten Sie dasselbe für verloren und reklamieren den Abdruck!

F. P. Wien. Eine Lücke im Urheberrecht ist dies nicht. Wenn Sie die Thatsachen, die Ihr Brief anführt, bündig erweisen können, so wird Ihnen jeder Anwalt auch nach österreichischem Gesetz zu Ihrem Recht verhelfen können.

K. E. K. Ober-Klingen. Ihre Einsendungen bringen wiederholt bereits zum Abdruck gelangte oder früher von uns abgelehnte Gedichte. Wir bitten, in Zukunft beides vermeiden zu wollen.

☛ Alle bis 15. Februar d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII, Heft 3, Hauptblatt: 15. April 1900, Umschlagbogen: 16. April 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII, Heft 4, Hauptblatt: 30. April, Umschlagbogen: 1. Mai 1900.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung" stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung"

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

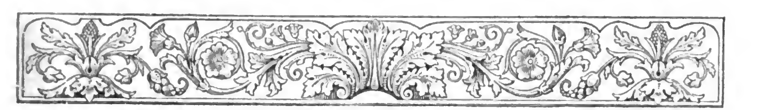
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben". — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Die Allmende.

VIII. (Fortsetzung.)

Die Alte machte ein verschmitztes Gesicht und zögerte ein Weilchen. Dann nahm sie sich ein Herz.

„Herr Pastor, das war vor bald fünfzig Jahren, — und ich war damals bei einem Gastwirt im Böhmischen. Nu war es einmal gegen Weihnachten, da kamen zwei Gesellen, die begehrten Zehrung und Nacht-Quartier, und der eine, das war ein lustiger Bruder, der hatte nichts wie Flausen im Kopfe, und hatten immer unsern Spaß mit einander. Wie er nu eins in der Krone hat, fängt er an zu erzählen, warum er so lustig wär': ging, eine Erbschaft zu erheben auf'm Gericht. Hätte ein Papier im Ränzel, wenn er das vorzeigt', kriegt er schwere zehntausend Thaler von Vaters Bruder, der war gestorben und hatte nich Kind und Kegel gehabt. Von dem Gelde käm' dann die Hälfte auf ihn, und die andere kriegt seine Schwester. Und wird sich auf heim zu eine Fuhre nehmen, daß er's nich verlustig ginge. Hat sich aber danach keine genommen. Wie sie nun gegessen und getrunken haben, geh'n die zwei auf ihre Kammer und waren ein paar recht brüderliche Menschen zusammen. Nu, es wird Morgen, es wird gegen Mittag, aber herunter kommt keiner. Macht sich nachmittags der Wirt hinauf, der Knecht mit, — na, — und da hatten wir die Bescherung! Liegt mein lustiger Geselle und kann kein Glied rühren und nich reden; auf dem Hinterkopf aber, da mocht' ihm einer eins heruntergehauen haben, da hat er ein Loch. Wer aber das gewesen, das konnte man sich denken, denn von dem andern Gesellen war keine Spur zu seh'n. Also wird ein Gensdarm geholt und ein Bader dazu, der eine untersucht den Mann, der andere den Ranzen, und stand mit einem so schlimm wie mit dem andern, denn in dem Ranzen war kein einziges Papierfetzel drin, daß man gewußt hätte, wer er wär', und der Mann konnt' es auch nicht sagen. Und hat gelegen wochenlang, wie er aber so weit war, daß er die Rede wiederfand, war er tälsch und wußt von keiner Sache 'was. Nu, — derweilen wird sich freilich der Freund das schöne Geld auf dem Gericht geholt haben und konnt' sich dann leicht ein Gütel kaufen."

„Das konnte er. Aber da Ihr nicht wißt, Mutter, ob er's gethan hat und, wenn er's that, ob's ihm darauf gediehen ist, — wie wollt Ihr daraus eine Sache machen, Gottes Gerechtigkeit anzuzweifeln?"

„Man macht sich so seine Gedanken, Herr Pastor."

„Was für Gedanken?"

„Herr Pastor, ich hab' dann geheiratet und bin weggekommen aus der Gegend und hab' von den Leuten und der Sache nichts mehr gehört. Wie aber mein Mann gestorben is, bin ich nach Rodau gekommen, da hatte mein Sohn einen Posten als Waldheger; der is nu auch lange tot, zwanzig Jahre schon, Herr Pastor. Wie ich aber herkam, das sind dreißig Jahre her, und wohnte mit meinem Sohne im Walde und kam selten ins Dorf. — Einmal nu, wie ich da meiner Wege gehe und denk' mir nichts Schlimmes, kommt einer, und ich seh' ihn an und denk': ‚Halt nur, was is denn das?' und ist mir auf einmal, als säh' ich einen an einem Tische sitzen, essen und trinken und neben ihm den Flausenmacher, der sich auf heim zu den Wagen nehmen gewollt und kam nich dazu. Und denk' in meiner Dummheit: ‚Der da kommt, das könnt' grade dessen Vater sein, — des andern seiner, der früh über alle Berge war', bis mir einfällt, daß der nu selber alt geworden ist."

„Hm!"

„Ja. — Aber dreißig Jahre, Herr Pastor! Kann man da sagen: ‚der is's' oder ‚der is's nich'? So sagt' ich lieber zu mir selber: ‚der is's nich!'"

Digitized by Google

„Das war recht! Es ist nichts schlimmer, als einen Unschuldigen verdächtigen.“

„Freilich! — Aber immer, wenn ich ihn treffe, — und das sind bald auch wieder zwanzig Jahre, seh' ich ihn an, und er sieht mich an —“

„Wie? Ihr seht ihn immer wieder, Mutter?“

„Ja, Herr Pastor! Und denk' mir dabei: ‚ob du 's nur bist?‘ Was er aber denkt, das weiß ich nich. Bloß das weiß ich, daß an sein Haus kein Blitz gerührt hat all die zwanzig Jahre nich.“

Wißmann starrte finster auf ein Schwalbennest, das im First des ärmlichen Strohdaches hing. „Habt Ihr niemals mit einem anderen davon gesprochen?“ fragte er endlich.

„O nee, Herr! Da heißt's dann Altweibergeschwätz hin und her. Hab' auch jetzt nichts gesagt, nichts nich, hab keinen Namen genannt, ich nich. Gott behüt' mich, daß ich einen wollt' ins Gerede bringen! Und is er's oder is er's nich, — ich künd's nich.“

Wißmann stand auf, grüßte und ging.

Es war ihn am hellen Augusttage ein leises Frösteln überkommen. Langsam schritt er weiter. Da lag sie, die Welt, in all ihrer Schönheit und ihrem Reichtum, und dünkte ihm eine Wüste und ein Thal der Thränen. Denn was war mehr der Thränen wert, mehr als alle Not und Elend des Leibes, als wenn dunkles Verbrechen das Haupt hochtragen durfte unter der Maske der Rechtschaffenheit und Zweifel an Gottes Gerechtigkeit erwecken?

Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er einen Flug Dohlen aus Norden heranziehen. Da fiel ihm ein anderer Schwarm ein. „Sieh da, sieh da, Timotheus!“ Sinnend blieb er stehen und wandte sich dann rasch ins Haus.

IX.

In mächtiger Erregung betrat er am nächsten Sonntag die Kanzel.

Da er nicht gleich sprach, sah die Gemeinde erwartungsvoll, zweifelnd zu ihm auf. Er aber sah mitleidig auf die herab, von deren Seelen er einst würde Rechenschaft ablegen müssen nach seiner Überzeugung.

Die Morgensonne goß breite Strahlen in den Raum, vergoldete die rohbemalten Balken, die die Empore trugen, die verwitterten Kränze aus künstlichen Blumen mit vergilbten Bändern daran, die zum Andenken an Verstorbene die Holzpfeiler schmückten, ergoß sich über diese harten, gefurchten Gesichter und schwieligen Hände, über die altmodischen schwarzen Röcke der Männer und den bunten Putz der Frauen und zitterte an den Blechpfeifen der Orgel hinab und über ein paar goldene Verzierungen an der Brüstung des Chores.

Nachdem sich die Gemeinde gesammelt und die Orgel verstummt, schwoll die Stimme des jungen Predigers in einer ernsten Frage laut durch den Raum: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“

Darüber predigte er. Und er predigte laut, daß es von den alten Wölbungen widerhallte, und stark, daß es in den Herzen der Menschen aufschrie, und sah auf ihren zitternden Lippen und in ihren Augen voller Thränen die Wirkung seiner Worte. Denn er sprach nicht abstrakt, er griff ins Leben hinein und zog mancherlei Beispiele heran, durch welche Mittel einer zu irdischer Ehre und Ansehen gekommen, — durch Betrug, Verleumdung, Raub und Mord. Und immer wuchtiger wurde seine Rede.

Und da er sah, daß sie erschüttert waren, erzählte er ihnen ein besonders schlimmes Ding. Von einem, der über Land zog mit einem anderen Gesellen, kehrte ein, erschlug ihn in der Nacht in dunkler Kammer und nahm seine Scheine und Briefe, ging auf das Gericht an seiner Statt und erhob dessen Gut für seines. Dem habe der Herr lange Zeit gelassen zur Buße und halte doch seine Hand dicht über ihm und seiner unbußfertigen Seele.

Dann machte er eine seltsame Pause, und wieder glitten seine Blicke forschend über die Reihen, suchend, über wen der Herr seine Hand hielte.

Aber er sah keinen, den es absonderlich geschaudert hätte, keinen, aus dessen Augen ihn die Frage getroffen: ‚Herr, bin ich's?‘, auf dessen bleichen Wangen ein Bekenntnis grauser Schuld gelegen.

Eine unheimliche Stille herrschte in dem weiten Raum, und nichts geschah, als daß die Hendrich Anna sich bückte, das Gesangbuch aufzuheben, das ihrem Vater von den Knieen gerutscht war.

Er sprach dann noch von der Gnade Gottes, die allein die bußfertige Seele zu lösen vermöge, die Schaden genommen, aber einzig und allein des Bußfertigen Seele, der sein Unrecht gesühnt vor Gott und den Menschen.

Aber es geschah nichts.

Nach Gebet und Segen wurde ein Liedervers gesungen, dann verließ der junge Gottesmann die Kirche, mit raschen Schritten durch die Gemeinde hindurchschreitend, die scheu vor ihm auseinandertrat und sich bang und erschüttert zerstreute.

Auch die Anna war seltsam aufgeregt. Ihr

Digitized by Google

Gewissen war rein von jeglicher Schuld, und doch waren ein paar Worte gewesen, die ihr stark auf das Herz gefallen.

Wißmann hatte auch von der Ehe als einem Glück gesprochen, um dessen Willen die Seele Schaden nehmen könne, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft Vernunft und Recht hinter sich ließe, und war dann scharf gegen Untreue und Ehebruch vorgegangen. Das war nichts, was sie betraf, und dennoch war sie unruhig. Sie konnte sich's nicht verbergen: der Mann, an den sie ihr Herz gehängt hatte, war nicht ganz so, wie er hätte sein sollen. Thätig, umsichtig, herzlich in seinem Wesen gegen sie, lustig und keineswegs ohne Gutmütigkeit, war er doch leichtfertig in seiner Art, die Dinge zu nehmen, listig und selbstsüchtig und von einer Eitelkeit, die sein ganzes Wesen beherrschte. Das aber war das, was ihr Kummer machte: daß er mit allen diesen Eigenschaften eine Herrschaft, einen Druck auf ihr eigenes Wesen ausübte. Sie fühlte es ganz deutlich, daß sie die bessere Natur war, und fühlte dabei das Willenlähmende einer Liebe, die sie selbst sich untreu werden und ihm nachgeben ließ, um eines bißchen Verliebtheit willen, das, wie sie manchmal eine heimliche Angst überfiel, vielleicht nicht einmal ganz ehrlich war. Wie hatte doch Wißmann gesagt? ‚Auch das Glück der Ehe kann eines sein, an dem unsere Seele Schaden nimmt, wenn sie als ein Sklave der Leidenschaft Vernunft und Recht hinter sich läßt.‘ Hatte der Mann in ihrem Herzen gelesen und sie warnen wollen, daß sie nicht Schaden nähme an ihrer Seele, und wenn sie damit alles Glück der Welt gewönne?

„Was hast Du zu seufzen, Mädel?“ fragte der Hendrich plötzlich barsch.

„Es ist so schwül geworden, Vater, im Mittag ist es dunstig, und der Wind hat sich nach Abend gedreht, wir werden ein Gewitter bekommen,“ sagte sie ausweichend.

„Der Mann, — der Mann irrt sich! Den Mann, den werd' ich widerlegen! Aus der Bibel! Und der Mann denkt, er hätt' — ein Träumer is er!! Geträumt hat ihm. Mir soll er nur kommen, ich weiß, was ich weiß. Wer heißt ihn träumen? Niederschlagen werd' ich ihn! Mit Worten niederschlagen!“

„Von wem redet Ihr denn, Vater?“

„Ich red' gar nichts!“

Schweigend betraten sie das Haus.

In der Wohnstube, in der es so schwül war wie draußen, saß der Wilhelm vor einem alten Klappschreibtisch, pfiff und schrieb dabei einen Brief. Neben der Schreiberei lag sein Strohhut, und an dem Hute steckte eine Rose.

„Na, habt Ihr Euch ein bissel die Seele auskratzen lassen?“ fragte er, als Vater und Tochter die Stube betraten.

„Der Herr Pastor hat gar stark gepredigt. Über —“

„Ach laß, der Maulvollnehmer! — Mit dreizehn fünfzig hab' ich den Hafer verkauft an einen Breslauer Juden und bei sofortiger Lieferung. Also die Lokomobile kann wieder tanzen! Morgen fahren wir ihn herein, übermorgen dreschen wir'n, überübermorgen auf die Bahn. Schrumm!“

Sie schwieg verletzt.

Der Bauer ging hinaus.

„Woher hast Du die Rose?“ fragte sie dann zerstreut.

„Die hat mir 'ne niedliche Kellnerin angesteckt,“ sagte er, übermütig im Gefühl des guten Geschäfts, das er eben abgeschlossen hatte. „So 'was muß man sich eben gefallen lassen!“

Sie sagte nichts darauf, aber er sah es ihr an, daß es ihr nicht recht war.

„Sieh nur,“ meinte er da, den linken Arm um ihre Schulter legend und mit diesem Schmunzeln der Überlegenheit, das ihm noch obendrein so gut stand, „sieh nur: das steht nu fest, daß Dir keine 's Wasser reicht, daß es ein Mädel wie Dich auf der Welt nicht wieder giebt! Und ob ich stolz bin auf Dich! Ob! Aber so mußt Du nu auch nich sein, daß Du verlangst, daß ich jedesmal wegseh'n soll, wenn man mir ein Glas Bier hinsetzt, oder böse sein, wenn man dann etwa sagt: ‚Sie haben wohl Trauer, Sie haben sich wohl die Augen schwarz angestrichen?‘ oder so 'was, irgend so'n Spaß. Das mußt Du nich falsch verstehen, so mußt Du nich sein!“

„Nein, so bin ich auch gar nicht“, sagte sie freundlich und ganz ruhig.

„Nu also! Da war dort so' ne kleine alberne Kröte, eine von der Sorte, die ein' immer ansieht und lacht, die hat 'ne Rose hinter'm Ohr, und wie ich sag', für wen die ist, kommt sie und steckt sie mir an. Es giebt so dumm verliebte Mädel, weißt Du?“

„Gewiß!“

„Soll ich sie wegwerfen?“

„Ja.“

Da warf er die Rose, die er der „Gretel“ vor anderthalb Stunden abgebettelt hatte, zum Fenster hinaus, mit einem kurzen Zucken der Lippen. Es that ihm leid. Denn nachdem er sie lange

Digitized by Google

genug gebeten darum, hatte er sie nur genommen, nachdem er erklärt, sie müsse ihm ihr Herz dazu schenken, und hatte zärtliche Augen dazu gemacht und sie geküßt. Da hatte sie ihm beides gegeben. Daran dachte er jetzt, und darum that's ihm ein bissel leid, wie er sie hinauswarf. Aber die Anna hatte ja recht. Und ganz in Ordnung war's auch nicht, daß er so oft in Merzdorf hielt.

Er schob jetzt seine Schreibereien zusammen und klappte den Sekretär zu. Die Anna stand in einer eigentümlichen Befangenheit neben ihm; sie wollte etwas sagen und fürchtete, auch wenn sie es mit Energie forderte, zuletzt doch nachzugeben, wenn er's anders wollte.

„Doch eifersüchtig, Schatzel?"

„Nein, gar nicht," sagte sie stolz. „Ich und auf Kellnerinnen eifersüchtig sein!"

Dann ging sie, reines Tischzeug herauszugeben. Er verzog wieder die Lippen, wie vorhin, aber ein bißchen anders. Er glaubte doch, daß sie eifersüchtig sei.

Sie aber dachte an die Leute, die die Lokomobile brotlos machte, und für die zu bitten sie nicht den Mut gefunden.

X.

Es hatte gewittert und war wieder schön geworden. Doch vielleicht war es nur vorübergehend so: eine gewisse Schwüle lag immer noch in der Luft, und im Westen hingen dicke hellgraue Wolkenballen; es kam nur darauf an, wie der Wind, der aus Mittag kam und neue Glut heraufbrachte, sich drehen würde. Es war Mitte September.

Die Hulda im Merzdorfer Wirtshause stand in der Gaststube am Plättbrett und bügelte. Des Vormittags kamen selten Gäste. Manchmal kam einer, ließ sich vom Wirt einen Schnaps schenken und ging wieder. Oder es hielt ein Wagen vor der Thür, einer sprang heraus, schrie nach Bier, stürzte es hinunter und fuhr weiter. In der Erntezeit setzt sich keiner lange fest. Die Wirtsstube war leer und verhältnismäßig kühl, und darum hatte sich's die Hulda darin zur Arbeit bequem gemacht, plättete und sang dazu vor sich hin. Sie hatte eine rote Bluse an, einen dunkeln Rock und eine helle Schürze, und ihre Wangen glühten von der heißen Arbeit. Manchmal, wenn sich ein Wagen näherte, hielt sie inne und sah nach dem Fenster, seufzte, stand eine Weile traumverloren da, fing an zu singen: „Ein Heller und ein Batzen" und ging wieder ans Plättbrett.

Wenn sie doch reich wäre! Nicht gar zu sehr, denn das müßte sein, als wär' man nicht mehr man selber, da müßte sie ja vor sich einen Respekt haben, daß es drüber zum Lachen wäre.

Aber ein paar Tausend Thaler, ein Gütel zu kaufen oder eine Gastwirtschaft! Früh um viere auf, in den Kuhstall gerannt und gemolken, der Magd auf die Finger gesehen, dann die Milch durchgeseiht und in die breiten Äschel geschüttet, Feuer gemacht, den Brotteig gewirkt und gebacken, das Jungvieh besorgt, die Gänse genudelt, gekocht und gebraten, Bier abgezogen, Gallert und Wurst gemacht! Abends, wenn dann die Gäste kamen, die Fässel aufgelegt, eins nach dem andern, — das müßte dann der Kutscher machen oder — er selber, — und sie immer Brot geschnitten und was die Gäste gewollt. Dazu Musik und Tanz und Lieder gesungen! Und sie und er immer mitten drunter; — wie mochte er eigentlich heißen, das wußte sie gar nicht einmal! — Aber das war ja auch egal! — Ach und so lustig zusammen und so glücklich!

Und das sollte nun alles, alles nicht sein!

Und gut war er ihr doch einmal. „Schade, daß Du nichts hast, Mädel, Dich hätt' ich gleich gemocht." Ach, wenn sie doch reich wäre! Lieber recht, recht reich. Er war so fein. Aber das war's ja eben: er war wohl zu gut für sie.

Ob sie nicht warten könnten, vier, sechs Jahr und sich 'was ersparen, dann klein anfangen und recht fleißig sein und es mit einander zu was bringen? —

„Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Roß —"

Rrsch! Ein Wagen.

Aber das war er ja! Freilich war er das!!

Gott, die Pferde, die hatte sie sich noch nie angesehen, das waren ja ein Paar ganz feine Tiere! Dazu das schöne Geschirr und ein feiner Korbwagen. Er hatte gesagt, er sei bei einem reichen Bauern, aber ließ ihn der —?

Da trat er schon ein.

„Tag! Glas Bier!" Ohne sie anzusehen.

„Guten Tag!" Und wartete mit dem Schelmengesicht, daß er sich umdrehen und sie erkennen sollte.

Aber er drehte sich nicht um. Er setzte sich an einen der schweren eichenen Tische, nahm eine alte Zeitung und schlug sie auf.

Sie holte das Bier und stellte es vor ihn hin, zögerte, sah ihn an und ging, da er nach einem kurzen Blick keine Notiz von ihr nahm, wieder an

Digitized by Google

ihre Arbeit, mit einem Gefühl im Herzen, als habe ihr einer da ein scharfes Messer hineingestoßen.

Wilhelm trank ein paar Schluck, versuchte zu lesen, trank wieder, sah eine Zeitlang in den Hof, goß das letzte hinunter, legte ein Geldstück auf den Tisch, nahm den Hut und schritt auf die Thür zu. Alles so, wie er sich's vorgenommen. Er war das letzte Mal ein bissel zu weit gegangen, wie er sie um die Rose und ihr Herz dazu gebeten und sie geküßt, — es half nichts, er mußte ihr doch zeigen, daß es nur Scherz gewesen war.

An der Thür warf er doch noch einen Blick nach ihr.

Und da griff's ihm ans Herz, wie er sie da an der Wand lehnen sah, ganz leichenblaß und die Hände auf die Brust gedrückt und ihn anstarrend mit ganz großen, brennenden Augen. Und er zog die Thür wieder zu, die er schon halb geöffnet hatte.

„Gretel, geht's Dir denn so nahe?"

„Ja, — ja, — bin ich — ist ein Mädel denn — ein Hund, den man mit einem Bissen heranlockt und ihm schönthut — und dann — mit einem Fußtritt — ach!"

Was hatte er auch da gleich angerichtet! Daß doch die Mädel so dumm waren! — Und dabei that sie ihm so leid und, was mehr war, — packte ihn so. Packte ihn an der grausamen Eitelkeit des Mannes, Liebe auch in hoffnungsloser Qual festzuhalten, und packte ihn gleichzeitig mit dem alten, prickelnden Wohlgefallen, das sie ihm erregte.

„Gretel, — bist Du mir denn so sehr gut?"

„Ich hab' halt gedacht, Sie sind mir auch gut, weil Sie's gesagt haben."

„Nun ja, — das bin ich ja auch!"

„O nein, dann hätten Sie das nicht gethan! Denn gut sein und verachten zusammen, das geht nicht!"

„Gretel, — es hilft nun nichts und einmal muß es doch heraus: ich — ich hab' schon eine Braut."

„Ach mein Jesus!"

„Ja, — und in vierzehn Tagen mach' ich Hochzeit."

„Ach!"

„Sieh' mal, und zwei kann ich mir doch nicht heiraten!"

„Warum, — warum — —", schluchzte sie.

„Warum ich dann gesagt hab', daß ich Dir gut wär'? Aber weil ich's bin."

„Der anderen nicht?"

„Auch, aber nicht so!"

„Nicht so? Nicht so wie mir?" jubelte sie mitten in ihrer kläglichen Not um ihn.

Er legte den Arm um sie und sah sie zärtlich und ganz ernst an. Er konnte das so gut, so mit Blicken wie aus der Tiefe der Seele herauf. Und schließlich war es ihm auch Ernst. Er war nun einmal so. Ein starkes Gegenwärtiges wühlte ihm in Sinnen und Seele, daß es alles andere daraus verdrängte. So jetzt. Und sie legte den Kopf an seine Schulter und trank diese Blicke mit dürstenden Augen.

„Wenn Du ein Bauerngut hätt'st, Dich oder keine", flüsterte er.

„Ich könnt' mit Ihn' betteln geh'n und wär' reich."

„Ich werd' an Dich denken an meinem Hochzeitstage, Gretel. Immer werd' ich an Dich denken. Kleines putziges Dingel, so grade ganz gemacht zum Liebhaben. Wirst Du mir auch gut bleiben?"

„Aber ich kann ja gar nicht anders!"

„Sag' 'mal Du zu mir."

„Ich — ich hab' Dich halt so lieb!"

„Dann, — wenn ich verheirat' bin, — dann geht's an nich mehr, daß ich herkomm', aber heut, — und übermorgen, — gelt, — da hast mich noch ä bissel lieb, ja? Ach Gott, Viechel Du, niedliches, — Schneckerle, — und hängst auch gleich so an mir! Na, Kopf hoch, lustig! Ich weiß ja auch zum Teufel nicht, warum Du mir so gefällst. Na, Kuß! Anseh'n dabei!" Und er drückte sie an sich und küßte ihr noch den Rest von Verstand aus der Seele, den er ihr das letzte Mal gelassen.

Dann ließ er die Zitternde stehen und rannte hinaus.

Das, das, — wenn die Anna doch so wär', ihn so liebte, mit dieser Liebe, die nichts weiß und will, als den geliebten Mann!

Danach brauchte er ja nur die Hand zu strecken, um alles zu haben!

Er kam sich gut und tugendhaft vor, wenn er es nicht that. Und schließlich konnte er ja überhaupt nicht dafür, daß sie sich alle in ihn vernarrten. Er hatte ihr doch nicht den Kopf verdreht, er hatte doch kein Wort gesagt, daß er sie heiraten wollte! Und wenn man mit einem hübschen Mädel nicht mehr ein bissel Spaß machen sollte, — da hörte doch nun alles auf! —

Als er nach Hause kam, war es dreiviertel auf Zwölf. Der Bauer war nicht daheim, er stolzierte auf den Feldern herum, vielleicht in der Absicht, irgend etwas zu finden, was ihm Veran-

Digitized by Google

lassung gab, an dem Schwiegersohn herum zu nörgeln. Nu, in Gottes Namen! Er nahm's auf die leichte Achsel, das!

„Wo ist die Fräulein Anna?"

„Oben, Herr!" Er rannte hinauf. Aber die Anna hatte alle Hände voll zu thun, die neuen Stuben einzurichten: eine gute Stube, eine Wohnstube und ein Schlafzimmer. Der Möbelhändler in Hirschberg, bei dem sie die Sachen gekauft hatte, — Stücke, die in der Mode um zehn Jahre zurück waren und übrig geblieben sein mochten, weil sie in ihren grellen türkischen Mustern geschmacklos genug waren, — hatte einen Verkäufer mitgeschickt, der ihre Aufstellung und das Annachen der Gardinen und Vorhänge leitete, und der es für passend fand, Anna ‚gnädiges Fräulein' zu nennen.

Der Bräutigam sah schmunzelnd der Einrichtung seines neuen Heims ein paar Augenblicke zu, drehte sich den Schnurrbart und sang halbleise: „Ein Heller und ein Batzen", was eins seiner Lieblingslieder war, und ging dann wieder hinunter.

Im Wohnzimmer unten stand Herr Wurche am Fenster, von wo aus er das Borstenvieh betrachtete, das im Hofe herumgejagt wurde, um das nötige Quantum Bewegung zu haben. Herr Wurche sah den täppischen Sprüngen der Tiere, die stark auf Fett gemästet wurden, mit dem Vergnügen eines Mannes zu, der seinerzeit in einem Cirkus dressierte Schweine aus vollster Seele zu würdigen gewußt hatte.

„Eine schöne Aufzucht", bemerkte er heiter, als Wilhelm eintrat, indem er die Hand militärisch an den Kopf legte und eine würdevoll biedere Verbeugung machte. Wilhelm sah den häßlichen, aufgeschwemmten Menschen verwundert an.

„Ja", sagte er dann hochmütig und strich seinen Schnurrbart. „Wen hab' ich denn eigentlich das Vergnügen?"

„Mein Name ist Wurche; ich warte hier auf Herrn Hendrich."

„Ach ja, — ich habe Sie wohl schon hier herumlaufen sehen."

„Der Herr Schwiegersohn?"

„Jawohl."

„Schon verkauft?"

„Was?"

„Die Schweine."

„Weiß nicht! Ist Sache meiner Braut."

„Ein ausgezeichnetes Mädchen. Feine Partie!"

Der junge Mann machte ein Gesicht, das zur Genüge ausdrückte, daß ihm die Unterhaltung nicht zusage. Herr Wurche aber betrachtete ihn wohlgefällig und ohne sich im geringsten Zwang aufzulegen.

„Sie können sich gratulieren, Herr Reiner, durchaus gratulieren! Indessen, ohne schmeicheln zu wollen: Herr Hendrich und Fräulein Anna auch."

„Thun sie auch."

„Das Fräulein gewiß".

„Hm."

„Einer wie Sie, der hat doch an jedem Finger eine Partie. Dumm, wenn Sie nicht die beste wählten. — Hier ist mehr, als Sie wissen."

„Desto besser."

„Wir könnten uns am Ende setzen?"

„Ja, ja. Nehmen Sie Platz!"

Der Agent setzte sich, machte eine angenehme Miene und dienerte noch ein paarmal auf dem Stuhle vor dem jüngeren Manne.

„Ich bezeichne es durchaus als einen Glückszufall, Ihre ehrenwerte Bekanntschaft zu machen, Herr Reiner. Ja, ich muß geradezu sagen, daß ich es mir schon recht gewünscht habe, einen jungen Mann kennen zu lernen, dem eine Kernwirtin, wie Fräulein Anna, ihr Herz geschenkt hat, und über den sich Herr Hendrich ausschweigt."

Wilhelm lachte.

„Erlauben Sie, verehrter junger Herr, das ist gar nicht zum Lachen! Ihr Herr Schwiegervater ist der edle Kern in der rauhen Schale. Ein sehr kluger Mann und ein Ehrenmann, aber von harten Worten. Über wen er schweigt, den erkennt er an. Mein Name, meine geschäftliche Bedeutung waren Ihnen unbekannt, — Beweis für die Hochschätzung, die ich bei dem Herrn Gutsbesitzer genieße."

„Mag sein."

„Aber wie gesagt, es ist mir ganz außerordentlich angenehm, einen jungen Herrn von so ausgezeichneten Eigenschaften kennen zu lernen. Ich denke, wir werden in Verbindung bleiben."

„Wir sind ja noch in gar keiner!"

„Ich hoffe, daß wir in Beziehungen treten werden. Um so mehr, als ihr Schwiegerpapa doch am Ende in den Jahren ist, — ein Siebziger, — nun freilich noch außerordentlich rüstig! Indessen Sie wissen: ‚des Menschen Leben währet siebenzig Jahre' und so weiter."

„Welcher Art sind eigentlich die Geschäfte, die Sie für meinen Schwiegervater besorgen?" fragte Wilhelm, um etwas zu sagen, obgleich es ja auch am Ende nicht gleichgültig war, was der Mensch in der Hand hielt. Der Bauer war geizig und mißtrauisch, und es war eigentlich nicht zu befürchten, daß er sich von diesem Menschen die

Digitized by Google

Dreier aus der Tasche locken und aufs Spiel setzen ließ, aber zu trauen war dergleichen ja nie.

„Bei den Husaren haben Sie gestanden?" fragte Herr Wurche dagegen. „Nun, das ist auch die feinste Truppe! Überhaupt die Garde-Husaren, dahin kommen ja bloß die schönsten und strammsten Leute. Ja, 'was Auserlesenes gehörte schon auf den Hendrich-Hof."

Wilhelm lachte. Er war für Schmeichelei durchaus nicht unempfänglich, aber der Kerl machte es auch gar zu plump.

„Und was ich eigentlich von Ihnen will? Ihr Bestes, verehrter junger Herr!"

„Sehen Sie doch, das ist aber hübsch von Ihnen, da sind Sie ja ein sehr guter Freund von mir!"

„Bin ich auch."

Der verehrte junge Herr steckte behaglich beide Hände in die Hosentaschen, lehnte sich lachend hinüber und fragte: „Na, dann sagen Sie 'mal, wie macht man es eigentlich, um reich zu werden?"

„Reich? Sie können bloß noch reicher werden."

„Also reicher."

„Nun, das kommt drauf an, um wie viel sicherer man dabei fahren will. Je größer die Sicherheit, je niedriger die Prozente."

„So klug bin ich auch."

„Indessen die Jugend pflegt Glück zu haben, und ‚frisch gewagt' —"

„‚Ist halb verloren'."

„‚Auch halb gewonnen'. Das heißt, es giebt immerhin auch Kapital-Anlagen, bei denen man gar nichts wagt, und die sich trotzdem sehr hoch verinteressieren."

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel giebt es so Leute, — zuverlässige, gewiegte Menschen, Beamte etwa, betriebsame Geschäftsleute, kurz, Leute, auf die man bauen kann, aber über die 'mal eine Zeit der Not kommt, — na, da sind wir dann, ich und Herr Hendrich, schon manchmal die rettenden Engel gewesen."

„Ein paar hübsche Engel!"

„Oder, — wenn einer eine Ehrenschuld abzutragen hat, — verstehen Sie —!"

„Kurz, Leute, die dringend Geld brauchen!"

„Jawohl, und die deshalb geneigt sind, starke Prozente zu geben."

„Hm!"

„Nun, sehen Sie, das kommt dann gelaufen, bittet himmelhoch und läßt einem keine Ruh. Wo aber soll man denn das Nötige hernehmen? Nun, fahr ich 'mal wegen eines Gutstausches über Land, — denk' so nach: ‚woher Geld nehmen, die Bedrängten zu befriedigen? ‚Nun', sag' ich mir, ‚der Bauer hat Geld, — geh zum Bauer!' So kam es nun."

„Ich verstehe. Und wie viel wirft das ab?"

„Ja, das ist natürlich verschieden. Je nach Lage, nach Persönlichkeit. Der Papa hat immer durchschnittlich seine fünfundzwanzig gehabt. Auch mehr. Viel mehr, zum Theil."

„So. Und damit hat er viel gemacht? Ich meine, viel Geld auf die Weise angelegt?"

„Gediegen," meinte Herr Wurche.

„Also fünfundzwanzig, fünfzig von hundert, fünfhundert Prozent, die Sie genommen haben! Mit Hunden werd' ich Sie vom Hofe hetzen, verstehen Sie mich, Sie mehr als Gauner und Wucherer!"

„Das werden Sie zu verantworten haben! Ich werde Sie verklagen," rief Herr Wurche aufspringend.

„Sie werden bloß Gott danken, wenn man Sie nicht verklagen wird!" schrie der Wilhelm.

Herr Wurche nahm seinen Hut, stemmte beide Hände in die Hüften und sagte sehr langsam: „Wissen Sie, lieber Herr, wenn wir erst ans Verklagen gehen wollen, dann sehen Sie nur zu, daß keiner kommt und gegen Ihren Schwiegervater aufsteht. Denn daß Sie's nur wissen: das ganze Hendrich'sche Wesen ist zusammengewuchert und -geramscht, und die Leute sind vor die Thür gesetzt. Verstehen Sie? Und Sie selber, he? Was haben Sie denn dazu gethan? Mit verliebten Blicken —"

Aber weiter kam Herr Wurche nicht. Denn im nächsten Augenblicke flog er in einem eleganten Bogen über die Schwelle und hatte vollauf zu thun, draußen nicht lang hinzuschlagen auf die dazu wenig empfehlenswerten Steinfliesen.

Wilhelm aber zitterte am ganzen Körper, ballte die Fäuste und biß die Zähne zusammen, sobald er allein war.

Also so war die Sache! Der ganze Reichtum ergaunert, erwuchert, zusammengeschunden! Wenn er das gewußt hätte!

Schade nur, daß der Alte nicht da war, — diesen alten Sünder und Gaudieb ins Angesicht hinein einen Sünder und Gaudieb zu nennen, dazu hätt' er nur grade Lust gehabt.

Ob es die Anna wußte? Gewiß nicht!

Aber sie mußte es erfahren, das half schon nichts!

Und obgleich es ihm leid that, es ihr zu sagen, gewährte es ihm doch auch eine gewisse Befriedigung.

Digitized by Google

Denn nun wuchs er riesengroß. Er war nicht mehr der Herr von Habenichts, — er — er hatte, wo in einer Wagschale dieser unredliche Reichtum lag, in die andere, neben seiner Arbeitskraft, seinem Königsurlauber und daß er ein so schöner Kerl war, sein gutes Gewissen zu werfen. Und das mußte sie wissen.

XI.

Die Anna stand allein mitten in der Pracht der fertig „arrangierten" Nußbaummöbel, Teppiche und Plüsch-Herrlichkeiten mit verlegenem Unbehagen. Die Breitenbacher Braut hatte auch dergleichen gehabt, und dem Wilhelm hatte das Zeug gewaltig in die Augen gestochen, und es war ja auch sehr hübsch, sehr, aber gemütlich würde es ihr nie hier drin sein, weder in dem, was der junge Mann den ‚Salon', noch was er das ‚Wohnzimmer' nannte, und selbst das Schlafzimmer, wo nur imitiertes Nußbaum und alles einfach gehalten war, erschien ihr noch übertrieben anspruchsvoll und elegant. Man hat nicht die Gedanken zu solchen Stuben, dachte sie bei sich, man hat einfache, dumme Gedanken, wie passen die in Stuben, wie sie die Stadtleute haben? Da kam Wilhelm herauf.

„Ich kann mich in dem Kram einmal nicht zu Hause fühlen," sagte sie.

„Zum Teufel ja!"

„Nu, nu! Was ist denn passiert?"

Da fuhr er denn los, ohne die Worte auf die Goldwage zu legen, ohne sie zu schonen, immer hin und her rennend zwischen Ofen, Teppich und Wäscheschrank, und immer lebhaft perorierend, wie es seine Art war.

Sie hatte die Arme über einander gelegt und faßte sie gegenseitig bei den Ellbogen, und so stand sie unbeweglich mitten in der Stube und hörte ihm zu, die Augen ins Leere gerichtet; und das große, starke, blühende Mädchen mit dem ehrlichen festen Gesicht zitterte, und ihr Gesicht verzerrte sich leise.

„Hör' doch bloß auf!" schrie sie endlich, „hör' doch auf! Und wenn Du mich nun nicht mehr willst —"

„Glaubst Du's etwa nicht, daß es so ist?"

„Ich hab' keine Ahnung von alle dem gehabt, — aber, ach Gott, — ich muß es wohl glauben! Und nun —"

Er machte eine Pause, betrachtete sie in ihrem ungeheuren doppelten Schmerze, den diese schrecklichen Nachrichten und die Angst, ihn verlieren zu können, ihr erregten, und sagte herzlich, ja mit einem Anflug von gutem Humor: „Laß nur! Du brauchst nicht gleich zu denken, daß es darum zwischen uns aus ist. Dazu bin ich Dir halt doch zu gut."

Da fiel sie ihm aufschluchzend um den Hals.

„Wegen des Alten seinen Dummheiten Dich nicht heiraten, wo wir zwei doch zusammengehören von Herzen, da wären wir aber doch dumm, Mädel! Und wir, wenn wir Herren sind, brauchen's ja mal nicht nachzumachen. Gebost hat's mich gründlich, — aber deshalb, — Jesus, bist Du denn nicht die Hauptsache?"

„Wenn's nur so ist! Ach, — Wilhelm! —"

„Na, laß nur gut sein!"

Er zog sie recht herzlich an sich, und sie hielten sich lange umschlungen. Und es ward ihr trotz des Schrecklichen, das sie vernommen, so still und heimlich zu Mute, wie es einem Kinde sein mag, dem ein gutes Wort die Thränen jeden Schmerzes getrocknet. So heimlich, daß ihr aus der Beklommenheit und Unsicherheit ihm gegenüber ein süßes Gefühl von Zutraulichkeit und Einheit erwuchs, das ihr ein paar Momente schrankenlosen Glückes gab.

Daß das Glück so oft nur nach Momenten zählt!

Daß das stärkste Gefühl von Hingabe des Herzens, von Verschmelzung der Willen und Wesen trügen kann!

„Wilhelm," flüsterte sie, sich endlich seinen Armen entziehend.

„Schatz?"

„Der Herr Pastor sprach neulich von der Allmende."

„Allmende?"

„Ja, dem Gemeindelande. Wo wir heut nur noch die Wiese für die Gemeinde haben, hatten sie früher Wald, Aecker und Teich und was sonst war. Einen großen Fleck Erde, weißt Du, hatten sie gemeinsam."

„Hier? Wann?"

„Nicht bloß hier, überall. Und wann? Vor hundert oder zweihundert Jahren, ich weiß nicht."

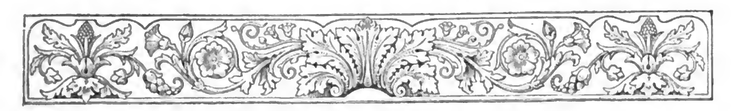
„In Gottes Namen!"

„Da hatte jeder seinen Anteil oder sein Recht drauf, und keiner konnte ganz verarmen."

(Fortsetzung folgt.)



Digitized by Google



Alle Rechte vorbehalten.

Agnese.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Halle mit dem Altan und der Aussicht aufs Meer wie im ersten Aufzug, zuletzt festlich geschmückt.

Haro und Hilde.

Hilde.

Bereitet ist zur Trauungsfeier
Dein ganzes Haus, wie Du gewollt.
Doch widerstrebt die Braut dem Schleier,
Es ängstet sie der Reif von Gold.
Gebrauch' Dein Vaterrecht mit Güte!
Stumm ist ihr Mund, krank ihr Gemüte.

Haro.

Durch Zögern wird das Übel nicht geheilt;
Was nun geschieht, längst war ihr's zugeteilt.

Hilde.

O, folgte sie des heil'gen Mannes Rat!
Wenn sündhaft je ihr Thun gewesen,
Durch Gottes Huld kann sie genesen.

Haro.

Der würd'ge Bischof schloß mit ihr sich ein,
Sein Zuspruch, hoff' ich, wird ihr Wohlthat sein.
Dort nahen sie.

(Der Bischof tritt mit Agnese ein, sie führend.)

Hilde.

Ihr Aug' in Thränen,
Gebrochen ganz die liebliche Gestalt.

Haro.

Legt sich der Sturm, scheint auch die Sonne bald.

Agnese (umarmt beide).

O habt Geduld mit mir! Ich kränkt' Euch schwer.

Haro (zum Bischof).

Sie willigt ein?

Bischof.

Gönnt uns noch kurze Frist.
Nicht zweifl' ich, daß sie Gott ergeben ist.

Haro und Hilde (umarmen Agnese und gehen ab).

Agnese (fällt vor dem Bischof nieder).

Gebeichtet hab' ich alles nun,
Nichts blieb zurück in verschloss'ner Brust —
Du weißt, daß ich ewig verloren bin.

Bischof (erhebt sie).

Wohl schwere Schuld lastet auf Dir,
Da Du Dein Herz gewandt von Gott,
Daß es des Dämons Lockung gefolgt.
So ergab sich dem Unhold der Leib,
Trug der Sünde sündige Frucht,
Dir selbst zur Strafe.

Agnese (in Angst).

Was soll ich thun, hochwürdiger Vater,
Was soll ich lassen,
Daß ich mir Gnade gewinne?

Bischof.

Mit allen Sinnen sollst Du von dem Dich wenden,
Der geknechtet Dir Leib und Seele,
Aus Deinem Herzen raufen
Sündiger Liebe Unkraut.
Gottes Kindern, den lichtgebor'nen,
Ist kein Bündnis
Mit den finstern Dämonen der Tiefe.

Agnese.

Nie, nie wieder sein Weib!
Schaudernd denk' ich zurück an mein Wellengrab.

Bischof.

Höre sie, himmlischer Vater! —
Gieb mir den Ring, den der Arge Dir lieh,
Gegen die Wasser gefeit zu sein.

Agnese (erschreckt).

Diesen Ring? O, laß Dich erbitten,
Nimm ihn mir nicht!

Bischof.

Agnese!

Agnese.

Ach, mein Kind, mein unseliges Kind,
Soll ich es nie mehr seh'n?

Bischof.

Rette sein ewig Heil, rette die Seele!
Gott verlangt sie von Dir.
Mit Dir verloren, ewig verloren
Ist Dein Kind, kehrst Du zurück.
Bleibst Du stark, so hoffe mit mir,

Digitized by Google

Daß die Sehnsucht im Kindesherzen
Mit der Mutter Vereinigung sucht
In der Gnade lebenweckendem Licht.
Deine Gebete zieh'n es hinauf
Zur Erlösung, zu ewigem Vereinen.

Agnese.

Du siegst, Du siegst! O mein Kind,
Aus Liebe zu Dir — aus Mitleid —
Aller Schmerzen vergess' ich.

(Sie zieht den Ring ab.)

Schwöre mir,
Daß ich erlöse mein Kind!

Bischof.

Glaube!

Agnese (zögernd).

Nimm den Ring. — Ach! muß es denn sein?

Bischof.

Es muß. Fruchtlos ist alle Reue,
Trägt sie die Buße nicht voll.
Gedenke Deines Kindes Heil!

Agnese (giebt ihm rasch den Ring).

So sei's. —
O Gott! nun bin ich — ganz — verarmt.

Bischof.

Gerettet!
Aus der Schmerzen Born schöpfst Du Dir Freude.

(Er geht nach dem Altan.)

Nimm zurück Dein Brautgeschenk,
Höllischer Buhle!

(Er wirft den Ring ins Meer, das stürmisch aufwallt. Er legt Agnese die Hände auf.)

Jeder Sünde sprech' ich Dich frei.
Traum war alles. Fühle, Du wachst.

Agnese.

Es ist überwunden — das schwerste Leid.
Nun sei mein Leben Gott geweiht.

Bischof.

Sei gehorsam dem Vater!
Erik fordert die Hand der Verlobten;
Durch die Taufe ward er ein Christ,
Aber im Herzen wuchert noch heidnische Saat.
Ihm und seinem Volke zum Heil
Schließe den Ehebund.

Agnese.

Den ich entheilige —!

Bischof.

Weiht ihn die Kirche, ist er geweiht.
Jede Seele, die Du dem Herrn gewinnst,
Wird einst zeugen für Dich vor Gottes Thron:
Würdig seiner Gnade sei Dein Sohn.

Agnese.

Mein Sohn, mein Sohn! Ich will — gehorchen.

(Sie sinkt ihm zu Füßen.)

Bischof (schlägt das Kreuz über ihr, küßt sie auf die Stirn und geht ab.)

Agnese (allein).

Allgüt'ger Gott, darf das geschehn?
Dein Priester hat mich freigesprochen,
Du aber kannst ins Herz mir sehn,
Ins Herz, das Treue hat gebrochen!
War sündhaft auch der Liebe Glüh'n,
Sein Treubruch wird ihm nie verzieh'n.

(Es treten zwölf junge, mit Blumen geschmückte Mädchen als Brautjungfern ein.)

Brautjungfern.

Komm mit uns, laß Dich erbitten,
Scheuche Trübsal fort und Harm.
Was Du Schmerzliches erlitten,
Heil wird's in des Gatten Arm
Am Altar mit ihm vereint,
O vergiß, was Du beweint!

Agnese.

Trocknet, Ihr Thränen! Ich will nicht klagen,
Was verhängt ist, muß ich tragen.
Hat mich der Liebe Zauber verblendet,
Daß ich der Erde mich abgewendet,
Riß mein Herz von des Dämons Brust
Wieder zum Licht die Erdenlust.
Küßt mich der Sonne segnender Strahl,
Mein auch sei nun die Erdenqual. —
Führt mich — ich will Euch folgen!

(Die Mädchen nehmen sie in ihre Mitte und führen sie hinaus.)

(Von der andern Seite treten auf Haro und Erik.)

Erik.

Ich fürchte nicht des Zaub'rers Macht,
Die Taufe hat mir Heil gebracht.
Was er beginne
Mit frevlem Sinne,
Agnese zu überlisten,
Des Sieges soll er sich nicht brüsten.
Vertraut sie meinem Schwert und Gott,
Wird alles Teufelswerk zu Spott.

Haro.

Gerüstet steht Dein Schiff, o Sohn,
Doch nicht zur Fahrt nach Südlands Gestaden,
Ich setze Dich auf Norwegs Königsthron;
Begnadet Gott Dich, will auch ich begnaden.
Du bist ein Christ, Du wirst mein Tochtermann:
Im Frieden nimm, was ich im Krieg gewann.

Erik (kniet nieder).

Mein güt'ger Herr, mein Vater!
So großer Huld nicht war ich gewärtig;
Nur mit dem Leben ende mein Dank!

Haro.

Auf denn! Das Schiff liegt segelfertig.

Erik.

Mir schleicht die Zeit. Laßt uns zur Kirche geh'n.
Wär' erst Agnese mein!

Digitized by Google

Haro.
Bald ist's gescheh'n.
(Agnese, in bräutlichem Schmuck, von den Brautjungfern geleitet, tritt ein.)

Brautjungfern.
Seht die schöne Braut, geschmückt
Mit Gehäng' und Spangen.
Ach, wie reich ist der beglückt,
Der sie darf umfangen,
Der so treu die Maid geliebt,
Daß sie sich ihm eigen giebt.

Haro.
Freude dem bekümmerten Herzen
Bringt Dein Nahen, holdes Kind.

Agnese.
Ich gehorche, Vater.

Haro.
So hör' ich's gern. (Zu Erik.)
Nimm denn die Braut aus des Königs Hand.
Verweilet hier, bis gesammelt die Mannen,
Die Geleit Euch geben zur Kirche, zum Schiff.
Ich führe sie selbst im Königsgewand.

(Ab.)

(Schluß folgt.)

Ein Schwabenstreich.

Zu Salmannsweiler, im Klostersaale,
Saßen die schwäbischen Grafen beim Mahle.
Doch, als der Schmaus sich neigte zum Ende,
Winkte der Abt, und rührige Hände
Brachten den Stauf, gefüllt mit Naß
Zum Satteltrunke, frisch vom Faß.

„Ein köstlicher Tropfen! Ein firner Wein!
Doch Ihr, Herr Abt, verschmähet sein?“

„Es geht nicht an; es darf nicht sein,
Ich kann nicht trinken von selbigem Wein.“

Die Herren aber ruhten nicht,
Bis daß er ihnen gab Bericht.

„Im Keller, hinten, das größte Faß
War angefüllt mit Rheinwein baß.
Schon fünfzig Jahre alt und mehr,
Ein Bruder trug dazu Begehr.
Hob heimlich dieses Fasses Thür,
Zog mit dem Heber Wein herfür,
Bis daß er, trunken, vornüberfiel
Ins Faß hinein. Wir suchten viel
Und lang, doch erst nach Jahren fand
Der Küfer ihn.“

Weiß, wie die Wand,
Die Schar der schwäbischen Grafen saß.
„Fürwahr, Herr Abt, Ihr macht nur Spaß!“

„O nein; es ging, wie ich gesagt!
Wir haben ihn genug beklagt;
Auch feierlich ihn beigesetzt.
An diesem Weine aber letzt
Sich nur der Gast an Feiertagen,
Sonst wird er niemand aufgetragen.“

Da riefen die Grafen nach Knecht und Roß
Und stoben davon, schnell auf ihr Schloß.

Man sagt noch heut, daß jenes Jahr
Der Wein in Schwaben billig war.

Hans M. Grüninger.

's ist mir ja recht widerfahren . . .

's ist mir ja recht widerfahren!
Der Regen rieselt, die Einsamkeit spinnt,
Und die Raben fliegen in Scharen.
Ach, ich armes verlassenes Kind!

's ist mir ja recht widerfahren,
Daß die goldenen Tage entschwunden sind,
Da wir zusammen waren.
Ach, ich armes einsames Kind!

's ist mir ja recht widerfahren,
Daß ich nimmer und nimmer Dich wieder find',
Mein Glück, ich selbst ließ Dich fahren.
Ach, ich armes verblendetes Kind!

's ist mir ja recht widerfahren!
Der Regen rieselt, die Zeit verrinnt,
Und die Monde, sie werden zu Jahren . . .
Ach, ich armes verlassenes Kind!

Maria Petrea.

Zerrissen.

Mein Herz war Deine Harfe, und es tönte
Wie Du die Saiten eben rühren mochtest,
Und immer sangen sie von Deiner Liebe.
Da trennte uns des Schweigens dunkler Bote,
Und er zerriß die Saiten! Still liegen
Die Hände, die mein Tiefstes klingen machten!
Sie liegen still und weiß — und halten Blumen —
Und rühren nimmer mehr an ihrer Harfe.

Marie Krönig.



Digitized by Google



Die Reise nach Berlin.

Von F. Ottmer.

(Schluß.)

Amalie öffnete die Augen und richtete sich empor. „Nein", sagte sie hart. „Ich thue es nicht! Ich habe nur schon zuviel heimgezahlt. Und wozu war es nütze? Fridolin bleibt, was er ist. Schon vor zwei Jahren hätte ich heiraten können, da habt Ihr mir mein sauer Erspartes auch weggenommen. Aber jetzt muß ich heiraten — ich muß —"

Der Kanzleirat wurde blutrot und faßte sie am Arm.

„Du mußt!" schrie er. „Ich will nicht hoffen, daß Du mußt! Auf der Stelle jage ich Dich aus dem Hause. Bist Du etwa —"

Das Mädchen war totenblaß geworden und zitterte am ganzen Körper. Nein, so war's nicht, Gott sei Dank, daß es nicht so war. Aber die Eltern durften nicht erfahren, daß es so hätte sein können; schon lange, schon seit zwei Jahren, damals, als sie drei Monate vor der festgesetzten Hochzeit dem Karl hatte sagen müssen, daß das Geld fort sei, daß sie noch zu warten hatten, da war's geschehen und seither so geblieben. Um keinen Preis durfte der Vater es wissen, darin verstand er keinen Spaß und die Mutter auch nicht. Sie hatten ja sieben Jahre gewartet! Unbarmherzig stieße er sie hinaus — das wußte sie — und gäbe sie vor aller Welt der Schande preis, ohne Rücksicht auf ihre Stellung, die sie dann ja sicher verlöre. Seine Ehre, seine Kanzleiratsehre, die war ja sein Steckenpferd, und wenn die Tochter darüber zu Grunde ging.

„Sage, ob Du mußt?" schrie der Alte wieder und hob die Hand.

„Nein, nein!" stammelte Amalie. „Wie viel — wie viel braucht Ihr?"

„Ich wollte Dir's auch nicht geraten haben!" Er ließ ihren Arm fahren. „Wie viel hast Du?"

„Hundertundfünfzig Mark!" murmelte sie.

„Du hattest doch zweihundert?" mischte sich die Mutter mißtrauisch ein.

„Fünfzig habe ich für das Leinenzeug ausgegeben," erwiderte das Mädchen tonlos.

„Also, gieb die hundertfünfzig — wir werden natürlich nur einen Teil davon brauchen — es ist nur für alle Fälle." Und er streckte die Hand aus.

Langsam zog sie den Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Lade, nahm aus einem Pappkästchen das Geld und legte es auf den Tisch vor sich hin. Dann wandte sie sich unter strömenden Thränen dem Fenster zu.

Die halbe Nacht tuschelten die beiden Alten miteinander. Er wollte gleich nach Berlin. Sie machte Einwendungen, so ohne Vorbereitung die große Reise, wenigstens waschen mußte sie noch vorher. Er ließ das nicht gelten. Wie ein Fieber hatte es ihn gepackt. Jetzt noch zögern, nachdem endlich, endlich gefunden war, worauf er jahrelang gewartet hatte. Er hatte es gewußt, das Mittel mußte zu stande gebracht werden, das Fridolin heilte. Mit atemloser Spannung verfolgte er im „Mehlsacker Stadtblatt" alle medizinischen Sensations-Nachrichten. Das „Mehlsacker" ließ sich so etwas selten entgehen. Jeder neuentdeckte Bazillus, jeder chirurgische Fortschritt bestärkte ihn in seiner Zuversicht: die Wissenschaft wird auch für ihn sorgen. Aber ein Mittel für Geistesschwache tauchte nicht auf. Indes, er verlor die Geduld nicht. In der Zwischenzeit machte er all die Experimente, an die er freilich selbst nicht so ganz glaubte, denn er wartete ja auf die große Entdeckung. Aber jetzt, Gott sei gepriesen! war sie da.

Nun wäre es ein sträflicher Leichtsinn, zu zögern, oder sich vielleicht von einem Dr. Müller oder von sonst wem, der sich nicht gleich ihm selbst jahrelang mit allen Neuerungen der Medizin beschäftigt hatte, zurückhalten zu lassen. Am besten mit niemand mehr darüber reden, nur fort, gleich fort. Friedel war doch schon zwölf Jahre alt, da hieß es auch der Schule wegen nicht überflüssige

Digitized by Google

Zeit verlieren, vielleicht konnte er schon im April eintreten. Und wozu noch lange mit Amalie beisammen bleiben; am Ende bereute sie, das Geld gegeben zu haben, oder es mischte sich gar der Bräutigam ein und machte Scenen.

Wie immer siegte er.

Ganz früh am Morgen lief er zum Bahnhof, um sich nach den Berliner Zügen zu erkundigen. Der Beamte wies auf den Fahrplan an der Wand. Der Kanzleirat zog Papier und Stift hervor und fing an zu notieren.

Er konnte aber damit nicht zurecht kommen. Wieder wandte er sich dem Beamten zu:

„Verzeihen Sie —“ er kaute — „aber Schnellzug ist theurer als Personenzug?“

„Steht ja da.“

„Wann also geht der Personenzug.“

„Steht doch da!“ schrie der Mann. „Vier Uhr Nachmittag.“

„Wann ist er in Berlin?“

„Vier Uhr dreizehn Minuten Nachts!“

Der Alte reichte ihm Papier und Stift:

„Bitte, schreiben Sie es mir auf“.

„Zum Donnerwetter — dazu bin ich nicht da!“

„Aber ich muß mit meinem Fridolin — er — ich — Ich bin der Kanzleirat Pillkuhn!“ Er reckte sich voller Würde empor.

„Das geht mich gar nichts an!“ Und der Beamte schlug das Schalterfenster zu.

Von der Reise ins Soolbad her wußte er, daß jede Karte das Recht auf Freigepäck in sich schloß. So schleppte er mit seiner Frau den schwarzen Holzkoffer vom Boden, der noch aus ihrer Mädchenzeit stammte, und sie packten. Alle Sachen Friedels wurden hineingestopft, er durfte nichts entbehren, auch sein Nankinganzug — Gott mochte wissen, wozu, jetzt im Februar. Dann sperrte das Schloß nicht und der Koffer mußte mit einer Wäscheleine verschnürt werden. Aber der Koffer nützte ja nichts für die Fahrt — so wurden Packete gemacht, Decke und Kissen für Fridolin, Nahrungsmittel, Tücher, der Spirituskocher. Endlich waren sie fertig. Genossen hatten sie noch nichts, als Kaffee und Brot, nur für Fridolin hatte die Mutter schnell ein Stück Fleisch gebraten.

Es war zwar noch mehrere Stunden zu früh, aber der Kanzleirat entschied doch dafür, sofort zur Bahn zu gehen, bevor Amalie zum Essen heimkam.

Der Junge von nebenan schob den Koffer, sie trotteten hinterher mit Fridolin und den Packeten.

Sie hatten ihr Bestes angethan und fuhren dritter Klasse — so viel es auch kostete; nicht nur Fridolins wegen, aber ein Kanzleirat vierter! Das war ja undenkbar! — —

Am Sonntag Nachmittag waren sie wieder da. Mühsam kletterten sie aus der vierten Klasse; nun waren sie doch so gefahren. Das Geld, das ihnen so unerschöpflich geschienen, hatte gerade dazu noch gereicht. Aber jetzt war das dem Kanzleirat gleichgiltig; mit stumpfen, halb blödsinnigen Augen starrte er um sich. Dann zogen sie den Koffer hinter sich her aus dem Wagen. Pillkuhn faßte ihn an einem der eisernen Griffe, die Frau am anderen und so schleppten sie ihn zwischen sich dahin, den freien Arm mit den Packeten beladen. Es war ein grauer Tag, schneidend pfiff ihnen der Ostwind um die Ohren. Sie achteten nicht darauf. Ganz gebrochen schritten die beiden Alten ihrer Behausung zu. Wohl zum erstenmal in seinem Leben schlenderte Fridolin unbeachtet hinter ihnen her. Er machte sich die Gelegenheit zu nutze, um durch jede Pfütze zu waten, daß der Koth um ihn aufklatschte und ihn bis obenhin befleckte. Die Eltern sahen es nicht, sie sahen auch nicht die erstaunten Blicke der Vorübergehenden und hörten deren anzügliche Reden nicht. Nur als sie dem Dr. Müller begegneten, fing die Kinnlade des Kanzleirats zu zittern an, und er wandte den Kopf ab.

Das Ganze war ein Irrtum gewesen, ein jammervolles Mißverständnis Wurm's vom „Mehlsacker Stadtblatte“. Und darauf hin hatten sie Amalien ihr sauer Erspartes abgenommen und waren nach Berlin. Was hatten sie dort erlebt! In der Charité hatte man den Kanzleirat anfangs gar nicht verstanden und ihn dann von Pontius zu Pilatus geschickt. Endlich ward ihm die Auskunft, Geheimrat Berg in Halle habe beim letzten Chirurgenkongreß über die „Schilddrüsenkur“ gesprochen. Der Kanzleirat hatte stets nur überall nach dieser gefragt und Fridolin nicht auf seinen endlosen mühsamen Gängen durch Berlin mitgeschleppt oder ihn gar einem Arzt gezeigt — es sollte ja die „Schilddrüsenkur“ sein, nur die „Schilddrüsenkur“; auf etwas anderes wollte sich Pillkuhn durchaus nicht einlassen. So waren sie denn auch nach Halle. Doch der Professor hatte die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen über die Notiz im „Mehlsacker Stadtblatt“ und noch mehr darüber, daß sie sich auf diese hin, ohne weitere Erkundigungen auf die Reise begeben.

„Ich werde das „Stadtblatt“ verklagen — bestraft müssen sie werden, mir die Reise ersetzen — ich abonniere auch nicht mehr!“ murmelte der Kanzleirat, während er für einen Augenblick stehen

Digitized by Google

blieb und den Koffer niedersetzte — der Arm war ihm schon ganz lahm.

Wie Müller hatte der Professor: „Blödsinn, reiner Blödsinn!" gerufen und dann weidlich auf Wurm geschimpft: „Dem Kerl sollte man die Ohren ausreißen! So ein Schmierfink! Solche Notizen müßten polizeilich bestraft werden." Er konnte sich gar nicht fassen. Voll Güte hatte der berühmte Mann versucht, Pillkuhn auseinanderzusetzen, welche Bewandtnis es mit der Schilddrüsenkur habe und wie sie Fridolin nichts nützen könne. Völlig verstanden hatte ihn Pillkuhn nicht, aber so ungefähr war es:

Bei Kropf-Operationen war die Beobachtung gemacht worden, daß die Entfernung der Schilddrüse einen Rückgang der geistigen Fähigkeiten nach sich ziehe. Berg hatte darauf versucht, dieser Art Patienten durch Fütterung mit tierischer Schilddrüse aufzuhelfen und glänzende Resultate damit erzielt.

Wie gesagt, der Kanzleirat hatte es nicht ganz begriffen; bis zu dem Augenblick hatte er überhaupt nicht gewußt, daß die Schilddrüse im Halse saß, sondern sie mit der Schildkröte in Verbindung gebracht.

Aber was lag daran! Nur zu gut hatte er verstanden, was der Professor hinzugefügt:

„Mit Ihrem Sohn aber hat dies Verfahren nicht das Geringste zu schaffen. Der ist einfach blödsinnig geboren und wird es sein Leben lang bleiben. Gehen Sie schleunigst nach Hause und fallen Sie auf nichts mehr herein."

„Blödsinnig!" Dem Kanzleirat gab es noch heute einen Stich ins Herz, wenn er daran dachte, und er dachte unaufhörlich daran. Die Mutter war ganz stumpf und dumpf seitdem, sie trottete nur so neben ihm her, ohne zu reden, nur weinen that sie, weinen.

Nun schleppten sie die schwarze Kiste über den Marktplatz hin, ihrem Häuschen zu. Es schimmerte kein Licht aus den Fenstern ihrer Wohnstube, obwohl es bereits dunkelte. Sollte Amalie nicht daheim sein? Heute am Sonntag Nachmittag? Wo war sie?

Doch nein! Nachdem der Vater die Wohnungsthür aufgeschlossen und sie den Koffer aus der Hand gestellt hatten, betraten sie die Stube. Da saß Amalie im Dämmer an ihrem kleinen Tisch, die Hände müßig im Schoß. Sie wandte den Kopf nach ihnen, ohne sie zu begrüßen. Auch sie sprachen nicht. Was sollten sie ihr sagen? — sie schämten sich vor ihr! Und sie brachten ja auch keinen Pfennig zurück von all dem sündhaft vielen Geld!

Die Mutter nahm ihre Geschäfte sofort mechanisch wieder auf. Sie steckte die Lampe an, und da es Sonntag Nachmittag war, kochte sie Kaffee, breitete eine bunte Decke auf und setzte fünf Tassen auf den Tisch.

Dann fragte sie zu Amalie gewandt:

„Kommt denn Thiele heute nicht?"

Der Kanzleirat sah auch mit blöden Augen nach der Tochter hin, die Frage war halb an seinem Ohr, das unablässig nach innen lauschte, vorbeigeklungen.

Zu anderen Zeiten hätte er die Mutter scharf zurechtgewiesen: es war doch selbstverständlich, daß das Mädchen in Abwesenheit ihrer Eltern den Bräutigam nicht empfing.

Amalie hob den Kopf und sah die Eltern an. Sie wichen unwillkürlich vor diesem Blick zurück.

„Nein!" stieß sie mit rauher Stimme hervor, „mein Bräutigam kommt nicht; heute nicht und nie mehr!"

„Was soll das heißen?" stammelte der Vater.

„Was das heißen soll?" Sie kreischte es förmlich. „Sitzen hat er mich lassen, weil Ihr mir wieder das Geld weggenommen habt für Euren Kretin, Kretin, Kretin!" Sie schien sich an dem Wort nicht genug thun zu können.

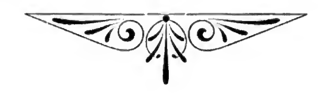
„Ich werde zu ihm hingehen," murmelte Pillkuhn und fingerte an seinen Rockknöpfen herum, „ich werde ihm sagen —"

Sie war aufgestanden und trat dicht vor ihrem Vater hin.

„Was wirst Du ihm sagen? Daß Du als Vater —" sie stieß eine gellende Lache aus. „Schöner Vater! der sein Kind bestiehlt, — bestiehlt!" wiederholte sie immer lauter.

„Ich werde nicht dulden —"

„Du nicht dulden! Du hast mich ja stets so väterlich behütet. Jetzt hast Du mir den Bräutigam für immer entwendet. Aber er hätte mich schon vor zwei Jahren sitzen lassen, als Du mir auch alles nahmst, wenn ich nicht damals mit meiner Ehre bezahlt hätte. Ja, daß Du es nur weißt, ich war sein, durch volle zwei Jahre!" Sie spie es ihrem Vater förmlich ins Gesicht. „Das hast Du aus Deiner einzigen Tochter gemacht, dem Kretin zu Liebe."



Digitized by Google



De dulle Prinz.

Sin Lewen un sin Driwen.

Von Max Blum.

(Fortsetzung.)

An'n Ostermorrn schinte de Sünn warm un spegelte sick in de Finsterschiwen, as Fru Försten ut 'ne bruhn Koffeekann irst ehren Mann sin Taß un denn ehr vull göt[1])

„Wo is de Prinz, Vadding?"

„Weit ick nich", seggte de Förster un strek[2]) sick sinen Knewelbort. „Hei is bummlich . . ."

„Hei is jung, Vadding. Du büst jung ok bummlich west!"

„'T mag moeglich sin . . ."

„'N Prinz kann sick 't erlauwen", meinte Mudding, gung ut de Dör un steeg[3]) de Böhntrepp[4]) tan Höchten.

„Prinz!" röp s', as s' up 'n Dörsüll stünn un 'n Prinzen in 't Bedd sick recken sach. „Krank, Prinz? . . . Is Tid uptaustahn . . ."

„Ick hew kein Lust, Fru Förstern . . ."

„Krank? Wat fehlt Sei, Prinz?"

„Mi is slicht . . ."

„Seihn hellschen blaß ut, Prinz. Lang'n Nacht hadd? Osterwater halt? Mit Lena'n?"

„Swigen S' von Lena'n!"

„Nann, süs müchten Prinz girn wat hüern . . ."

„Ick reis hüt aff . . ."

„Krank un denn reisen? Ne, ne, dorvon ward nicks, Prinz. Ick rop Vaddern", seggte Fru Förstern un kek oewer 't Treppengeländer un röp:

„Förster, Förster, kumm mal gswinn nah baben[5])!" un glik dornah was ok de Förster vör 'n Prinzen sin Bedd un föhlte nah 'n Puls. Hei was so 'n halwer Doctor, un wenn hei ok för gewöhnlich blos an 't Veh rümdocterte, so hadde hei doch all männig Minschen 'n Düwel affjagt.

„Wat fehlt mi eigentlich?" frog de Prinz.

„Prinz hewwen Hitt[6]) . . ."

„Wovon, Förster?"

„Dat moeten S' sülwst weiten, Prinz. Villicht von 'ne lange Nacht . . . Kummer . . kann 'n Prinz nich hewwen!"

„Worüm nich?"

„Hir in 'n Busch, Prinz? Hübsche Frugenslüd' hew ick nich . . ."

„Hewwen S' pludert[1])?" frog Prinz Willem flüsternd Fru Förstern, sach s' oewer mit de Ogen plinkern un schüttkoppen.

„Na, na, na!" meinte de Förster un föhlte wedder 'n Puls.

„De Puls verröd 't, Prinz. Hunnert Släg in de Minut . . . Leiw is in 't Spill[2])!"

„Sei sünd 'n slichter Doctor, leiw Förster . . . För Dummheiten is kein Platz in min 'n Kopp."

„De Leiw sitt nich in Kopp, Prinz, in 'n Harten! Verstellen S' sick nich, de Puls hett Sei verraden."

„Vadding, mak, dat nah unn' kümmst!" röp Mariken un schöw ehren Förster dörch de Dör dörch un, as hei de Trepp runner was, meinte s':

„Min Mann hett 'n finen Rücker[3]) . . ."

„Hei hett mi mit ehr seihn . . ."

„Ne, Prinz, denn hadde hei 't mi vertellt . ."

„Na, lat 't, is ut . . ."

„Wat? . . Is ut, Prinz? Worüm?"

„Reden wi nich mihr dorvon!"

„Hett 't Mudder markt, Prinz?"

„Ne, ick hew 't markt!"

„Wat, Prinz?"

„Ach . . . ick schanir mi 't tau seggen. 'N Knecht is bi ehr west!"

„Schämen sick Prinz nich, so wat blos tau denken? Wecker hett 't Lena 'n nahred't?"

„Seihn hew 't sülwst!" röp de Prinz un makte 'ne Fust. „De Lump . . ."

„Wecker is de Lump, Prinz?"

„Ick kenn em nich. Hei kem ut de Husdör rut, un dat Mäken hadde sick so verstüert . . ."

[1]) goß. [2]) strich. [3]) stieg. [4]) Bodentreppe. [5]) oben. [6]) Hitze.

[1]) geplaudert. [2]) Spiel. [3]) Riecher.

Digitized by Google

„Woans verstüert, Prinz? Kemen Sei dörch de Hinn'dör?"

„Ick hadd s' leiw . . ."

„Sei 'n Prinzen ok! . . Ick würd mi de Sak bi Dag verhüern. Sei kennt hir kein Minsch . . . gahn S' hen, Prinz!"

„Nümmermihr!"

„Denn is Sei nich tau helpen[1]), Prinz . . . Hewwen S' Lena 'n ok wat vörred 't? 'N Kopp dick snackt?"

„Gewiß, un küßt ok!"

„Dat hadden S' nich müst dauhn, Prinz. So 'n Mäken sett 't sick licht[2]) wat in 'n Kopp, wat nümmer wedder rut will. Gahn S' hen, seggen S' ehr, wecker S' sünd . . . denn 'n rein Gewissen . . ."

„Min Gewissen is rein, ehr nich, Fru Förstern . . ."

„Ehr ok, Prinz. Gahn S' hen. Gestahn S' ehr . . ."

„Heww ick all dahn, Fru Förstern . . ."

„Seggen S' ehr, Prinz, dat s' sick kein Hoffnung maken derf . . "

„Sei hewwen Recht, Fru Förstern, un denn affreisen", seggte de Prinz, un was schinbor in Osterstimmung, denn hei kem fläutend[3]) de Trepp runner, as de Förster seggte:

„Fru, Din Koffee ward kolt!"

„Kolt makt hei hübsch!" meinte hei, un Fru Förstern stippte sihr nahdenklich ehr Kaukenstück in 'n Koffee.

*

Fierlich klüngen de Osterklocken[4]), un de Pümpeldörp'schen Frugenslüd', jung un olt, stünn' ok grad nich andächtiger üm de noch verslaten Kirch rüm, as de Mannslüd'. Twarst huchelten sei blos un löten sick nich so gahn, as 't de taukünftigen Buern dehren, de 'n Knecht schawernakten, den sin stump Balbirmetzer em tau de bunten Backen verhulpen[5]) hadde . . . . Ok jedwer unschüllig Kleed würd munstert, ob 't Fründin oder Findin[6]) drög, 't was glik. Un ganz gewiß was, dat dor, wo twei de Köpp tausamen stöken[7]), 'ne drütt kein gaud Hor up ehren Kopp behöl[8]). De Heiligkeit hüerte schinbor in Pümpeldörp nich tau Hus.

As Fru Schasseegeldinnehmer Müser ahn Lena'n sichtbor würd, flüsterte männig Hei un Sei:

„Heww ick Recht?" Oewer Köster-Lina meinte tau ehr Mudder: „Lena is gewiß krank", un hüerte:

„'Ne lang'n Nacht sall s' hadd hewwen." Dat glöwte 'n Köster sin Lina, denn sei dachte an 't Osterwater und gung denn mit ehren oewerglöwschen Glowen[1]) dörch de apen Kirchendör dörch. —

'N tweiten G'sang süngen de Pümpeldörp'schen all, oewer vel wiren schinbor mit ehr Gedanken up 'n anner Flag, denn so oft de Kirchendör klappte, keken s' sick ok oewer de Schullern.

„Lena is noch nich hir, Mudder", flüsterte Köster-Lina un ehr Mudder:

„Sing, Mäken", oewer Lina was mang de Vers' verbiestert un woll dorvon, wil s' in Gedanken bi Lena'n weft was un woll Lena'n sick mit 'n Jäger kramen seihn hadde, denn sei müste grinen un dorüm ehr lütt Dubsnut deep[2]) in 't G'sangbauk steken . . . Gedanken! Arm Lena'n plagten de Gedanken. Twarst seet s' geputzt mit 't ni schottsch Osterkleed in ehr Stuw, oewer trurig[3]) keken ehr himmelblag[4]) Ogen dörch 'ne Finsterrut. De Osternacht was ehr slicht bekamen und hadde ehr de Lust an 't Lewen nahmen, denn sei meinte:

„Ick möcht in 't Water gahn", besünn sick oewer schinbor noch irst un würd woll den Pott[5]) mit Osterwater gewohr, de ehr Willem'n un de Ihr[6]) kost't hadde. Bi 't Ankiken kreg sei schinbor 'n Infall, denn ehr Ogen kregen wedder Füer.

„Min Unglück is 'n Glücksmiddel", meinte sei, un bewerte doch, as s' sick üm 'n Pott bücken dehr. 'Ne Wil kek s' em stumm an un denn brummelte s':

„Unnergahn, ümmer ni!
Ewig tru büst Du mi!"

un drünk ok, as wenn 't Boddermelk[7]) was. 'T kluckerte noch, as de Stuwendör klappte un Willem in 'n Spegel, de an de Beddwand hüng, up'n Kopp stünn. Vör Schreck föl de Melkpott, un Lena markte 't an ehr stiwen Glider, dat 't Osterwater gistig worden was. Denn sakte s' sachten üm, wüßt oewer nich, dat Willem ehr in 'n Arm hadde. Willem wüßte würklich nich, woans hei 't Ümfallen upsaten[8]) süll, denn hei küßte un küßte un kreg 't Lewen nich wedder rankküßt. Hei sach 't Malüer jo, as hei wedder nüchtern was, wüßte oewer kein anner Middel as ropen un röp: „Lening", bett[9]) Lening de Ogen upslög[10]). As 'ne Pupp nehm hei s' up 'n Arm, kek 'n Winnelböhn[11]) an un röp:

„Ick dank Di, Gott, dat sei lewt! Lening, All'us is vergeeten[12]) . ."

[1]) helfen. [2]) leicht. [3]) flötend. [4]) Osterglocken. [5]) verholfen. [6]) Feindin. [7]) steckten. [8]) behielt.

[1]) Glauben [2]) tief. [3]) traurig. [4]) himmelblau. [5]) Topf. [6]) Ehre. [7]) Buttermilch. [8]) auffassen. [9]) bis [10]) aufschlug. [11]) Zimmerdecke. [12]) vergessen.

Digitized by Google

„Du kümmst tau lat[1]), Willem. Ick moet starwen . . . Ick heww in 'n Spegel keken", meinte Lena un Willem sach 'n Gesicht, as wenn de Reis losgahn süll. Worüm, was em schinbor nich klor, denn hei künn kein Würt finn' un frog:

„Wat wist Du?"

„Ick moet, Willem . . . verlat mi nich . . is bald ut mit mi . . ."

„Mäken, Mäken! Mak mi nich bang'n! Lening, sprek, wat . . . hest Du vör . . wat hest Du dahn? Lening, sprek, Du büst min Ein, min All . . . sprek flink, ick hal 'n Doctor", seggte Prinz Willem un Thranen stünn' in sin Ogen. „Lening, leiw Lening . . ."

„Willem . . . . Osterwater heww 't nich läpelwis[2]) nahmen . . ick heww 't drunken un dorbi in 'n Spegel keken."

„Dat schad Di nich, Lening", meinte de Prinz un sin natten Ogen spröken. „Lening, Lening . . ."

„Dat Water ward Gift, Willem . . ."

„Water bliwt Water, Du Racker!" röp Prinz Willem un drückte Lena'n un küßte, küßte, bett[3]) sei meinte:

„Nu büst Du giftig . . . Lat 't nah . . ."

VIII.

'T was in 'n Mai un warm as in 'n Aust. De Maikäwers summten, un Lening un Willem grepen[4]) weck. Mudder seet an 't apen Finster un kek tau.

„Kinner, Ji maken Jug[5]) tau warm!" röp s' un hüerte:

„Wi verpusten uns mal!" un de groten Kinner gungen nah de Lauw, de 'n beten sihr versteken lagg.

Lena leggte bald ehr Köpping up sin Schuller un ehr Taschendok[6]) makte ok för em Wind.

„So einsam, so allein, Lening . . ."

„Koenen wie ümmer sin, wenn 'k Din Fru bün."

„Worüm nich vörher, Kind?" frog hei un sin Lippen verdrückten ehr Antwurt. „Du büst ewig min . . ."

„Dat bün ick!" flüsterte s', un hei hadde s' in 'n Arm. De Mailuft un de Maikäwers hadden 't Blod in Hitt[7]) bröcht un den Unschuldsengel mäud[8]) makt. Hei was sachten indrusselt, as Willem 't Füer in sin Adern föhlte un sin Küß up Lena'n ehr Lippen brennten. Sei was nich up Irden[9]) un

[1]) spät. [2]) löffelweise. [3]) bis. [4]) griffen. [5]) Euch. [6]) Taschentuch. [7]) Hitze. [8]) müde. [9]) Erden.

ahnte nich mal, wat kamen künn . . . De Himmel hadde sick ganz betreckt[1]); kein Stiern lüchte, kein hell Strahl trüff[2]) dat verdöst'te[3]) Por in de düster Lauw. Willem bewerte, un Lena küßte em un wüßte nich mal, dat sei küssen dehr. Ach Lena, Lena! wo was in den Ogenblick Din Mudder, Din Engel — wo Din Unschuld?

De Ogenblick was verslagen. Lena verstünn 't Geföhl nich; fragte. Willem, sweg: söchte vergews nah Würt.

„Min Hart, Willem, puckert so dull. Mi is, as wenn ick starwen moet. Ick kann 't kum seggen, un Du swigst, Willem? Worüm?" — —

'T blitzte un dunnerte. Lena flög an 'n ganzen Liw[4]), as wenn s' 't koll Fewer[5]) hadde.

„Ach, Willem, ick heww Bang'n, dat mi de Dunner dröpt" . . seggte s', un de Wind hulte un küselte mit 'n Schasseestoff . . . Kam wir 't Por 'n Hustritt tau Höchten, regente 't Strippen. Schinbor was de Natur dorüm böß worden, dat Lena ehr Unschuld verluern hadde, oewer de Storm leggt sick wedder un ok de Regen lött nah. —

„Warden w' wedder glücklich sin, as vörher, Willem?"

„Ganz gewiß!" seggte hei, un sei föhlte sinen Kuß.

„Ick glöw Di, Willem, wil ick Di so leiw heww; oewer, in minen Harten — — Lat 't, is naug. Morrn, Willem . . ."

„Kam ick wedder, Kind", seggte Willem, un glik dornah stök Lena so einerlei de Kell ut 't Finster rut. — — —

Wecker sin eigen Hart kennt un oewer de sänten Lewensfreuden nahdenken deit, de is oewertügt[6]), dat 't de gefährlichst Leiwsprow is, warden all de Wünsch erfüllt. Prinz Willem was nich mihr taufreden[7]) mit 'n Kuß, wenn hei up 't Schasseehus was, hei wull mihr — mihr, un künn bald nicks mihr verlangen. Dorher wir Lena denn ok nich mihr de Unschuldsengel, de tauirst sin Hart in Flamm' bröcht hadde; de Kinnerleiw was an de geföhlvull Stell treden, de em nich mihr ni[8]) was, wil sei sin Eigenleiw nich mihr keteln[9]) künn. Un Lena — Lena gew sick em ganz hen, lewte blos för em, un ehr Glück was sin Vergnängen[10]). —

'T was so üm de Rosentid. Dat Rosenschloß vergüllte de Abendsünn, un de Kron, de man von widen sach un de bi Dunkelwedder so 'n bleckern[11]) Schin hadde, ümkreisten 'n halw Stig Kreih'n un swarte Rawen. Schinbor lagg 'n Unwedder in de

[1]) bezogen. [2]) traf. [3]) verdurstete. [4]) Leibe [5]) Fieber. [6]) überzeugt. [7]) zufrieden. [8]) neu. [9]) kitzeln. [10]) Vergnügen. [11]) blechern

Digitized by Google

Luft. Ok Dörchläuchting, de mit de Häun up 'n Puckel, in de Rosenallee spazieren gung, löt de Flunsch hängen, as wenn em de Rosen verhagelt wiren. Süs stünn hei vör jedwern Rosenstock still un rök[1]), oewer hüt kek sin Näs' 'n Bussen an un sin Ogen tellten schinbor de Kiselsteen; denn de Kies was ungesäwt[2]) in de Stieg[3]) kamen. Ob em 't argerte, wüßt blos hei, doch an den Minschen, de nich wid von em, mit de Hark hantirte, kem hei nich vörbi un ropen dehr hei ok nich. Up 'n Harten hadde hei wat, oewer Kiselsteen schinbor nich, denn as hei in de Neeg[4]) von de Lauw kem, wo bi gaud Wedder de Thee genaten würd, sach hei nich mihr so bietsch[5]) ut, un Friderikeu kreg 'n Kuß, ihr hei sick ehr gradoewer dallöt.

„Danke, Kinding", seggte hei, un sei:

„Büst sihr in Gedanken, Männing . . ."

„Worüm meinst Du dat, min Engel?"

„Wil ihr dankst, ihr Thee kregen hest! Hei moet noch 'n beten trecken[6]), Dörchläuchting . . ."

„So, so . . Na, 't is jo ok nich ilig[7])", meinte hei un sin Ogen stünn' up 'ne Rosenheck, de vull Knoppen[8]) seet, de mirstens halw upbraken[9]) wiren.

„Wat grüwelst Du, Männing?"

„Ick grüwel nich, Frideriken."

„Du gefföllst mi gornich, Dörchläuchting . . ."

„Ick mi ok nich mihr . . . Bün jo ok kein Kind mihr."

„Dörchläuchting, hüt gefföllst mi nich. Geist 'n ganzen Dag stumm ümher. Wat is Di? Hest Du Arger hadd?" frog Friderikeu un hantirte mit de Theekann.

„Lat 'n Thee nich kolt warden, Männing."

„Dank Di, min Engel!" meinte Dörchläuchting, langte nah de Rummbuddel un höl denn 'n Theeläpel oewer sin Taß un wull schinbor blos einen Läpel Rumm, oewer wil sin Ogen bi de Zuckerbüß wiren, kreg hei 'n por. Denn pröwte hei un seggte:

„Hest 'n Thee 'n beten lang'n trecken laten, Fru . . ."

„Ick weit Bescheid, Mann. Fängst an tau mäkeln . . ."

„Ick mäkel jo nich, Kind. Hei is mi tau stark . . ."

„Hest tauvel Rumm twischen. Drink man; ick schenk nah", seggte Friderikeu un Dörchläuchting slurpte.

„Wist Du Tweiback oder 'n Bodderbrod eten?"

„Ick dank, Kind . . ."

„Is Di denn slicht, Männing? Hest Du tauvel mit 'n Kopp arbeit't?"

„'T is moeglich. Dorbi moet man jo Koppweihdag[1]) krigen."

„Wobi, Dörchläuchting? . . Wat rekenst[2]) Du ümmer sovel . ."

„Hest Recht, Friderikeu. Man makt ümmer vörher de Reknung."

„Mann, Du brukst doch nich tau reken. De Kinner sünd grot . . ."

„Grote Kinner, grote Sorgen, Fru. Jo, jo dat 's 'n Lümmel."

„Wecker?" frog Friderikeu un leggte de Häun' in 'n Schoot[3]), „wecker Lümmel? . . . Hewwen s' Di de Pird versohrert[4])? Kann 'n Pächter de Pacht nich betahlen? Oder hett Di wedder 'n Graf anpumpt un is pankrott?"

„Ick lat mi nich anpumpen, Kind. Ick sprek von unsen Lümmel, unsen Willem . . ."

„Dat 's 'n gauder Jung, Vadding."

„'N sänter Jung, Friderikeu! . . . Wi erlewen noch wat . . ."

„Hett hei wedder Schulden makt?"

„Hett hei dat all mal dahn?" frog Dörchläuchting so lud un kek Friderikeu so wiß[5]) an. „Hest Du de hemlich betahlt? . . Ick will de Wohrheit weiten! . ."

„Ach, Vadding, mak nich so 'n böß Gesicht", seggte Friderikeu ängstlich un langte nah de Theekann, „ick schenk Di noch 'ne Taß in . . ."

„Bidde, bidde, oewer Du hest Di versnaffelt . . woans is 't mit de Schulden? . . ."

„Twintig Dahler wiren 't man, Dörchläuchting . . ."

„'T is sihr nett von Di, dat em noch 'n Rüggen[6]) starkst . . . Hett hei nich Geld naug verbrukt?"

„Ja doch! oewer hei dehr mi so leed . . ."

„Jo, Friderikeu, hei versteit 't . . . Ne, ne, as Jung hett hei so vel Toeg[7]) makt. Ju Rostock hett hei doch ok wat utfreten[8]), süs wir hei hir nich Knall un Fall ankamen . . ."

„Üm de twintig Dahler Schulden, Männing! Is nich de Red wirth. Worüm süll ick Di 't noch irst vertellen? . . ."

„Beter[9]) wir 't west, Kind. Denn min Rüssel treckt anners, as Din Thranen . . ."

„Wat hett hei makt, Vadding? Schulden kann hei doch dor bi 'n Jäger in 'n Busch nich maken . . ."

„Wardst 'n Begriff krigen von Dinen sänten

---

[1]) roch. [2]) ungesiebt. [3]) Steige. [4]) Nähe. [5]) bissig. [6]) ziehen. [7]) eilig. [8]) Knospen. [9]) aufgebrochen

[1]) Kopfschmerzen. [2]) rechnest. [3]) Schoß. [4]) veruntreut. [5]) fest. [6]) Rücken. [7]) Züge. [8]) ausgefressen. [9]) besser.

Digitized by Google

Willem", seggte Dörchläuchting un kreg 'n Bref ut de Tasch rut, un Frideriken wesselte ehr Farw, as hei seggte:

„Min Jäger schriwt mi . . ."

„Wat hett de Minsch oewer unsen Soehn tau schriwen?"

„Ick bün em sihr dankbor, un Du ok: denn so as de Saken stahn, büst Du bald Großmudder!" röp Dörchläuchting, halte deep Aten un würd 't nich gewohr, dat sin Fru bewerte[1]).

„De Anred is spaßig, oewer, wil de Sak tau irnst is, lat ick s' furt . . . Hüer tau", meinte hei, un Frideriken seet mit geslaten Ogen dor, as hei lesen dehr:

„Dörchlaucht weiten, dat 'n Jäger von 'n ollen Slag beter[2]) mit de Flint as mit de Fedderpoos' ümtaugahn versteit, un dorüm warden Dörchlaucht ok nich arg warden, wenn ick mal verbistern dauh mang de Baukstawen un wenn nich all von ein Grött[3]) sünd. De Böhm[4]) sünd jo ok nich all glik grot. Na, Dörchlaucht, kettlich[5]) is jo de Sak, oewer mi kümmt dat so vör, wenn Dörchlaucht mit 'n Dunnerwedder twischen fohrt, dat 't inslagen deit; denn grote Hirsch stöten sick ok de Hü'rn aff. Ehr Herr Prinz hett männigen Buck schaten[6]), dunn was ick noch mit em taufreden. Dat is anners worden, wil ick wo hinner kamen bün, wat twarst minschlich is, oewer nich all'ns wat minschlich is, schickt sick. De Herr Prinz brukt de Flint nich mihr un dat is schad; denn 'ne gaude Flint kann dat Hängen nich verdragen. Jo, de Sak moet dreiht warden, süs warden Dörchlaucht bald Großvadder sin. Nah min Meinung hett 't noch 'n beten[7]) Tid, un ok de Swigerdochter is woll doch nich ganz so utsöcht, as Dörchlaucht villicht wünschen dauhn. Na, Dörchlaucht, krigen S' keinen Schreck: Ehr Herr Prinz hett sick hir 'ne Brut anschafft. Ob hei ehr seggt hett, wat sin Vadder is, glöw ick nich, 't geit mi ok nicks an. Ick heww 'n Prinzen naug vermahnt: hei süll 't sin laten, oewer de Leiw is blind, un Lena 'n Mäken, wat ick noch liden[8]) mag! Herr Willem, Ehr Herr Prinz hett 't Mäken 'ne Lus[9]) hinner 't Uhr sett't un 't geit noch krünscher ümher as vörher. 'Ne ingebild't Kroet was 't all ümmer, un all'ns wat recht is, slichten G'smack hett s' nich. Willem'n sitt de Jägerjopp gaud un de Hot so 'n beten scheef up 'n Kopp; wecker süll em nich liden moegen? . . . Sogor min Ollsch is in em vernarrt! Na, Dörchlaucht, dat 's 'ne Brutgeschicht! Wir sei unschüllig, wull ick nicks seggen un hadd ok nich

[1]) zitterte. [2]) besser. [3]) Größe. [4]) Bäume. [5]) kitzlich. [6]) geschossen. [7]) bißchen. [8]) leiden. [9]) Laus.

schrewen[1]), oewer Herr Prinz Willem is mihr up 't Schasseehus, as in 'n Busch! Sei schint nich mihr so unschüllig, Dörchlaucht, un Fru Müsern is 'n Schap[2]), de licht 'ne Uhl[3]) för 'ne Fledermus ansüht. Lena Müser heit de Brut . . ."

„Müser?" frog Frideriken un Thranen stünn' in ehr Ogen, „Dörchläuchting, Müser?"

„Jo jo, Fru! Minen Lakai sin Dochter hett hei . . ."

„Vadding, Vadding!" röp Frideriken, wrüng ehr Hänn' un stünn vör em. „Vadding, hei is so jung . . ."

„'N Lümmel is hei! Den Snuppen hadd ick rüken[4]) süllt! . . . Is 'ne schöne Blamasch! 'N Prinz verleiwt sick in 'n Schasseegeldinnehmerdochter?! Is hei narrsch worden?! Weit hei nich, wat hei sinen Nam schüllig is?! Is jo ein ganz ver . . ."

„Fluch nich, Mann! Denk, hei is jung, de Oewerleggung fehlt. Un so slimm ward 't ok nich sin, as de Minsch schriwt."

„Du sprekst jo schön, Fru. Du wirst jo woll mit inverstahn, wenn hei s' frigte?"

„Dor denkt hei sülwst nich an, Vadding!"

„Denn is 't noch slimmer! 'N jung Mäken Grappen in 'n Kopp tau setten, 't is licht. Hei is verbummelt! Hei is 'n Minsch ahn Ihrgeföhl[5])! . . ."

„Vadding, red' doch nich so. Hei hett sick vergeeten. 'T ward 'n hübsch Mäken sin . . ."

„Sünd de hübschen Mäkens dortau dor, dat hei s' unglücklich maken sall? . ."

„Dat deit hei jo gor nich, Mann. Hei hett 'n beten schön mit ehr dahn, un wecker kann 't weiten, villicht hett de Jäger 'ne Pik up ehr . . ."

„Dat 's 'n oller Mann, de weit, wat sick schickt! Uns Snoesel kann wat von em lihren! Du redst oewer ümmer so! Din Willem is Din Herrgott, un dat is sin un uns Malüer!" röp Dörchläuchting un puste, un sin Fru strakte[6]) sin Backen un sett'te sick an sin Sid dal un meinte:

„Führ hen, beseih s' Di . . ."

„Dat Mäken sall ick mi beseihn? Wotau? Sall hei s' frigen[7])?"

„Dat nich, oewer, Willem hett sihr gauden G'smack; sei moet 'ne Schönheit sin . . ."

„Hei ward s' ehr nahmen[8]) hewwen!" unnerbrök Dörchläuchting sin Fru un slög up 'n Disch. „Hei is 'n Dew[9])! Noch slimmer. Makt nich blos 't Mäken, ne, ok de Mudder unglücklich. Hadde

[1]) geschrieben. [2]) Schaf. [3]) Eule. [4]) riechen. [5]) Ehrgefühl. [6]) streichelte [7]) heiraten. [8]) genommen. [9]) Dieb.

Digitized by Google

hei seggt, de un de bün ick, wir 't Mäken nich infallen, sick in em tau vergaffen . . ."

„De Leiw frögt nich nah'n Stand, Mann. Lat em kamen. Hett hei s' würklich leiw, denn kann hei s' jo glücklich maken. Du adelst sei . . ."

„Wat nich noch? Ick leiw so 'ne Swigerdochter nich un dank vel mal . . ."

„Du haddst Di oewer gor nich so, Mann . . ."

„Wil hei kein Recht dortau hett, 'n Mäken, wat em in 't Og kümmt, as . . ."

„Hüer em irst, denn verdunner em, Dörchläuchting. Hett hei würklich 't Mäken wat vör red't, denn maken wi wedder gaud[1]) . . ."

„Wat hei ehr nahmen hett, kannst Du ehr nich gewen", meinte Dörchläuchting, wecf sin Fru 'n Rüggen as s' 'n Taschendok vör de Ogen höl[2]) un hüerte 't nich mihr as s' sprök:

„Min Willem . . . min arm Jung."

*

---

[1]) gut. [2]) hielt

(Schluß folgt.)

Heimweh.

Die Sonne scheint über'm stillen Land,
Der Wind ermattet und ruht,
Und die Welle spielt mit dem Ufersand
Und gleitet zurück in die Flut.

Ich hab' meine Stirn in die Hand gelehnt
Und schaue der Welle zu —
O du stürmisches Herz, das sich sehnt und sehnt,
Wann kommst Du zur Ruh, zur Ruh?

Weißschimmernde Segel gleiten vorbei
Und winken und ziehen hinaus,
Bis der Sturm sie grüßt und der Möwe Schrei
Und der Hai in der Brandung Graus —

Bis der Hafen winkt und der blühende Strand
Und die Stadt und das heimische Dach —
Den aber begrüßt nicht Mund noch Hand,
Der der Heimat die Treue brach.

Und die Sonne lacht und die Woge rollt
Und wandert auf schimmernder Bahn,
Und hoch im Aether im Sonnengold
Zieht einsam ein singender Schwan.

Wohl zieht er voll Sehnen heimatwärts,
Dem ewigen Frühling zu — —
Du aber, mein Herz, mein rastloses Herz,
Wann kommst Du zur Ruh, zur Ruh?

Georg Edward.

Der Liebe Lust . . .

Der Liebe Lust verschwindet wie ein Hauch,
Der Liebe Leid erfüllt ein ganzes Leben.
Für Sylvia hatt' ich alles hingegeben,
Sie brach ihr Wort, nach falscher Mädchen Brauch.
Der Liebe Lust verschwindet wie ein Hauch,
Der Liebe Leid erfüllt ein ganzes Leben.

„So lang' dies Bächlein fließt durch Wies' und Strauch
Und thalwärts seine Silberwellen streben,
Werd' ich Dich lieben!" schwor ihr süßes Beben.
Noch strömst Du, Quell; o Du vernahmst es auch!
Der Liebe Lust verschwindet wie ein Hauch,
Der Liebe Leid erfüllt ein ganzes Leben.

Aus dem Französischen des **J. P. Claris de Florian** von **Robert F. Arnold.**

Rache.

Ich komme vom Liebchen und gehe heim —
Wie schwer fällt doch das Scheiden!
Der Wind bläst mir grade ins Angesicht,
Es rauschen die Eschen und Weiden.

Wind! Warum bläst Du mir just ins Gesicht?
Willst mich zurücke treiben?
Was schüttelt ihr Bäume die Wipfel so?
Sollt' ich beim Liebchen bleiben —?

Am Himmel lacht der silberne Mond,
Als könnte er nicht verstehen,
Daß zwei, die sich lieben, in stiller Nacht
So von einander gehen.

Ich weiß es wohl, Du lachst mich aus,
Du höhnender Geselle!
Und Schadenfreude ist es nur,
Die heute Dich macht so helle.

Doch warte nur, einst kommt die Zeit,
Wo sie dann ganz mein eigen —
Dann aber schließ' ich die Laden zu,
Mag nimmer mein Glück Dir zeigen!

Rudolf Gärtner.



Digitized by Google



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

III.

Nächst Gerhart Hauptmanns „Schluck und Jau“ nimmt Ludwig Fuldas Märchenschwank „Schlaraffenland“ unter den Novitäten des ablaufenden Spieljahrs schon durch die litterarische Bedeutung seines Verfassers das stärkste Interesse in Anspruch. Seltsam genug haben beide Werke bei denkbar größter Verschiedenheit nach bestimmten Richtungen doch im Aufbau eine sehr große Ähnlichkeit gemein: beide sind Traumstücke in realem Rahmen, wie etwa Grillparzers „Traum ein Leben“; was der Held, wie Fuldas Bäckerlehrbub Veit Renner, im Traum erlebt, oder, wie Hauptmanns Vagabund Jau, im Traum zu erleben glaubt, lockt ihr innerstes Wesen zu Tage und giebt ein hell beleuchtetes Spiegelbild ihres wirklichen Daseins. Auch darin gleichen sich beide Werke, daß die Dichter den Rahmen so realistisch, den Traum so phantastisch, als ihnen ihr Wesen irgend gestattete, ausgestaltet haben; nicht minder darin, daß beide, was den Grundton der Dichtungen betrifft, ähnliches bieten wollten: eine satirische Komödie mit ernstem Grundgedanken. Eine lediglich äußere Ähnlichkeit, auf die keinerlei Gewicht zu legen ist, besteht ferner darin, daß diesmal auch Fulda ein bereits vorhandenes, von anderen Dichtern behandeltes Motiv benutzt hat, hingegen deutet es wieder auf eine innere Gemeinsamkeit, daß beiden Dichtern der reale Rahmen im ganzen besser geglückt ist, als das phantastische Bild. Ein anderes Moment, wo die Ähnlichkeit am weitesten geht und am deutlichsten in die Augen springt, sei später erörtert.

Wer für diese weitgehende Ähnlichkeit der neuesten Arbeiten der beiden Dichter nur eben die Erklärung wüßte, daß der eine von dem Vorhaben des anderen erfahren und es ihm nachgethan hätte, müßte ein arger Banause sein. Aber auch ein Zufall ist diese Übereinstimmung sicherlich nicht. Der Grund liegt darin, daß es sich eben um Dichter handelt, die in demselben Jahre geboren sind, also derselben Generation angehören, und unter denselben Einflüssen des Wellenschlags der litterarischen Flut stehen, wie ungemein verschieden auch ihre innerste Art ist. Die Hochflut des Naturalismus, die Hauptmann herbeiführte, während sich ihr Fulda anbequemte, ist ebenso abgelaufen, wie die Hochflut der Märchen-Romantik, die Fuldas „Talisman“ einleitete und für die Hauptmann „Hannele“ beisteuerte; alles Schaffen der Dichter dieser Generation bewegt sich nun abwechselnd zwischen diesen beiden Extremen, und so sind die beiden Stücke mit dem realistischen Rahmen und dem phantastischen Inhalt der bezeichnende Ausdruck für den litterarischen Mischlings-Charakter dieser jüngsten Jahre.

Trotz dieser Ähnlichkeiten sind die beiden Werke so unendlich verschieden, daß ein naiver Leser oder Zuschauer, der sie etwa unmittelbar hinter einander kennen lernte, vielleicht dieser gemeinsamen Züge garnicht inne würde. Höchstens die Ähnlichkeit ihres äußeren Schicksals würde sich ihm aufdrängen: beide Werke haben ihren Verfassern nicht viel Freude bereitet. Freilich ging nur die Beurteilung der Kritik aus nahezu derselben Tonart, nicht die des Publikums. Bei der Première von „Schluck und Jau“ wurde recht heftig gezischt, obwohl das „Deutsche Theater“ zum größten Teil durch die Hauptmann-Gemeinde gefüllt war, während dem Publikum des Königlichen Schauspielhauses, dem sich Fulda, vielleicht nicht eben zu seinem künstlerischen Gewinn, in den letzten Jahren zugewendet hat, der neue Märchenschwank recht gut zu gefallen schien. Die Kritik freilich behandelte Hauptmanns gänzlich verfehltes „Spiel“ fast noch respektvoller, als die hübsche, wenn auch nicht eben allzu bedeutende Gabe des Dichters des „Talisman“. Das erstere ist zu billigen, an dem letzteren kann man gerechterweise keine Freude haben. Fulda hat nach einer kurzen Zeit, wo er liebevoll verwöhnt, ja verhätschelt wurde, nun mit der Ungunst der Kritik zu kämpfen. Die Gründe möchte ich hier nicht des weiteren darlegen, schon weil sie zum geringsten Teil litterarische sind, obwohl immerhin auch ein sachlicher Kern nicht zu verkennen ist. Er ist kurz dahin zusammenzufassen, daß Fulda bisher den Erfolg seines „Talisman“ noch nicht wieder erreicht, geschweige denn überboten hat. Die Thatsache ist richtig, und daß sie weder für den Dichter, noch für unsere Litteratur erfreulich ist, soll garnicht bestritten sein. Nur läge zu einer so harten Beurteilung, wie sie Fulda nun seitens vieler Kritiker erfährt, bloß dann ein Grund vor, wenn man

Digitized by Google

seinen neuesten Werken nachsagen dürfte, daß er sie mit halber Kraft, ohne rechte künstlerische Gewissenhaftigkeit geschrieben habe. Davon aber kann nicht die Rede sein; wie Fuldas vorletztes Werk, die Tragödie „Herostrat", ist dieses neueste eine mit größtem Fleiß, mit der Einsetzung der ganzen künstlerischen Persönlichkeit entworfene und ausgeführte Dichtung. Worin immer der Grund liegen mag, daß es auch „Schlaraffenland" nicht zu einem vollen Erfolg brachte, so ist es doch sicherlich nicht derselbe Grund, an dem diesmal Hauptmann scheiterte. Was aber nun thatsächlich Fuldas neuestes Versspiel in der Wirkung behindert haben mag, ist nicht so leicht festzustellen. Es soll auch garnicht eine endgültige, mit apodiktischer Sicherheit ausgesprochene Feststellung, sondern nur eine subjektive Meinung sein, wenn ich den Mangel an Wirkung in dem — sit venia verbo — allzu litterarischen Charakter der Dichtung suche.

Das Märchen vom Schlaraffenland, dies uralte Trost- und Neckmärchen der Menschheit, so alt wie die Not und die Arbeit auf Erden und darum fast ebenso alt, wie die Menschheit selbst, hat den Dichter in einer bereits geprägten Form zum Schaffen gereizt, der Form, die ihm Hans Sachs gegeben hat:

Ein Gegend heißt Schlaraffenland,
Den faulen Leuten wohlbekannt.
Das liegt drei Meil' hinter Weihnachten,
Und welcher Mann dahin will trachten,
Der muß sich großer Ding vermessen
Und durch ein' Berg von Hirsbrei essen . .
Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen die Hausthür und Laden,
Auch fliegen um — das mögt ihr glauben —
Gebrat'ne Hühner, Gäns' und Tauben;
Wer sie nicht fängt und ist so faul,
Dem fliegen sie selbst in das Maul . . .
So wachsen Bauern auf den Baumen,
Gleichwie in unserem Land die Pflaumen . . .
Wer unnütz ist, acht' keine Lehren,
Der kommt im Land zu großen Ehren;
Doch wer der Faulste wird erkannt,
Derselb' ist König im ganzen Land, u. s. w.

Wie viel hübsche kleine Züge auch Fulda in der Schilderung des Schlaraffenlandes aus Eigenem beigesteuert hat, so folgt er doch im Wesentlichen der Zeichnung, die der alte Nürnberger Meister in seiner derben Holzschnittmanier so lebensvoll vor uns hingestellt hat. Aber noch mehr: Hans Sachsens Schwank hat seine Phantasie überhaupt aufs stärkste beeinflußt; ihm dankt das Werk nicht etwa bloß den äußeren Schauplatz — „Schlaraffenland" spielt im Nürnberg des XVI. Jahrhunderts —, sondern auch die ganze Tonart, wie die Form des Verses. Wie Hauptmanns Dichtung ohne Shakespeare und Holberg undenkbar wäre, so Fuldas Dichtung ohne Hans Sachs. Dies ist jene stärkste Ähnlichkeit, die ich oben nur angedeutet, nicht genannt habe. Beide Autoren behandeln einen Stoff, den vor ihnen andere geformt haben, lassen sich aber nicht bloß vom Stoff an sich anregen, sondern von der Dichtung ihrer Vorgänger. Sie schöpfen nicht unmittelbar aus dem Quell der Überlieferung, sondern trinken aus einem geschliffenen Pokal, in dem ein Größerer aus dem Quellwasser und anderen, ihm eigentümlichen Zuthaten an Wein und Gewürz einen Trank gemischt hat. Also Dichtung aus zweiter Hand, Dichtung aus litterarischen Quellen. Das ist an sich kein Verbrechen, nicht einmal an sich ein ästhetischer Mangel — man denke an Shakespeare oder an Goethes „Clavigo". Nur gehört sehr viel Kunst und Kraft dazu, einer solchen Dichtung trotzdem das Elementare, das eine starke Wirkung verbürgt, aufzuprägen, sie so zu gestalten, daß man des Vorbilds vergißt. Die Kunst allein wird's nicht vermögen, ebensowenig wie die Kraft allein; beide müssen vorhanden sein und beide im höchsten Ausmaß. Es ist eine tausendfach wiederkehrende Erfahrung, wie verhängnisvoll solche litterarische Krücken sein können: anscheinend erleichtern sie das Gehen, in Wahrheit gestalten sie es zu einem dauernden Dahinhumpeln am fremden Stabe. Hauptmann hätte vielleicht die nötige Kraft gehabt, trotz Shakespeare und Holberg er selbst zu bleiben, nur hätte er seine Gaben und Gnaden voll einsetzen müssen; vielleicht — denn an der nötigen Kunst, dem Kunstverstand hätte es ihm wohl trotzdem gefehlt. Bei Fulda liegt der Fall anders; ihm sind Kunst und Kunstverstand in hohem Maß zu eigen, aber nicht in gleichem Maß die Kraft. Daß durch diesen Märchenschwank, der einen derben Ton verlangt, eine so feine, litterarische Atmosphäre weht, daß ich, während ich mich an munteren Possen und Schnaken ergötzen soll, immer wieder daran erinnert werde, wann Hans Sachs gelebt, und wie und was er gedichtet hat, das hat mich wenigstens nicht zur vollen Freude kommen lassen, und ich glaube, es ist nicht mir allein so ergangen.

Im übrigen ist dem Werke viel Gutes nachzusagen, und namentlich zwei Vorzüge, die Fuldas Werke immer aufweisen, sind auch diesem jüngsten zuzusprechen: der hübsche Grundgedanke und die prächtige Form. Darum liest sich auch das Stück so gut; mir wenigstens hat es in der Lectüre mehr Freude gemacht, als bei der Aufführung im Königlichen Schauspielhause, die auch, glaub' ich, allzu prunkvoll war, sodaß die Späße und Späßchen in der Pracht der Dekorationen und Kostüme ertranken. Wie lustig z. B. vieles im zweiten Akt ist, habe ich erst im Lesen gemerkt. Auch die prächtigen Verse kommen da besser zur Geltung, als wenn man sie von Schauspielern gesprochen hört, von denen selbst diejenigen, die Verse zur Geltung bringen können, keinem einheitlichen Gesetz der gebundenen Rede folgen: der eine skandiert, der andere unterstreicht den Reim, der dritte sucht ihn ganz vergessen zu machen u. s. w. Etwas mehr Wucht, etwas herzhaftere Ausbeutung der Schätze, die in den tieferen Schachten unserer

Digitized by Google

Sprache, namentlich im Volksmunde ruhen, und Fulda wäre ein sprachgewaltiger Dichter, aber ein Ruhm muß ihm schon jetzt ungeschmälert bleiben: er ist der feinste Verskünstler der Gegenwart. Und das ist und bleibt ein Ruhm, auch wenn er in dieser Zeit formaler Verrohung oder tastender Unsicherheit oft genug wie ein Tadel gegen ihn ausgespielt wird.

Ich sagte eben, daß der eine Vorzug der Dichtung, die Form, im Lesen besser zur Geltung komme, als im Theater — und das ist weiter nicht verwunderlich; die gleiche Erfahrung macht man immer wieder, wo ein wirklicher Künstler der Form zu uns spricht. Aber auch der Aufbau, wie der Grundgedanke des Schwankes scheinen, nach verschiedenen Anzeichen zu schließen, selbst bei der ersten Aufführung, — die doch gerade im Königlichen Schauspielhause, wie seine Anhänger versichern, ein besonderes erlesenes Publikum zu versammeln pflegt — nicht recht zur Geltung gekommen zu sein, und darüber darf man billig erstaunen. Denn dieser Aufbau gehört zu den klarsten, verständlichsten, die man überhaupt finden kann — er ist vielleicht sogar für den feineren Geschmack allzu verständlich. Man urteile selbst. Veit Renner, der Lehrbub bei Meister Wagenseil, einem Bäckermeister zu Nürnberg, hat ein geplagtes Leben; Meister, Meisterin und Altgesell prüfen ihren Witz und ihre Hand an dem weichen, verträumten Jungen; am meisten aber quält ihn die hoffnungslose Liebe zu seines Meisters Tochter, der klugen, harten Ursula, die eben dem Altgesellen angetraut werden soll. Die beiden Tröster des armen Jungen sind die Muse, die ihm ab und zu ein Lied an die Angebetete beschert, und ein älterer Bruder im Apoll, der Lichtgießer und Meistersänger Ambrosius Gundlinger, der einst Veits Mutter geliebt hat und nun über der dürstenden Seele des Knaben wacht, sie durch Reime und Träume zu laben sucht. Zu diesem Zwecke steckt er Veit Hans Sachsens Märlein vom Schlaraffenland zu; Meister Wagenseil nimmt ihm das Blatt und verliest es höhnend. Mit der Aussicht auf viele Prügel, die Verse des Märleins vor sich hinmurmelnd, schläft Veit ein; die Scene verwandelt sich vor des Zuschauers Augen, und er sieht Veit in einer phantastischen Landschaft erwachen, wo man „Semmeln und Kuchen von Bäumen pflückt". Und ganz ebenso deutet alles Andere darauf hin, daß uns Veits Traum vom Schlaraffenland vor Augen gestellt wird. Alles, sag' ich, die Symbolik mag für eine Dichtung zu deutlich, zu handgreiflich sein, zu undeutlich ist sie wahrhaftig nicht. Und dennoch wußten sich viele Zuschauer keinen Reim darauf zu machen: ist's ein Traum, ist's keiner — und wo ist Veit eigentlich? Daß der Meister als König, die Meisterin als Königin, Ursula als Königskind auftreten, alle auch im Charakter so gründlich ins Gegenteil gewandelt, wie es das gute Recht des Traumes und des Märchens bedingt, daß fortwährend vom „Schlaraffenland" die Rede ist, daß sich alles, was wir dort sehen, mit Hans Sachsens Beschreibung deckt — dies alles konnte diesen ansehnlichen Bruchteil der verehrlichen Zuhörerschaft einer Berliner Première in einem vornehmen Theater nicht von der Ungewißheit befreien, was da eigentlich los sei. Noch im zweiten Akt, wo Veit fortträumt und allmählich der Herrlichkeiten Schlaraffiens überdrüssig wird, wußten sich die Herrschaften auf die vielen Reime keinen Reim zu machen, und erst im dritten, wo das Märchenland vor ihren Augen versinkt, und Veit wieder auf der harten Bank neben dem Backofen erwacht, ging es ihnen wie eine Erleuchtung auf: „Also ein Traum!" — Gottlob! Endlich! . . .

Mir war diese Erfahrung ordentlich lehrreich. Da urteilen wir nach uns und tadeln den Dichter, wenn er unseres Erachtens überflüssige Zugeständnisse an die Fassungskraft des Publikums macht — und nun geschieht derlei am grünen Holze! „Was wißt Ihr, mit welchen Trotteln wir es zuweilen zu thun haben!" pflegte der alte Bauernfeld zu klagen. Das war grob von dem alten Herrn, sehr grob, aber gar so unrichtig war es nicht.

Ähnlich erging es diesem Teil des Publikums mit dem Grundgedanken, sagen wir, der Moral des Märchens, die Ambrosius Gundlinger in der letzten Scene des Stückes ausspricht. Ich habe sie nach Verdienst hübsch genannt, aber sonderlich tief ist sie nicht und schwer faßbar schon gar nicht. Ich lasse sie zum Beleg, gleichzeitig als Probe von Fuldas Verskunst, folgen:

Veit.
Will denn kein Traum in Erfüllung gehn?

Gundlinger.
Ja, Träume, die nimmer unbeständig,
Giebt's nur in Deinem Schlaraffenland.

Veit.
Nein, Meister.

Gundlinger (überrascht).
Nein?

Veit.
Euch will ich's gestehn:
Hab' keine Ruh' gefunden auch dort;
Ich wollt' nicht bleiben, ich sehnte mich fort . . .

Gundlinger.
Ist's wahr?

Veit.
Dort bin ich im Glück verschmachtet,
Und das nämliche Glück, das dort ich verachtet,
Und das mich getrieben in Todespein —
Jetzt such' ich es wieder mit heißem Verlangen . . .

Aus der Kirche tönt ein Choral; Ursula, die Veit im Traum ihrer allzu großen Zärtlichkeit wegen verstoßen hat, wird eben dem Altgesellen angetraut:

Gundlinger.
O Wirrsal des Lebens!

Veit.
Lauscht nur, lauscht,
Wie der Brautchor schallt und die Orgel rauscht!

Digitized by Google

Im Traume, da liebte sie mich, war mein,
Und hab' sie verschmäht, bin von ihr gegangen!

Gundlinger.

Und hättest Du heute sie gefreit,
Wer weiß, ob nicht in kurzer Zeit . . .

Veit (leidenschaftlich).

Lügt mir die Sehnsucht immerdar?

Gundlinger.

Mein Jung', sie lügt und sie spricht wahr:
Weil unerreichbar der Abendstern ist,
Als Tröster und Führer steht er da;
Blau ist die Ferne nur, weil sie fern ist,
Und farblos die Nähe, weil sie nah.
Und wird einst schöner die Welt hienieden
Durch Wohlstand und Güte, durch Recht und Frieden,
Und leben die Leut' in Saus und Braus,
Die Sehnsucht, die rottet man nimmer aus.

Veit.

Ach, Meister, faß' ich der Rede Sinn?

Man sollte denken: der Sinn ließe sich fassen! Und dennoch! . . .

Von anderen Dramen dieser Spielzeit, die eine Rundschau an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen darf, soll in einem nächsten Aufsatz die Rede sein.

(Ein vierter Artikel folgt.)

Aphorismen.

Von Hans Roeder.*)

Vom Gorillastandpunkt aus ist der menschliche Fortschritt entschieden ein Rückschritt und wer will sagen, ob der Gorilla damit am Ende nicht doch recht hat?

*

Im Wesentlichen verdankt man die guten und die schlechten Eigenschaften, die man besitzt, einer langen Kette von Voreltern. Was der Einzelne aus eigner Kraft noch da hinzufügen oder wieder fortschaffen kann, ist in Wahrheit sehr wenig.

*

Von allen Parasiten, die die Erde hervorgebracht hat, sind wir Menschen doch die parasitischsten; denn wir scheuen nicht einmal davor zurück, an uns selbst und an unseresgleichen herumzuschmarotzen.

*

Die Natur ist feierlich, auch wenn sie lacht; aber wenn die Menschen feierlich werden, dann haben sie für den unparteiischen und scharfen Beobachter fast immer etwas Lächerliches an sich.

*

*) Aus dem demnächst erscheinenden Buche: „Schlagschatten. Gedanken eines lachenden Denkers", von Hans Roeder (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin). D. Red.

Litterarische Notizen.

— Wir haben unseren Lesern von dem Hinscheiden einer bedeutenden Dichterin, die zugleich dieser Zeitschrift eine treue Mitarbeiterin war, Mitteilung zu machen: Am 25. März d. J. ist Bianca Bobertag zu Breslau, wo sie als Gattin des Litterar-Historikers Prof. Dr. Felix Bobertag lebte, nach längerer Krankheit im 54. Lebensjahre gestorben. Spät trat sie, die Tochter eines Gelehrten, jung vermählt und jung die Mutter einer zahlreichen Familie geworden, in die Litteratur ein, — ihr erster Roman: „Der Seelsorger", ist vor kaum zehn Jahren erschienen —, auch konnte sie, durch zahlreiche Pflichten behindert, nicht ihre ganze Kraft ihrem Schaffen weihen, aber was sie in der kurzen Spanne Zeit an bedeutenden und eigentümlichen Werken geschaffen hat, sichert ihr einen Platz unter den Prosa-Dichterinnen unserer Tage, den ihr keine Mode gegeben hat und von dem sie keine Mode wird verdrängen können. Kurz vor ihrem Tode fragte ein Schriftsteller von Bedeutung bei uns an, ob wir es nicht an der Zeit hielten, das Schaffen dieses starken und originellen, freilich von keiner Clique geförderten Talents im Zusammenhange gewürdigt zu sehen, und erbot sich zu der Arbeit; wir stimmten freudig zu und erbaten dieselbe; hoffentlich können wir nun bald die Anerkennung, die wir gern der Lebenden gewidmet hätten, zum mindesten dem Andenken der Toten weihen. Die Dahingeschiedene war oft und schwer leidend und in solchen Zeiten trotz allen Lebensdranges leicht mutlos; wir nahmen es darum, da wir ihre elastische Natur kannten, nicht allzu schwer, als sie uns vor wenigen Wochen (im Februar d. J.) ersuchte, die Veröffentlichung ihrer „Schlesischen Dorfgeschichten" nicht länger zu verzögern, weil dies ja doch wohl ihr letztes Werk sei; wir erfüllten ihren Wunsch nur, um sie zu einer nächsten Arbeit zu ermutigen — nun hat die hochstrebende Frau doch recht behalten! Die Dorfgeschichten, die wir unseren Lesern jetzt bieten, sind das dritte größere Werk Bianca Bobertags, das die „Deutsche Dichtung" ihren Lesern bieten konnte; vorausgegangen sind — neben kleinen, gleichfalls sehr eigentümlichen und formschönen Gedichten — der große, zweibändige Roman: „Die Kentaurin" (Band XXIII, Heft 1—12, und XXIV, Heft 1—3), eine geistvolle Schilderung modernsten Lebens voll packender Anschaulichkeit, und der Tendenzroman „Eheglück" (Band XXV, Heft 6—12, und Band XXVI, Heft 1), nur ein Tendenzroman, aber einer der einschneidendsten und talentvollsten, die unsere neueste Litteratur aufweist. Im Leserkreise dieser Zeitschrift ist der tapferen und begabten Frau ein ehrendes Angedenken gewiß.

— nz. —

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Dante, Gabriel Rosetti. Das Haus des Lebens. Eine Sonettenfolge aus dem Englischen von Otto Hauser. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Gerhard, Adele. Beichte. Novellen. Zweite Auflage. Berlin 1899. Rosenbaum & Hart.

Schäfer, Wilhelm. Pietro Aretino. Tragikomödie aus der Renaissancezeit Italiens in drei Aufzügen. Zürich. Selbstverlag. 1899.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google

<. Baron Dor



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 4. Heft. | Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. | Berlin, 15. Mai 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** seien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird."

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch."

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein."

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe."

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks" stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen."

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden."

Basler Nachrichten: „Wir wüßten unter den belletristischen Erscheinungen der letzten Jahre keinen Band zu nennen, welcher dieser Entstehungs-Geschichte des Erstlingswerks an die Seite zu stellen wäre."

Königsberger Hartung'sche Zeitung: „Die Sammlung besitzt für weite Leserkreise einen außerordentlichen Reiz und seltenes Interesse."

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung. Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen."

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert."

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wie eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen."

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können."

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderner Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist."

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert dieses nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden."

Digitized by Google

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion“ auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion“ und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte ꝛc. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung“ bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung“ stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den

sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII

sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: M. Sch. **Bremen** („D. w. St.“); M. H. **Falkenberg** („Sp.“); W. J. **Wermelskirchen** („W.“); O. H. **Wien.** („M.“, „D. Gl.“, „N.“); F. N. **Braunschweig.** („B.“)

P. V. **Göttingen** („E. A.“) Wir müssen dankend verzichten.

☛ Alle bis 28. Februar d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 4. Hauptblatt: 30. April. Umschlagbogen: 1. Mai 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 5, Hauptblatt: 15. Mai 1900. Umschlagbogen: 16. Mai 1900.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung“

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“. — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Die Allmende.

XI. (Fortsetzung.)

„Nu, wohl ihnen! — Das Sofa, hör' 'mal, ist aber verdammt hübsch gepolstert. Du, auf das setz' ich mich oft. Famos!"

Sie seufzte. „Hör' 'mal."

„Was denn? Von den Allmenden?"

„Da meinte nun der Herr Pastor, weil die Gemeinden das mit der Zeit alles verloren hätten, da wär' es billig, wenn die Reichen einen Teil zurückgäben, daß es den Armen zu gut käme."

„Der ist wohl verrückt! Was geht denn den Pastor das an? Sind wir heute dieselben Reichen und dieselben Armen, wie vor Hunderten von Jahren? Hätten sie sich's nicht wegnehmen lassen! — Nu, da hört doch alles auf!"

Aber sie wurde immer dringender.

„Wäre das so geblieben, wie früher, da wär' heute nicht das viele Elend."

„Ja, aber —"

„Nun, siehst Du, hab' ich seitdem schon immer daran gedacht, daß man da etwas thun sollte. Aber seit ich das nun weiß, — von Vaters Geschäften, — und wieviel Unrecht an dem Besitze hängt, — da könnt' man das wieder gut machen, Wilhelm, und gäb' ihrer hundert Morgen oder so 'was, — eben zu dem Gemeindeland."

„Donnerwetter, da hört doch aber alles auf! Du hast ein gutes Herze, Anna, wahrhaftig ein gutes Herze. Aber, weißt Du, ein gutes Herz muß bei alledem sein wie ein Kavalleriegaul: durchgehen is nich! — Nee, ist das nun ein Einfall! Aber laß nur gut sein, mein Kind, da bin ich noch da!"

„Du willst nicht?"

„Unsinn!"

„Dann thu' ich's allein."

„So lange der Alte lebt, gehört die Geschichte ihm. Und stirbt er oder geht ins Ausgedinge, bin ich der Herr. — Da sieht man wieder einmal, wie gut es ist, daß Euch das Gesetz einen Zaum anlegt! Wenn die Weiber ihren Willen hätten, schenkten sie Wald, Acker und Wiesen weg, wie's käm', heut hundert Morgen, morgen hundert, wie's ihnen der Pfaffe eintrichterte, und ließen ihre Würmer nackicht im Lande herumlaufen. — So, und die Sache wäre alle! Mit dem Alten aber werd' ich 'mal ein festes Wort reden." Er lachte, sprang auf und ging lachend zur Thür hinaus.

Die Anna aber blieb stehen, wo sie stand, starrte durch das Fenster aufs Feld hinaus, über das sich ein grauer Himmel in dumpfer Trübe spannte, und merkte nicht, wie die Minuten hingingen. Ihr Herz war traurig zum Tode, und ihre Seele verworren, als ob sie ihr selber nicht mehr gehöre.

XII.

Da wurde die Thür aufgerissen.

„Kommen Sie gleich, Fräul'n Anna! Dem Herrn geht es gar schlecht. Kommen Sie bloß, eh' er uns stirbt!"

Der Bauer saß, in Betten verpackt, im Lehnstuhl, stöhnte und goß sich unter fortwährendem Protestieren große Massen heißen Fliederthees in den Hals. „Vergeben wollt Ihr mich mit dem Zeuge, abthun wollt Ihr mich!" und dann trank er wieder. „Ich weiß einen Spruch, das muß sein Titum oder Timotheum, den hatte der Herr Pastor manchesmal im Munde und der Mann verstand seine Sache, — der neue aber is ein Narr! —"

„Vater, versündigt Euch nicht."

„Timotheum zum ersten. Und der heißt: der ungeistlichen und altvettelischen Fabeln entschlage Dich. Versteht Ihr?"

„Ja, Vater!"

„Christian, den Pfarrer hol' einmal her, ich mein' den neuen, daß ich ihm das sage: der alt-

Digitized by Google

vettelischen Fabeln entschlage Dich. Das will ein Pfarr' sein, ein Diener am Worte!"

„Vater, Ihr solltet nicht so viel sprechen."

„So? Red' ich Dir schon zu viel? Laß den Pfarrer holen, und ich werd' noch ganz anders reden. Der Träumer, der Narr!"

„Wenn Ihr das noch einmal sagt, Vater, geh' ich hinaus! Ist's Euch aber Ernst, daß Ihr ihn haben wollt —"

„Ob's mir Ernst ist!"

„So geh', Christian, und hol' den Herrn Pastor. Ich ließ ihn schön bitten."

Vater und Tochter waren jetzt allein. Der Bauer sah sich mißtrauisch um und fragte dann: „Warum is der nich hier? Wo is der?

„Wer?"

„Dein Husar."

„Der Wilhelm ist auf dem Felde."

„Ha! Wie Dich der Spanefantel mit andern Mädeln beschuppen wird! Der wird Dir grade an der Schürze hängen!"

„Trink' doch wieder einmal, Vater!"

„Ich leb' Euch wohl zu lange, gelt?" Aber dann trank er doch und versank darauf in ein grollendes Schweigen, das er nur manchmal durch ein Stöhnen oder Grunzen unterbrach.

Nach einer halben Stunde etwa trat Wißmann ein. Er war äußerlich ruhig, aber eine gewisse Gespanntheit in seinen Zügen verriet seine innere Erregung, als er die Schwelle des Zimmers überschritt.

„Sie haben nach mir verlangt, Herr Hendrich, — hier bin ich. Es thut mir leid, daß Sie krank sind."

„So? Wenn ich stürbe, wär's ja aber Ihr Vorteil. Gelt, ich wär' eine fette Leiche? Wo's nur so Geldstückel regnen thut beim Begräbnis."

„Haben Sie mich rufen lassen, um mir das zu sagen?"

„Nein. Um Ihn' zu sagen, Herr Pastor, daß ich der Alten eins mit dem Stocke heruntergehauen habe für ihr Gewäsch."

Die Anna, die dem Gaste noch immer den Stuhl darbot, sagte errötend: „Er meint die alte Krieglern, — die Krankheit hat ihn wohl schon unterwegs gepackt, — da kam sie und hat ihn mit irgend 'was gereizt, — da hat er sie geschlagen."

„Ja, mit dem Stocke, Herr Pastor. Für ihr Geklätsch, Sie werden schon wissen."

Wißmann setzte sich, verschränkte die Arme und sagte sehr ernst: „Wäre es nicht besser, wenn wir uns allein aussprächen, Hendrich?"

„Nein, Du bleibst hier, Mädel! Was wollen Sie denn eigentlich, Herr Pastor? Sie sind auf dem Holzwege. Warum soll die Anna nicht hier bleiben?"

„Ich bleibe, Vater."

Beide sahen ihn erwartungsvoll, in peinlicher Spannung an; — er aber setzte sich erst zurecht, räusperte sich, verlangte zu trinken und zog sie mit tückischen, triumphierenden Blicken hin. Da sagte er plötzlich: „Sie denken, ich hab' den Zimmergesellen erschlagen, Sie, Mann Gottes, der sich der ungeistlichen und altvettelischen Fabeln nicht entschlägt. Nichts hab' ich erschlagen!"

„Wer klagt Sie denn an?"

„Die Treppe ist er hinuntergefallen. Bums! — lag er."

„Wer?"

„Von dem Sie letzten Sonntag gepredigt haben. Und gelt, das wäre Ihnen gerade recht gewesen, wenn ich ihn erschlagen hätte!"

„Meinen Sie, daß ich Freude an Schuld und Verbrechen habe?"

„Was heißt denn das alles?" fragte die Anna, zitternd näher tretend.

„Das heißt, daß er von der Bodentreppe heruntergefallen ist."

„Was aber geschah dann weiter?"

„Weiter kriegt' ich ihn zu packen und legt' ihn auf sein Bett."

„Warum holtet Ihr keine Hilfe?"

„Wer soll denn einem Toten helfen?"

„Der Mann war aber nicht tot."

„Was? Waren Sie dabei? Haben Sie damals schon gelebt?"

„Nein. Aber die Frau, die Sie mit dem Stocke geschlagen haben, und die damals als Magd —"

„Der ungeistlichen und altvettelischen —"

„Ist das alles, was Ihr Euch aus der Bibel behalten habt, Mann?"

„Nein. Aber es gehört hierher."

„So. — Also, Bauer, der Mann war nicht tot, sondern lebte —"

„Nun, — wenn er lebte, was red't Ihr von der Kanzel, daß er erschlagen wär'?"

„Aber er blieb ein schwachsinniger Vagabund bis zu seinem Tode, der nichts hatte, davon er sich hätte verpflegen können, denn die Papiere aus seinem Ränzel, die hatte ein anderer genommen und war bei Nacht und Nebel davongegangen, den Beraubten im Elend verlassend, und hatte auf seinen Namen sein Erbteil erhoben. Und der war

Ihr. Und wenn Eure Hände rein sind vom Totschlag, so sind sie doch nicht rein vom Raube! —"

„Nun ja, der war ich, und das hab' ich begangen. Aber das — Jahr! Das is verjährt! Verjährt, verstehen Sie? Und was also wollen Sie von mir?"

„Barmherziger Gott!"

Wißmann war aufgestanden und einen Augenblick zu dem Mädchen getreten, das leichenblaß am Ofen schwankte, hatte sie zu einer Bank geführt, ein paar tröstliche Worte zu ihr geredet und kehrte sich jetzt wieder dem Kranken zu.

„Verjährt, verjährt, Herr Pastor!" rief der ihm triumphierend entgegen.

„Wo verjährt, unglücklicher, verstockter Mann? Bei den irdischen Gerichten, die alle Hände voll zu thun haben, neuer Schuld nachzuspüren und sie zu bestrafen, die ungerächte aber dem ewigen Richter über Schuld und Unschuld überlassen müssen, vor dessen Stuhle nichts verjährt, was ungesühnt geblieben?!" rief der junge Seelsorger.

„Ungesühnt? Da täuschen Sie sich, Herr Pastor. Ich hab' meine Sünde vor Gott bekannt, — und wir sind allzumal Sünder und ist keiner ohne Makel, — hab' sie bereut und mit mancherlei Gabe und Stiftung gesühnt und also meine Sache gethan. Da denken Sie wohl, wo doch einer is, der gestorben is zur Vergebung der Sünden, der wird mich gerade ausgelassen haben, he? Nu, nein! Meine Vergebung, die hab' ich dahin, da können Sie schon ruhig sein, und hat mir unser alter Herr Pastor, der mehr Wasser hat den Berg herunterlaufen seh'n wie Sie, hundertmal gesagt: ‚Über Euch, Hendrich, waltet des Herren Gnade sichtbarlich'."

Da war des jüngeren Mannes Ruhe zu Ende. Mit gewaltiger Stimme redete er gewaltige Worte, wie sie ihm heiliger Zorn über des Alten unbußfertigen Hochmut eingab. Wie der Donner von den Bergen und die Wildwasser im Thale zur Frühjahrszeit schwoll seine Rede und wurde eine furchtbare Gewalt über des Alten Trotz.

„Halten Sie ein, Herr Pastor, halten Sie ein!" schrie der endlich. „Ich will Ihnen alles bekennen, — alles! Ich, — nein, ich schlug ihn nicht, — er stürzte! —"

„Wohl Euch!"

„Ich schlug ihn nicht, — aber, — ich, ich stieß ihn, daß er stürzen mußte — Jesus, mein Jesus!"

Und griff in die Luft, taumelte und sank nach hinten. —

„Liebes, armes Mädchen!"

XIII.

Der Bauer war begraben, das Geklätsch, die Aufregung, die sich mit seinem Ende beschäftigt hatten, waren verstummt.

Der Termin der Hochzeit war nur wenig hinausgeschoben worden, bloß daß statt des beabsichtigten großen Festes alles still und ohne Gepränge abgemacht werden sollte; der Wilhelm war, ländlicher Sitte entsprechend, auf dem Hofe geblieben.

Von dem furchtbaren Geständnis, das der Bauer vor seinem Tode abgelegt, hatte niemand etwas erfahren, auch Wilhelm nicht. Und doch, wie hätte das Mädchen sich gesehnt, alles mit ihm besprechen zu können! Aber sie fürchtete instinktiv, daß das ihren Wert in den Augen des Mannes heruntersetzen könnte, mit dem sie sich fürs Leben verbinden sollte.

So schwieg sie denn; aber so tapfer sie sich hielt, konnte sie es doch nicht verhindern, daß sie in dem Abscheu vor dem, dem sie ihre Tage verdankte, und in dem ungeheuern Schmerze, der sie erfüllte, wortkarg und niedergeschlagen war, und wußte ihm nichts zu erwidern, wenn der Bräutigam diese Niedergeschlagenheit übertrieben fand. Er war jedenfalls herzlich froh, daß der Alte so zur rechten Zeit abgegangen war und ihm Platz gemacht hatte.

Immerhin war sie in dieser schweren Zeit nicht ganz vereinsamt, nur war es ein anderer, der, wie mit starken Armen, ihren Schmerz faßte und ihr tragen half, und der ihr auch half in dem Werke, das sie beschlossen hatte, um die Schuld des Toten gut zu machen, so weit es ging: Wißmann.

Warum, — warum hatte Wilhelm nichts von der Seele dieses Mannes? Warum war nichts Großes und Starkes an ihm? Ein klein wenig nur, — und sie hätte sich ihm offenbaren, Vertrauen um Vertrauen austauschen und Kraft und Ruhe bei ihm finden wollen.

Stark, — o ja, auch er war stark: zu schaffen, zu herrschen und einen Vorteil zu halten, — aber nicht Leid und Gedanken an Unrecht überwinden zu helfen, er, der Lieder, Lachen und Späße liebte.

Einmal hatte er gehört, daß seine kleine Schwester heftig krank geworden, da war er von einer großen herzlichen Angst gewesen; sie konnte sich denken, daß er um ein eigenes Kind tiefsten Schmerz empfinden würde, aber sie fühlte auch, es müsse eben ein eigener Schmerz sein, der ihn erschüttern könnte. — Was sie trug aber, war ihm kein eingeborenes Unglück, war etwas, das seinen Ehrgeiz kränken und seine Verachtung wecken mußte, in der er ihr seine Liebe entziehen würde. Und

Digitized by Google

indem sie das überdachte, empfand sie erst recht den Mangel an wirklicher Liebe und an Tiefe der Seele bei diesem Manne.

Sie nahm sich einmal das Herz, dies alles Wißmann gegenüber auszusprechen.

Er sah sie seltsam an und antwortete dann: „Wohl möglich, daß es so kommen würde, daß es alles so ist. Aber Sie haben die Probe nicht gemacht. Vielleicht, daß, wenn Sie ihm Ihr Herz ausschütteten, es ihm an Wärme nicht fehlte. Da Sie ihm nichts gesagt haben, dürfen Sie ihm jetzt nicht grollen, wenn er Ihren Schmerz nicht teilt."

„Ich groll' ihm nicht. Das ist's auch eigentlich nicht, Herr Pastor."

„Was denn?"

„Daß ich's ihm nicht sagen kann, — daß ich das in mir fressen lassen muß wie einen Wurm. Ich wollte, ich hätt' einen, dem ich's zuschreien könnte, wie mir ist."

„Sie haben mich, liebes Kind."

„Ich hab' Sie nicht. Das ist es, daß jemand sein müßte, der's ganz, ganz mit mir teilte und trüge."

„Ich weiß wohl."

„Warum muß das so sein, daß man von einem Menschen nicht lassen kann, und fühlt doch, daß etwas fehlt? — Sehen Sie, wenn ich jetzt zu ihm sagen könnte: ‚Es ist nicht zwischen uns, wie es sein sollte, und so ist's wohl besser, daß —', dann wäre es vielleicht das Richtige, und nun, Herr Pastor, kann ich nicht."

„So gut sind Sie ihm bei alledem?"

„Ja."

„Dann wird auch Ihre Liebe den Ausgleich finden und Sie stark machen, — alles ohne ihn zu überwinden. — Was aber das Praktische betrifft, wovon wir schon geredet haben, das habe ich übernommen und das soll Sie nicht bedrücken."

Dem Wilhelm wurde die Sache wirklich manchmal ungemütlich. Was lief sie auch immer so düster herum, hatte ein Gestecke mit dem Pastor und schloß so hastig die Schübe zu, wenn er zufällig hereintrat!

Es war manchmal grade, als ob Gespenster in der hellen Sonne herumliefen oder mittags mit am Tische säßen.

Zum Glück war das Wetter schön: plötzlicher vorzeitiger Frost, davon die Bäume über Nacht rot wurden, und am Tag heller Sonnenschein, daß sich die letzte Ernte, Kartoffeln und Rüben, schön hereinbringen ließ, während alles in bunter Farbenglut stand.

Ein Vergnügen auch, um diese Zeit über Land zu fahren, wenn ein Geschäft abzuschließen war, so unzuverlässig dieses Vergnügen war: jetzt ein Prachtwetter, dann plötzlich alles im Nebel, grau und gedrückt und den nächsten Tag eine dunstige Sommerschwüle.

„Ihr in Eurem verwünschten Gebirge wißt ja alleine nicht, was Ihr wollt," sagte er eines Tages lachend, pfiff sich eins dem ganzen Trödel zum Trotz und dachte: ‚Heidi, noch den letzten Wagen Kartoffeln 'rein und dann — einmal eins von dem guten Merzdorfer Doppelbier gekostet! Und — die Gretel ein bissel getröstet, das schnurrige schwarzäugige Dingel! Daß ihr doch der Himmel einen andern zum Schatz gebe, der's heiraten könnte, und erwischte 'was Gutes!'

— — — — — — — — — — — —

Es hatte Anna und dem Pastor einige Mühe gemacht, die Erben des im Jahre Achtzehnhundertvierzig, ein Jahr nach seiner Rückkehr nach Tannenhausen, dort in Schwachsinn verstorbenen Karl Stiener und seiner Achtzehnhundertzweiundsiebzig gestorbenen Schwester ausfindig zu machen. Es waren die beiden Enkelkinder dieser Frau, Gustav Lehnert, der ein kleines Warengeschäft in Liegnitz hatte und seit einigen Jahren großjährig war, und seine minorenne Schwester, die bei ihrem Vormund, einem Brauer, in Diensten stand.

In der Anna war etwas so Starkes und Wahrhaftes, daß es sie manchmal drängte, alles, was geschehen, nicht bloß dem Wilhelm, sondern vor der Welt offen zu bekennen — aber sie sah wohl ein, daß man die Beraubten entschädigen könne, ohne Namen und Ansehen bloßzustellen, und daß die Rücksicht auf Vater und Bräutigam dies gebiete. Sie hatte beschlossen, den beiden Stiener'schen Erben die gleiche Summe zu zahlen, die ihr Vater einst im Stiener'schen Namen erhoben hatte, das heißt jedem diese Summe. Darauf war Wißmann nach Breslau gefahren, hatte das Geld bei einem Bankier unter einem beliebigen Namen eingezahlt, war dann nach Berlin gereist und hatte von dort aus Briefe an Gustav Lehnert und den Vormund seiner Schwester gesendet, in denen diese Personen unter Verschweigung des Hendrich'schen Namens, aber in Erinnerung an die Ereignisse aus dem Jahre Achtzehnhundertvierzig aufgefordert wurden, die betreffenden Summen zu erheben.

Zufällig war das junge Mädchen, das auf so seltsame und unvermutete Weise in den Besitz dieses Erbes treten sollte, nur zwei Meilen etwa von Rodau bedienstet, und es war nur zu natürlich, daß sich

Digitized by Google

in Anna der Wunsch regte, sie kennen zu lernen, um so mehr, als sie in diesen Tagen öfters Ausfahrten in die Nähe des Ortes führten.

An demselben Tage, da Wißmann die Briefe in Berlin aufgab, also noch ehe die Ahnungslose von ihrem Glücke Kenntnis erhalten, geschah es, daß die Anna in der Merzdorfer Brauerei abstieg und die Wirtsstube betrat.

Es war ihr gar wunderlich, als ihr ein zierliches, schlankes Mädchen in roter Bluse entgegentrat, ein niedliches Ding, das das kleine dunkelhaarige Köpfchen ein wenig nach rechts hielt, sie mit glänzenden schwarzen Augen ansah und freundlich dazu lächelte mit einem dunkelroten, reizenden Munde, in dem etwas Schalkhaftes und Keckes zuckte. Das war diese brünette schlesische Art, brünett mit ganz weißem Teint, diese leichtbewegliche, in der die Musikanten, die Liederdichter und die flotten Tänzer stecken, die raschen und lustigen Leute, die sie so gern hatte, klug und gutherzig und bethulich.

„Bringen Sie mir eine Tasse Kaffee,“ sagte die Anna, sah sich um und setzte sich in eine dunkle Ecke, die sie lockte.

„Etwas dazu?“

„Nein, danke.“

Dann ließ sie die Kleine bis an die Thür gehen.

„Sie, Pauline oder Ernestine, oder wie Sie heißen —“

„Ich heiß' Hulda.“

„Also, Hulda, bringen Sie mir erst ein Glas Wasser, bitt' schön!“

„Gleich, Fräulein.“

Also, — das war sie ja schon! Und die Anna stützte die Arme auf den Tisch, den Kopf auf die Hände und fühlte Thränen in die Augen treten. Warum nur? Die ganze Zeit hatte sie sich tapfer gehalten in dem Gefühl, etwas Wichtiges und Gutes zu thun, alte Unbill wieder gut und ein paar Menschen glücklich zu machen, während sie unglücklich war und sich zwingen mußte, dem Wilhelm ein freundliches Gesicht zu zeigen, und ihr so gar nicht recht bräutlich mehr zu Mut werden wollte. Und nun rührte sie das armselige Dingel mit seinen Äugeln wie ein Vögerl und seinem klugen, guten Gesichtel.

Wie die jauchzen und singen würde! Das hätt' sie sehen mögen! Und wieder quollen ihr die Thränen hervor. Manche hatte ein plötzlicher Reichtum, — was ihnen ein Reichtum war, — verderbt und elend gemacht, ihnen Müßiggang, Hochmut und Leichtfertigkeit gelehrt, — aber diese Hulda sah gescheit und brav aus, — und dann war ja der Vormund, der sich doch auch um die Sache kümmern würde. Da kam sie schon und lachte sie schon von weitem an. Und nun wußte sie auch, warum ihr die Thränen gekommen waren: es war Neid, Neid auf diesen harmlosen Frohsinn, auf dies ungekränkte Gemüt. Nicht Mißgunst, bloß der heiße Wunsch: ‚So glücklich möchtest du auch sein.‘

„Danke!“ sagte sie und sah sie an.

Neid vielleicht auch auf diese Anmut und Beweglichkeit, die ihr abging.

„Sie haben wohl Trauer?“ fragte die Kleine, teilnahmsvoll die Thränen der Fremden und ihre schwarze Kleidung zusammenreimend.

„Um den Vater.“

„O je! Ich hab' meinen gar verloren, wie ich fünf Jahr' war, das war wohl noch schlimmer.“

„Freilich.“ Und wie sich hier die Gelegenheit gerade bot, knüpfte sie daran allerlei Fragen: woher sie stamme, wie alt sie sei, was sie alles gelernt habe?

„Hulda!“ rief's aus der Küche mitten in die Unterhaltung hinein.

Gleich darnach kam die „Gretel“ mit dem Kaffee zurück, den sie in der Rechten balancierte, während sie auf den linken Arm ein etwa halbjähriges Kind genommen hatte, mit dem sie plauderte: es solle hübsch still sitzen, daß es nicht um den Kaffee ginge, und so dergleichen.

Das Tablett gelangte auch glücklich auf den Tisch, die „Gretel“ sagte: „Bitt' schön,“ lächelte und blieb stehen. Ein freundliches Bild.

Die Anna, seltsam bewegt, streckte die Hand nach dem Kinde und faßte es an dem einen Händchen. So 'was würde sie auch mal haben, aber vielleicht mit schwarzen Augen und dunkeln Härchen. Über das drollige Zeug! Sie würde es so lieb haben, aber sie würde nicht so hübsch mit ihm umzugehen wissen wie die Hulda, die immer mit dem Kinde schwatzte, es zärtlich herumhudelte und hundert drollige Namen dafür wußte.

„Wollen Sie's einmal halten, Fräulein?“

„Ich habe noch keins gehalten, ich drück' es am Ende,“ sagte sie, wurde rot und dachte, wenn sie 'mal eins hätte, so könnte sie am Ende das Gräßlichste vergessen, daß ihr Vater ein Räuber und Mörder gewesen war. Und sah wieder das Mädchen an, das ihr so gut gefiel, zu der sie ordentlich eine Art Zuneigung hatte und gar keinen Neid mehr, und gönnte ihr alles von Herzen: Frohsinn, leichtere Art, und wie sie sich über das Geld freuen würde. Denn ihr war alles Geld und Gut bloß noch wert für den Wilhelm.

Digitized by Google

„Sie sind wohl sehr glücklich, Hulda?" fragte sie sie.

„Ich? Ach, du meine Zeit, Fräulein, ein armes Dienstmädel wie ich, wie soll man denn da glücklich sein?"

„Sie sind aber doch lustig; Geld macht auch nicht immer froh, das braucht man nicht gerade dazu."

„Das schon. Aber lustig, — das bin ich nur so obenhin."

„Und untenhin?"

„Da bin ich traurig."

„Kann man das auch zusammen sein? Dann ist die Trauer wohl nicht die schlimmste."

„Ach, Fräulein!"

„Da ist wohl gar der Schatz eingezogen?"

„Ich hab' keinen Schatz."

„Oder die Mutter krank?"

„Mein' Mutter hab' ich auch nicht mehr. — Willst Du stehen, Luscheldchen, will mein Hundeviecherl schön steh'n?"

„Da fehlts wohl an einem neuen Kleide zum Tanz?"

„Ach nein!" Und da stürzten ihr die Thränen in die Augen.

„Nu weiß ich schon nichts mehr," sagte die Anna und that ein paar Schlucke.

„Ja, wenn Sie auch das wüßten, wie das is!"

„Das Unglück wird ja nicht zu groß sein. Ist die Frau so grob?"

„O nein, die Frau is gut. 's is halt schon um ein Mannsbild. Wenn daß er könnte, wär' er schon mein Schatz."

„Warum kann er denn nich?"

Die Hulda wischte sich die Augen mit der Schürze.

„Ach, Fräulein, wenn man's sagt, is 's auch gar zu dumm, aber: er hat halt schon ein' and're, und der muß er doch Treue halten, gelt? Die muß er da doch heiraten, gelt?"

„Ja freilich!"

„Und 's is auch gar ein Feiner, ein Reicher, ein Bauernsohn und heirat't ne Bauerntochter. Was is man dagegen! — Hier, Gustel, hier!"

„Nun, es find't sich wohl ein and'rer, dem Sie gefallen."

„O ja, warum nich? Aber wenn's einem einer halt so angethan hat, — 's Herze is doch kein Gummiball, springt heut dahin, morgen dorthin! Und lieben kann ich doch kein' andern, und zersehn' mich alle Tage um ihn, und kommt er, was is größer, mein' Freude oder Unglück? Is er aber dann gegangen, so möcht' ich schreien vor Kummer. Ach, wer's nich kennt, der kann lachen! — Stille, Gustel, stille!

,Mei Schatz is a Reiter,
A Reiter muß sein,
Das Pferd is dem Kaiser,
Der Reiter is' —

Der is aber auch nich mein! Und da sind wir eben betrübt, Gustel, gelt?"

„Ist er ein Reiter?"

„Nu! Husar."

„Auch Husar?"

„Haben S' auch einen?"

„N — ja."

„Ach, das sind gar zu feine Kerls!"

Die Anna knöpfte ihr Jacket auf. Es wurde ihr mit einemmal so heiß.

„Vom Kaffee," sagte die Hulda freundlich. „Oder is Ihn' schlecht, Fräulein?"

„Nein, gar nich!"

„Wollen Sie nich doch 'was dazu essen? Wir haben so guten, frischen Streuselkuchen."

„Ich danke."

„Nu! — Was will denn das Kind? Hoppapa? sieh doch das schöne Fräulein! Hopp, hoppapa. Wieder singen, Gustel?

,Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu — Wein.

Juchhei' —"

„Das ist doch kein Lied für Mädchen. Woher haben Sie denn das Lied?"

„Das is woll ein Husarenlied, Fräulein, das hab' ich — eben von dem."

Die Anna stand auf und setzte sich wieder.

„Wie heißt denn Ihr Schatz?" fragte sie auf einmal ganz hart.

„Das weiß ich selber nicht. Ich hab' ihn nie gefragt, und es hat ihn keiner gerufen. Ich denk' vielleicht Fritz. Zu mir sagt er immer Gretel. Und ich hab's ihm doch gesagt, daß ich Hulda heiß'," plauderte sie, „aber er heißt mich immer Gretel. ,Gretel, Dich, wenn Du ein Bauerngut hättst, Dich wollt' ich und kein' and're.' Ich sagt' zu ihm: ,Sind Sie denn Ihrer Braut nich gut?' ,Ja,' sagt er, ,schon, aber nich so wie Dir.' Und hat mich immer geküßt und geküßt. ,Und an meinem Hochzeitstag denk' ich an Dich.' Ach Du mein Gott, der wird wohl nu gewesen sein, und is gewiß hoch hergegangen, und is mir nur immer, als sollt' mein Herze in Stücke gehn! — Ninnei, das Kind, hübsch schlafen! Ninnei, Ninnei, — ich werd' ihn in den Wagen legen, Fräulein. Psch, psch! So,

mein Gustelchen. — Und nun denken Sie, ich bin lustig, ich? — Ja, wie ich sagte: obenhin, Fräulein!"

Damit bettete sie das Kind in den Wagen, stellte das Kaffeegeschirr zusammen und wollte es eben hinaustragen, als draußen ein Wagen knirschte. Das Tablett zitterte ihr so in den Händen, daß sie es auf den Schenktisch wieder hinstellte.

„Ach, mein Gott!"

Da ging auch schon die Thür auf.

„'s Greterle! Bist so erschrocken, Katzel? Bei uns ist 's schon gar nich mehr — zum Aushalten! — Was willst Du? Was is? Ein Fräulein ist da? — Da bin ich 'rübergefahren — zu mein lustigen Schneckel —." Und ließ sie erst gar nicht zu Worte kommen, wiegte sie in seinen Armen hin und her und küßte sie nach jedem dritten Wort auf den Mund.

„Ein Fräulein is doch —"

„Ach was!"

„Laß sich nur niemand stören," sagte auf einmal eine harte Stimme. Und gleich darnach schritt eine an ihnen vorüber zur Thür hinaus, ein Fünfzigpfennigstück auf den Schenktisch legend.

„Donnerwetter!"

„Ich sagte Ihn' ja, — ach Gott!"

„Das ist aber eine verfluchte Geschichte!"

„Das war doch nicht gar, — Jesus Maria!"

Da klappte draußen schon ein Wagenschlag, und — rritsch, — gings über den Kies und zum Hofe hinaus.

Er drehte sich um, ließ sie stehen und rannte hinaus. Die Anna war mit den Braunen gekommen, er mit den Füchsen. Der Christian oben auf dem Bock machte ein unbeschreiblich dummschlaues Gesicht.

„Fahr zu, was Du kannst, Mensch! Wir müssen eine Viertelstunde eher drüben sein als die Braunen."

„Gelt ock, Herr, daß mer de Füchse rungnieren! Dadernach geht's mir schlecht. Die Braunen, die halten ganz anders Tritt! Mit der Stute ging's noch, aber was der sattlige is —"

„Willst — Du — zufahren, Kerl!"

XIV.

Als die Anna im Hendrich-Hofe ankam, stand der Königsurlauber von den Husaren hemdsärmelig, mit aufgestemmten Armen unter der Hausthür und lachte, öffnete dann den Schlag, ergriff ihre Hand, um ihr beim Aussteigen zu helfen und sagte: „Das war aber ein' lustige Wettfahrt! Und bin mit meinen Füchsen doch eher auf 'm Flecke!"

Die Anna, in deren Herzen die ganze Fahrt die schwersten Kämpfe getobt, war im ersten Augenblicke so betroffen von seinen Worten, daß sie ihn gar nicht verstand, dann begriff sie seine Absicht, mit liebenswürdiger Unverschämtheit die Sache als einen Spaß zu behandeln und damit zugleich den Dienstboten einen Wink zu geben.

„Sind wir denn überhaupt schon am Ziel?" fragte sie, an ihm vorüberschreitend.

„Thu' nur die Pferde gut abreiben, sie sind stark im Schweiße," rief der Wilhelm dem Kutscher zu. „Dann füttere, und später können sie in der Egge geh'n, wo die Erbsen hinkommen soll'n!"

„Gut, Herr."

Dann pfiff er sich eins und stieg hinter ihr die Treppe hinauf. Aber es war etwas Krampfhaftes in seiner ganzen Art.

Die drei neu eingerichteten Stuben lagen auf der einen Seite und ein paar Gaststuben auf der andern.

Sie schloß eines dieser sehr einfach hergerichteten Gastzimmer auf und machte die Thür wieder zu, unbekümmert seiner Wege, nahm den Hut ab, zog das Jacket aus und legte sie auf das Bett. Indessen knarrte er draußen auf dem Flur herum, rief irgend einen Befehl hinunter, stiefelte nochmals auf und ab und trat endlich auch ein, mit dem schlauverschmitzten Gesicht, das er schon unten aufgesteckt.

„Na! Da sei nur nich lange erst groß böse, Anndel," sagte er gemütlich, gab ihr einen leichten Schlag zwischen die Schultern, aber ohne daß es ihm gelang, ihr in die Augen zu sehen. „Ich geb's ja zu, 's ist nicht grade fein, wenn einer acht Tage vor der Hochzeit 'ne and're küßt, aber Du mußt auch nicht mehr d'raus machen, als 's ist. Und — wahrhaftig! — 's soll auch nicht wieder vorkommen!"

Sie sah ihm mit großen Augen, die in einer schneidenden Bläue funkelten, ins Gesicht, ohne zu antworten, ohne eine Miene zu verziehen.

Er aber ergriff ihre linke Hand, legte seinen rechten Arm um sie und lachte sie jetzt ganz zärtlich und übermütig an.

„Laß mich los!" schrie sie da, „und nicht mehr angerührt!"

„Aber Anndel," besänftigte er die Aufgeregte, „das ist doch nu Unsinn. Siehst Du, wenn Du jetzt recht klug wärst, so wärst Du großmütig, lachtest und dächtest: ‚Mit einem Mann, der eine kleine Schwäche hat, läßt sich am leichtsten fertig werden'. Und also —"

„Wenn ich recht klug wäre, — o ja, warum denn nicht? Ich bin's aber nicht und will's nicht

Digitized by Google

sein. Denn ‚klug' sein heißt immer ein bissel mit dem Teufel einen Pakt machen, und das ist meine Sache nicht. Meine Sache ist überhaupt nicht mehr mit Dir, und muß Dich schon bitten, dahin zu gehen, wo man so kluge Dinge versteht, wie einer nachlaufen und küssen und den Kopf verdrehen und eine andere dabei heiraten wollen. Ich bin zu einfältig dazu und will zu einfältig dazu bleiben."

„Schwerenot, was legst Du auch gleich los! Und wo ich Dir aus freien Stücken abgebeten hab' und gesagt, ‚'s wird nicht mehr vorkommen', und machst so 'n Aufwasch wegen so 'm dummen Mädel."

„Und das dumme Mädel, die Du verrückt gemacht hast auf alle Weise? Der du Kummer und Herzweh —"

„Ach was ‚Kummer und Herzweh'! Morgen küßt sie ein and'rer, und da lacht sie wieder."

„Du liebst sie also gar nicht einmal?"

„Jesus nein, lieben! Man kann doch mit einem Mädel seinen Spaß haben, gefällt ihr gut, und ist vielleicht auch 'ne halbe Stunde lang in sie verliebt, — was ist nu da weiter!"

„Das will ich Dir sagen, was da weiter ist: daß man ein schlechter Kerl ist, ist da weiter, daß man keines ehrlichen Mädels Liebe und Treue wert ist, wenn einem ein Mädel so schlecht und gering ist, daß man's für nichts achtet, ob man's traurig macht oder nicht. Und entweder hast Du Dir nichts aus ihr gemacht, und dann warst Du ein Lump, daß Du's ihr vorgeredet hast, oder Du bist ihr gut und verliebt in sie, und dann bist Du erbärmlich feige, wenn Du's nicht eingestehn magst. Und hältst an mir fest ums Geldeswillen und um nichts weiter. Wäre die aber reich, so thät'st Du die achten, und ich wär nichts als das dumme Ding, wo's nicht drauf ankommt, weint sie sich die Augen aus oder nich. Ich will nichts davon sagen, kein Wort, wie Du mich geradeaus beleidigt hast, daß Du nebenher eine andre scharmierst, nur davon will ich reden, wie Du mich mit der andern kränkst. Denn ich kann nicht so denken: ‚die dort und ich hier und gehen uns nichts an', sondern mich geht jedes Mädel an, und wer eine gering achtet, achtet alle gering und mich mit. Und bist Du so einer — was weiß ich denn, ich wär' Deine Frau und dächtest: ‚so ein Weib, ob das 'mal flennt oder nicht, was kommt's darauf an, bin ich doch der Herr im Hause, und was ihr gehört, gehört doch nicht ihr, aber mir'. Und hätt' einen groß und reich gemacht, über mir zu stolzieren in dem Meinigen und jäh' mich verachtet, weil ich ein Weib bin. Und darum: nicht um das, was Du mir ohne weiteres angethan, aber um das, was Du der andern angethan, — und sollt' mir mein Herz brechen um Dich! — Aber es ist schon gesorgt, daß 's nicht bricht! — Ist dort eine Thüre für Dich, und so — Gott befohlen!"

Er sagte nichts, er zog die Lippen ein wenig breit und sah sie aus einem blassen Gesichte finster an, trotzig, hochmütig, und — ging.

Sie hörte seine Schritte auf der Treppe, im Flur, hörte die Thüren auf- und zuschlagen und dann die Hausthür ins Schloß fallen.

Da warf sie sich aufs Bett, drückte den Kopf hinein und die Zähne in den Arm, fest, ganz fest. Nur nicht schreien!

— — — — — — — — — —

Draußen lag die Welt gold- und purpurfarben, nur die hohen Bergkuppen dunkelgrün, aber thalwärts alles in leuchtendem Bunt. Es flammten die Büsche, es glänzte im Grase auf und nickte purpurn dem Bache zu.

Und es flammte im Antlitz dessen, der finster und trotzig die Landstraße hinabschritt und wieder hinauf, der Höhe zu, auf der die Gastwirtschaft lag.

Dort ließ er sich nieder, bestellte sich ein Bier, steckte eine Cigarre an und sah in das Land hinaus.

Was hatte er denn eigentlich gewollt, was beinahe schon gethan?

Seine Seele verkaufen um ein buntes Stück Land, um ein paar Kisten und Kasten, voll mit unredlichem Gelde, — seine Manneskraft, seinen fidelen Sinn, sein Herze und Gemüt verschachern! Das hatte er gewollt.

Und hatt' es selber nicht eher gemerkt, was für einen elenden Handel er da vorgehabt, bis daß er die Gretel zum letzten an seinem Herzen gehalten und war hingegangen und hatte noch den Braven gemacht und sie von ganzer Seele verleugnet, das Schneckel, das ihm so gut war. Alles aus purer, gemeiner Geldgier und aus Hochmut!

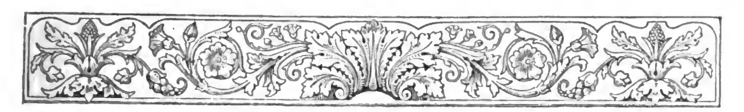
Und gut, daß keine Spiegel an den Bäumen hingen und er brauchte nicht hineinzusehen und den Menschen zu sehen, der in des Kaisers Leibregiment gestanden und ein solcher Lump geworden war!

Zum Teufel, das war er doch nicht!

Da sollte doch einer kommen und ihm das sagen, — er selber durfte sich das nicht anthun.

(Fortsetzung folgt.)





Alle Rechte vorbehalten.

Agnese.

Dramatische Dichtung in drei Aufzügen von Ernst Wichert.

(Schluß.)

Erik (nähert sich Agnese).
Agnese, geliebteste Braut!

Agnese (wendet sich erschreckt um).
Was willst Du noch? Mein Vater befiehlt,
Daß ich Dir folge zum Altar —
Ich gehorche.

Erik.
Nicht kränken will ich Dich.
Ungezwungen sollst Du mir folgen:
Wie ich Dich liebe, will ich geliebt sein.

Agnese.
O, was begehrst Du von meinem kranken Herzen.

Erik.
Gedenke froher Jugendzeit,
Die wir vereint genossen,
Als uns der Erde Herrlichkeit
Den Himmel aufgeschlossen;
Als wir gewandelt Hand in Hand
Auf der grünen, blumigen Aue,
Am Strand, gelagert in den Sand,
Aufs Meer geblickt, das blaue.
Du sangst ein Lied, ich lauschte still,
Du schwiegst, ich sang Dir's wieder,
Dann widerhallte Berg und Thal
Vom Zwieklang unsrer Lieder.
Die jungen Herzen fanden sich,
Die jungen Herzen banden sich,
Und wußten nicht, wie das gescheh'n.
Was so gelebt, nie kann's vergeh'n.
O Agnese, ewig geliebte,
Wende wieder Dein Herz zu mir!
(Er zieht sie an sich.)

Agnese (bewegt).
O, Du bist treu und gut — könnt' ich Dir's lohnen!

Erik.
Du liebst mich noch! (Schließt sie in seine Arme.)

Agnese (überwältigt).
Ach, hätt' ich's nie vergessen!

Erik.
Schließ' Dich an meine treue Brust,
Fühl' Herz am Herzen schlagen,
Und wiederkehrt die Liebeslust,
Wie in den jungen Tagen.

Stimmen der Meerfrauen (vom Wasser her).
Schlaf, hold Kindlein, schlaf!
Su — su — su —
Unter den Wassern ist's still.
Kindlein nicht schlafen will —
Su — su —

Agnese (reißt sich los).
Horch, horch!

Erik.
Was ficht Dich plötzlich an?
Es ist nichts.

Agnese.
Die alte Weise —

Erik.
Ans Ufer schlagen die Wellen leise.

Agnese.
Gottes Barmherzigkeit! Kein Traum.

Erik.
Komm fort.

Agnese.
Nein, laß mich, geh!
Noch einen Augenblick laß mich allein,
Wenn Du mich liebst —!

Erik.
Du willst es.

(Hilde tritt ein.)

Erik (zu Hilde).
Behüte sie! (Ab.)

Hilde.
Was starrst Du so wild aufs Meer hinaus?
Du ängstigst mich.

Agnese.
Horch! Hörtest Du nichts?
Da wieder.

Digitized by Google

Die Meerfrauen (unsichtbar).

Kindlein kann nicht schlafen.
Trüb' sind ihm die Äugelein,
Bangt nach seinem Mütterlein.
Kindlein kann nicht schlafen.

Agnese.

Hörst Du sein ängstlich Schrei'n?

Hilde.

Nichts hör' ich als der Wellen
Eintönigen Gesang.
Beruhige Dich!

Agnese.

Wie kann ich ruhig sein?
Hörst Du das Kind nicht schrei'n?

Hilde.

Das Kind?

Agnese.

Dort in des Meeres Tiefe.
Mein Kind!

Hilde.

Das sind Wahngestalten,
Wehre sie ab.

Die Meerfrauen.

Kehr' zurück, kehr' zurück, bald, bald!
Deinem Kindlein geschieht Gewalt,
Es ist sterbenskrank.

Agnese.

Mein Kind, mein Kind! Laß mich fort!
Zu ihm!

Hilde.

Ich lasse Dich nicht.

Agnese.

Du hörst,
Es ist sterbenskrank.

Hilde.

Dich bethört der Wahn.
Wo strebst Du hin?

Agnese.

Ins Meer hinab.

Hilde.

Du darfst nicht.

Agnese.

Weh', mein Ring!
Die Erde hält mich fest, die Erde.
Ich kann nicht fort.

(Das Meer braust stärker. Gewitter.)

Rolf (Stimme aus der Tiefe).

Agnese!

Agnese.

Hörst Du ihn nicht? Er ruft mich,
Er fordert mich zurück.

Hilde.

Es ist nichts.

Agnese (dem Meere zugewandt).

Klage mich an!
Untreu ward Dir mein Herz.

Die Meerfrauen.

Komm, komm, Mütterlein, eile,
Daß Dein Kuß wärmend heile.
Kalt sind die kleinen Händchen schon.
Kommst Du nicht bald, so stirbt Dein Sohn.

Agnese.

Mein Sohn! (Sie sinkt nieder, die Hände flehend nach dem Meer gewendet.)
Gieb mir das Kind!

Rolf (aus der Tiefe).

Nein, nein!

Die Meerfrauen (ebenso).

Komm, sonst stirbt Dein Kindelein.

(Agnese sucht sich loszureißen.)

Hilde (hält sie).

Steh mir bei, Herre Gott,
Allmächtiger, Allgütiger!

(Die Glocken läuten.)

Agnese (matt).

Die Glocken — Die Glocken!
Gott, Gott, sei mir gnädig!

(Das Glockenläuten dauert fort. Brautzug. Die Brautjungfern führen Erik ein und geleiten ihn zu Agnese. Chorknaben, Geistliche, der Bischof, wieder Geistliche, dann Stabträger, Mannen, König Haro, Gefolge.)

Erik.

Laß Dich erbitten, Liebste, reich' mir die Hand.
Sieh, man wartet auf uns.

(Er sucht die ganz Willenlose zu erheben, von Hilde unterstützt.)

Haro.

Zur Kirche!

(Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Stärkeres Gewitter. In einer Wolke über dem Meer taucht Rolf auf.)

Rolf.

Nicht umsonst hab' ich gewarnt.
Mächtig ist die Erde,
Über die Wasser wuchs sie hinaus,
Alles Lichtgebor'ne
Hält sie mit Mutterarmen
Überstark.
Nur die Liebe, die Tod nicht scheut,
Zwingt die Gewalt'ge.
Ja, Du hast mich geliebt,
Als Du in meinen Armen
Stürztest ins Meer hinab.
Aber das Heimweh blieb,
Bändigte die Liebe —
Und Du gingst von mir.

Wasserfrauen.

Gebrochen ist das Auge,
Das uns so hold gelacht,

Digitized by Google

Die bleichen Lippen zucken
Im Schmerz — bald ist's vollbracht.
Die Mutter kam nicht mehr zurück.
Nimm Abschied, Herr, vom Erdenglück.
Dein Kindlein stirbt.

Agnese.

Es stirbt!
Mein Kind, mein Kind!

Rolf.

Mein Kind!

Agnese.

Laßt mich sterben mit meinem Kinde!

(Sie eilt auf den Altan und springt ins Meer.)

Rolf.

Ja sterben. Retten kann ich Dich nicht.

Haro, Hilde, Erik.

Agnese! Verloren!

Rolf.

Die Mutterliebe gab ihr den Tod.
Nun sind sie vereint, Mutter und Kind —
All mein Glück ist in Ewigkeit hin. (Versinkt.)

Chor der Wassergeister.

Still sind die tiefen Wasser — still, still.

Chor auf der Bühne.

Herr erleuchte
Mit Deiner Gnade Licht
Die im Finstern wandeln,
Daß sie Dich fürchten,
Daß sie Dich lieben,
Daß sie Dich erkennen!

(Der Vorhang fällt.)



Aphorismen.

Von Hans Roeder.*)

Anständige und geistig hochstehende Menschen begehen gewöhnlich den Fehler, ihre Mitmenschen zu überschätzen; denn sie schließen von sich auf die Andern.

*

Nur eins verleiht den Menschen Wert; aber das sind weder die ihnen angeborenen Talente, noch ist es die Stellung, die sie in der Menschenwelt einnehmen. Wert sind die Menschen in Wahrheit nur so viel, wie das wert ist, was sie während ihres Lebens aus eigener Kraft der ihnen überkommenen Individualität an Wert hinzuzufügen oder an Unwert abzunehmen verstanden haben.

*

Sei Du Dir selbst Deine Welt und für diese Welt lebe und stirb!

*

Wie die Kaufleute ihre Bilanzen ziehen, sollten auch die andern Menschen von Zeit zu Zeit einen Strich unter ihr Leben machen, um über das endgültig hinweg zu kommen, was einmal hinter uns liegt. Das gehört zur Ökonomie des Lebens. Wer das nicht kann und den ganzen Trödelkram, der sich im Laufe eines Menschenlebens anhäuft, mit sich herumschleppt, der wird sich selbst das Leben sehr erschweren.

*

Wenn wir nicht essen und trinken könnten, würde sehr vielen Menschen das Leben unerträglich sein.

*

Das Wandelbarste im menschlichen Leben, die Illusionen, sie sind in Wahrheit doch das Dauerhafteste; denn nur sie bleiben uns treu von der Kindheit bis zum Grabe.

*

Wenn das Leben keine Wüstenwanderung wäre, hätten auch die Oasen in der Lebenswüste keinen Wert.

*

Noch immer ist im Schachspiel des Lebens die Lüge meistens König und der Anstand nichts als ein gemeiner Bauer.

*

Das menschliche Leben ist eine Bergtour; man muß klettern und klettern und wenn man glücklich oben angekommen ist, dann sieht man nur, daß man nichts sieht.

*

Man soll nicht klagen, wenn die Sporen des Lebens uns blutige Wunden schlagen. Ohne Sporen wird nichts Großes geboren.

*

Um die Gerechtigkeit, die in den Dingen selbst liegt, erkennen zu können, muß man über Menschenalter hinwegblicken, sonst erscheint das Leben ungerecht, wo es in Wahrheit doch gerecht ist.

*

In dieser Welt hat nichts Bestand als der Wechsel; bei vielen kann man auch sagen: die Wechsel!

*

Zehn Jahre im Schritt, zwanzig Jahre im Trab und dann im Galopp, so ungefähr verteilen sich die Gangarten, in denen man durchs Leben reitet.

*

Das Leben ist eine Schule der Charakterlosigkeit, denn es macht viele Menschen so glatt und rund, wie die Kieselsteine, die das Wasser von den Alpen bis zur Nordsee getragen hat.

*

*) Vergleiche Seite 31 und 80 des laufenden Bandes. D. Red.

Das ist das Merkwürdige im Menschenleben: Unsere Mitmenschen strafen uns für unsere Tugenden; wir selbst aber strafen uns durch unsere Laster. Kein Wunder, daß das Leben nachdenklichen Menschen häufig wie eine einzige große Strafanstalt erscheint.

*

Wie man im Meere am Durst stirbt, so stirbt man im Leben am Leben.

*

Das Menschenleben wird immer mehr zu einem geistigen Wettrennen. Wer am weitesten voraus denkt, der bleibt Sieger.

*

Wertvoll ist das Leben eines Menschen dann, wenn derselbe sein Leben lang bestrebt ist, sich selbst überflüssig zu machen, d. h. sein Wissen und Können so viel wie möglich auf die anderen Menschen zu übertragen, damit die ganze Menschheit reicher wird.

*

Es sind nicht die Hungernden, die am hungrigsten vom Gastmahl dieses Lebens aufstehen.

*

Es geht uns mit dem Leben wie mit einer Seereise, bei der das Schiff leck wird. Eine Illusion nach der andern müssen wir über Bord werfen, um uns aufrecht zu erhalten, bis wir schließlich doch selber über Bord springen müssen.

*

Die beste Art, sich das Leben leicht zu machen, ist die, daß man schwer arbeitet.

*

Das Dümmste am Leben ist das, daß man mit seinen Dummheiten viel mehr Glück hat, als mit dem, was man Gescheites schafft.

*

Wer das Menschenleben wirklich kennen lernen will, der muß mitten hinein, der muß in die Tiefen steigen; denn wer es nur von oben betrachtet, dem werden die Dünste und Nebel dieser Menschenwelt fast immer den Blick trüben.

*

In der Jugend sieht man das Leben durch ein Vergrößerungsglas, im Alter durch ein Verkleinerungsglas an.

*

Im Menschenleben giebt es in der That ein perpetuum mobile — das ist das Gold.

*

Oft könnte man wirklich sagen, daß die Menschen nichts besser verstehen, als sich selbst das Leben nach Kräften zu erschweren.

*

Was sollte aus uns armen Menschen werden, wenn wir nicht sterben könnten? — Ein geradezu entsetzlicher Gedanke!

Wahrhaft vornehme Naturen vereinsamen um so mehr, je mehr sie unter Menschen gehen.

*

Täglich wandeln wir furchtlos über die abgrundtiefen Klippen des Lebens dahin und doch schwindelt uns, wenn wir einmal von hohen Bergen in die Tiefe schauen.

*

Die Zahl der Kinder, die an der Liebe ihrer Eltern sterben, ist erschreckend groß.

*

Durch Reichtum und Erfolge sind mehr gute Köpfe zu Fall gekommen, als je durch Richtbeile fielen.

*

Der Tod ist das große Stück Zucker, mit dem die gute Mutter Natur allen ihren Erdenkindern den bitteren Cichorienextrakt dieses Lebens am Ende doch noch versüßt.

*

Was für die Gestirne die Weltaxe, das ist für das Leben der Tod. Er ist die ewig ruhende Linie, um die das Dasein hin und her pendelt, bis es in ihr wieder ins ruhende Gleichgewicht zurückfließt.

*

Einen guten Kopf erkennt man zunächst daran, daß er bei seinen Mitmenschen Kopfschütteln erregt.

*

Genialität ist die Gabe, während eines ganzen Menschenlebens die Welt mit kindlicher Unbefangenheit zu betrachten.

*

Wie die Reben, so wachsen auch die Gedanken am üppigsten auf vulkanischem Boden.

*

Auch zum Brillantschliff des Geistes bedarf es vieler Arbeit und harter Werkzeuge.

*

Von allen Problemen, mit denen sich Menschen beschäftigen, ist das Flugproblem das wichtigste; denn mit dessen Lösung werden abertausend andere Probleme ganz von selbst in die Luft fliegen.

*

Was für den Magen das tägliche Brot, das sind für den menschlichen Geist die Illusionen. Wir würden ohne Illusionen geistig des Hungers sterben.

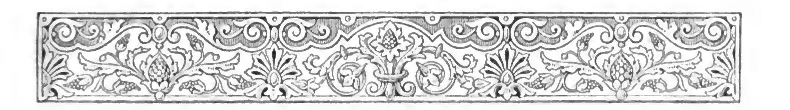
*

Die geistreichen Köpfe sind die Raketen, die die Natur am Nachthimmel des menschlichen Gesellschaftslebens von Zeit zu Zeit zur Freude, aber auch zur Warnung der Menschen aufsteigen läßt.

*

Es ist der Vorzug genialer Menschen, daß dieselben die Welt nicht nur durch ihre eigenen, sondern auch durch die Augen der andern Menschen zu betrachten im stande sind. Darum ist ihr Leben so viel reicher als das der Anderen; aber es ist auch viel schmerzlicher für sie.

Digitized by Google



Aber das Ende!

Von Emil Klein.*)

Sie hatte mir immer so große Augen gemacht, das zarte, blonde Mädel mit den dünnen, eckigen Kinderarmen und dem großen, frischen Munde. Sie bildete sich jedenfalls ein, sie kokettiere mit mir, und ich hatte sie die ersten Male immer so dumm angesehen; ich wußte gar nicht, wie mir ward. Sie trug ja noch kurze Röckchen, und' ihre Mama meinte bei jeder Gelegenheit: ‚Wenn meine Tochter erst einmal achtzehn Jahre alt ist — — —‘

Also noch nicht einmal achtzehn; und ich kam mir so geniert vor, wenn ich den Blick der großen, blauen Augen auf mir ruhen fühlte in verheißungsvollem Staunen. Ich lachte über mich, der ich wieder so jung und dumm geworden, dergleichen zu merken. Und als wir wieder einmal um den runden Familientisch saßen — sie neben mir — da durchschauerte mich dieser schwere, prickelnde Duft, der dem feinen Mädchenleibe da neben mir entströmte, und ich griff unter dem Tische nach ihrer Hand. Wie ein dünner Schleier huschte es über ihre Züge, und die großen, blauen Augen schlossen sich für einen kurzen Augenblick, während ich mir Gewalt anthun mußte, um mein Gesicht in Ordnung zu halten. Und dann stellte sie ihren Fuß auf den meinen und strich mir mit der Hand übers Knie.

Ich hatte mich also gefangen nehmen lassen; wohin sollte das führen? Wohin? Wohin so etwas immer führt. Vorerst wahrscheinlich in ihr Tagebuch, und dann ins Vertrauen ihrer Busenfreundin und dann vielleicht in die heiße, staubgeschwängerte Atmosphäre eines faden Thé dansant und dann wieder einmal auf einen Augenblick in eine verschwiegene Ecke des großen Zimmers, wenn die andern ins Gespräch vertieft sind — ja, und dann weiter — — — gab es doch kein Weiter! — Sie war ein Mädchen so selbstbewußt in ihrem instinktiven Magdtum, sie hatte eine Mama mit Falkenaugen und papierenen Ohren, wo giebt's da ein „Weiter“ — selbst wenn ich bereit war, all' meine hausbackenen und gutbürgerlichen Vorurteile zum Fenster hinauszuwerfen. Sollte ich aus dem kleinen, unreifen Mädchen meine Frau machen? Lächerlich, fällt ihr ja gar nicht ein. Also was? Nichts; die Sachen laufen lassen, wie sie eben mögen. Und dabei hatten wir uns ja noch nicht einmal ein einziges Wort gesagt. Ich hatte ihre Finger berührt, sie die meinen; ich hielt ihre Hand einen Augenblick länger als nötig nach dem kräftigen shake hand, der mir beim Kommen und Gehen zuteil wurde, und sie preßte dabei ihren spitzen Zeigefinger fest in die Fläche meiner Hand. Sonst nichts als Blicke.

Dann eines Tages, als ich kam, und niemand im Zimmer war als sie, da reichte sie mir zur Begrüßung beide Hände. Ich hatte sie angeblickt, sie wortlos an mich gezogen, und da bebte nun dies schlanke Körperchen unter dem rüden Drucke meiner ungeschlachten Männerarme. Und wie erschreckt ließ ich sie wieder los, und nur eine Erinnerung blieb mir, ein so weiches, dauniges Gefühl an meiner linken Wange, über die es stets fort und fort hinzog wie Wehen von bebenden Schmetterlingsflügeln.

Und fort und fort verfolgte mich quälendes Sinnen: Was soll daraus werden?

Alles war aufgescheucht in mir. Wie mit unruhig flatternden Flügelschlägen surrten meine gepeinigten Gedanken durcheinander, stießen sich, drängten sich, strebten zur Höhe und mußten immer wieder ausweichen vor einem, der schwarz und häßlich, höhnisch krächzend mein Innerstes erzittern machte, daß mir die kalten Finger bebten: Du hast sie gehalten, laß sie nicht los; sie duftet so wunderbar, so sinneberückend; schlürfe den Morgentau, der auf den zarten, geäderten Blättern da sich Dir anbietet. Und ich mochte schreien und um mich schlagen, den

*) Wir entnehmen diese bisher ungedruckte Skizze dem in einigen Wochen im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinenden Erstlingswerke eines jungen Dichters: „Das Weib und ich.“ Skizzen von Emil Klein. D. Red.

Digitized by Google

ekelhaften Gesellen loszuwerden, krächzend flog er ein Stücken weiter um sein häßlich Lied von neuem zu beginnen.

Daß der Mensch doch nicht von sich los kann! All mein hochfahriger Gleichmut war hin, fortgeweht vor dem Hauche zweier roter, kindlicher Lippen. Ich war zu nichts gut; den ganzen Tag balgte ich mich mit mir herum und dann ging ich wieder hin, strich um sie her. Und jeder ihrer Blicke schien mich um Verzeihung bitten zu wollen, daß ich gezwungen war, gleichsam um sie zu dienen; daß sie es so selten vermochte, mir die unangenehmen Gefühle fortzustreicheln, die das öde Gebahren der Philisterwelt rund um uns her mir über die zehnfach sensible Haut jagte.

Und dann begann es in meinem Herzen einzuziehen, wie fernes, leises Läuten, und staunend, ungläubig horchte ich dem schwebenden, mir so unbekannten Klingen. Und wo ich ging und wo ich stand, im Wachen wie im Träumen, ich hätte darauf schwören mögen, fern in mir, wo in einem weiten Walde schrille zitternd ein silberner Ton; und was auf seinen weichen Schwingen einhergefahren kam — das war die Liebe. Kopfschüttelnd ging ich gleichsam neben mir her, in heiligem, scheuem Staunen.

Und ich hatte keine Freude an meiner Liebe. Langsam, wie hinterlistig, hatte sie sich in mich eingeschlichen. Nicht wie ein liebgewohnter Gast erschien sie mir in meinem Herzen wohnend, nicht wie ein willkommener Freund, dem man sein Haus zur Verfügung stellt, den man aufnimmt in sein täglich Wandeln und Thun. Nein, wie ein Ehrengast schien sie mir, wie ein Fürst, der seinen Vasallen auszeichnet, indem er Besitz ergreift von dessen Hause, darin umherwandelt mit wohlaffektionierten Gnadenmienen, und jedem Plätzchen, das er betritt, ein weihevoll Angedenken aufprägt. Und ich dachte des submissesten Gastgebers, wie er sein Haus hat neu tapezieren lassen; all die alten vertrauten Möbel hat er fortgeben müssen, und neu gekauftes Prunkzeug steht in den frisch lackierten Gemächern. Und es kam mir zu Sinn, wie er, der Herr, ein Fremdling einherschreitet in seinem Besitz; er und seine Leute dürfen die Galakleider nicht ablegen, und des Abends, da sinkt er seufzend auf sein Lager und denkt darüber nach, daß er für die Ehre und den Glanz seines Hauses, für den Orden und den Titel, die seiner jetzt warten, so und so viele Tage eines freudevoll ruhigen, geräuschlos zufriedenen Daseins hingegeben. War das Opfer am Altar seiner Eitelkeit nicht doch zu kostbar?

So war auch ich fremd geworden in meinem Hause — in meinem Herzen. Ich und all' die Diener meines Gedankenhanshaltes, wir gingen nunmehr den ganzen Tag in Seidenstrumpf und Schnallenschuh'; all' die Räume meines Herzens, ich erkannte sie nicht wieder, so strahlten sie in neuer Pracht, in frischem Glanze. All' das zu Ehren des erlauchten Gastes. Und ich und meine Leute, wir schlichen nur auf den Fußspitzen umher, wir blieben gebückt stehen, wenn er, der Fürst, sich nahete; und jedes Wort, jede Geberde mußte ängstlich bewacht werden, damit sie „ihn“ nicht störe, „ihm“ nicht Mißfallen errege.

Ja, ein glänzender, ein gebietender, heischender Fürst war meine Liebe zu dem kleinen, schlanken Mädchen! Ich hatte all mein Denken ändern, all mein täglich Gewöhnen ablegen müssen, auf daß ich ihr, meiner Liebe, nicht mißfalle. Sie schritt in meinem Herzen umher, und alles das, was darin wohnte, breit und bequem an seinem Platze stand, ich mußte es in die Winkel zusammenrücken. Und jetzt wußte ich's: Jenes Läuten, es war nicht der Glanz des Frühlings gewesen, nicht der Friede des schimmernden Abends — was es gekündet, es war der blendende Schein der glitzernden Mittagssonne, des heißen, zitternden Sommertages würzende Schwüle gewesen, die in mich einziehen sollte. Und so schlich ich einher, und ich konnte die müden Augen kaum zur Hälfte öffnen, so stach sie das heiße, strahlende Gefunkel. — —

Hätte ich meinem Fürsten den Gehorsam aufsagen sollen? Hätte ich vor ihn hintreten sollen und sprechen: ‚Siehe, Herr, Dein Diener ist zu arm, länger Deine Anwesenheit zu ertragen! Ich habe mein bestes hingegeben, mein Haus zu schmücken, auf daß es würdig sei, Dich aufzunehmen. Ich habe Dich bis heute bewirtet, ich ließ es hergehen bei mir, wie es an Fürstenhöfen der Brauch. Nun kann ich nicht länger; entziehe mir Deine Gnade nicht, mein Herr, aber soll ich nicht zum Bettler werden, mußt Du mein Haus verlassen.‘ —

Aber wie konnte ich derlei wagen! Lieber zu Grunde gehen, ehe ähnliches beginnen. — Und dann der Orden und der Titel, der meiner harrte!

So brannte sie denn weiter in meinem Herzen, die goldene Sonne, und ihre schweren, sengenden Strahlen stiegen in seine verborgensten Winkel hinab, und alles Lebende, das sie dort trafen, mußte die Augen schließen, auf daß es nicht geblendet werde.

*

Und ich wollte den Orden, ich wollte den Titel. Da ging ich hin und sagte ihr, ich wolle meine Frau aus ihr machen. Ein Schatten von Röte

Digitized by Google

zog über ihre schmalen, wie Perlmutter schimmernden Wangen, und ihre Pupillen wurden weit und tief, tief schwarz, so wie damals, als ich unter dem Tische ihre Hand gefaßt hatte.

Ich sagte ihr, meine Liebe zu ihr wäre groß, stark genug für ein ganzes, langes Leben. Sie fuhr sich mit der spitzen, roten Zunge über die Lippen; dann sagte sie mir, daß auch sie mich ehrlich liebe, daß sie aber noch so jung sei, für sich nicht einstehen könne. Jetzt waren ihre Augen groß, klar, ihr Blick bestimmt; der Druck, mit dem sie meine Hand faßte, sollte für sie reden.

Und nochmals begann sie: ‚Ich habe Dich lieb, aber weißt Du, ich bin eine von denen, die es nicht zeigen können. Du mußt meinen Worten glauben.‘

*

Und ich glaubte ihr. Treu, ehrlich glaubte und hielt ich an ihr Wort. Wenn ich sie sah, mit ihr sprach, da kam mir so recht das zu Sinne, was ich in einsamen Stunden über meine Liebe zu ihr dachte. Ja, sie füllte mein Herz ganz aus; kein anderer Wunsch, kein anderer Gedanke hatte Platz, neben ihr zu wohnen. Meine Sicherheit, mein bestimmtes Entschließen hatten mich verlassen. Wo ich anfangs klar über unser Verhältnis nachgedacht, mein Uebergewicht über das unreife, schwache Kind gefühlt hatte als menschenerfahrener, erkennender Mann — nun glitt das Alles an mir nieder, zerflatterte unter meinen unsicher tastenden Händen, sobald ich vor sie hintrat, ihre blauen Augen, ihre starken, roten Lippen erblickte. Ich fühlte mich beengt, haltlos, schüchtern ihr gegenüber.

Wenn man uns allein ließ, vermochte ich nicht das einfachste Gespräch zu führen. Einmal, da hatte ich es versucht, das peinigende, verlegene Schweigen zu durchbrechen, ihr gesagt, wie lächerlich, unerklärlich ich mir vorkäme: der Mund wie zugewachsen. Das erste Mal seit jenem unserem Zwiegespräch wiederholte ich ihr, daß ich sie liebe. Sie drückte meine Finger, führte meine Hand an ihre Wange, aber mir kam es so klar zum Bewußtsein, wie banal eine derartige Betheuerung klinge, ohne Veranlassung, eine Gesprächspause ausfüllend.

Oft dachte ich: Wir sind doch geistig gleichwertige Menschen, warum nur vermag ich es nicht, eine Unterhaltung, einen Gedankenaustausch mit ihr zu führen wie mit anderen Mädchen? Ich dachte mir aus, wovon ich nächstens mit ihr sprechen würde, und als ich dann wieder allein mit ihr war, da hatte ich alles vergessen und quälte erfolglos mein träges, versagendes Gehirn. —

Und der Fürst ging noch immer um in meinem Herzen, und nach wie vor sengte darin der glühende Sonnenbrand, der dörrte all' meine Gedanken zu leblosen Mumien, die dann beim leisesten Hauche zu Staub und zu Moder zerbröckelten! — — —

Gepeinigt, voll Unfrieden schleppte ich einförmig das Leben meiner Seele hin. Und ich fühlte es deutlich: So wirst Du sie auf die Dauer nicht zu halten vermögen!

Ich wußte, daß alle die schwachen Fasern, mit denen ich sie an mich geknüpft hatte, reißen mußten, eine nach der anderen, langsam, aber sicher, alle ohne Ausnahme. Und dann mußte ich sie ja verlieren, unwiederbringlich verlieren! Womit konnte ich ihre Liebe an die meine binden? Mußte sie denn nicht irre werden an mir, der ich immer und immer wieder schwieg? Vermochte dies weltfremde Kind denn in Menschenseelen zu lesen, konnte es denn auch nur eine Ahnung haben von dem, was mein Sein zerwühlte, meine Welt durcheinanderwarf? Sie kann von alledem nichts wissen, nichts begreifen, denn in diesem jungen Herzen kann nie und nimmer ein Gefühl einziehen wie in das meine, alles vor sich her niederwerfend, alles um sich her zerstörend, so daß es allein dasteht, groß und allein, die Oede erleuchtend, wie ein Gott herrschend in dem leeren Weltenraume. Nein! Wenn nicht immer und immer wieder von neuem das kleine, flatternde Lichtchen Nahrung erhält, dann muß es in sich zusammensinken. So leuchten und so brennen wie der Brand in meinem Herzen konnte es nie und nimmer. Und was dann? Ich hatte alles hergegeben, hatte mein Herz ausgeräumt — und wenn dann da drüben der kleine Schimmer verlosch und zischend dann da drinnen die Sonne versank, sie, die von jenem Glanze lebte, was dann? Wie sollte ich mit meinen geblendeten Augen wieder sehen lernen, wie sollte es wieder grünen und sprießen auf dem leergebrannten, steinigen Acker? — — —

Und der gefürchtete Tag, er kam. Stundenlang war ich auf einem Spaziergange neben ihr hergeschritten. Ich hatte nichts zu sagen, ich fühlte es so enge und so trocken in meiner Kehle. Von Zeit zu Zeit wandte sie sich einem Anderen zu — und da war es mir, als hörte ich ein leises, knisterndes Zischen! Das kleine Flämmchen starb. Noch ein-, zweimal flatterte es empor, aber ich wußte gut: jetzt ist es aus.

Und es ward dunkel in mir; doch das müssen wohl meine Augen gewesen sein, die starben; denn ich fühlte es, daß nach wie vor die Sonne, die glühende, rote Sonne fortbrannte. — — — — —

Und als ich wieder allein war, da wollte ich

Digitized by Google

nicht glauben an jenen Tod. Ich ging wieder zu ihr, ich sah, wie sie kühl sich von mir ferne hielt; sie stellte nicht mehr ihren Fuß auf den meinen, sie preßte nicht mehr ihren spitzen Zeigefinger in die Fläche meiner Hand.

Und ich mußte Gewißheit haben. Sie selbst mußte es mir sagen, daß mir nun nichts mehr geblieben sei, den Fürsten, den Vielfraß in meinem Herzen zu füttern! Sie selbst mußte mir sagen, daß ich die prunkenden Gemächer darin für meine letzte Habe mit schwarzen Tüchern der Trauer bespannen dürfe; daß, wo mir nichts mehr zu ihrem Schmucke blieb, meine Thränen die silbernen Tropfen würden, dem großen Bahrtuche zum Saum, darein nun mein verschmachtender Fürst, mein sterbender Herr seine erdenmüden Glieder bette! —

Ich hatte ihr geschrieben, und nun saß ich da und hielt ein kleines Stückchen Briefpapier zwischen den Fingern; da konnte ich es lesen, was ich schon wußte.

Und wie ein Trauerzug wandelte es vor meinen Augen vorüber, kam die Straße herauf und zog sie wieder hinab: Es ist mir klar geworden, daß ich nichts für Sie empfinde! — — — nichts für Sie empfinde — — — nichts — — — empfinde!

Und ich säumte an dem großen, schwarzen Bahrtuch, und als die Quelle der silbernen Tropfen versiegt war, als keiner, kein einziger mehr aus ihr rinnen mochte, da war noch nicht einmal eine einzige Kante besetzt. Taumelnd erhob ich mich und dachte: Sie wird schon wieder fließen, die Quelle, und ich habe ja Zeit, viel, sehr viel Zeit. Sie wird schon einmal fertig werden, die letzte, o die so lustige Arbeit.



Das große Schweigen.

Es ist ganz still und dämm'rig um uns her.
Im Erker sitzen wir allein — und schweigen.
Durch meine Seele zieht ein wirrer Reigen
So tief und unergründlich wie das Meer.

Das Höchste, Reinste, das ein Mensch erwirbt,
Das Heiligste, das ihm ersteht tiefinnen,
Ich fühl' umsonst und nutzlos es verrinnen
Wie eine Quelle, die im Sande stirbt!

Du riefst es wach, doch wird es nie Dir kund.
Es bleibt in dunkler Brust unausgesprochen,
Der Seele Schweigen ward noch nie gebrochen,
Und einsam ist das Herz im tiefsten Grund.

Das ist ein Bann, von dem kein Gott befreit,
An dem der Seele Kraft zerbricht, und neigen
Muß sie sich doch. Es trennt das große Schweigen
Auch Dich und mich und unser Glück und Leid. — —

Melanie Ebhardt.

Stimmung.

Eine unerklärte Schwermut
Hat sich über mich ergossen;
Einsam wandernde Gedanken,
Stille, trauernde Genossen.

Um die Trümmer meiner Seele
Ziehen sie wie Wolkenmassen;
Meiner Lebensheide Öde
Melancholisch zu umfassen.

Ruhig liegt die braune Heide,
Hofft erquickungsreichen Regen;
Wandernde Gedanken, sendet,
Sendet Euren Thränensegen.

D. Hauer.

Male.

Ich war nicht still, ich war nicht stät,
Ich habe weit, weil ausgesät
Auf Erden meine Toten.
D'rum wo ich heute rasten will,
Da grüßen Male stät und still
Wie teurer Asche Boten.
Hier bracht' ich eigen Blut zu Grab,
Die Freundschaft senkt' ich dort hinab:
Es war in allen Tagen.
Auch Liebe ruht im kühlen Port
Und Glück und Hoffnung hier und dort:
Ich mußt' es später tragen. —
So manches, was den Geist bewegt,
Und vieles, was das Herz bewegt,
In Stadt und Land ich trug's zur Ruh
Und setzt' ein stolzes Mal dazu.
— — Wo werde ich das letzte bau'n? —
Der fremde Wand'rer wird es schau'n:
„Hier grub er seine Wünsche ein."
Da wird dies Herz wohl stille sein.

Friedrich Kroß.

Digitized by Google

Zwei Sonette.

Die Traube.

Als Boten sandt' ich durch den Wüstensand
Hoffnung und Liebe nach der fernen Au',
Treu kamen sie zurück und jauchzen: „Schau
Die Traube hier aus dem gelobten Land!"

Schwer von Verheißung, reif von Himmelstau,
Beben die Beeren jetzt in meiner Hand,
Voll Lebenswein und heißer Sonne Brand,
Voll Purpur, schimmernd durch das lichte Blau.

Und spielend heb' ich sie empor zum Licht
Und schmieg' die volle Frucht an mein Gesicht
Und fühl', wie kühl sie ist und flaumenweich.

Erhob'nen Haupts, an Dank und Ehre reich,
Steh'n vor mir Lieb' und Hoffnung, Hand in Hand,
Und weisen mich ins gottverheiß'ne Land.

Herbst.

Nun reift der Herbst in Beeren neues Leben;
Die Äpfel glänzen wie von Elfenbein
Und Gold, und prächtig prangt, ein Zauberhain,
Der Wald im Purpur dieser wilden Reben.

Ein kräftiger Eichenduft strömt auf mich ein
Vom Buschwerk dort, und Silberstreifen schweben
Durchs reine Blau der Lüfte und umgeben
Die Wolke, die uns raubt der Sonne Schein.

Nun füll' die Vase mit Oktoberrosen,
Leg' Trauben auf die blanke Schale hier
Und zwischen sie, wie Spätrot, Aprikosen

Und wildes Weinlaub als Korallenzier!
Laß weilen meinen Blick auf all dem Schönen
Und Symphonien seh'n in Farbentönen!

Aus dem Niederländischen der **Helene Swarth** von **Otto Hauser.**

Bezwungene Sehnsucht.

Oft kommt die Sehnsucht über mich,
Wie die Wogen über das Felsenriff.
O, wär' ich doch ein flügges Schiff
Und höben und trügen die Wellen mich!

Ich bin ein nacktes Felsgestein,
Keine Blume blüht auf mir empor,
Kein Halm, kein Moos wagt sich hervor;
Doch wehr' ich den Wogen — ein starker Stein. —

Heinrich Ragor.

Dank.

Nur ein innigstes Umfassen,
Nur ein Vorwärts, kein Zurück.
Kind, wie könnt' ich Dich verlassen?
Dich, mein Kleinod, Dich, mein Glück?

Als der Wind mir widrig wehte,
Mir um Schifflein pfiff und Mast,
Hast Du, da zu Dir ich flehte,
Helfend meine Hand erfaßt.

Sangst mir schlummersüße Weise,
Die dem Müden Mut verlieh,
Bis dem Fleiße, bis zum Preise
Das verweg'ne Werk gedieh.

Nun mein Geist in Götterweiten
Gleich dem Adler schwebt und strebt,
Magst Du meinen Flug begleiten,
Den Dein Zuspruch neu belebt.

Und auf silberweißen Schwingen,
Unter uns die Erdenruh',
Mit uns Glück und Glanz und Klingen,
Fliegen wir den Sternen zu.

Otto Michaeli.

So still . . .

So still . . so still . . O Gott, wie still das Meer
Im müden Licht der Abendsonne ruht!
Ein Hauch, erfrischend und krystallenrein,
In leisem Zittern küßt die blaue Flut.

Es träumt der weiße, sammetweiche Sand . . .
Es träumt das klare, ew'ge Himmelblau . . .
Auf steilen Dünen eilt von Strauch zu Strauch,
Von Baum zu Baum ein neckend Schattengrau . . .

Ich Wanderer, vom wilden Lebensstrom
Gepeitscht, gejagt, — mit meinem Groll was will
Ich hier, an dem geweihten Friedensort,
Wo alles ruht so still, ach Gott, so still?

Rudolf Stern.

Digitized by Google

Absolute Monarchie.

Ich hatt' eine liebe, kleine,
Goldlockige Königin;
Hat lange ganz alleine
Geherrscht in meinem Sinn.

Nie haben sich die Gedanken
Gegen sie aufgelehnt,
Und alles Zagen und Schwanken
Hat sie mir abgewöhnt.

So fest und fraglos lenkte
Sie alles mit leichter Müh',
Es war eine unbeschränkte
Absolute Monarchie.

Sie ist von mir geschieden,
Entsagte dem Regiment;
Gleich ist's mit Ruh und Frieden,
Mit Einheit und Ordnung zu End'.

Die Lebensgeister alle
Nun durcheinander schrei'n,
Die Herrschaft kam zu Falle,
Und Anarchie zog ein.

Wie mir dies wilde Treiben
Verhaßt und greulich ist!
Ich bin und werde bleiben
Ein treuer Monarchist.

Drum sehnt nach ihr alleine
Sich immerdar mein Sinn.
Komm wieder, du liebe, kleine,
Goldlockige Königin!

Martin Havenstein.

Scheiden.

In Deine Augen noch einmal
Laß schweigend mich die Blicke senken.
Wohl einen letzten warmen Strahl
Darf scheidend mir die Sonne schenken.

Die Sonne, die nun ihre Pracht
Beglückend trägt in weite Ferne
Und meinem Leben läßt die Nacht
Und der Erinn'rung bleiche Sterne.

Und doch — im tiefen Herzen quillt
Ihr scheidend nach ein voller Segen,
Daß sie so lang' ihr strahlend Bild
Holdselig wandle mir entgegen.

Lang noch durchwärmt von ihrem Strahl,
Wird Leben sie dem Herzen schenken, —
In Deine Augen noch einmal
Laß scheidend mich die Blicke senken.

Paul Driese.

Tag und Nacht.

Nun taucht aus dunkler Tiefe
Am Himmel Stern auf Stern.
Als ob eine Stimme sie riefe
Von ihren Orten fern.

Der Tag im Sonnenglanze,
Die Nacht im Sternenschein,
Noch schritt kein Paar zum Tanze,
Das schöner möchte sein.

So bleich und voll Erbarmen
Der Mond herniederschaut:
Der Tag stirbt in den Armen
Der schönen, kühlen Braut.

Hans M. Grüninger.

Dem Frühling.

Schau' ich den Frühling an,
Möchte ich singen,
Jauchzende Lieder ihm
Zur Gabe bringen,

Weil er so jugendschön
Im Duftgeschmeide,
Weil ich an seiner Brust
So selig leide,

Weil er mit Götterhand
Mein Herz zerrissen,
Weil ich verbluten muß
An seinen Küssen! — —

Maria Schneider.

Digitized by Google

Die Glocken von Wiehl.

Und geht Ihr vom Rhein die Sieg hinauf
Und die Agger ins Thal der Wiehl,
Da grüßt euer Ohr ein süßer Klang,
Ein herrliches Glockenspiel.

So traut erklingen die Glocken von Wiehl
Und auch so ernst und bang,
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh
Bei dem wunderbaren Klang. —

Einst kamen auf einer Wanderfahrt
Zwei Kölner Kaufherr'n ins Thal,
Als feierlich der Glocken Geläut
Erscholl wie ein Choral.

Verwundert lauschten die beiden Herrn
Den Tönen so voll und rein;
Sie pflogen Rats und kehrten bald
Beim Pfarrer des Dorfes ein.

„Herr Pfarrer, wir hörten nicht schöner Geläut
Auf unsrer weiten Reis';
Die Glocken taugten für unsern Dom,
Sagt an: was ist ihr Preis?"

Der Pfarrer schickt zu den Schöffen hin,
Die kommen an in Eil'.
„Nein, unsre Glocken missen wir nicht,
Die sind uns nimmer feil."

„Wir bieten," der eine Kaufherr spricht,
„So viele Thaler Euch an,
Als man von Köln bis her nach Wiehl
Aneinander legen kann."

Da tritt ein würdiger Greis hervor:
„Ihr Herr'n, laßt ab vom Gebot!
Mehr als die blanken Thaler thun
Die alten Glocken uns not.

Sie riefen uns in Lust und Leid
Gar traute Weisen zu;
Bei ihrem Schalle trugen wir
Die Väter zur ewigen Ruh.

Und uns soll auch ihr lieber Klang
Geleiten durchs Leben hinfort,
Bis unsre Kinder uns tragen hinaus
An einen kühlen Ort."

Da gingen stumm die Kölner Herr'n
Hinweg mit finsterm Gesicht;
Sie trugen, wie die Sage erzählt,
Die stolze Weigerung nicht.

Und der andre von ihnen, ein heißes Blut,
Rief an des Weges Kehr:
„So mögen bersten die Glocken euch!
Eine Hexe schick' ich euch her."

Und eine Hexe kam ins Dorf
Und klomm in dunkler Nacht
Ganz ungeseh'n in den Turm hinauf,
Auf schlimmen Schaden bedacht.

Mit rotem Faden sie murmelnd umspinnt
Der größten Glocke Rund, —
Da erhebt sich draußen ein grimmiger Sturm,
Erschütternd den Turm bis zum Grund.

In die Glocken fährt er, die schwingen sich wild
Und schmettern, die sie bedroht,
Die Hexe, jäh in die Tiefe hinab,
Da fand sie grausigen Tod. —

Noch heut erklingen die Glocken von Wiehl
So traut, so ernst und bang,
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh
Bei dem wunderbaren Klang.

Wilhelm Idel.

Entenhochzeit.

In Sonntagsfrühe, licht und lau,
Lag einst das Meer so still und blau,
Sandgräser wehten nur gelind,
Wenn sie umfäuselte der Wind.

Einsam schritt ich entlang den Strand,
Lenzzauber übergoß das Land,
Vom Waldrand trug die weiche Luft
Mir zu den ersten Veilchenduft —

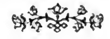
Da — noch von fern ans Ohr mir drang
Ein Ton wie heller Glöckchen Klang,
Und übers sonnbeglänzte Meer
Schwachzitternd zog der Schall daher.

Und still dacht' ich: Es reigt fürwahr
Im Seeschloß eine Nixenschar,
Das klingt so fremd und elfenschön,
Das ist kein irdisches Getön!

Dann tauchten schwarze Pünktchen auf,
Von wilden Enten war's ein Hauf,
Der schwamm gedrängt auf blauer Flut
Sacht in des Sonntags sichrer Hut.

Und näher scholl der Nixensang,
Der nun wie leises Schnattern klang,
Anschwoll's zu Jubelruf und Schrei'n, —
Da mußt' wohl Entenhochzeit sein!

Max Kiesewetter.



563628 A13



De dulle Prinz.

Sin Lewen un sin Driwen.

Von Max Blum.

(Schluß.)

De Kastann'bohm vör 't Pümpeldörp'sch Schasseehus bläuhte, un ok de Linn', de up beid Siden up de Grawenburt von de Schassee stünn', seeten vull Bläuhten un dorvon was de Luft so sänt, so släprig[1]). Twarst roegte de Abendwind de Blädder, oewer de Böhmtacken boegten[2]) sick nich, sovel Macht hadde hei nich. De Heimken zirpsten. De Müggen spelten Grip[3]), un de Poggen quarkten in 'n Pümpel. De Kauh bröllte hen un wedder mal, un 't Swin up 'n Kawen grunzte. De Katt seet up 'n Hustritt un putzte sick 'n Bort mit ehr Vörpoten, un de Kater kem ut 'n Schasseegrawen rut un miaut'te, as de Posteljohn blaste un in 't Vörbiführen „'n Abend, Lena" röp. Schinbor was Lena, de unnern Kastann'bohm seet, krank, denn sei hadde nich 'n beten Farw un löt ok 'n Kopp hängen. Dat dehr s' ok dunn noch, as ehr Willem ehr sin rechter Hand henhöl un meinte: „Büst jo noch so flitig[4]), Lening . . ."

„De Arbeit verschucht de Gedanken," seggte sei, kek em wiß an un stünn up.

„Bliw doch sitten, Lening . . . 'T is hir beter, as in de Stuw. De Abend is so schön . . ."

„Jo, Willem, 't is nich so swol[5]), un doch is mi so swol tau Sinn. Wo büst Du denn west? Hest Di wedder mal dre Abend nich seihn laten . . ."

„Bün up Jagd west, min Engel."

„Jitzt in de Schontid? Du flunkerst, Willem," seggte Lena un kek em so von de Sid an. Sin Krückstock makte Strich un Krützer in 'n Sand, un hei sweg[6]).

„Hest jitzt ümmer nich vel tau Verkop, wenn kümmst, Willem . . ."

„'T stimmt, Lening," meinte Willem, leggte sin'n Arm üm ehren Hals un gew ehr 'n Kuß. „'T ward mi swer . . ."

„Wat ward Di swer? De Gang hir her?"

[1]) schläfrig. [2]) bogen. [3]) Greif. [4]) fleißig. [5]) schwül. [6]) schwieg.

„Red' nich so wat, Mäken!"

„Mäken?" frog Lena so bidder un ehr Ogen würden natt[1]).

„Dat Wurt hew 'k noch nich von Di hüert. Sünd wi so wid? . ."

„Steit Di de Kopp nich gaud, Lening? Wist Du zanken?"

„Ne, ick hew so min eigen Gedanken . . ."

„Di hett woll Einer wat vertellt, Kind? . . ."

„So, so. Hest kein rein Gewissen!" seggte Lena so basch un buckte so mit ehren Kopp, as wenn ehr sin Arm in 'n Weeg seet.

„Din Leiw schint swacker worden sin, Willem . . . Din Vörkopp is krus[2]), as wenn 'n Rehbuck blos anschaten[3]) hest . . ."

„Wist Du mi ok argern, Lening?"

„Du hest Di argert, Willem!? . . Na, denn will ick 'n Arger verdriwen[4])," meinte Lena un söt 'n üm, „büst nu taufreden? Hew 'k 'n Arger verschucht?"

„Ne, de lött sick nich verschuchen . . . Denk Di blos, ick moet affreisen; moet min Lening, minen Engel hir laten . . ."

„Du wist mi verlaten?" frog Lena un höl de Schört vör de Ogen un rohrte[5]) bidderlich. Willem zoppte vel an de Schört, kreg s' oewer nich von de Ogen weg un sin Krückstock tekente[6]) denn wedder Strich un Krützer in 'n Sand.

„Lening, Lening . . . hüer mi an," seggte Prinz Willem, stünn up un seet denn in de Huk vör ehr un zoppte an de Schört.

„Wi willen uns leiwer noch mal recht gaud sin . . ."

„Wiren wi 't uns nich west," meinte Lena un kek em mit rode Ogen so trurig an, „denn, denn brukte ick kein Thranen vergeeten; denn künn ick vergnäugt sin; denn . . ."

[1]) naß. [2]) kraus. [3]) angeschossen. [4]) vertreiben. [5]) weinte. [6]) zeichnete.

Digitized by Google

„So stahn de Saken, Lena? Ick glöwte ganz anners . . .“

„Du geist in de Welt, Willem, un hest Lena'n bald vergeeten . .“

„Nümmermihr kann ick dat, Lening . . . Ick sall Saldat warden . . .“

„Wecker will dat?“

„Min Vadder!“

„Wo wahnt Din Vadder?“ frog Lena un Willem würd rod, sweg un küßte, küßte, föhlte oewer, dat 't Küssen Lena'n nich warm maken dehr, löt 't nah un gung stumm hinner ehr her. — — —

Fru Müser'n seet in 'n groten Stohl un markte 't glik beid an, dat nich all'ns in Orrnung was.

„N beten vertüernt[1])?“ frog s', as Willem sick an'n kollen Awen[2]) stellte, „worüm süs so irnst?“

„Bün sör't irst taum letzten Mal hir, Fru Müsern . . .“

„Naun?!“ röp Mudder, kem halw in'n Stohl tau Höchten un löt sick denn fallen, „hewwen S' sick mit den Buschminschen vertüernt?“

„Ne, ne, leiw Fru. Ick sall Saldat warden . . .“

„'T is woll nich moeglich?“ frog Fru Müsern, klappte ehr Hänn tausamen un leggte s' denn in'n Schoot[3]), „hewwen S' sick fastloost?“

„Dat nich, Fru Müsern . . . Ick besök Sei oewer bald mal . . .“

„Dat will ick hoffen. Na, Lening, lat man nich hüt 'n Kopp hängen . . . Din Willem is warst Din Ein un All, oewer Du hest kein Ursak trurig[4]) tau sin. Kümmt hei nich wedder . . .“

„Ick kam wedder!“ seggte Willem, un wil Lena em so wiß ankek: „Ick verstah Di nich, Lening. Heit Di so snurrig . . .“

„Na, jung'n Herr, 't koenen S' ehr nich oewelnehmen. Sei sünd de Irst[5]) . . .“

„Un de Letzt!“ unnerbrök Lena ehr Mudder, un höl de Innehmerkell ut 't Finster rut, „twei Schilling . . 'N Abend,“ un de Kell hüng wedder an'n Nagel.

„'T is hir warm, Mudding,“ meinte Lena, un Willem:

„Kumm, Kind, wi gahn nah de Lauw . . .“

„Unner'n Kastann'bohm sünd de Müggen nich so slimm,“ seggte Mudder un wüßt schinbor, dat de letzt Abend sihr gefährlich is, denn sei seet glik dornah vör de Klapp un ehr Ogen stünn' mihr up'n Kastann'bohm as up de Knütt. — 'T was Vullmahnd un de Himmel ahn Wulken. De Pümpeldörpsch Nachtwächter tut'te un hadde längst twölf ropen, as Mudder an't Klappenfinster budderte, un Willem mit Lena'n unner'n Bohm stünn. 'T smatzte ok dunn noch, as 't wedder budderte, un as Willem sierlich spröt:

„Lew woll, min Engel,“ stünn Lena'n ehr Hart still.

Ok Prinz Willem'n stünn' Thranen in de Ogen, as Lening up de Bänk dalsacken dehr un ehr Kopp an'n Bohmstamm Holt sünn . . . Ehr Arm wesen[1]) noch ümmer dorhen, wo de Jägersmann verswunn' was, un blos de Mahnd kunn verraden, dat de verlaten Lena ehr Hänn' wrüng un hett't woll nich mit anseihn künnt, denn as Fru Müser 'n Kopp ut't Finster stök un röp:

„Lena, Lena!“ was hei hinner 'ne Wulk un was't up Irden[2]) düster. — — —

*

Wochen wiren vergahn; un Lena was ümmer stiller worden. Ehr Mudder markte 't jo un schüttelte ok ost ehren grisen[3]) Kopp, glöwte oewer, sei würd mit de Tid den Jägersmann vergeeten, de gornicks von sick hüern löt. De Kummer un Gram gnagte an Lena'n ehr Hart un löt ok butwennig Spuren t'rügg, denn vör Muddern müßt hei verhemlicht warden! Blos denn föhlte sick Lena woller, wenn s' de Thranen lopen laten künn un 't Turtelduwenleed hüern löt. Tauwilen[4]), oewer selten trüff[5]) ok 'n Hoffnungsstrahl ehr düster Gemäud un sei flüsterte denn: „Ach, kümmt hei wedder, bün ick de Glücklichst up de Welt,“ un blos de Gedanken bröchte de Backenrosen wedder un ehr Gesicht was 'n Maimorrn nah 'ne Stormnacht. — In Neddelstadt was Summermark. Fru Müsern hadde 'n por nige[6]) Schauh nödig, un Lena süll sei köpen. Sei was up'n Markweg un nich mihr wid von 't Rosenschloß aff, as s' 'n Minschen gewohr würd, de von Widen[7]) mit ehren Willem Ähnlichkeit hadde. Ganz von sülwst würden de Fänt flinker un de Rosen up de Backen gröter[8]). Sei halte ok den Minschen dicht vör 'n Krützweg in un röp:

„Willem, Du büst!“ un Prinz Willem föhlte ehr Arm'. Hei würd blaß un hadde kein Wurt för ehr, grep[9]) oewer stumm nah ehr Hand. Sei kek em an, un hei wüßte nich, wo hei sin Ogen laten süll.

„Ick denk, Du büst Saldat?“

„Kümmt noch, Lening . . . Wi moeten uns trennen . . .“

„Hewwen uns ewen jo irst truffen[10]) . . .“

„Ick heww Di leiwt! Ick leiw Di noch!“

---

[1]) erzürnt. [2]) Ofen. [3]) Schoß. [4]) traurig. [5]) erste.

[1]) zeigten. [2]) Erden. [3]) grauen. [4]) zuweilen. [5]) traf. [6]) neue. [7]) Weiten. [8]) größer. [9]) griff. [10]) getroffen.

Digitized by Google

kem 't hastig ut sin Mülken rut, „ick will Di glücklich seihn . . ."

„Denn bruken w' uns doch nich trennen . . ."

„Lat Di noch mal küssen un denn . . ."

„Dat Küssen hett noch Tid, Willem . . ."

„Ick hew 't ilig[1]), Kind . . . Gah man nah Hus. Ick kam disse Tag, ihr ick affreis, vörbi . . ."

„Willem, Willem!" röp Lena, folgte de Hänn' un kek 'n Himmel an. „Willem, Willem!" un denn sackte s' üm. Prinz Willem bewerte an Hänn' un Fäut, as hei sick oewer ehr boegte[2]) un, as s' mit geslaten Ogen, mit 'n Kopp up de linker Schuller un gebückt up 'ne Grawenburt seet, kek ok hei as 'n Minsch, de Gefühl hett un flüsterte:

„Du wirst ehr Glück: hest ehr All'ns nahmen . . . ach, Lening, Lening, Du büst beter as ick . . . Verfluch mi nich . . ."

„Ick hadd Di tau leiw," flüsterte Lena, oewer obglik s' de Ogen upslög, stünn' s' nich nah em. Denn stütt' te s' 'n Kopp mit beid Hänn' un seet dor mit droeg[3]) Ogen, de prick de Ird ankeken un hüerte 't schinbor nich, denn sei blew stumm, as hei seggte: „Ick moet gahn," un ok gung.

'T was Abend worden. Lena kem ahn Schanh von 'n Mark. Köster-Lina stünn vör de Dör, un Lena würd 't nich mal gewohr.

„Lena, Lena!" röp Köster-Lina un was hinner ehr.

„Lena!"

„Lina . . . Lina . . . Lina . . ."

„Wat is Di, Lena? Woans hest Du Di? Wat is Di passirt?" frog Köster-Lina un hökelte Lena'n unner. „Büst Du tau Mark west?"

„Ne, ne, ne . . . gah nah min Mudding hen . . ."

„Ick kam mit, Lena . . ."

„Gah allein, Lina . . . segg min Mudding, dat ick för ehr 'ne Sünn' begahn hew . . . Segg ehr, dat min Leiw tau den Minschen . . ."

„Meinst Du den Jäger, Lena?" unnerbrök Lina Lena'n un würd hellhürig. „Du nickst . . ."

„Segg min Mudding, dat ick mi vergeeten hew. Bidd s', dat s' mi 't vergewen deit. Gott ward s' tröften. Küß min Mudding, as ick . . . Di küß . . . Segg ehr, dat min . . ."

„Prinz!" unnerbrök Lina Lena'n un hüerte:

„Min Prinz?! Was hei 'n Prinz?!" un denn lachte Lena so unhemlich[4]) lud un kek sick ok so wild üm.

„Min Prinz! Min Prinz!" röps' un reet[5]) sick von Lina'n los, löp, wat s' lopen künn, oewer nich 'n Husweg lang, querfeldin, un Lina stünn un starrte ehr nah. Nu löp ok sei, oewer nah 't irste Hus rin un kem glik dornah wedder mit 'n Buern, Knechts un Mäkens taum Vörschin, un All löpen hinner ehr her, querfeldin.

Dicht vör so'n Waterpümpel was Lena tau Fall kamen, un 'n Unglück was 't würklich nich west, hadde s' ehr Lewen in 'n Pümpel laten: denn as s' tau sick kem, markte sogor de Scheperjung, dat s' üm ehren Verstand kamen was.

Fru Müser'n hüng grad de Innehmerkell an 'n Nagel, as de Buer un 'n Knecht mit Lena'n un 't ganz Dörp hinner sick vör 't Schasseehus anlangten. Sei stök niglich 'n Kopp dörch 't Klappenlock, makte oewer glik 'n verstüert Gesicht un seggte: „Lena, Lena . . wat is mit Di, min Döchning?" „Sei hett 't in 'n Kopp," röp 'n Buerjung ahn Gefühl un jach, dat Fru Müser'n de Ogen verfihrte un mit de Hänn' in de Luft rümgrep, ihr sei föl. Sei is nich wedder upstahn. De Nacht hadde de Innehmerkell Ruh.

Wo kein Sünn is, dor is kein Glück. — — —

* *

*

Hier schließt der Abschnitt aus der Lebensgeschichte des „dullen Prinzen", der zur Veröffentlichung in unserer Zeitschrift bestimmt war, und wenn wir auch überzeugt sein dürfen, daß der Abdruck der folgenden Kapitel die Wünsche vieler Leser erfüllt und niemandes Unzufriedenheit erregt hätte, so soll es doch bei dem Abschnitt bleiben, der von vornherein für diesen Zweck ins Auge gefaßt war. Und zwar aus äußeren, wie aus inneren Gründen. Das ganze Werk bringen zu können, daran durften wir schon aus Raumgründen niemals denken; es kommt im Umfang etwa drei Romanbänden gewöhnlicher Ausstattung gleich und wäre also, auch wenn wir die Fortsetzungen so groß bemessen hätten, wie die „Wismarer Freunde" wollten, die in einem halben Dutzend Briefen mit rührendem, schließlich bis zur Grobheit gesteigertem Eifer immer größere Abschnitte verlangten, doch im laufenden Jahrgang nicht zum Abschluß gekommen. Beabsichtigt war also von vornherein nur, wie unsere Leser aus der Mitteilung, mit der wir den Beginn der Veröffentlichung (Band XXVII, Seite 105) begleiteten, wissen, „die Wiedergabe der ersten, in sich geschlossenen Kapitel"; auch dies war zuletzt nur möglich, indem wir uns mit einem sorglich gewahrten Grundsatz dieser Zeitschrift in Widerspruch setzten; zur Zeit, als wir die Veröffentlichung begannen, war das bis dahin ungedruckte Werk noch nicht in Buchform erschienen; seither aber ist die Buchausgabe erfolgt. Jedoch auch ein innerer Grund bewog uns, trotz der freundlichen Aufnahme des bisher Gebotenen an der von vornherein ins Auge gefaßten Stelle abzubrechen; diese Kindheits- und Jugendgeschichte ist ein in sich abgeschlossenes Bild, und die Beifügung weiterer Kapitel hätte den Eindruck des Fragmentarischen nicht verringert, sondern erst recht hervorgerufen.

[1]) eilig. [2]) beugte. [3]) trocknen. [4]) unheimlich. [5]) riß.

So schließen wir denn in der Hoffnung, daß der liebenswürdige Vollblutmensch, den hier eine Poetenfeder greifbar lebendig hingestellt hat, für unsere Leser nur eben aus den Spalten dieser Zeitschrift, aber nicht aus ihrem Gesichtskreise scheidet, und daß, wenn nicht alle, so doch viele, nun gleich uns das Buch aufschlagen werden, um zu erfahren, wie es dem Jüngling als Mann ergangen und welchen Ausgang er genommen. Es ist ein stattlicher Band von über 500 Seiten, auf Umschlag und Einband mit dem charakteristischen Bildnis des Helden geziert, von dem der Dichter im Motto sagt:

„Un richt'st Du ok vel Dulles an,
So wirst Du doch ein Eddelmann" —

was er dann in der Widmung des Werkes an einen Freund wie folgt umschreibt:

„'N Minschen sin Lewen liggi vör Sei, wat vertellt von 'ne güll'n Jugend, von Vadder- un Mudderleiw, ein Lewen vull Dullheit un Lichtsinn, vull Schawernack un Eddelmand, vull Hartensleed un Hartensleiw, oewerst ok 'n Enn' vull Trurigkeit! . . . Villicht sünd Sei, leiw Fründ, ok Ein von de, de em kennt hewwen, unsen dullen, warmhartigen Prinzen. Dat Sei Bekanntschaft mit sin schawernack'schen Dullheiten makt hewwen, kann ick kum glöwen, oewer villicht hett männigein von de Lesers em noch nich vergeeten, un rekent [rechnet] mi 't nich an, dat ick „em" ok nich vergeeten künn."

Wie man sieht, will der Dichter gar nicht bemäntelt haben, daß er seinen Helden nicht erfunden, sondern aus der Wirklichkeit geholt hat. Aber noch mehr: in der Art, wie es ihm gelang, diesen merkwürdigen Menschen mit absonderlichen Schicksalen der Überlieferung, ja den Thatsachen gemäß vor uns hinzustellen und dabei doch ein Kunstwerk zu schaffen, gehört für uns mit zu dem Besten, was wir dem Buche nachzusagen hätten. Im Übrigen ziemt es dem Paten nicht, das Kind, das er aus der Taufe gehoben, anzupreisen und darum muß es die „Deutsche Dichtung" anderen überlassen, dem Roman kritisch gerecht zu werden. D. Red.



Aus Heines Schulzeit.

Wer dem Doctorandus juris Heinrich Heine, als er sich in seinem 28. Lebensjahre endlich entschloß, zu promovieren, im Schweiße seines Angesichts seinen juristischen Schulsack zurecht packte, und endlich froh war, mit der „Censur III", also der bescheidensten, durchzuschlüpfen, die ihm der Promotor obendrein mit dem boshaften Kompliment würzte, er erinnere an Goethe, weil auch dieser ein besserer Dichter als Jurist gewesen — wer, sagen wir, dem bedrängten Prüfling damals prophezeit hätte, daß er einst einer ganzen Reihe junger Litterar-Historiker den Stoff zu ihren Doktor-Dissertationen liefern und damit die Pforte öffnen werde, durch die er einst selbst so mühsam geschlüpft war! Und wer vollends zehn Jahre zuvor dem sehr mittelmäßigen Schüler des Düsseldorfer Lyceums geweissagt hätte, daß 85 Jahre nach seinem Abgang von der Anstalt das Jahresprogramm derselben liebevoll seinen Spuren in der Geschichte der Schule nachgehen werde! Und doch ist es so gekommen. Die wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums zu Düsseldorf 1899—1900 bringt eine solche Abhandlung. Sie führt allerdings den allgemeineren Titel: „Das Düsseldorfer Lyceum unter bairischer und französischer Herrschaft (1805—1813)", beschäftigt sich aber sehr eingehend mit dem berühmtesten Schüler der Anstalt und hebt gleich im Eingang hervor, es handle sich hier nicht bloß um ein Kapitel aus der Geschichte der Pädagogik überhaupt, sondern auch um ein solches, „dessen genaue und geordnete Kenntnis auch für den Litterar-Historiker unentbehrlich ist, weil er hier der Anstalt näher tritt, welche Heinrich Heine 7 Jahre hindurch besucht und in dankbarem Andenken behalten hat." Verfasser der Abhandlung ist der Direktor des Gymnasiums, Dr. Julius Asbach, dem wir bereits einige inhaltreiche Aufsätze über Heines Schulzeit verdanken.

Auch die vorliegende Abhandlung ist willkommen zu heißen, und eine Wiedergabe ihrer wichtigsten Ergebnisse darf unter zwei Gesichtspunkten auch auf das Interesse weiterer Kreise rechnen. Zunächst dem historischen; hier lernen wir die Anstalt kennen, wie sie wirklich war — und das ist für die richtige Erkenntnis von Heines Entwicklung wichtig und lehrreich. Aber daneben findet auch ein rein psychologisches Interesse reichliche Nahrung. Vergleichen wir Heines Berichte über seine Schulzeit mit Asbachs quellenmäßigen Feststellungen, so werden wir neuerdings inne, wie recht wir daran thun, nicht bloß den Dichter Heine zu verehren, sondern auch den Menschen gerecht zu beurteilen und nicht in das wüste Verdammungsgeschrei über seinen Charakter einzustimmen. Er war ein Mensch mit menschlichen Schwächen, aber er war wahrheitsliebend, pietätvoll und dankbar.

Heine war bis an sein Lebensende der Ansicht, daß er auf einer guten Schule gewesen. Das ist auch nicht ganz unzutreffend, nur daß man freilich Zeit und Verhältnisse gebührend berücksichtigen muß. Das Lyceum war damals eine junge, eben erst (20. November 1805) gegründete Anstalt. Sie war eine Schöpfung des letzten Kurfürsten aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken: Maximilian Joseph, oder richtiger, seines Ministers Montgelas, welcher der Aufklärungs-Ideen seiner Zeit voll war. Daher der scharfe Gegensatz, in welchen schon das Statut die neue Anstalt zu den damals ringsum bestehenden Lateinschulen der Jesuiten brachte. Während diese sich im wesentlichen auf die alten Sprachen beschränkten, sollten an der neuen Schule neben diesen Mathematik, Naturgeschichte und Physik, deutsche und französische Sprache, Geographie und Geschichte, Zeichnen und Musik getrieben werden; kurz, das damals „moderne" Progamm. An die Spitze der Anstalt wurde Professor Dr. Aegidius Jacob Schallmeyer als Rektor berufen, ein Ordenspriester (Minorit), wie denn auch die meisten anderen Lehrer katholische Geistliche waren. Die materielle Dotierung der Schule und die Besoldung der Lehrer waren „nichts weniger als glänzend, aber auch nicht schlechter als anderwärts." Eine vergleichsweise große Aufwendung (60 Reichsthaler jährlich) war für Schüler-Prämien („Ermunterungsbücher") vorgesehen. Hingegen kostete das Schulgebäude nichts: der neuen Anstalt wurde ein ehemaliges Franziskanerkloster an der Citadelle eingeräumt.

Digitized by Google

Von den Schulakten der ersten Zeit ist nicht viel erhalten; eines der wenigen Stücke, die Asbach mitteilen kann, ist ein Verzeichnis der ersten Schüler der Anstalt, das in einer Hinsicht merkwürdig ist; obwohl von deutschen Lehrern einer deutschen Anstalt unter einem deutschen Fürsten verfaßt, ist es gleichwohl in französischer Sprache geschrieben. Denn war auch der Kurfürst Max Joseph damals noch Landesherr, so wankte doch sein Thron schon beträchtlich und die Herren Professoren richteten sich auf das neue, französische Regiment ein, das doch über kurz oder lang kommen mußte. Es sei dies, meint Direktor Asbach zur Entschuldigung seiner Vorgänger, „ein leider in Deutschland nicht vereinzeltes Entgegenkommen“ gegen die nahende Fremdherrschaft gewesen. Gewiß war dem so, aber welche Ungerechtigkeit, welchen Mangel an historischem Sinn bekundet es, heute angesichts solcher Gesinnung der Lehrer dem Schüler Heine einen Vorwurf daraus zu machen, daß er für Napoleon schwärmte!

In dem Verzeichnis findet sich Heines Name nicht; es stammt aus dem November 1805; der achtjährige Knabe war damals noch in der Rintelsohn'schen Privatschule. Kurz darauf, am 1. Januar 1806, trat Max Joseph die Bergischen Lande an Napoleon ab, der sie einige Monate später seinem Schwager Joachim Murat als Großherzogtum übertrug. Man kennt die drollig-wehmütige Beschreibung, die der Dichter im „Buch Le Grand“ von der Abdankung des Kurfürsten und dem Antritt des neuen Herrschers entwirft; sie ist ebenso treu als lebensvoll, und nur insofern läuft eine licentia poetica, vielleicht auch ein Irrtum des Gedächtnisses unter, als er sich bereits für jene Zeit als Schüler des Lyceums bezeichnet, während er die Schule erst im Herbst 1807 bezog; da wurde er in die damals neu eingerichtete Vorbereitungsklasse des Professors Asthöver aufgenommen.

„Dorten lebt mein Freund Asthöver,
Den ich einst traktiert mit Kaffee
Und mit Bretzeln und mit Plätzchen,
Schlau erwägend künft'ge Zeiten“

läßt der Dichter in seiner „Wünnebergiade“ den Vater eines seiner Mitschüler sagen und in der „Lutetia“ erzählt er:

„Kennen Sie, lieber Freund, den Spruch, den man schnell vor sich hinspricht, wenn man einem tollen Hunde begegnet? Ich erinnere mich desselben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Asthöver. Wie wir spazieren gingen und eines Hundes ansichtig wurden, der den Schwanz ein bißchen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geschwind: ‚O Hund, Du Hund — Du bist nicht gesund — Du bist vermaledeit In Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jesus Christ, Amen!‘“

Es steht zu befürchten, daß Heine von seinem ersten Lehrer außer diesen Versen nicht gar Vieles gelernt haben wird. So teilt z. B. Asbach eine Verfügung des Präfekten an den Rektor Schallmeyer vom Dezember 180[illegible] mit, „dem Lehrer der Vorbereitungsklasse Asthöver anzuempfehlen, sich auch des deutschen Sprachunterrichts für seine Klasse mit regem Eifer zu befleißigen, indem man bei der letzten öffentlichen Prüfung ungern ein Zurückbleiben seiner Schüler in diesem Teile des Unterrichts wahrgenommen habe und daß man künftig Proben von desto größeren Fortschritten derselben in der Muttersprache erwarten wolle.“ So die Rüge eines Beamten des französischen Kaiserreichs — dem das Großherzogtum seit dem September 1808 angegliedert war — an einen Lehrer deutscher Nationalität! Aber deshalb ist und bleibt doch der Knabe Heine um seiner französischen Sympathieen willen für so viele heute „ein vaterlandsloser Geselle.“ ...

Ebenso unerfreulich ist ein anderes, von Asbach mitgeteiltes Aktenstück: eine Verfügung der Polizei, daß Lyceisten, die auf der Straße lärmten oder „sich beigehen lassen, aufs Eis zu gehen“, sofort ergriffen und „exemplarisch bestraft werden sollen“. Der gute Rektor Schallmeyer und die anderen Lehrer wurden eben mit den ungeberdigen Knaben in der erregten Zeit nicht fertig. Aber sie gaben sich doch redliche Mühe mit ihnen und die „Schulordnung“ geht von humanen, echt pädagogischen Grundsätzen aus. Es ist für jene Zeit nichts Geringes, wenn dort u. a. ausgesprochen wird, „daß nebst der Kultur des Verstandes die Veredelung des Herzens, die Beförderung guter Sitten und zugleich die Sorgfalt für körperliche Gesundheit zu den nächsten Angelegenheiten des gemeinsamen Berufes der Professoren und Lehrer gehören“; auch dem Züchtigungsrecht der Lehrer sind strenge Grenzen gesetzt. Als Altersgrenze für den Eintritt in die Vorbereitungsklasse normierte die Schulordnung das vollendete zehnte Lebensjahr; Ausnahmen wurden, soweit sich dies hat feststellen lassen, nicht gemacht; schon daraus ergiebt sich, daß der im November 1807 aufgenommene Harry Heine am 13. Dezember 1797 und nicht 1799 geboren war. Dieser Umstand darf um so mehr als beweiskräftig gelten, als Heine durchaus nicht frühreif war und sich auch als Schüler in keiner Weise hervorthat.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Verse von Mia Holm. München, Albert Langen 1900. Glatte, niedliche, zuweilen recht hübsche und anmutige Gedichte, die nicht stören, aber auch nicht ergreifen. So recht Verse, die „vor dem Ach und Pfui bewahrt“ sind, dem „Ach wie schön!“ und dem „Pfui wie häßlich!“ Schade, daß sich die Ausstattung nicht diesem harmlosen, netten Grundcharakter des Buches angepaßt hat, sie ist so anspruchsvoll, auffallend und prunkend, daß sie bei solchem Inhalt doppelt störend wirkt. Es ist im übelsten Sinn „moderne“ Ausstattung, die gerade ein Auge, dem die Stilgesetze der „Moderne“ aufgegangen sind, arg beleidigen wird.
— ck —

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Schmerz, Leopold. Böse Sieben. Brünn, Friedr. Irrgang 1899.

Weitemeyer, Max. Die Päpstin Johanna. Drama in fünf Aufzügen mit Prolog. Erfurt, Selbstverlag o. J.

Gystrow, Ernst. Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag 1900.

Dreyer, Max. Winterschlaf. Drama in drei Aufzügen. Zweite Ausgabe. Leipzig und Berlin, Georg Heinr. Meyer 1900.

Borgwardt, Friedrich. Siegende Jugend. Gedichte. Berlin und Leipzig 1900. Johannes Cotta.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 5. Heft. — Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. — Berlin, 1. Juni 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Geschichte des Erstlingswerks.

Selbstbiographische Aufsätze

von

Rudolf Baumbach, Felix Dahn, Georg Ebers, Marie von Ebner-Eschenbach, Ernst Eckstein, Theodor Fontane, Karl Emil Franzos, Ludwig Fulda, Paul Heyse, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, Hermann Lingg, Conrad Ferdinand Meyer, Ossip Schubin, Friedrich Spielhagen, Hermann Sudermann, Richard Voß, Ernst Wichert, Julius Wolff.

Eingeleitet von Karl Emil Franzos.

Mit den Jugendbildnissen der Dichter.

Gr. 8°. 19 Bog. elegant. Ausstattung mit 19 Porträts. Geh. M. 6.— Höchst eleg. geb. Mk. 7,50.

Über dies **Geschenkwerk von bleibendem Wert** sien nachfolgende Stimmen der Presse mitgeteilt:

Deutsche Rundschau: „Die Jugendbildnisse vervollständigen den Eindruck eines Buches, das, seines Gegenstandes würdig ausgestattet, sicher in weiten Kreisen Anklang finden, unterhalten und zum Nachdenken anregen wird.“

Berliner Tageblatt: „Es giebt kein passenderes Geschenk für eine gebildete Familie als dieses Buch.“

Ueber Land und Meer: „Dieses Buch darf seines Erfolges gewiß sein.“

Nation: „Ein Buch von eigenstem Reiz. Die Porträts sind eine überaus feine und geschmackvolle Zugabe.“

Neue freie Presse: „Man findet nicht leicht ein zweites Buch, worin man schöne Stücke von Fontane, Meyer, Heyse, Ebner-Eschenbach, um nur die ältesten von den neunzehn Dichtern zu nennen, lesen kann. Die „Geschichte des Erstlingswerks“ stellt uns die ganze litterarische Gegenwart vor Augen.“

Berliner Börsen-Courier: „Selten haben wir einen stattlichen Band mit gleichem Behagen unserer Bibliothek einverleibt als einen neuen litterarischen Hausfreund, zu dem wir noch oft zurückkehren werden.“

Basler Nachrichten: „Wir wüßten unter den belletristischen Erscheinungen der letzten Jahre keinen Band zu nennen, welcher dieser Entstehungs-Geschichte des Erstlingswerks an die Seite zu stellen wäre.“

Königsberger Hartung'sche Zeitung: „Die Sammlung besitzt für weite Leserkreise einen außerordentlichen Reiz und seltenes Interesse.“

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Die Berlinerin.

Bilder und Geschichten

von

G. von Beaulieu, Georg Ebers, Georg Engel, Ulrich Frank, Karl Emil Franzos, Karl Frenzel, Max Grube, Max Kretzer, Fritz Mauthner, Alexander Moszkowski, Ludwig Pietsch, Alexander Baron von Roberts, Julius Rodenberg, Julius Stettenheim, Julius Stinde, Heinz Tovote, J. Trojan, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Ernst von Wolzogen, Fedor von Zobeltitz.

Herausgegeben von **Ulrich Frank.** Mit 90 farbigen Text-Illustrationen und einem Dreifarbendruck-Umschlag von **Friedrich Stahl.**

27 Bogen Groß-Oktav, elegantester und gediegenster Ausstattung Geh. M. 5. In originellem, mehrfarbigem Einband gebd. M. 6.

Über dieses ebenso **originelle wie reizvolle Prachtwerk zu billigstem Preise** äußert die Presse u. A.:

Berliner Tageblatt: „Ein ungemein interessantes Werk, zugleich ein Salon, in dem die beliebtesten Mitglieder der Berliner Schriftstellerwelt zu Worte gelangen.“

Kölnische Zeitung: „Ein allerliebstes Werk; es verletzt nirgends berechtigte Empfindungen und bringt Manches, was über die gefällige Anmut hinausgeht. Dazu hat der vortreffliche Künstler Friedrich Stahl eine große Zahl eleganter Illustrationen geliefert.“

Berliner Börsen-Courier: „Eine Bibliothek in einem einzigen handlichen und hübschen Bande. Behaglich nachgenießend halten wir das Buch noch in der Hand, dessen letzte Seite wir eben mit demselben wohligen Interesse in uns aufgenommen haben, wie jede der oft reich geschmückten 422 Seiten dazwischen.“

Frankfurter Journal: „Ein ebenso ernstes, als amüsantes, ebenso belehrendes, als unterhaltendes Buch. Die Concordia hat es gewagt, das reich illustrierte Werk zum Preise von 5 Mark zu bieten. Lohnt sich dieser Wagemut, dann wird der Beweis erbracht sein, daß es nur vom Werte des Gebotenen abhängt, auch in Deutschland billige Bücher mit luxuriöser Ausstattung einbürgern zu können.“

Magdeburgische Zeitung: „Ein Prachtwerk von moderne Ausstattung, das dabei auch inhaltlich ebenso amüsant als gediegen ist.“

Nord und Süd: „Gewiß charakterisiert vieles nicht allein die Berlinerin, sondern auch die deutsche Frau im Allgemeinen, aber das ist wahrlich kein Fehler. Das Buch wird in- und außerhalb Berlins dankbare Leser und Leserinnen finden.“

Digitized by Google

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion" auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion" und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte rc. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung" stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den

sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII

sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: G. K. Berlin („J. A.", „M."); R. St. St. Petersburg („R."); H. S. Hamburg („Tr."); L. v. W. Stuttgart („Tr.").

M. E. **Wiesbaden.** Die lateinischen Worte sind unrichtig citiert und da sie im Reim stehen, so ist das Gedicht deshalb undruckbar. Da es im übrigen druckbar ist, so teilen wir Ihnen dies mit.

☛ Alle bis 15. März d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 5, Hauptblatt: 15. Mai 1900, Umschlagbogen: 16. Mai 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 6, Hauptblatt: 31. Mai, Umschlagbogen: 1. Juni 1900.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung"

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

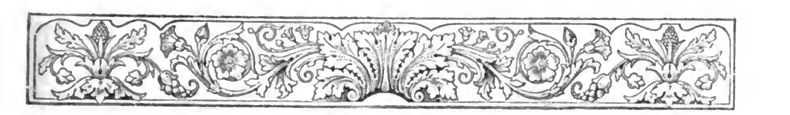
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben". — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Die Allmende.

XIV. (Fortsetzung.)

Das war hier gewesen, an dieser Stelle, daß das über ihn gekommen war, die Hand auszustrecken nach etwas, das ihm nicht zustand, und war gegangen, die Anna anzustarren, um sie zu behexen und sie zu haben mit allem, was sie war, und war doch niemals sein Herz richtig dabei gewesen, und hatte immer revoltiert, soviel er auch geschafft und geschanzt.

Jetzt aber war er hierher gekommen, Abschied zu nehmen von Berg und Thal und — von dem, das er selber gewesen: ein Wucherer mit Blicken, Küssen und Händedrücken, — wie ihm denn dieser Lump von Agenten hatte vorwerfen dürfen, — wie ihm die Anna noch eben deutlich genug gesagt, — ein Wucherer um Geld und Geldeswert. Der Teufel auch! Ob ihn dann sein Rittmeister auch gern bei der Waffe hätte behalten wollen, wenn er gewußt, daß er ein solcher Kerl sei? Ihn, der des Königs Rock und Königsurlaub schimpfiert hatte mit seiner Habgier, schlimmer als die des Alten, der so plötzlich ins Grab gemußt?! Und hatte sich immerfort selber aufgeblasen, belogen und groß gethan vor sich, um sich das nicht eingestehen zu müssen, — und war doch nicht anders!

Ach! — Und hatte sein Gretel sitzen lassen und verleugnen können, das allerliebste Eichkätzel, in das er so verrückt war! — Pfui! Was doch aus einem anständigen Menschen werden kann, und dünkt sich noch, wer weiß was!

„Zahlen!"

Der Brauer selber kam heraus und warf einen versteckten Blick nach dem ‚Heudrich'schen', wie er ihn nannte.

„Kann ich in zehn Minuten eine Fuhre haben, Herr Heß?"

„Reicht's nicht mehr aus bei Euch unten?"

„Nein."

„Freilich können Sie sie haben."

„Dann los! Ich geh' voraus. An der Mühle kann mich das Gespann einholen."

„Das geht. Wohin die Reise, Herr Reiner?"

„Nach Merzdorf."

„Schon gut."

Der Wilhelm bezahlte, nahm seinen Hut, grüßte und ging.

„Für Deine schwarzen Ängel, Mädel, — Geld! Für Deine Lustigkeit — Geld! Für Deine Lieder, Dein Lachen, Deinen Schwarzkopf und Dein Herze — Geld! Juchhe, Mädel, flenn' Dir die Augen nicht ganz aus, daß Du mich wiedererkennst, wenn ich komme! Dann aber — gearbeit', geschafft, gehungert, gebettelt meinetwegen mit Dir, — aber Dich haben, haben, haben! Dich! Gebettelt meinetwegen, aber gesungen — mit Dir!"

Und da sang er auch schon:

‚Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein,
Der Heller ward zu Wasser,
Der Batzen ward zu Wein.
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, heidallala,
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidallala.'

Schlesische Art.

XV.

Was doch für Dinge alles in der Welt passieren! Nicht die Kleinstadt allein hat ihre Klätschereien und Tuscheleien, nicht die Metropole nur ihre Zeitungen mit ihren sensationellen Skandalen und Skandälchen, — im Schoße friedlicher Gebirgsthäler, in denen der Pflug die Erde wendet, die Dreschflegel klingen und das Gebimmel des herbstlichen Weideviehes auf den Wiesen und Stoppelfeldern tönt, geschehen Wunderdinge und Märchen, die dann sogar in die Provinzblättchen und super=

Digitized by Google

klugen vornehmen Intelligenzblätter der Metropole geraten.

Daß zwei blutarmen Geschwistern ein durch Zinseszins verdoppeltes Kapital als ein Abtrag längstverjährter Schuld von unbekannter Seite zugehen mag, — das war seltsam, abenteuerlich, aber dergleichen kommt doch ab und zu einmal vor. Daß eine Braut drei Wochen vor der Hochzeit, da die Gäste schon geladen, die Carmina schon gedichtet, das Brautkleid schon zugeschnitten ist, den schönen, jungen Bräutigam, den sie aus Liebe gewählt, gehen heißt, das war schon verwunderlicher. Daß dieser Bräutigam schnurstracks hingeht und just das Mädchen nimmt, dem das geheimnisvolle Kapital zugefallen, war noch erstaunlicher, — aber daß die Braut, „eine Bauerntochter von echtem Schrot und Korn“, wie es in den Zeitungen hieß, dreihundert Morgen Acker, Wald und Wiese zu einem Gemeindelande, einer Allmende hergiebt, zu freier Nutzung und Holzung, für alle Zeiten sich sein entäußernd — so etwas war noch nie vorgekommen. Gelehrte Herren brachten in gelehrten Journalen lange Artikel über diesen Anfang praktischer Lösung der socialen Frage, die immer und immer nur in der freiwilligen Aufgabe von Besitz und Recht geschehen könne, und der Fall war so absonderlich, daß herbstliche Gebirgsfrischler das Rodauer Thal aufsuchten, wo, durchsonnt von einem milderen, wärmeren Lichte, wie es schien, zwischen waldreichen Höhen und glitzernd durchströmter Niederung das blühende Gelände lag, auf dem die Lösung der socialen Frage keimte. —

Auf dem Hendrich-Hofe ging dessenungeachtet Alles seinen gewohnten Gang. Des Morgens um vier knarrte die Stallthür, starke Mägde mit Eimern und Laternen gingen die Kühe zu melken, in der Küche loderten die Feuer, über denen in Riesentöpfen Kleie gekocht wurde, der Großknecht schloß den Heuboden auf und zählte einem anderen die Gebinde zu; waren die Pferde gefüttert und gestriegelt und glomm das Morgenlicht herauf, so ging es in den kalten tauigen Morgen hinaus, auf die dampfenden Äcker wurde Dünger gefahren und verstreut, das Gestrüpp auf den ausgeleerten Kartoffelfeldern verbrannt, die Wiesen gerecht, die letzten Futterrüben hereingebracht. Indessen wurde im Hause gebuttert und Käse gemacht, gekocht und gepökelt, gebacken, gewaschen und alles blank und sauber gehalten.

Die Anna war da und dort, griff an, wo es not that, kaufte ein und verkaufte, berechnete, wog ab und regierte ihr Anwesen schlecht und recht.

Wenn der Nachmittag zum Abend werden wollte, stieg die Anna gern einen abgeholzten Hügel hinan, der unten noch bestellt war, indes höher hinauf junge Schonung sich hinaufzog und nach Süden zu auch noch ein Stück Fichten- und Kieferngehölz stehen geblieben war. Der Gipfel war ganz mit einem dichten, hohen, rötlichhalmigen Grase überwuchert, zwischen dem große Steinblöcke lagen und junge Schößlinge allerlei Art, Brombeergestrüpp und Blaubeerkraut durcheinander wucherten, während im kurzen grünen Rasen, der da und dort sich hinzog, die herrliche großblumige Silberdistel blühte, wie Sterne, die dort hinabgefallen waren und Wurzel geschlagen hatten.

Es war ein herrlicher Abend. Die Sonne sank gerade in dem tiefen Einschnitt zwischen zwei Bergen zu Thale und bedeckte alles mit einem warmen Lichte, das über die grünen Kuppen, über das Steingehänge, die bräunlichen, frisch bestellten Fluren und die noch immer grün prangenden Wiesen flutete; über den Himmel zog lichtgraues, purpurn überhauchtes Gewölk in rätselhaften Bildungen langsam hinan, im Osten hing die grünliche Mondsichel wie in einem bläulich-silbernen Dunst, der sich leise, ganz leise rötete. In der Tiefe lagen graue Schatten. Doch diese Schatten wuchsen. Jetzt löschten sie den Glanz auf den Wellen des Baches, jetzt auf den blinkenden Fensterscheiben, auf den Giebelfirsten der Häuser, auf den Simsen der Kirche. Sie quollen die Höhen hinan, den Fuß der Tannen mit bläulichem Schleier umhüllend, langsam von Klippe zu Klippe, von Halde zu Halde, wie eine dunkle Flut, die steigend die Thäler füllt.

Die Anna, ganz einsam auf einem der Felsblöcke zwischen Riedgras und herbstlichroten Erlenschößlingen sitzend, starrte nachdenklich in den Abend hinein und sah seinem Wachsen um sie her zu. Auf einem Hügel stand eine einzelne junge Buche, ganz purpurrot, ganz Glut und Flamme, — Ast für Ast sank auch sie in das Grau der nebelnden Dämmerung, in dem sie endlich fahl und traurig verblaßte. Jetzt kroch es zu ihr heran, — ein kleines sonniges Fleckchen noch, dann überwallte der graue Schleier auch dies und breitete sein Dunkel über sie selbst. Nun war alles grau, glanzlos. Nur die Wolken leuchteten noch rosig und zogen hinan, einen letzten rötlichen Reflex auf die Erde sendend, die in den Arm der Dunkelheit sank, arbeitsatt, qualmüde, still und friedlich. Ein kühler Wind hatte sich erhoben, spielte leise mit Halmen und Blättern, rauschte in dem dürren Laub und wehte um die Stirn des blonden Mädchens, das einsam auf ihrem Steine saß und die stillen Wunder ringsumher betrachtete.

Digitized by Google

„Gute Ruh!“ sagte da jemand hinter ihr.

Sie drehte sich um und wollte sich erheben.

„Bleiben Sie sitzen, hier ist ein anderer Stein, bequem und recht.“

„Sind Sie spazieren gewesen, Herr Pastor?“

„Ja. Weit genug. Der Abend war so schön.“

„Er ist noch schön, obgleich so kühl und grau und dämmerig, wie mein Leben geworden ist.“

„So ganz trostlos ist Ihr Leben?“

„Herr Pastor, ich kann's nicht verwinden! Ich schaffe von früh bis zum Abend, daß mir die Gedanken vergehen möchten, und kann's nicht verwinden. Ich bin einmal reich und glücklich gewesen und bin arm und unglücklich geworden. Denn wenn mir immer noch Gut genug zusteht, mehr als ich brauche für mich, und daß sich andere mit ihrer Arbeit bei mir ihr Brot verdienen, so bin ich doch arm, denn der Mensch muß stolz und froh sein, um seinen Reichtum zu fühlen. Ich aber bin und bleib eines schlechten Mannes Tochter, dessen Andenken mir ein Greuel ist, und hab' nichts mehr, nichts, woran ich mein Herzen hängen könnte!“

„Sie haben Großes und Gutes gethan —“

„Ach, lieber Herr Pastor, wenn mich das glücklich machen sollte, was ich gethan hab', und sollt' mir's alle Tage groß und gut nennen — um so schlechter, daß ich wär'! Denn das wär', als wenn sich einer mit 'nem schönen Gesicht wollte vor'n Spiegel setzen, sich nur immer über seine Schönheit freuen und sich darum segnen und preisen. Ich thu' meine Pflicht, und wenn ich 'was mehr gethan hab', als was grade notdürftige Pflicht war, — und ist am Ende Gutes zu thun immer uns're Pflicht, — und hab' doch keine Liebe zu der Welt und niemand zu mir, wo hab' ich einen Trost in der Welt? — Pflicht thun allein macht nicht glücklich!“

„Nein, da haben Sie recht. Aber wenn es auch Zeiten giebt, wo alles um uns her einsam und kahl geworden ist und die Menschen uns fremd, so kommen auch andere Tage.“

„Ach nein, nein, nein, Herr Pastor, die kommen für mich nicht mehr! Denn wenn man das Vertrauen zu den Menschen verloren hat, so ist alles aus, alles; man lebt wie ein Baum, lebt wie ein Stein oder Stück Vieh, und wär' einem am besten, man wär' überhaupt nichts weiter als die und hätt' die Welt hinter sich!“

„Mein liebes Kind, Sie wären unedel, empfänden Sie heut' anders. Aber eben weil Sie nicht unedel sind, werden Sie nicht immer so empfinden. Und warum wollen Sie starr und tot oder einem niederen Wesen gleich sein, wenn Sie als höheres Wesen geschaffen sind? Je höher wir aber geschaffen sind, je größern Schmerz wir empfinden, um so größere Freude auch, und müssen wir die Freude mit dem Schmerz bezahlen, so ist's die Freude doch wohl wert. Sie möchten die Welt hinter sich lassen! Liebe Anna, man kann sie hinter sich lassen und doch in ihr leben.“

„Wie aber, Herr Pastor?“

„Sehen Sie, es giebt etwas, das unser ganz persönliches, ganz besonderes Schicksal ist, und das ist sozusagen unser Privateigentum und ist bald ein Reichtum, bald eine drückende Armut, bald ein leidliches Mittelgut, damit einer sein knappes Auskommen hat. Und darin ruhen alle unsere täglichen Gedanken, Sorgen und Freuden. Und dann giebt es noch etwas, das die, die reich an Glücke sind, wenig brauchen und wenig suchen, ein Land, das so recht für solche, die Hunger und Durst nach dem Ewigen haben, bereitet liegt, darauf zu bauen und zu ernten und in seinem Schatten zu ruhen. Und das ist eine Welt, die zu dieser Welt gehört und doch über ihr liegt, hoch über ihr, und sind mancherlei Abteilungen drin: Dichtung und Wissenschaft, Wohlthun und Barmherzigkeit, Erkenntnis und Glauben, und ist alles miteinander Religion, ist das Unpersönliche, das Große und Gute, und eine Allmende für alle, die hungrig sind an Geist und Seele und starken Herzens, es zu bebauen. Diese Welt aber ist nicht gar zu sehr übervölkert, denn die Großen, Guten und Starken sind einsame Menschen auf dieser Erde, und die meisten behagen sich lieber in ihrem irdischen Leben und Weben, in ihrem ‚Privateigentum‘. In jenem Lande aber, das ein überirdisches Land ist und uns Menschen doch schon jetzt gegeben, ist ein starkes Suchen und Finden dessen, was wir hier verloren haben. Zum Beispiel des Vertrauens zu den Menschen und des Glaubens an das Gute in der Welt. Haben wir aber das erst wiedergefunden, dann ist es wie ein Licht im Herzen, das uns in einer andern suchenden und ringenden Seele den Genossen finden läßt, der uns teuer sein und uns mit einem Glücke beseligen darf, das höher ist, als was wir hier unten verloren haben.“

Sie sah ihn an aus großen dunkeln Augen.

„Sie sind so jung, Herr Pastor, und hab' bei Ihnen erst gelernt, was Ehrfurcht ist vor einem Menschen. Ich danke Ihnen! Ich dank' Ihnen vielmals und will versuchen, ob ich das Land finde, und soll mir der Schmerz kein zu hoher Weglohn sein nach der Allmende!“

Digitized by Google

„Sie haben sie schon gefunden, es ist nur noch, daß Sie sich drin heimisch machen.“

„Ich will sehen.“ Sie stand auf.

„Es ist fast finster.“

„Ja, es ist Zeit hinunter zu gehen.“

„Ich begleite Sie.“

Schweigend schritten sie den Berg hinab. Die Mondsichel hing klar und leuchtend am dunkelblauen Nachthimmel.

Das Sühnopfer.

Es war im April, in der Zeit, da die Weißdornhecken und Lonicerenbüsche schon im ersten zartgefiederten Blätterschmuck stehen, da die Buchen ihr junges feingeripptes Laub entfalten, Weiden, Birken und Linden grünumschleiert prangen und am Kirschbaum die überreiche Last flockiger Blüten sich drängt, indes Eiche und Esche noch ihre schwarzen Glieder trotzig in den Sonnenschein strecken, als schämten sie sich zärtlicher Frühlingsregungen.

Dieser Sonnenschein! Alles war von ihm erfüllt, durchrieselt, überströmt, er zitterte durch die feuchtwarme Luft, als sei er etwas ganz feines Körperliches, er floß von den sanften Bergkuppen herab, die die Landschaft umsäumten, und durchtränkte die braunen, sanft begrünten Felder wie ein fruchtbarer warmer Strom, er glitzerte an den zarten grünen Blättchen und schwellenden Knospen, die von klebrigem Saft ganz feucht waren, an den braunen Stämmen und Ästen bis in das feinste Gezweig hinein, daß es aussah, als ob sie ganz versilbert seien, und auf dem Bache, der das flache Thal durchströmte, wie eine Flut von eitel Sonnenstrahlen. Er glänzte auf den Wegen und Stegen, in den blanken Fensterscheiben, auf den feuchten Schindeldächern der ländlichen Wohnstätten und auf den Gesichtern der Menschen. In der Ferne aber, wo er die sanft aufsteigenden Frühlingsnebel erfüllte, umquoll er Erde, Berge und Himmel wie mit umhüllendem Lichtglanz.

In den Lüften war ein Singen und Zwitschern, Schwätzen und Pfeifen, und dazwischen, durch all diese Fülle von Licht und Wärme, Duft und Blütenfülle tönte der helle Klang der Mittagsglocke fröhlich und doch feierlich. Die Kirche lag etwas erhöht und gerade mitten im Dorfe, das sich langgestreckt hinzog, und es war ein hübscher Anblick, wenn nach Schluß des Gottesdienstes die sonntäglichen Dörfler die kleine Anhöhe hinunterzogen, die einen sich dahin, die anderen dorthin wendeten und dann sich mählich zerstreuten.

Heut war fast die ganze Gemeinde zur Kirche gewesen, denn der Geistliche hatte die Kinder, die das verflossene Jahr zur Katechismuslehre gegangen waren, eingesegnet, und man konnte sie, fünf Knaben und sechs Mädchen, alle schwarz bekleidet und mit Myrtensträußchen und =zweiglein geschmückt, mit lieben feierlichen Mienen im Kreise ihrer Verwandten und Freunde heimwärts kehren sehen.

Langsam zogen so die Gruppen durch das Thal und verloren sich nacheinander, bis zuletzt nur noch eine alte Frau in Begleitung eines blassen doch nicht gerade schwächlichen Knaben übrig blieb, die ganz am Ende des Dorfes wohnten. Der Knabe trug einen neuen schwarzen Anzug, der aber von einem groben Zeuge gemacht und ihm viel zu groß war, eine schwarze Mütze und ein Gesangbuch, die Frau war mit einem faltigen, dunklen Rock und einer kurzen, schwarzen Jacke bekleidet und hatte den Kopf in ein sehr buntes Tuch gehüllt, das große, rote Blumen in weißem Grunde zeigte. Beider Gesichter, die unschön und sich sehr ähnlich waren, hatten etwas Starres, wenig Bewegliches, wie immer die Gesichter in sich gekehrter Menschen von engem Horizonte. Keins sprach ein Wort.

Endlich sagte der Knabe ruhig: „Es war recht voll, Mutter.“

„O ja.“

Dann nach einer Pause:

„Es war recht schön.“

„O ja.“

„Bloß — Mutter!“ —

Sie fragte nicht.

„Bloß die Posaune, die hätt' ich mir wollen allein blasen.“

„Wenn Du konfirmiert wirst, kannst Du doch nicht blasen.“

„Nein.“

Wieder gingen sie eine Weile, ohne zu sprechen, als die Frau sagte: „Wer hat sie denn geblasen?“

„Schulzes seiner. Das war eine Naht!“

„Hätt'st Du nicht drauf gehört!“

Zum erstenmal richtete er den Blick auf sie. „Kann man das?“

Sie sah ihn auch an. Sie verstanden sich nicht. Als er die Augen wieder niederschlug, zuckten ihm die Wimpern, und seine Lippen preßten sich fest zusammen. Dann fragte er leise — und wenn sie ihn angesehen hätte, würde sie vielleicht bemerkt

Digitized by Google

haben, wie er um diese Frage mit sich rang: „Gehst Du heut nachmittag, Mutter?"

„Zu Huberten? Ja."

„Willst Du ihn nicht fragen," fuhr er stockend fort, „ob ich sie mitbringen darf? Um Feierabend könnte man — vielleicht daß er's gar gern hätte —"

„Nein, ich will es nicht. Bis heute hat's gegolten, heute ist's alle damit. Arbeit und Spiel verträgt sich nicht, und der Mensch ist zur Arbeit da und nicht zum Spiel. Und über dem vergißt Du die Arbeit und wird Dir niemals lieb und Du kein ordentlicher Mensch."

Er sagte nichts darauf, aber ein ungeheurer Schmerz lag auf seinem häßlichen derben Gesicht, und es war fast, als ob ein Zittern durch seinen Körper ging. — Sie schritten weiter. Als sie an die Brücke kamen, unter der der Bach schäumend und glitzernd hindurchschoß, faßte er noch einmal Mut: „Heute, Mutter, darf ich noch?"

„Ja," sagte sie kurz.

Bald hinter der Brücke stand ein großes unfreundliches Gebäude, an dem ein weithin sichtbares Schild angebracht war: Fabrik chemischer Düngemittel; und bald dahinter ein anderes, ein zweistöckiger Rohbau im städtischen Kastenstiel aus fleckigen Ziegeln errichtet, halb Remise, halb Arbeiterwohnhaus. Dort hinein gingen die zwei.

Als sie oben in ihrer Wohnung waren, die aus Stube und Kammer bestand, trat die Frau vor den Knaben hin und sagte ein wenig feierlich, aber ohne alle Rührung: „Habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot. Amen. Der Herr segne und behüte Dich. Amen." Dann ging sie in die Kammer, legte ihren Sonntagsstaat ab und ihre Wochenkleider an und zündete einen Petroleumkocher an, auf dem sie ein vorher zubereitetes Essen, ein Stück gebratenes Schweinefleisch und eine Anzahl derber Klöße nebst Sauerkraut, wärmte. Schweigend verzehrten die beiden das Mahl. Dann sagte der Knabe: „Ich danke." Denn er wußte es wohl zu würdigen, daß sie seinem Ehrentag zu gunsten ein so leckeres Gericht bereitet hatte, obwohl er ihm nicht so zuzusprechen vermocht wie an anderen Festtagen; darauf langte er auf einen Schrank, nahm von dort einen länglichen, in ein Tuch eingehüllten Gegenstand herunter und wollte sich entfernen.

Aber er ging nicht. Er blieb neben ihr stehen, die sich anschickte, die Gefäße in einer Schüssel abzuspülen, und sah ihr zu. Sein Atem ging stark und langsam, seine Augen, die unter einer hervorspringenden Stirn düster hervorleuchteten, ganz wie bei der Frau auch, waren starr auf ihre Hände gerichtet, aber er sagte nichts.

„Was willst Du denn?" fragte sie endlich.

„Der Herr Lehrer wollte mit Dir sprechen," antwortete er leise. „Hat er's nicht gethan?"

„O ja. Daß Du ein besonderes Geschick hättest zu der Fiedelei und ich Dich in die Stadt geben solle zu einem Meister, und wär' mein Spargroschen gerade gut dazu, könnt'st Dich dann mit Betteltischen und anderer Barmherzigkeit weiter durchschlagen. Aber ich will für das windige Gegeige mein Gespartes nicht geben, und die Barmherzigkeit von den Leuten will ich auch nicht, und ein ordentliches Handwerk ist besser als Musikante sein. Und es ist also nichts, und so geh' nur."

Aber er ging nicht. Er sagte nichts, aber er ging auch nicht.

Sie sah ihn an, ein paar Sekunden lang, und sah, wie seine Augen voll Thränen standen und wie ihm eine Thräne ganz langsam die blassen Backen hinabrollte bis an den zuckenden Mund, da er es erst merkte und sie mit dem Handteller wegwischte.

„Du bist recht verrückt," sagte sie. „Ein Junge und wird heulen."

„Ich heule nicht," antwortete er still und ging hinaus.

Nach einiger Zeit verließ auch die Frau das Haus. Sie ging wieder über die Brücke und ein Stück den Weg zurück, dann einen kleinen Seitenpfad hinunter bis an ein bescheidenes Haus, neben dessen Thür ein Schild angebracht war, auf dem ein kleiner Stiefel zu sehen war nebst den Worten: August Hubert, Schuhmachermeister. Von der Höhe eines nahen Hügels hinunter schwollen durch den Frühlingssonnenschein über das grünumschleierte blühende Thal süße Töne. Sie schwollen hinter ihr her wie ein flehendes Gebet, wie die laut gewordene Sehnsucht einer Menschenseele, wie die entfesselte Qual einer jungen Brust, die nur durch die Saiten auszuströmen weiß, was der Mund versiegelt hält.

Sie hörte es, und für einen Augenblick lang zog etwas wie ein Hauch von Verständnis durch ihr Gemüt, oder doch eine leise Mahnung, ein fragendes Besinnen, und etwas wie Zweifel oder Unsicherheit verlangsamte ihre Schritte, einen Augenblick sogar blieb sie stehen und wandte den Kopf wie lauschend nach jener Seite — dann ging sie mit raschen Schritten den letzten kleinen Abhang hinunter und auf das Haus mit dem Stiefel zu,

Digitized by Google

wo sie mit dem Meister fest machte, daß der Gustav, wie sie es beredet hatten, morgen bei ihm zur Lehre eintreten sollte.

* * *

Sie hatte ein hartes Leben hinter sich. Als die Tochter eines kleinen Häuslers geboren, hatte sie früh eine Stiefmutter bekommen, die sie unfreundlich behandelte, zeitig in strengen Dienst schickte und, da der Vater starb, zu gunsten ihrer nachgeborenen Brüder um ihren kleinen Anteil an Hof und Haus brachte. Vielleicht, daß das alles anders gekommen, wenn die Natur ihr Schönheit und ein freundlich offenes Wesen zuerteilt hätte, die ihr das Herz der fremden Frau gewonnen; vielleicht daß ihr ganzes Leben ein besseres gewesen wäre, wenn sie sich solcher Güter hätte rühmen dürfen — aber sie war unschön und von einer scheuen, verschlossenen Art von Kind an. Als junge Magd hatte sie das Nachsehen gehabt, wenn die anderen zu Scherz und Tanz zogen, und die Liebe war an ihr vorübergegangen, ohne sie zu grüßen und mit freundlichen Glücksgaben auszuzeichnen. So hatte sie denn auch erst spät geheiratet, als Vierzigjährige einen Witwer, der sich an ihr unschönes, finsteres Gesicht nicht stieß, aber ihre Bravheit, ihren Fleiß und ihre Spargroschen recht gut zu schätzen wußte. Ein Tischler war es gewesen, selbst ein mühsamer und ordentlicher Mensch, den sie schon als Kind gekannt, wenn er bei ihnen die Stuhlbeine oder Banklehnen zusammenleimte, die etwa gelegentlich einer brüderlichen Balgerei in Stücke gegangen waren.

Aber viel gute Tage hatte sie da auch nicht gehabt, denn ihr Mann, groß und stark von Gliedern, stand trotzdem unter der Herrschaft seiner Söhne und wußte ihnen nicht den Standpunkt klar zu machen, wenn sie sich ungebührlich betrugen. Und das thaten sie reichlich. Denn statt der Frau dankbar zu sein, die mit unermüdlichem Fleiße den Hausstand ohne Magd in Ordnung hielt, mißachteten sie sie, die erst so spät einen Mann gefunden hatte und in der sie im Andenken an ihre eigene Mutter eine Frau untergeordneter Art, einen Eindringling und eine Fremde sahen. Nicht, daß sie die Äußerungen dieser Auffassungsweise schweigend hingenommen hätte — sie fühlte sich in ihrer Stellung und verteidigte sie, und, obwohl gewöhnlich schweigsamer Art, konnte sie dann kräftige und nachdrückliche Worte finden, die ihr für eine Zeitlang Luft machten. Aber recht froh ward sie unter diesen Kämpfen ihrer Ehe doch auch nicht, und als sich ihr ganz wider ihr Erwarten, denn sie hatte in ihren Jahren nicht mehr darauf gerechnet, Aussichten, Mutter zu werden, eröffneten, ward sie darüber höchlichst bestürzt, aber nicht froh. Sie schämte sich dieses Umstandes, wie ihr, die eigentlich nie jung gewesen, ihre Vierzig schon als ein Lebensabend erschienen, und sie hielt es für völlig ausgeschlossen, daß sie für das Erwartete jemals auch nur eine Spur von mütterlicher Zärtlichkeit würde empfinden können. Sie, der nie jemand Zärtlichkeit erwiesen hatte, die nie um Liebe angegangen worden war, die ihre Kindheit, und dann wieder, was sie ihr Alter nannte, in einem Stiefverhältnis zugebracht hatte, während der Jahre, die dazwischen lagen, aber unter Auspressung aller ihrer Kräfte im Dienste eines strengen Herrn verwendet worden war, kannte von selbstlosen Gefühlen nichts als Pflicht und Rechtlichkeit. Andere waren ihr fremd; wie hätte sie für ihr Kind Liebe zu empfinden vermocht?

Mit ihrem Mann sprach sie so wenig von der Sache als mit einem anderen. Auch ihm mochte es nicht lieb sein, und so konnte es bei diesen verschlossenen und harten Naturen möglich sein, daß sie unter einem Dache lebten und des Bevorstehenden nicht gedachten, bis die Geburt heranrückte.

Eines Tages aber lag er vor ihnen: ein häßlicher kleiner Kerl, das Ebenbild seiner Mutter. Die Eheleute sahen aneinander vorbei, sie waren sich im Grund ihrer Seele so fremd, als da sie sich verheirateten — das gemeinsam besessene Kind genierte sie beinah. Aber der Mann, dem Vatergefühle nicht fremd waren, fing doch an mit ihm zu schäkern, hatte seine Freude an dem Würmchen und gewann es nach und nach lieb. Die Frau sah es mit Abneigung, und als sie die überwunden, doch ohne Liebe; sie pflegte es, weil sie das für ihre Pflicht hielt und wie sie einen struppigen kleinen Affenpintscherbastard gepflegt haben würde, wenn er ihrer Fürsorge überantwortet worden wäre, aber ihr Herz war nicht dabei. Nur manchmal, ganz vereinzelt und wenn es niemand sah, nahm sie eins der kleinen Händchen des Knaben und fuhr sich damit übers Gesicht oder lachte ihn an, dann aber wurde sie rot ob solcher Tändelei, denn sie schämte sich dieser mütterlichen Regungen ganz so, wie sie fortfuhr, sich des Kindes überhaupt zu schämen.

Als der kleine, derbe, aber garstige Kerl beinah zwei Jahre alt war, also noch ehe er in jenes Alter kam, in dem die Kinder am liebenswürdigsten und so sehr fähig sind, alle um sie gehabten Mühen, ja oft auch die späteren im voraus zu vergelten,

Digitized by Google

ereignete sich ein Unglücksfall, der die Mutter nötigte, sich von ihm für längere Zeit zu trennen. Bei der Ausbesserung eines Schindeldaches verlor der Alte, der solche Arbeiten zu besorgen geschickt war, das Gleichgewicht und brach das Genick.

Die kleine Wirtschaft wurde aufgelöst, und die Witwe, darauf angewiesen, wieder einen Dienst zu suchen, gab den Jungen einer Frau in Kost, die sich damit befaßte, die Kinder von Mägden, seien sie nun verheiratet oder unverheiratet, um ein Billiges aufzuziehen.

Eine sehr genaue Pflege konnte der Junge dort nicht haben, aber trotz grober Nahrung und geringer Aufsicht gedieh er und wurde groß und stark. Als er mit sechs Jahren in die Schule gegeben ward, saß er derb und trötzerlich unter den anderen, blickte unter einer vortretenden Stirn mit kleinen blitzenden Augen kecklich hervor und gab seine Antworten laut und schnell.

Seine Mutter hatte indessen eine recht gute Stelle gefunden. Es war am Ende des Dorfes eine chemische Fabrik errichtet worden, in der sie als Wasch- und Scheuerfrau Beschäftigung gefunden. Der Besitzer des Etablissements war ein humaner Mann, der die Laune hatte, seine Angestellten besser zu bezahlen, als er nötig gehabt hätte, denn an Angebot von Arbeitskräften war in der Gegend kein Mangel. Wofür er sich aber auch ausgezeichnet bedient fand, denn Rechtlichkeit und Pflichttreue pflegen im Volke keineswegs abzunehmen, wenn es sich anständig behandelt und auskömmlich bezahlt sieht, besonders nicht unter den Frauen, für die das Laster der Trunksucht keine Gefahren hegt. Die Tischlerwitwe arbeitete wie ein Lasttier und ersetzte dem Herren zwei laue Arbeitskräfte.

Wenn jemand das Interesse gehabt hätte, sich um sie zu bekümmern, würde er sich vielleicht gewundert haben, daß sie sich darum nicht das mindeste mehr anthat wie früher. Aber niemand fragte danach, und niemand als ein kleiner Kassenbeamter in einer benachbarten Kreisstadt und der Schullehrer des Ortes, den sie einmal um Rat gefragt, wußten, daß sie jedes Vierteljahr eine Einzahlung auf der Sparkasse machte, die schon nach zehn Jahren eine Summe betrug, die in ihren Augen ein kleines Kapital bedeutete. Wofür sie spare, war den Kassenbeamten natürlich völlig gleichgültig, aber auch der Lehrer fragte die finstere und wortkarge Frau nicht darum. Er setzte voraus, daß es für den Gustav geschehe, denn daß sie in der Tiefe ihrer verschlossenen Seele ein warmes mütterliches Gefühl hege, auch wenn sie es nicht im mindesten zeigte, war ihm, der selbst ein Kind des Volkes war und wußte, wie häufig sich hinter einer rauhen Außenseite ein warmer Sinn verbirgt, außer Zweifel. Aber er täuschte sich mit dieser Annahme. Sie sparte nicht für den Knaben, sie sparte für sich selbst.

Übrigens hatte der Lehrer seine Freude an dem Jungen. Nicht daß er ein besonders guter Rechner gewesen oder ihm Gesangbuchverse und Sprüche nur so in den Kopf geflogen wären — aber er war ein vollkommen sicherer Sänger in der Schule und auf dem Kirchenchor und spielte auf einer alten Geige, die er ihm überlassen, noch ehe ihm die mindeste Anleitung geworden, nicht bloß alle Lieder und Choräle, die er gehört, sondern das verwunderlichste Zeug, das dem guten Dorfschulmeister selbst sein Lebtag nicht vorgekommen war und von dem der Knabe behauptete, er habe es selbst vordem nicht gehört, und es käme ihm wie im Traume oder es sängen ihm die Engel vor.

Mittlerweile war auch die Kostfrau gestorben, bei der Gustav seinen Unterschlupf gefunden, und er war zu seiner Mutter übergesiedelt. Ein herzliches Verhältnis entwickelte sich damit nicht. Die Frau hatte freilich längst aufgehört, sich seiner zu schämen, doch liebte sie ihn darum noch nicht; wie der Knabe, unschön, wortkarg und finster gleich ihr, auch nicht angethan war, dieses verhärtete Gemüt zu erweichen. So lebten sie neben einander hin, ohne Verständnis füreinander, ohne Zärtlichkeit, durch kein anderes Band verknüpft als ein rein äußerliches. Kopfschüttelnd sah sie es, wie er seine Brotschnitte hastig herunterwürgte, seine Aufgaben so schnell als möglich erledigte, nur um auf einer Bodenkammer seiner Leidenschaft nachhängen zu können, wie er jedes Blättchen Papier mit Noten bedeckte oder traumverloren am Fenster saß und nach den Sternen starrte. Sie schalt ihn selten darum, obgleich es ihr zuwider war, aber gerade darin lag doch auch wieder ein Beweis von dem Mangel an Teilnahme für ihn. Mutter geworden zu einer Zeit, wo manche schon einem Enkel entgegensehen, Jahre hindurch von ihm getrennt lebend, hatte sie ebenso wenig Sinn für die Leiden und Freuden der Kindesseele, als sie eine Ahnung von denen eines erwachenden Talentes haben konnte.

Nicht daß sie unempfindlich gegen die Musik gewesen wäre, aber die Beschäftigung mit ihr galt ihr, die nur harte Arbeit kannte und in ihr die einzige Quelle der Ehre sah, fast als schimpflich und jedenfalls als Zeitvergeudung. Auch verstand sie nicht, obschon klug und umsichtig bei dem, was

Digitized by Google

sie that, die Begriffe zu spalten oder nach ihrem Werte abzuwägen, und so haftete, obschon sie gern zugegeben hätte, daß Orgelspiel etwas Anderes und besseres sei als Kartenspiel, an dem Worte Spiel allein für sie etwas Verächtliches.

Immerhin — solange er in die Schule ging und keine gesteigerte Feldarbeit auch die Kinder heranzog, mochte er der Tändelei obliegen. Von dem Tage aber, da er bei einem Meister in die Lehre trat, sollte es freilich damit ein gründliches Ende finden.

So dünkte es ihr gut.

* * *

Konnte es ein härteres, beschränkteres Gemüt geben?

Und doch lebte auch in der Seele dieser Frau noch neben ihrem derben Pflichtgefühl und ihrer kühlen Rechtgläubigkeit etwas, das sie über sie selbst und ihre kleinen Interessen hinaushob mit einem starken, ja leidenschaftlichen Gefühl, eine dunkle, eigensinnige Liebe für etwas außer ihr.

Kleinbäuerlichen Familien entsprossen, die Jahrhunderte hindurch in dieser Gegend angesiedelt gewesen waren, war sie durch die Habgier einer harten Frau und durch eine widerwillige Laune der Natur, die keinem Manne den Wunsch eingegeben, sie über sein Haus zu setzen, verdrängt, verstoßen worden von Besitz und Recht an diese heimatliche Erde. An eben diese Erde, die sie liebte mit einer angestammten zähen Anhänglichkeit, sie die einzige, die ihr Wohlthäterin, Mutter, Ernährerin, Beschützerin gewesen war. Diese braunen Schollen, die sich alljährlich im Frühling begrünten, die in ihrem Schoße nährende Wurzeln und Knollen und auf den Häuptern ihrer schlanken Halme goldene Körner zeitigten, diesen Boden, darauf unverrückbar der steinerne Herd wohlüberdacht beruhte, diese sanften grünen Abhänge am Waldrande und diesen Waldboden selbst, aus dem die Quellen sickerten, die Buchen, Kiefern und Eichen ihre hohen Häupter streckten und millionenfach Kraut und Gebüsch und langhaariges Gras hervorsproß — sie liebte sie.

Nach gethaner Arbeit am Feldraine sitzen und zuzuhören, wie die Wachtel im reifenden Weizenacker schlug oder die Heimchen zirpten im grünen Gerstenfeld, die Quellen um sie her murmelten, die Hummeln schwirrten und die Knechte ihre Sensen dengelten; indessen die sinkende Sonne Felder und Wiesen rötlich golden überstrahlte, ein leiser Abendwind über die Felder ging, hochgetürmte Heuwagen den Dorfweg hinab schwankten, und die letzten Arbeiter müde und doch fröhlich heimkehrten, während ein Duft, herb und süß zugleich, die warme sommerliche Luft erfüllte, — das war ihr Glück. Dann ging ihr das Herz auf in unbeschreiblicher Wonne und Zärtlichkeit, dann konnte sie die Hand auf den Boden neben sich legen, wie eine Mutter auf den Scheitel ihres Kindes, in einem ihr selbst unverständlichen überquellenden Gefühl über die Halme neben ihr mit den harten Fingern liebkosend streicheln oder die Ackerkrume an ihr Gesicht bringen und mit einem beglückten Lächeln ihren lebenatmenden Geruch einsaugen. Wie eine heimliche Zwiesprach mit ihr dünkten ihr alle diese vertrauten sanften Töne, wie etwas, das zu ihr redete; selbst das satte Grün, das warme Goldgelb der Felder, der dunkle Wald, der für sie keine Schauer hatte, und die weißlichen Nebel, die ihm zur Abendzeit entquollen, all das war ihr wie die Sprache einer Mutter mit ihr. Einsam saß sie dann gern und ließ sich ihr starres Gemüt auflösen in ein Gefühl, für das sie keinen Namen hatte und das sie über alles beglückte. Und das war es, was ihre Seele mit eigensüchtigem Wunsch erfüllte: ein Besitzrecht an ein Stück, o nur ein winziges Stück Landes, haben, eine Teilnahme an diesem Boden, die Zugehörigkeit zu einer festen Scholle, die ihr war und niemandes sonst. Ein kleines Geviert, nicht größer, als sie mit eigenen Händen bebauen könnte, und darin ein Häuschen mit spitzem Dach, mit Kletterrosen am Giebel und eine Bank, darauf sie raste — das war es, was sie gewollt!

So sehr liebte sie diese Erde; sie, die in Wahrheit niemals Kind, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter gewesen war, liebte sie mit der dunkeln und nur halb bewußten Inbrunst, die in der Tiefe ihres Gemütes verschlossen war. Und wenn dieser heiße Wunsch nach Besitz eines Flecken Landes ein eigensüchtiger war, so war es dennoch der heiligste Eigennutz, den es je gegeben; denn in ihm lebte zugleich das reinste Gefühl: die grenzenlose Dankbarkeit des Menschen gegen die große Mutter, die ihn geboren und genährt, das innige Zusammenhangsgefühl, das auch das harte, aber unverdorbene Gemüt an seine Umgebung knüpft.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google

Gedichte

von

Ferdinand Hoefer.*)

Venus und Nirwana.

Ich lag in tiefem Traum; die dunkle Macht,
Die so geheimnisvoll den Geist beherrscht,
Sie führte mich ans Meer. Ich stand und staunte:
Es ruhte feierlich der goldne Glanz
Der Sonne auf der weitgedehnten Flut.
Da schwebte aus den Wogen, die den Strand
Schäumend benetzten, eine Frauengestalt,
Nicht luftig, eine schemenhafte Nixe,
Nein, lebenswarm, mit weißem, schlankem Leib.
Dem blonden Haar, das nach der Griechen Art
Den Götterkopf in Wellen dicht umfloß,
Entrann das Wasser über Brust und Nacken.
Hell war die Stirn, dem jungen Tage gleich,
Und durch die langen Wimpern schimmerte
Sieghaft der blauen Augen feuchter Glanz;
Und ihre Lippen — nimmer sah ich süßre! —
So schwellend, leis geöffnet wie zum Kuß,
Daß in den Schläfen pochte mir das Blut.
Ihr huldigte die starre Erde selbst,
Und wo sie stand, entsprießten tausend Blüten.
Doch wie sie, hold geneigt das ros'ge Haupt,
Langsam die ersten Schritte vorwärts that,
Jubelten tausend Stimmen ihr entgegen:
Heil Venus, Heil Anadyomene!
Es standen alle Götter, sie zu grüßen,
Zeus selbst und seine himmlische Gemahlin,
Vor allen aber Mars, der rauhe Kriegsgott;
Jetzt traf zuerst ihn heißer Liebesschmerz,
Sehnende Blicke sandt' er viel hinüber.
Poseidon auch, der Meergott, fehlte nicht,
Und um ihn drängte sich die bunte Schar
Von lust'gen Nereiden und Tritonen,
Den muschelblasenden; des Meers Bewohner
Mit seltsam-ungeheuerlichem Leib
Wälzten vor Freude sich, die klare Flut
Mit ihren Schwänzen rings zu Schaum zerpeitschend.

Doch sieh! welch schrecklich Tier? — es hebt sich lang
Mit dünnem, schwarzem Leibe hoch empor,
Auf seinem Kopfe blutigroten Kamm?
So ist es Fabel nicht, was uns die Schiffer
Erzählen leisen Tons, gesträubten Haars?
Daß eine Schlange tief im Meeresgrund
Den tausend Ellen langen Körper wälze?
Sie kommt nur einmal jedes Jahr ans Licht,
Doch weh' dem Schiff, das sie zuerst erblickt,
Unheimlich, leise zieht sie ihren Kreis; —
Die Mannschaft sieht, wie sie den grausen Leib
Langsam um Kiel und Mast allmählich windet,
Bis alles in die Tiefe niedertaucht;
Ein Schrei aus hundert Kehlen — dann ist's aus.
Sieh, wie sie hoch sich in die Lüfte reckt!
Horch, wie sie höhnisch diese Worte zischt:
„O jubelt, schöne Götter, nur! Ihr seid
Phantome doch, ich glaube nicht an euch;
Ein Hauch von mir, und ihr sinkt tot dahin,
Ihr Schatten an der Wand! denn ich allein
Ich bin das Ein und All; und Welt und Gott —
In mir beschlossen ist's. Ich bin das Nichts."

Gesang der Wogen.

So schwellen und rauschen
Wir ewig entlang;
O willst du uns lauschen?
Vom Anfang der Tage
Singen wir immer denselben Gesang,

Zerfließend im Sande,
Am Felsen versprüht,
Verschmachtend im Brande
Der grausamen Sonne:
Stets der Vergänglichkeit ewiges Lied;

So deinen Ahnen
Zum Wiegengesang,
Zum tötlichen Mahnen
Wie dir und den Enkeln.
Lausche nur weiter, so ist dir nicht bang.

Du Sehnsucht meiner Tage.

Du Sehnsucht meiner Tage,
Du meiner Nächte Traum,
Geliebte, länger trage
Ich diese Gluten kaum.

Oft, wenn ich mich versenken
In alte Weisheit müßt',
Da kann ich nichts als denken,
Wie du so zärtlich küßt.

Wie süß es wär' zu pressen
Die Stirn in deinen Schoß
Und alles zu vergessen,
Dich, dich zu fühlen bloß.

O länger, länger trage
Ich diese Gluten kaum,
Du Sehnsucht meiner Tage,
Du meiner Nächte Traum.

*) Wir entnehmen diese Gedichte der Sammlung: „Heliotrop. Gedichte von Ferdinand Hoefer", die in den nächsten Wochen im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin zur Ausgabe gelangen wird. Die Proben werden genügen, dem Büchlein in unserm Leserkreise die verdiente Beachtung zu sichern. D. Red.

Aus dem amerikanischen Kriege.

Ich zog mit General Shermans Heer,
Die Glut des Mittags drückte schwer;
Kein Wasser und kein Waldesschatten
Erquickte uns, die wegesmatten;
Und Meil' auf Meile ging es weiter,
Es zog sein müdes Roß der Reiter,
Und vor uns, um uns weit und breit
Nur tote, bange Einsamkeit.
Am Abend sah'n wir dunklen Wald
Am Horizont; doch als wir bald,
Nach Kühlung dürstend, ihn erreicht,
Da lüstet' es wohl keinen leicht,
In seinen Schatten sich zu strecken,
Der uns umhauchte schwül und dumpf.
Des Waldes Boden war ein Sumpf,
Daraus wir sah'n empor sich recken
Viel ungeheure Schlangenleiber,
Die zischend hin und her sich wanden
Und plötzlich dann wie scheue Räuber
In Dickicht und Morast verschwanden. —
Und weiter zog das Heer verdrossen.
O Schlachtenruhm, o Siegstriumph,
Wie war da euer Glanz verflossen!
Es quält sich jeder, matt und stumpf,
Daß er sich mühsam weiter schleppe;
Und wie vorher die öde Steppe,
So dehnt sich endlos jetzt der Sumpf.

Die Sonne sank zum Horizonte.
Schon war ich weit zurückgeblieben,
Die letzte Kraft schon aufgerieben;
Und als ich nicht mehr weiter konnte
Und nieder in die Kniee sank,
Da packte mich Verzweiflung fast.
Doch rafft' ich mich empor und trank
Den letzten Rest aus meiner Flasche.
Dann klomm ich auf zu einem Ast,
Daß mich im Schlaf nicht überrasche
Ein wildes Tier zu leichter Beute,
Und knüpfte an des Baumes Seite
Mich fest mit eines Strickes Ende
Und schloß die müden Augen dicht,
Befehlend mich in Gottes Hände,
Und habe endlich tief geschlafen. —

Wie lange Zeit? Ich weiß es nicht.
Denn plötzlich aus der Tiefe trafen
Mein Ohr so schrille Schmerzenstöne,
So bittres Todesangstgestöhne,
Daß mir das Haar zu Berge stieg.
Es ruhte rings die Nacht und schwieg,
Der Mond ergoß sein friedlich Licht;
Nur unter mir, am Fuß des Baumes,
Da rührte sich's wie Fiebertraumes
Wahnsinnerzeugendes Gesicht.
Es wand sich wimmernd ein Soldat,
Der neben mir noch jüngst gefochten,
Von eklem Schlangenknäul umflochten.
O armer, armer Kamerad!
Ich schlug die Hände vors Gesicht;
Doch ob mich Höllenschau'r durchfließen,
Ich kann die Augen dennoch nicht
Dem nie gesehnen Gräu'l verschließen.
Der Arme krümmt sich noch im Krampfe;
Gleit' ich hinab, in tollem Kampfe
Mit diesen Schlangen ihn zu retten?
Ach, ich gesteh's, daß wie mit Ketten
Mich Angst und Grausen hielt zurück:
Denn wagt' ich es, hinabzusteigen,
So stand mir gleiches Los bevor,
So tanzt' ich meinen Todesreigen
Mit allzu schreckensvollem Chor.
Doch faß' ich mein Gewehr und drück'
Es ab ins greuliche Gewühl;
Ich traf vielleicht das beste Ziel.
Es stöhnt der unglücksel'ge Mann
Zum letztenmal — dann liegt er starr.
Drauf ich, ein dreimaltoller Narr,
— Da nichts dem Toten helfen kann —
Verschieße jetzt mein letztes Blei
Und sende Schuß auf Schuß hernieder
In schäumend-wilder Raserei
Zwischen der Schlangen wirre Glieder.
Doch Antwort schickt manch' glüh'nder Blick
Nach meinem hohen Sitz zurück.
Und plötzlich nimmt zu mir herauf
Ein Untier seinen Ringellauf.
Verzweifelt greif' ich nach dem Schwert;
Und als sein Kopf mir nahe fährt,
Da hau' ich zu mit gutem Hieb,
Daß tot die gier'ge Schlange blieb.

Nun harrt' ich mit gesträubtem Haar,
Ob meiner nicht die and're Schar
Im dichten Laubversteck gewahre,
Mir Krankenbett und Sarg erspare.
Doch Stund' auf Stunde träg' entstrich,
Bis allgemach die Nacht entwich
Und wiederum wie scheue Räuber
Der Schlangen ungeheure Leiber
In Dickicht und Morast verschwanden.

Wie strahlend stieg die Sonn' empor,
Wie morgenfrisch die Bäume standen,
Wie glitzerte des Sumpfes Rohr!
Doch konnten all' die Sonnenstrahlen
In meinem Herzen nicht die Qualen
Aufzehren, welche diese Nacht,
Die endlos lange, mir gebracht.
Zum Heere hab' ich mich gefunden;
Doch jede Nacht durch manches Jahr
Erlebt' ich neu die Schreckensstunden,
Und grau schon ist mein junges Haar.

Himmelswagen.

Du ewig gleiche Vier
Wandelnder Nachtgestirne,
Wie oft, wie oft zu dir
Kehr' ich die heiße Stirne;

Sternbild am hohen Pol,
Leuchtender Himmelswagen,
Ward ihre Seele wohl
Zu dir empor getragen?

Eh' sie von unserm Stern
Für immerdar enteilte,
Auf deiner Pracht wie gern
Ihr sinnend Auge weilte!

Oft schieden länderweit
Uns unbarmherz'ge Fernen,
Dann sahn zu Einer Zeit
Wir auf zu deinen Sternen,

Du Steg ob tiefem Fluß
Für sehnende Gedanken,
Du Born, daraus wir Kuß
Und Wechselblicke tranken!

Von unsrer Erdenflur
Ist sie nun abgeschieden,
Drum such' ich ihre Spur
In deiner Sterne Frieden.

Von deinem Sphärenlied,
Dem brausenden, umwittert,
Ob sie die Thräne sieht,
Die mir im Auge zittert?

✦

Am Erkerfenster.

Ruhst in deiner klaren Pracht,
Schimmervolle Winternacht,
Weit vor meinem Blick ergossen;
Durch das Schweigen deiner Flur
Kommt die rasche Quelle nur
Murmelnden Gesangs geflossen.

Lang' am Fenster lausch' ich still,
Ob sie nicht entschlummern will,
Wie ein Kind im eignen Lallen;
Sehe nieder, seh' hinauf,
Wo den ew'gen Sphärenlauf
Leuchtend die Gestirne wallen.

Ganz in Silberlicht getaucht,
Stehn die Bäume, reifumhaucht,
Tief im schneeverhüllten Garten;
Mild umwebt der Flimmerstrahl
Niedre Dächer, weites Thal
Und der Berge lichte Warten.

Naher Schimmer, ferner Glanz,
Ihr berauscht die Seele ganz,
Und ihr wird, als wüchsen Schwingen;
Schwebend durch den hohen Raum,
Fern und ferner, wie im Traum,
Hört sie noch die Wellen singen.

Weit, o weit in Nacht hinaus!
Erst an wohlvertrautem Haus
Schwebt sie nieder ohne Zaudern.
Nun im traulichsten Gemach,
Hör' ich noch den leisen Bach
Oder Liebchens kosend Plaudern?

Schwand der hohen Sterne Zier,
Lacht aus lieben Augen mir
Süßes Licht in sonn'ger Klarheit? —
Traum war alles nur; ich seh'
Wieder still in Nacht und Schnee —
Goldner Traum, o wärst du Wahrheit!

✦

Beschwörung.

Tritt, o Braut, aus deinem Bilde,
Tritt heraus in süßem Glanz!
Diese Glut, die sehnsuchtwilde,
Stillest nur du selber ganz.
Schling' um meinen Hals die Hände,
Küss', o küsse mich ohn' Ende,
Drücke mich an deine Brust;
Deine Blicke senk' in meine,
Daß ich werd' in ihrem Scheine
Deiner Liebe ganz bewußt.

Übe Mitleid, üb' Erbarmung
Mit dem liebekranken Sinn,
Gieb in meine Glutumarmung
Deinen Leib, den schlanken, hin.
Meinem freudelosen Leben
Bist nur du zum Trost gegeben,
Rose, die mir duftend schwillt;
Seele nicht noch Augen wend' ich
Von dir ab — o tritt lebendig,
Tritt hervor aus deinem Bild!

✦

Vor einer Büste Alexanders des Großen.

Du Riesengeist voll Sehnsucht, Alexander,
Erobrer einer Welt voll Licht und Pracht,
Auch du, auch du mit ungestilltem Trieb
Dem Staub, von dem du kamest, zugesellt?
Ja, ich erkenn' in deinem hohen Antlitz,
In deinem Auge, das der Welt befahl,
Den Schmerz, den nur die Hand des Todes löscht.
Mit Ruhm gedachtest du den Durst der Seele,
Der Seligkeit verlangenden, zu stillen.
Er ward dir: fern im hindostan'schen Ost,
In ew'ger Jugend gleich dem Indus gleitet
Dein Name von Geschlechte zu Geschlecht;
Es lauscht mit offnem Mund der Araber
Dem Märchen, das von deinen Thaten spricht;
Und hebt sich über den egypt'schen Sand
Der Glanz der Morgensonne, dann erklingt
In wunderbarem Ton der Pyramiden
Gewalt'ge Sprache von dem Göttersohn,
Der hier den Weg zu Ammons Tempeln zog.
Du warfest Reiche nieder und erhobst sie,
Du mischtest Völker, Sprachen, Sitt' und Kunst,
Du tratest Königsstädte in den Grund,
Und im Vorüberschreiten, in der Wüste
Erschufst du neue durch den Wink der Hand —
Und hattest nicht genug, du stolzes Herz?

Ja, dir entgegen trug das Morgenland
Nicht Macht und Gold und Spezereien nur,
Es bot dir Liebe, heiß wie seine Sonne;

Digitized by Google

Du bargst dein Haupt, das welterschütternde,
Verlangend an Roxanens junger Brust.
Und Liebe wiegt — die Dichter sagen's ja —
Das wilde Menschenherz in sel'ge Ruh',
Doch warum wärst du weiter denn gestürmt,
Bis du an Indiens Grenzen umgekehrt?
Auch dort war nicht das Paradies — du gingst;
Doch nur, um deinen mächt'gen Geist zu werfen,
Rastlos und friedelos, nach Westen hin,
Die Inseln dir der Seligen zu erobern,
Glück und Unsterblichkeit zu finden dort,
Daß du den Tod auch wie das Leben zwängst.
Glück und Unsterblichkeit? Der Sterblichen
Hat keiner noch sie beide je erlangt.
Auch dich, bevor du in die lockenden
Westlichen Fernen zogst, ergriff der Tod.
Bei deinem Sterben hat die Welt gebebt,
Und jetzt — vor welchem Winde treibt dein Staub?
O vanitatum vanitas! o Staub,
In den das Leben und die Welt vergeht.

✦

Sizilianische Weise.

Liebessehnsucht lockt die Musen;
Da ich glüh' nach deinem Kosen,
Kommen sie mit Frühlingstau.
Sonnenschein und Himmelsblau;
Und wie junge Frühlingsrosen
Knospen Lieder mir im Busen.

Wenn ihr Kelch nur schöner glühte,
Wänd' ich ihre holde Röte
Dir ums Haupt als reichen Kranz,
Daß auch dann noch ihren Glanz
Deine Lieblichkeit erhöhte,
Du geliebte Mädchenblüte.

✦

Welträtsel.

Allvater, deiner ew'gen Klarheit
In meine Seele Einen Strahl!
Dann schwände dieser Dämm'rung Qual,
Und tröstlich glänzte mir die Wahrheit.

Sieh, wie aus meiner Seele Tiefen
Gleich Wogen Frag' um Frage schwillt;
Hast du gewollt, daß ungestillt
Sie stets umsonst nach Antwort riefen?

Zwar hört, sobald der Sterne Reigen
Durchs Blau die lichten Bahnen zieht,
Mein Herz ihr hohes Schlummerlied,
Und seine Brandung stirbt in Schweigen.

Auch mußt' ich oft der Wälder Rauschen,
Der Lerche, die empor sich schwang,
Der Ströme brausendem Gesang
In sel'gem Selbstvergessen lauschen.

Dann aber schrie'n mit schrillem Keifen
Dazwischen Elend, Not und Schuld;
Sind sie, du ewige Geduld,
Derselben Riesenorgel Pfeifen?

O, wie aus diesen wirren Tönen
Hör' ich die Meisterhand heraus?
Wird je der rätselvolle Braus
Zu Einem Einklang sich versöhnen?

Vielleicht, daß alles Rätsel schwände,
Vernähm' ich auf der Orgel schon
Des Todes Machtposaunenton,
Und daß ich dann ihr Spiel verstände?

✦

Engelstritte.

Nach Longfellow.

Schwand des Tages bunter Schiller,
Dann von Stimmen dunkler Nacht
Ist mein bess'res Ich zu stiller
Heil'ger Lust vom Schlaf erwacht;

Und wenn, eh' die Lampe brennet,
Gleich Gespenstern, groß und graus,
Schatten bei des Feuers Flackern
Tanzen übers Zimmer kraus:

Treten der Gestorb'nen Reihen
Leibhaft in die offne Thür,
Die geliebten, die getreuen
Kommen noch einmal zu mir.

Er, voll edler Lust am Streite,
Jung und stark, der ach, verschied,
Fallend an des Weges Seite,
Von dem Marsch des Lebens müd';

Und die heil'gen Schmerzgestalten,
Die, vom Kreuze wund und krumm,
Ihre Hände mild gefalten,
Deren Mund auf Erden stumm.

Drunter auch das schöne Wesen,
Mir dereinst von Gott bestellt,
Über alles mich zu lieben,
Nun den Engeln zugesellt;

Kommt mit Schritten, langsam, lautlos,
Botin sie aus sel'gem Land,
Nimmt den Stuhl zu meiner Seite,
Reicht mir ihre zarte Hand.

Und sie sitzt und schaut mit ihrem
Tiefen, warmen Aug' in meins;
Sterne blicken so vom Himmel
Nieder heilig-stillen Scheins.

Ohne Laut und doch verständlich
Stumm Gebet der Geist erhebt:
Leiser Vorwurf, Segen endlich
Von der luft'gen Lippe schwebt. —

Ob auch einsam oft und trübe —
Denk' ich dran, flieht Angst und Not:
Wesen, so voll Glut und Liebe,
Lebten, und auch sie sind tot.

Digitized by Google



Die wundersame Stimme.

Ein Märchen von Maria Schneider.

„Gute Nacht," sagte die Tochter und verließ das Zimmer. „Gute Nacht," sagten die Eltern, aber als sie hinausgegangen war, setzte der Vater hinzu: „Was ist das mit dem Kinde? Sie träumt bei Tage und des Nachts höre ich sie oft in ihrer Kammer seufzen. Sie muß krank sein."

„Ich weiß, was ihr fehlt," sagte die Mutter, „sie ist in dem wunderlichen Alter, da das Weib in dem Mädchen erwacht. Lassen wir sie in Frieden."

Und die Eltern gingen zur Ruhe. —

Aber die Tochter stand am Fenster und blickte hinaus. Sie sah in den mondbeschienenen Garten und lauschte der Nachtigall. Um die Stirn strich ihr die laue, schwüle Nachtluft; ihr Herz schlug heftig, ihre Brust wogte, und doch wußte sie nicht, was es war, das sie mit seltsamem Schauer ergriffen hatte. Sie fühlte sich wach; sie mochte nicht an Schlaf denken. Sie war selig und traurig zugleich; ihre Augen waren feucht und ihre Wangen glühten. Sie löste langsam ihr Haar. Wie ein schimmernder Mantel rann es um ihre Schultern und sie spielte mit der Hand in den Locken, die nach vorne gefallen waren.

Zauberisch wogte draußen die Nacht. Es erglühten die ersten Rosen, und vom bethörend duftenden Jasmin rieselte der Blütenschnee. Die Nachtigall sang, als wollte ihr die Seele zerspringen; sie sang ohne Aufhören, fort und fort, und das Mädchen lauschte.

Dunkel lagen in der Ferne die Wege, die in den Tannenhain führten; denn die Bäume wehrten dem flutenden Mondlicht den Eingang in ihre geheime Tiefe. Aber auf der Wiese vor dem Hause glänzte es wie lauteres Silber, und die Blätter an den Sträuchern ringsher glänzten und die Sterne am Himmel und die ganze Erde.

Dem Mädchen wurde es zu enge in der Kammer, und es war ihm, als ob eine geheime Stimme es hinauslockte.

Warum schließt Du nicht das Fenster und sperrst den verwirrenden Zauber aus, thörichtes Mädchen?

Sie konnte es nicht mehr; zu tief hatte sie der Sommernacht ins Herz geschaut. Und draußen rief die Wunderstimme lockend, verführend:

„Komm, komm!"

Da stieg sie zitternd aus dem Fenster, schritt über die Wiese und weiter in den Tannenwald, und hier sah sie um sich. Ihr Blut wogte; es war so überwältigend schön hier draußen.

„Komm!" flüsterte die Stimme.

„Wer ruft mich?" fragte das Mädchen und spähte durch die Bäume, aber es konnte nirgends ein lebendes Wesen entdecken und hörte nur immer die fremde, schmeichelnde Lockung:

„Komm!"

Sie ging weiter wie im Traum. Die Nachtigall weinte vor Liebeslust, und der Mond stand wie eine große, silberne Blume am Himmel.

Sie kam hinaus aus dem Dunkel des Waldes wieder auf eine Wiese, an einen Fluß, über Berge und durch Thäler, weiter und weiter. Die Nachtigall hörte sie lange nicht mehr. Es war ganz still, ganz traumhaft, und sie fühlte sich eins mit der Natur und war glückselig.

Dann kam sie wieder auf eine große Wiese. Dort war es nicht still. Dort tönte Musik, Fackeln flammten rotleuchtend empor, und Menschenstimmen jubelten. Mädchen und Knaben schlangen jauchzend einen bacchantischen Reigen. Da zögerte sie weiter zu gehen.

„Komm, Du junges Leben, mische Dich in den Reigen, komm!"

Da trat sie schamhaft in den Kreis; doch in ihren Augen glühte das Feuer der Jugend und der Freude.

Ein stattlicher Jüngling faßte sie bei der Hand.

„Willst Du mit mir tanzen?" fragte er und sah ihr ins Auge.

Digitized by Google

„Ja," sprach sie, und ihr eigenes Wort klang ihr wie aus weiter Ferne.

Sie tanzten miteinander.

Wie getragen glitt sie über die silbrige Wiese dahin; die Musik brauste; heiß brannten ihre Wangen; stark und fest hielt sie ihr Führer. O, wie ihr Herz schlug! Wilder wurden die Knaben; die Mädchen flohen und lachten, sie aber fürchtete sich, da der Fremde sie küssen wollte.

„Laß mich, o laß mich!" flehte sie, aber er ließ sie nicht, und die geheimnisvolle Stimme hauchte fast unhörbar, aber eindringlich:

„Geh zu ihm, geh nur; Du bist jung, Du bist schön! So geh nur!"

Und sie ließ sich von ihm küssen.

Er setzte sich mit ihr unter einen Baum, und sie flüsterten und kosten miteinander. Sie fühlte sich verwirrt, berauscht, bis auf einmal eine große Angst über sie kam. Sie rang sich zitternd aus seinen Armen und lief davon, so rasch sie vermochte, in die unbekannte Ferne hinein. Und als sie atemschöpfend stille stand, war sie ganz allein, und ein Gefühl von unsagbarer Leere erfaßte sie. Ihr war, als habe sie ihr Leben zu Ende gelebt. Um sie her blühten gelbe und stahlblaue Blumen von seltsamen Formen. Dunstig wallte Nebel vom Grunde empor, und ihr Fuß versank in weichem, lehmigem Boden. Der Mond warf ein gespenstisches Licht über die endlose Fläche.

„Großer Gott, wo bin ich?" rief sie gequält, „wer hat mich hierher gelockt?" Ihr Antlitz war fahl, ihr Haar hing schwer und feucht vom Nachttau um die Schläfen, und ihre Kleider zerrissen am hohen Ginstergestrüpp, das seine dünnen Arme in die Lüfte reckte.

„Ach Gott, wo bin ich?"

Ihr wurde so todesbang ums Herz.

„Hilf mir, mein Gott!" flehte sie und rang die Hände. Ihr Atem keuchte schwer, und müde wurde ihr Schritt.

„Bringe mich heim, Du unsichtbare Führerin, o bringe mich heim!"

„Komm, komm!" tönte es wieder, aber diesmal dicht zu ihrer Seite. Dort zog sich ein Graben hin. Wilde, phantastische Blumen mit starkem, durchdringendem Duft wuchsen aus seiner Tiefe und reckten sich in wunderlichen Verschlingungen hoch über seinem Rand empor. Zwischen ihnen, mit großen, dunklen Augen, roten, halbgeöffneten Lippen und blassem Gesicht saß ein Weib, entsetzlich anzusehen, wie alles in dieser trostlosen Öde.

„Hast Du mich hierher gelockt?" fragte das Mädchen angstvoll, „o, so führe mich auch wieder zurück in meine Heimat."

„Den Weg zu Deiner Heimat kenne ich nicht," sagte die Frau mit einförmig klagender Stimme.

„Aber wohin soll ich mich wenden?" fragte das Mädchen und weinte, „hier muß ich ja sterben, allein und verlassen, o habe Erbarmen mit mir!"

Und sie fiel auf die Kniee und schluchzte.

„Hier mußt Du bleiben, sterben und vergehen," sprach die fremde Frau, „bist Du mir einmal gefolgt, und habe ich Dir die Schönheit und Wonne der Erde gezeigt, so bist Du mir verfallen und kannst nie mehr zurückkehren!"

„So bin ich verloren!" schrie die Unglückliche und warf sich verzweifelt nieder, das thränenüberflutete Antlitz in den feuchten Boden pressend.

Aber nachdem sie eine Zeitlang geweint hatte, richtete sie sich auf und rief:

„Wer bist Du, Versuchung, die mich gelockt und gerufen hat, bis ich nicht mehr widerstehen konnte; wer bist Du, die mich ins Elend gebracht hat, die mich getrieben aus Ruhe und Frieden, wer bist Du?"

Da reckte die Frau sich hoch empor, deutete mit dem Arm gen Himmel und senkte ihr mächtiges, unergründliches Auge auf das erschauernde Mädchen.

„Wer ich bin? Zur Königin über die Menschen bin ich gesetzt, zur allmächtigen Herrscherin, der alle Gefühle unterthan sind, die Euch zu den Sternen trägt oder in Leid und Sünde vergehen läßt. Weh dem, der in der Sommernacht meinem Rufe folgt! Ich bin die Sehnsucht!"

Da setzte sich das Mädchen auf einen Stein, faltete die Hände und sang ein Lied. Das Lied hatte sie früher nie gehört, aber jetzt ging es ihr durch den Sinn, und geisterhaft klang es von ihren Lippen:

Wohin bin ich gekommen?
O Weh, o Herzeleid!
Verloren und verdorben,
Einsam im Moor gestorben,
Ich unglücksel'ge Maid!

Noch schleicht durch meine Adern
Versiegte, letzte Kraft.
Könnt Ihr mein Leid verstehen?
Erblühen und vergehen,
Von Sehnsucht hingerafft.

Digitized by Google

Aphorismen.

Von Hans Roeder.*)

Weil das Leben ein Prägstock ist, darum ist es so hart.

*

Gute Gedanken wollen auch gut essen und trinken.

*

Ein denkender Mensch fürchtet nur sich selbst, sonst nichts in der Welt.

*

Mit Verstand sich dumm stellen, ist eine Kunst, die sehr viel einbringt.

*

Dumme Menschen können wohl als Gelehrte, nicht aber als Künstler etwas Bedeutendes leisten; denn ein Künstler kann am letzten Ende in seinen Werken immer nur sich selbst geben und wenn er da nichts zu geben hat, fehlt es am Besten. Hingegen kann ein unbedeutender Mensch als Gelehrter durch Fleiß und glückliche Entdeckungen wohl etwas Bedeutendes schaffen, wie es schon oft der Fall gewesen ist.

*

Verstand ist nichts als die Kunst, aus dem Wust der Erscheinungen das herauszufinden, was jeweilig notwendig ist.

*

Genie ist der wieder zu Instinkt gewordene Verstand.

*

Die geistige Höhe eines Menschen erkennt man an der Schnelligkeit, mit der es dem Betreffenden gelingt, sich in etwas hineinzudenken, was von seinem eigensten Denken und Empfinden grundverschieden ist. Beschränkte Menschen bringen so etwas überhaupt nicht fertig.

*

Die Gedanken sind der Luftballon, der die nachdenklichen Menschen aus der Enge des Alltags emporhebt und ihnen den erhebenden Fernblick über Menschen und Dinge ermöglicht.

*

Bedeutende Menschen lieben die Einsamkeit nicht darum, um einsam zu sein, sondern gerade deshalb, um mit ihren Gedanken zusammen sein zu können.

*

Die tiefsten Gedanken sind die, die am flachsten aussehen.

*

Ein Gedanke, der in der Wahl seines Vaters nicht vorsichtig war, kann noch so gut sein, er taugt doch nichts.

*

Verstand sind die vom Unverstand zerstörten, aber auf der Grundlage des Bewußtseins wieder aufgebauten Instinkte.

*

Den echten Verstand zeichnet die Urteilskraft, den Talmiverstand die Vorurteilskraft aus.

*

Mit Gedanken durchs Leben gehen, heißt durch Dornen wandern. Und doch ist es das Köstlichste im Leben; denn nur so gelangt man dazu, hin und wieder die duftenden Rosen der Erkenntnis zu pflücken.

*

Von allen menschlichen Geisteskindern sind die Zahlen die reinlichsten Geschöpfe; denn an ihnen läßt sich am wenigsten tippeln und deuteln.

*

Menschenkenntnis ist das a b c aller Herrscherkünste.

*

Die wahren Freiheitskämpfer sind diejenigen, die die Menschen zum Gehorsam erziehen.

*

Anständigen Volksbeglückern wird immer das Volk fehlen.

*

Je weniger Macht Menschen besitzen, umsomehr neigen sie dazu, die wenige Macht, die sie besitzen, andere fühlen zu lassen.

*

Die Könige sind die Menschen, die am häufigsten gezwungen sind, etwas zu thun, was ihnen im Innersten ihrer Seele zuwider ist.

*

Die Gleichheit ist das beste Mittel, um jedermann die nötige Achtung vor der Ungleichheit der Menschen anzuerziehen.

*

Von allen Titeln ist Arbeiter der vornehmste.

*

Das Marx'sche System ist eine Theorie der gebratenen Tauben; darum haben bei den Marxisten auch die das meiste Glück, die den Mund am weitesten aufzureißen verstehen.

*

Staatsmänner sind die Menschen, die dem im Gesellschaftsleben Möglichen Form und Ausdruck zu finden wissen, und darum machen sie sich so leicht unmöglich.

*

An den Lastern der Könige werden die Sünden der Völker offenbar.

*

Was das Licht für die Gesundheit des Einzelnen, das ist die Öffentlichkeit für das Wohl der Gesamtheit, das beste Antiseptikum gegen alle möglichen Arten von Krankheitsstoffen.

*

*) Vergleiche Seite 31, 80 und 91 des laufenden Bandes. D. Red.

Digitized by Google

An die Nacht.

Sie lockt und lockt —
Unwiderstehlich lockt sie das Herz,
Die träumespinnende Nacht.
Weit weg wirft sie des Tages Tand.
Seufzer und Sorge,
Hast und Haß,
Taglanges Harren,
Tagmüdes Hoffen
Strecken in ihren Nebelgewändern
Schwarz wie Schatten
Sich über den Weg.
Abwärts wirft sie
Wahn und Weh,
Darüber den weiten Mantel . . .

Aber aufwärts hebt sie das Herz
Auf der schweigenden,
Mütterlich schützenden,
Welten umspannenden Schwinge
In das Licht,
Das still in den Sternen
Goldne Gezelte aufgeschlagen.
Mit einem Strahl der ewigen Stille
Schmückt sie das Thränende,
Das sich Sehnende
Mit einem tröstenden Traum . . .

Karl Ernst Knodt.

Das Glas.

Es bot ein Glas uns kühlen Trank
In längstvergangnen Tagen;
Ins Wasser manche Thräne sank,
Dann haben wir's zerschlagen.

Wir gingen in die weite Welt,
Ein jedes fern vom andern.
Und daß wir einst so traut gesellt,
Vergaßen wir beim Wandern.

Bin ich jetzt müd' auf öder Au,
Aus goldnem Krug dann leuchten
Mir Sterne, die mit Silbertau
Die Lippen mir befeuchten.

Doch trotz des Sternentranks vergaß
Mein einsam Herz nicht jenen
Aus unsrem lieben, schlichten Glas —
Das Wasser mit den Thränen.

Aus dem Polnischen der Maria Konopnicka von Otto Hauser.

Spatzendepesche.

Leis im Winde wogt die Saat;
Sitzen hundert Spatzen
Auf dem Telegraphendraht,
Lärmen, schreien, schwatzen,
Daß man kaum den Ohren traut.
He, ihr kleinen, frechen,
Sagt, was habt ihr denn so laut
Auf dem Draht zu sprechen?

Will ein dicker Spatzenmann
Mir die Antwort geben,
Schaut mich dreist und wichtig an,
Schreit, als gält's das Leben.
Daß die Rede deutlich sei,
Kann wohl niemand sagen,
Hab' ins Hochdeutsch das Geschrei
Dennoch übertragen.

„Sieh, die Saaten wogen schon,
Frühling ist gekommen.
Sollte denn das Telephon
Nur euch Menschen frommen!
Nein, wir wollen blitzgeschwind
Uns're Kameraden,
Die noch in der Ferne sind,
Telephonisch laden."

Martin Havenstein.

Dein Auge glänzt mir noch . . .

Dein Auge glänzt mir noch, wenn's fern
Durch Land und Meer mich einsam zieht,
Wie ich dort seh' den Abendstern,
Obwohl er mich nicht sieht.

Heut früh erklomm ich Nebelhöh'n
Und streifte durch die Au;
Wir tanzte deine Feengestalt
Vor mir im Funkeltau!

Wenn der Rotfink strählt des Fittichs Samml
Und zeigt seine Flammenpracht, —
Wenn die Knospe scheu zur Rose reift, —
In beidem dein Name lacht.

Aus dem Englischen des Ralph Waldo Emerson von Max Kiesewetter.

Digitized by Google



Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

IV.

Dunkler und rätselvoller als jedes andere Schicksal ist das eines Dramas. Dies ist sicherlich keine neue Weisheit, aber sie immer wieder auszusprechen, bietet sich stets von neuem der Anlaß, ja die Notwendigkeit. So heute, wo ich vom stärksten Erfolg zu sprechen habe, den ein Drama in der ablaufenden Spielzeit in Berlin errungen hat: Max Dreyers vieraktiges Drama „Der Probekandidat", das den Winter über die Kasse des Deutschen Theaters gefüllt hat und nun bei dem Wiener Gesamt-Gastspiel dieser Bühne auch dort den „Schlager" bedeutet. Aber dieser Erfolg ist nicht bloß der vergleichsweise stärkste dieses Winters, sondern einer der sensationellsten — es giebt dafür gottlob, oder leider, noch immer kein deutsches Wort, das den Begriff völlig decken würde —, den ein Drama ernsterer Richtung in Berlin erlebt hat. Worin sind nun die Gründe hierfür zu suchen? Nur in dem ganz ungewöhnlich dichterischen Wert oder nebenbei auch in äußeren Umständen?

Aber man gestatte, daß ich mich gleich selbst berichtige: So, wie ich sie eben gestellt habe, liegt die Frage nicht, weder in diesem Falle, noch überhaupt jemals. Großer, innerer Wert allein kann einem Bühnenwerk sicherlich auch zu einem dauernden Erfolg verhelfen, sogar zu einem Erfolg von ganz hübscher Dauer. Man denke z. B. an Sophokles oder Shakespeare, Goethe oder Schiller. Aber einen jähen, sensationellen Erfolg, dessen zeitweilige Stärke freilich ebenso außer Zweifel steht, wie seine Nachhaltigkeit fraglich ist, hat noch kein Dichter einzig seinem Können zu verdanken gehabt, sondern stets auch dem Zusammenwirken zufälliger äußerer Umstände, und von dieser Regel giebt es kaum eine Ausnahme, auch in neuester Zeit nicht. Hier nur einige Beispiele, eben aus neuester Zeit. Gewiß ist Sudermanns „Ehre" nicht bloß ein sehr talentvolles und nebenbei auch ungemein geschickt gezimmertes Theaterstück, sondern auch in mehreren Scenen das Werk eines Dichters, aber ein Werk von ungemeinem dichterischen Wert ist es sicherlich nicht, auch nicht die beste dramatische Dichtung von Sudermann; „Sodoms Ende" oder gar „Fritzchen" stehen unzweifelhaft höher. Dennoch bedeutet „Die Ehre" auch heute noch den stärksten Sensationserfolg des Dichters. Warum? Weil das Stück in einer Zeit auftauchte, die ihm ungemein günstig war, die just ein Stück wie dieses brauchte, und zwar nicht bloß ein Drama mit diesen Vorzügen, sondern auch mit diesen Schwächen. Auch das große Publikum wollte neues und modernes Leben, wollte Alltagsleben auf der Bühne sehen, aber für den puren, starren Naturalismus war es damals noch nicht reif, wie es ja auch bis heute — allen Göttern sei's gedankt — dafür nicht reif geworden ist und für die ganze zugespitzte Doctrin nie reif werden wird. Da wirkte denn gerade das Bedenkliche des Stücks in technischer Hinsicht: die Mischung von alt und neu, von Theatermache und Lebenstreue für das große Publikum genau so anziehend wie das Wertvolle: die neuen Gestalten und Accente. Drei Jahre früher wäre das Stück abgelehnt worden, drei Jahre später hätte es nur noch einen mäßigen Erfolg errungen; daß es so haarscharf im rechten Augenblicke kam, hat eben die Sensation bewirkt. Gewiß vielfach anders, aber doch in der Hauptsache, die uns hier interessiert, nicht unähnlich, liegen die Dinge bei Hauptmanns Webern. Fraglos ein Zeugnis gewaltigen Könnens, aber was das große Publikum ins Theater trieb, war daneben auch der Zug der Zeit, die Verschärfung des socialen Gewissens, die auch solche Kreise dafür gewann, die sonst dem düsteren Drama ohne Lichtpunkt und ohne Helden, die der naive Zuschauer beide so dringend braucht, ganz fremd gegenüber gestanden hätten. Aus ähnlichen Motiven heraus ist auch der robuste Sensationserfolg des „Talisman" zu erklären, den das feine, graziöse und sinnige Märchenspiel Fuldas an sich gewiß nicht bewirken konnte. Bewirkt hat ihn thatsächlich nur, wenigstens in Berlin, eine Ausdeutung des geistigen Kerns, an die der liebenswürdige Dichter selbst gar nicht, oder doch kaum in dieser Schärfe, gedacht hatte; die energische Tendenz gegen das fürstliche Gottesgnadentum, die damals eben in der Luft lag. Äußerlich ferner war ja im Grunde auch der Umstand, daß das Publikum, vor dem die erste Aufführung in Berlin stattfand, aus Leuten bestand, die die graue Mode des nüchternen Naturalismus bis zum äußersten mitgemacht hatten und die Kontrastwirkung der hellen Farben und der klingenden Rede wie ein Labsal empfanden. Gewiß sind die dichterischen Schwingen, die diesen drei Werken angeboren waren,

Digitized by Google

allesamt keine geringen gewesen, gewiß waren auch sie geeignet, die Werke emporzutragen, aber daß diese Dramen so jählings emporstiegen, bewirkte die geistige Strömung, in die sie gerieten und die sie in mächtigem Stoß pfeilschnell aufwärts trieb.

Und so ist denn die Frage, die ich oben stellte, richtig wie folgt zu formulieren: Ist der Erfolg des „Probekandidat“ im wesentlichen aus äußeren Umständen zu erklären, oder ist es, wie in den drei eben genannten Fällen, auch ein an sich bedeutendes Werk, das in die ihm günstige Luftströmung geriet?

Suchen wir auf diese Frage zunächst die Antwort zu gewinnen, indem wir den Inhalt des Dramas ins Auge fassen.

An dem Realgymnasium der Hauptstadt eines norddeutschen Kleinstaats — es ist offenbar eines der beiden Mecklenburg gemeint, wozu das bißchen Lokal-Kolorit stimmen würde — wirkt als Lehrer-Kollegium eine seltsame Gesellschaft. Der Direktor ein kalter, cynischer Streber, der seine schnöde Gesinnungslosigkeit unter würdevollen Manieren zu verdecken sucht, ein Mann ohne Gewissen, der es Weltklugheit nennt, wenn man gleich ihm auf Kommando in dem Augenblicke orthodox wird, wo diese Strömung im Schulkuratorium und höher oben siegt; von den Professoren der Eine (Holzer) ein in Äußerlichkeiten verbissener, gedankenloser Pedant, der Andere (Vollmiller) ein satter, gedankenloser Genußmensch, der Dritte (Dr. Balduin) ein ebenso boshafter, wie würdeloser Kriecher, der Vierte (Störmer) eine ursprünglich ideale Natur, deren Spannkraft völlig gebrochen ist, sodaß er sich nun auch, wenngleich innerlich knirschend und stöhnend, ins Joch beugt und die Faust nur in der Tasche zu ballen wagt, der Fünfte (Benefeldt) ein ursprünglich begabter und strebsamer junger Mann, der nun völlig zum Cyniker geworden ist und etwaige Gewissensskrupel in Bier und Rotspohn ersäuft. Die beiden Mitglieder des Schulkollegiums, die wir kennen lernen, sind dieser Gesellschaft würdig. Der Präpositus Dr. theol. von Korff, äußerlich ein milder, schwärmerischer Diener Gottes, innerlich ein Fanatiker aus Borniertheit oder gar von Geschäftswegen, und der Hofmaurermeister Brokelmann, der Vertreter der Weltklugheit gemeinster Sorte, der liberal, gemäßigt oder orthodox ist, je nachdem es ihm Nutzen bringt, und es für eine unglaubliche Dummheit erachtet, wenn ihm dies jemand nicht nachthun kann oder sein Thun auch nur nicht ganz würdig findet.

Mitten in dieser Gesellschaft von innerlich ganz oder halb verlumpten, verachtens- oder doch wenigstens beklagenswerten Leuten steht als Lichtgestalt der Probekandidat Dr. Fritz Heitmann, die verkörperte Güte, Tüchtigkeit und Überzeugungstreue. Er benimmt sich gegen jedermann, wie man es im Leben selten gewahren kann, aber auch auf der Bühne früher viel häufiger gesehen hat als heute, wo die bösen Realisten und Naturalisten den Geschmack des Publikums verdorben und es daran gewöhnt haben, nicht Engel oder Teufel, sondern Menschen auf der Bühne zu sehen. Fritz ist eben an Gemüt ganz und gar seiner Mutter, Frau Louise Heitmann, nachgeraten. Als Gattin und Mutter musterhaft, als Putzmacherin von erlesenem Geschmack, treibt sie den Edelmut sogar so weit, ihre säumigen Kunden nicht zu mahnen, obwohl sie es dringend nötig hat. Denn ihr Gatte beschäftigt sich nun, nachdem er sein Rittergut durchgebracht hat, lediglich mit der Dressur von Igeln und unterbricht diese Thätigkeit nur, um, wenn er Geld bekommt, zum „Weißen Ferkel“ zu gehen und dort das bißchen zu verspielen und zu vertrinken. Fritz ist die Stütze der Mutter, aber auch dem Vater gegenüber gütig und liebevoll, und nicht minder ein vortrefflicher Vetter. Zwar sieht er nicht, was der naivste Zuschauer sofort erkennt, daß ihn seine im Hause lebende Base (Marie von Geißler), eine Volksschullehrerin, leidenschaftlich liebt, aber er behandelt sie mit brüderlicher Wärme und macht gern mit ihr gemeinsame mikroskopische Untersuchungen, welche Thätigkeit ein Ende nimmt, weil sie gelegentlich dieser Untersuchungen ihre Leidenschaft wachsen fühlt und sich daher dieser Thätigkeit entzieht. Das Herz des jungen Probekandidaten aber gehört einem gleichfalls vortrefflichen jungen Mädchen, einer „mittelgroßen Blondine von seltenem Liebreiz“, deren Wesen „etwas Knospendes“ hat, wie der Dichter in einer Regie-Bemerkung vorschreibt. Dies gilt jedenfalls auch von ihrem Geist, entfaltet wenigstens ist er ganz gewiß noch nicht, und die Redensarten, die wir als „Knospen“ von ihr vernehmen, deuten auch für die Zukunft auf keine gewaltige Blüte. Sie ist die Tochter des Hofmaurermeisters Brokelmann. Dies die Personen: zwei Engel (der Held und seine Mutter) und, wenn man die „Knospe“ hinzurechnet, dritthalb Engel, alle anderen eine jämmerliche Gesellschaft.

Um welchen Punkt nun dreht sich der Kampf zwischen den Guten und den Bösen, was ist der Kern der Intrigue? Einzig die Frage, ob Fritz Heitmann aus einem Probekandidaten ein „wissenschaftlicher Hülfslehrer“ werden soll, oder nicht.

Anfangs sind alle dafür, nur Marie nicht. Das heißt: vielleicht ist auch sie nicht dagegen; was diese dämonische Volksschullehrerin will, wird Einem nicht ganz klar. Sie hat sich 50 Mark erspart und opfert diesen Betrag, um eine verruchte Intrigue anzuspinnen, damit Fritz Heitmann von seiner geistigen Höhe herniedersteigen und in die „Abhängigkeit“ geraten soll. Zu diesem Zwecke giebt sie das Geld dem alten Heitmann, obgleich sie weiß, daß er es nur dazu verwenden wird, um sich im „Weißen Ferkel“ zu betrinken, dann in diesem Zustand bei dem Gartenfest bei Brokelmanns zu erscheinen und dort die künftigen Schwiegereltern sowie die künftigen Kollegen

Fritzens zu brüskieren. Das wird Fritz zunächst häuslichen Jammer und Unfrieden bereiten und wenn er erst soweit ist, dann sinkt er auch vielleicht von seiner geistigen Höhe hinab. Fritz ist nämlich Darwinist und ein Mann der freien Forschung. Marie teilt seine Überzeugungen, aber bei ihrem Unterricht in der Volksschule muß sie den „Geist" der gemeinschaftlichen mikroskopischen Forschungen mit Fritz „verleugnen", denn — ich citiere wörtlich — „sie dulden ja keine freie Forschung mehr." In der Volksschule! Wenn nun Fritz durch einen neuen Rausch seines Vaters in Konflikte gerät und etwa auch im Gymnasium ebensowenig der Geist der freien Forschung geduldet werden wird wie in der Volksschule, dann wird er vielleicht die Darwin'sche Theorie im Gymnasium unterdrücken müssen, wie sie sie in der Volksschule hat verleugnen müssen, und dann wird sie, hofft Marie, vielleicht innerlich von dem Abtrünnigen loskommen, während jetzt ihre Leidenschaft für den kühnen Wahrheitssucher nur noch wächst. Man sieht, das ist eine der einfachsten, wahrscheinlichsten und lebensvollsten Intriguen, die je auf die Bühne gebracht worden sind.

Nicht lange aber bleibt Marie die einzige, die darauf hinwirkt, daß Fritz seinen Tag von Damaskus erlebe und ein eben solcher Heuchler werde wie seine Kollegen. An demselben Tage nämlich, an dem der Direktor auf Anstiften des Präpositus einen obligatorischen Sonntagsgottesdienst für Lehrer und Schüler anordnet, entwickelt Fritz vormittags den Schülern in Oberprima die Darwin'sche Theorie und malt ihnen ein „Weltbild". Bei dem Ausfluge am Nachmittag wirkt er in demselben Sinne fort; kein Wunder, daß am Abend, wo das Gartenfest bei Brokelmann stattfindet, der Präpositus und der Direktor in grimmiger Erregung sind und den kühnen Darwinianer vor die Wahl stellen, entweder zu widerrufen oder von der Anstalt entfernt zu werden. Fritz Heitmann sträubt sich zunächst, fügt sich aber schließlich darein. Wieviel das Gelingen von Mariens Intrigue dazu beiträgt, wird nicht ganz klar; jedenfalls betrinkt sich der alte Heitmann wirklich und führt sich bei dem Gartenfest ungebührlich auf.

Dies der Inhalt der beiden ersten Akte. Im dritten Akt soll Heitmann widerrufen, und zwar in einer Probelektion im Anschluß an den Schulgottesdienst, welcher Lektion neben den Oberprimanern auch der Präpositus und das gesamte Lehrerkollegium beiwohnen. Er erklärt sich dazu bereit, aber wie er nun damit beginnen soll, geht es über seine Kraft, seine Schüler zu belügen, und aus dem Widerruf wird eine brausende Philippika gegen die Knechtung der Wissenschaft, die in dem Citat aus dem Studentenlied gipfelt:

> Wer die Wahrheit kennet und sagt sie nicht,
> Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht.

Natürlich wird nun Heitmann auf der Stelle seines Amtes enthoben.

Der vierte Akt bringt die Lösung des Verlöbnisses zwischen dem gemaßregelten Probekandidaten und der Tochter des frommen Hofmaurermeisters, dann folgt eine Ovation der Primaner für den Gemaßregelten und Heitmann geht in die Fremde, um für seine Überzeugung zu wirken. —

Dies der Inhalt. Indem ich das bisher Geschriebene überlese, gewahre ich erst, daß ich an einzelnen Stellen nicht ganz den trockenen Ton des Referenten festhalten konnte; ich darf getrost versichern, daß es ohne Vorsatz geschehen ist. Aber die Handlung ist so dünn, die Intrigue so banal, daß man fast unwillkürlich zur Ironie greift, oder soll man die Volksschullehrerin, die es als tragisch empfindet, daß sie den kleinen Mädchen gegenüber von der Darwin'schen Theorie schweigen muß, ernsthaft nehmen? Ich meinerseits, der ich ein geistig freier Mann zu sein glaube, erkühne mich sogar bescheidene Zweifel daran zu hegen, ob die Oberprima der richtige Ort ist, diese Theorie zu lehren. Auch andere Leute, deren freie Weltanschauung gleichfalls außer Zweifel steht, haben dieselbe Meinung ausgesprochen. In dem führenden liberalen Blatte Berlins, der „Vossischen Zeitung", hat ein Schulmann von diesen Gesinnungen einen lesenswerten Aufsatz veröffentlicht, in dem er darauf hinweist, wie schlimm es um die Lebenstreue in diesem Stücke steht. Eine Bande von Heuchlern, wie sie hier vorgeführt wird, findet sich doch schwerlich an einem deutschen Gymnasium zusammen. Aber dies ist noch lange nicht das Schlimmste; die Art, wie hier der obligatorische Schulgottesdienst eingerichtet, die Konferenz abgehalten, der Widerruf erzwungen wird, widerstreitet den Thatsachen; es ist heutzutage wieder vieles möglich, was vor zwanzig Jahren noch als unmöglich galt, aber so arge Dinge können nicht vorkommen. Freilich deutet der Dichter auf Mecklenburg hin, aber derlei ist, sagt jener Fachmann, auch dort nicht möglich, und angenommen, daß dem so wäre, so ginge dies das übrige Deutschland doch nur in beschränktem Maße an.

Die Vorzüge des Stücks liegen also gewiß nicht in der Erfindung, im Reichtum der Handlung, in der Lebenswahrheit der Konflikte und des ganzen Milieus. Nach dieser Richtung bleibt das Stück hinter sehr vielen Dramen zurück, die keinen Erfolg errungen haben, ja sogar hinter den meisten anderen Arbeiten desselben Dichters, denn unzweifelhaft verdient der Verfasser von „Winterschlaf" und „Hans" diesen Namen. Er hat ein starkes Talent für die theatralische Wirkung und macht dieser Wirkung weitgehende Zugeständnisse, aber er ist schon in der Erfindung, noch mehr aber in der Charakteristik der Personen der oben genannten, aber auch seiner anderen Dramen ein wirklicher, selbstschöpferischer Dichter.

Dreyer sieht mit hellen Augen ins Leben, be-

Digitized by Google

obachtet scharf und weiß das Beobachtete so darzustellen, daß auch wir es sehen, und einiges von diesen Vorzügen findet sich immerhin auch hier. Zwar der Held ist schemenhaft, Marie eine unverständliche Figur, die anderen Frauengestalten bläßlich, aber unter den Männern finden sich einige scharf umrissene und mit kräftiger Hand, dabei der Hand eines Dichters, hingestellte Menschen. So namentlich Benefeldt, der Cyniker und der unglückliche Störmer, der fast an dem Groll, den er hinunterschlucken muß, erstickt; eine der wenigen gelungenen tragi-komischen Figuren, denen wir in neuester Zeit auf der Bühne begegnet sind, denn das Tragi-Komische ins Licht der Bühnenlampen zu stellen und dabei doch lebensvoll zu bleiben, ist eine schwere und seltene Kunst. Es ist ein Treffer, nicht bloß des Theatralikers, sondern auch des Dichters, wie dieser Mann, am Schluß des dritten Akts, als der Gemaßregelte allein in der Aula zurückbleibt, auf diesen zutritt und seine beiden Hände ergreifend, hervorstößt:

> „Ich, — ich schäme mich so vor Ihnen! So unbändig muß ich mich vor Ihnen schämen! Das heißt — — aber — dies ganz unter uns — nicht wahr, lieber Kollege, es bleibt ganz unter uns?"

Diese beiden Nebenfiguren, im „Deutschen Theater" prächtig dargestellt, haben zweifellos ihren Anteil am Erfolg, wie überhaupt die Darstellung, wenigstens was die Männer betrifft, eine vorzügliche ist.

Ebenso verleugnet Dreyer auch in diesem neuen Stück einen anderen Vorzug nicht, die starken Nerven und die kräftige Faust des Theatralikers, der alles in Wirkung zu setzen und plastisch hinzustellen versteht. Der dritte Akt in der Aula, die Vorbereitung des Widerrufs, dann die Scene, wie sich Heitmann angesichts der fragenden Augen der Jünglinge auf sein edleres Teil besinnt, bis zum Schlusse, der kurzen Scene mit Störmer, die oben wiedergegeben ist, all dies ist ein Musterstück theatralischer Mache. Derlei will um Himmelswillen nicht unterschätzt sein, auch wenn es eben nur theatralische Mache und wenig Höheres ist, denn ohne diese Fähigkeit ist ja eben doch die richtige Bühnenwirkung nur in den seltensten Fällen möglich; nur da, wo ein Genie zu uns spricht, und auch da nicht immer.

Entscheidend aber war für den Erfolg des „Probekandidaten" die Tendenz. Wir haben es glücklich in Deutschland soweit gebracht, daß es sehr weite Kreise, deren gute nationale, monarchische, ja religiöse Gesinnung ganz außer Frage steht, wie eine Erlösung empfinden, wenn gegen den Rückschritt Verwahrung eingelegt und die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung verteidigt wird. Der fanatische Präpositus, der cynisch schmiegsame Direktor, die Heuchlerbande von Lehrern waren dem Publikum des „Deutschen Theaters" Verkörperungen ganz anderer Persönlichkeiten und auch der „Probekandidat" Fritz Heitmann wirkte lediglich als Symbol. Ob der Mann seine Überzeugung an rechter Stelle vorbringt, auf diese Frage kommt es dann ebensowenig an wie darauf, ob der Dichter in der Milieu-Zeichnung übertrieben hat. Er spricht aus, was heute Unzählige denken, darunter alle, die ein Herz für ihr Volk haben und wissen, worin die Kraft des deutschen Geistes in Wahrheit wurzelt, und darum drängen sich Unzählige zu den Aufführungen dieses Stückes und applaudieren jeder Pointe, am stärksten aber den Schlußworten, die Paul Benefeldt, der Cyniker, dem Idealisten Fritz Heitmann zuruft:

> „Hast Du schon mal von Preußen gehört? Da hat jeder das verbriefte Recht, durch Wort, Schrift und Druck seine Meinung frei zu äußern. Geh' Du nach Preußen!"

Man darf getrost sagen, daß die Hälfte aller Zuschauer nur deshalb ins Theater ging, um diese Worte, die in allen Zeitungen citiert waren, selbst zu hören und sie mit bitterem Lachen und dröhnenden Beifallssalven quittieren zu können.

So giebt der sensationelle Erfolg des „Probekandidat" nach mancherlei Richtung zu denken. Vor allem in einer Hinsicht, die hier nach dem Programm dieser Zeitschrift nicht weiter ausgeführt werden kann, aber auch nicht des Weiteren behandelt zu werden braucht: als sichtbares Zeichen für den Geist der Zeit. Ferner aber lehrt das Schicksal dieses Stückes so deutlich, wie man's selten sehen kann, daß es nicht immer die besten Dramen sind, denen ein geräuschvoller Erfolg beschieden ist.

Im Übrigen ist dieser Erfolg trotz aller Einwendungen, die man vom litterarischen Standpunkte erheben muß, Dreyer redlich zu gönnen, nicht allein um der Tendenz willen, sondern hauptsächlich auch deshalb, weil er ein starkes Talent ist und seine anderen Dramen, die besser sind als dieses neueste, nicht den verdienten Erfolg errungen haben. So ist z. B. das dreiaktige Drama „Winterschlaf", eine seiner frühesten Arbeiten, die das „Deutsche Theater" unter dem Eindruck des Erfolges des „Probekandidat" wieder zu beleben suchte, ohne damit durchzudringen, trotz aller Abhängigkeit von Halbe dennoch an dichterischen Qualitäten, namentlich an Stimmung weitaus reicher als das bejubelte Stück. Beide Dramen sind auch in Buch-Ausgabe (Berlin, Georg Heinrich Meyer) erschienen. Man wird „Winterschlaf" mit Vergnügen lesen; hingegen treten bei der Lektüre des „Probekandidat" die Schwächen des Stücks noch viel deutlicher in Erscheinung als bei der Aufführung. Das ist ja auch angesichts des Wesens beider Stücke durchaus natürlich.



Digitized by Google



Aus Heines Schulzeit.

(Fortsetzung).

Heinrich Heine that sich, sagten wir, als Schüler des Düsseldorfer Lyceums in keiner Weise hervor. Ein schlagender Beweis für diese, unbegreiflicherweise von der nächsten Familie des Dichters, namentlich von seiner Schwester Charlotte und seinem Neffen Ludwig van Embden hartnäckig bestrittene Thatsache ist der Umstand, daß ihm in den sieben Jahren seiner Schülerzeit, so weit es sich hat feststellen lassen, auch nicht ein einziges „Ehrenbuch" zufiel; noch mehr, auch in der Rubrik: „Ehrenvolle Erwähnung derer, welche den Belohnten zunächst folgen", wird man seinen Namen vergeblich suchen. Und doch war man mit derlei Büchern so freigebig, daß es eigentlich ein Rätsel ist wie mit dem Etat von 60 Thalern gereicht wurde, und vollends regneten die „ehrenvollen Erwähnungen", die nichts kosteten, hageldicht nieder. So gab es in der „Oberen Klasse" von 1810 bis 1811 für jeden der neun Lehrgegenstände je zwei Preise und 4 bis 5 „ehrenvolle Erwähnungen", ähnlich in den anderen Klassen. Also durchschnittlich etwa 60 Auszeichnungen in jeder Klasse, deren natürlich mehrere auf Einen entfielen; saßen doch nur 10 bis 13 Schüler in der Klasse! Ein solcher Glücklicher, auf den sich Prämien und „Erwähnungen" nur so häuften, war Franz Kemperdick aus Düsseldorf; Heine aber brachte das Kunststück fertig, ganz leer auszugehen. Des Dichters jüngster Bruder, Gustav Heine, pflegte oft und nachdrücklich zu erzählen, daß Heinrich auf der Düsseldorfer Schule seiner Confession wegen mancherlei Zurücksetzung erfahren habe. Es liegt nahe, hier zur Erklärung auch an diesen Umstand zu denken, doch wäre eine solche Annahme gewiß nicht zutreffend. An Neckereien, auch gelegentlich an Püffen wird es nicht gefehlt haben, aber der Geist der Schule war ein humaner, der Geist der Zeit vollends, wie der Wind, der damals in Regierungskreisen wehte, lassen es als fast undenkbar erscheinen, daß Heine aus diesem Grunde kein „Ehrenbuch" erhalten habe, und erwägt man vollends, welche liebevolle Erinnerung der Dichter der Anstalt bewahrt hat, und wie gut seine Familie mit dem Rektor stand, so wird man diese Annahme, die wir hier streifen, weil sie von anderer Seite kürzlich verfochten worden ist, vollends verwerfen müssen. Wir dürfen getrost annehmen: Heine erhielt deshalb kein Prämienbuch und keine „ehrenvolle Erwähnung", weil er sie nicht verdiente, weil er ein sehr mittelmäßiger Schüler war. Das ist ebenso wahr, wie es unbestreitbar ist, daß deshalb doch er unsterblich wurde, und nicht der Musterschüler Franz Kemperdick.

Damit soll freilich der oft gehörten Phrase, daß nur die Mittelmäßigkeit auf der Schule trefflich fortkomme, während das Genie eben seiner Genialität wegen dort nichts bedeute, keineswegs beigestimmt sein. Das ist törichtes Geschwätz. Die Reihe ausgezeichneter Männer, auch sehr bedeutender Dichter, die sich schon auf der Schule hervorthaten, ist mindestens ebenso stattlich, wie das Verzeichnis vortrefflicher Staatsmänner und Künstler, die mit knapper Not durchs Examen kamen. Es ist eben eine vergebliche Mühe, aus der Entwicklung besonders hervorragender Individualitäten ein Gesetz ableiten zu wollen; jeder ist eine Welt für sich. Nicht bloß auf die raschere oder langsamere Entwickelung kommt es an, sondern auch darauf, in welchem Maße die geistige Beschaffenheit des Einzelnen den Anforderungen entspricht, welche die Schule stellen muß, die ja nicht Genies zu züchten, sondern tüchtige Durchschnittsmenschen heranzubilden hat. Nur so viel ist gewiß: wer auf der Schule ein Kemperdick ist, berechtigt deshalb doch lange nicht zu der Hoffnung, daß im Leben ein Heine aus ihm wird, und wer auf der Schule schwer fortkommt, kann deshalb doch ein berühmter Dichter werden, wogegen man der Wahrheit ins Gesicht schlägt, wenn man annimmt, ein Musterschüler sei im Leben zur Mittelmäßigkeit verurteilt, wie das Genie in der Schule zur schlechten Censur. Wenn eine geniale Natur, wie Heine, erst im Leben und nicht schon in der Schule eine „ehrenvolle Erwähnung" verdiente, so ist der Grund dafür gewiß nicht in seiner ungewöhnlichen Begabung, sondern in anderen Umständen zu suchen.

Diese Umstände lassen sich selbstverständlich nicht mit der Sicherheit eines mathematischen Kalküls darlegen und nachweisen und eine Mitteilung wie die vorliegende, deren vornehmlichster Zweck es ist, auf neues Quellenmaterial hinzuweisen und es mit dem bereits bekannten zu vergleichen, muß sich vollends auf Andeutungen beschränken.

Der wichtigste Umstand ist selbstverständlich der, daß Heine eben zu den Knaben mit später Entwickelung gehörte. Die bereits erwähnten Mitteilungen seiner Geschwister abgerechnet, denen in dieser Hinsicht ebenso wenig Glauben beizumessen ist, wie in anderen, wo sie die Familieneitelkeit verblendete, ist uns aus seiner Knabenzeit nichts überliefert, was als Zeichen des Gegenteils gelten könnte. Dazu stimmt auch als wichtiges Zeugnis, was wir an Dichtungen aus seinen ersten Jünglingsjahren besitzen, und ein wahrhaft klassischer Beleg dafür ist vollends sein erstes Gedicht: „Deutschland", das Ernst Elster vor einiger Zeit in der „Deutschen Dichtung" (Bd. XXV S. 7 ff.) veröffentlicht hat. Ob das Gedicht, wie Elster vermutet, 1815 (nach der Schlacht bei Belle-Alliance) geschrieben, also das Produkt eines Achtzehnjährigen ist, oder ob es nach Dr. Asbachs, in der „Allgemeinen Zeitung" unseres Erachtens ohne ausreichende Gründe aufgestellten Hypothese bereits 1813 (nach der Schlacht bei Leipzig) gedichtet ist, also aus der Feder eines Sechzehnjährigen stammt, jedenfalls erweist das Gedicht, namentlich in der Form, aber auch im Gedanken, eine Unreife, wie wir sie an Versuchen weitaus geringerer Dichter aus dem gleichen Lebensalter selten gewahren können. Gilt dieses späte Reifen aber schon von der ureigentlichsten Sphäre seiner Begabung, der dichterischen, so um so mehr von denjenigen Disziplinen, die dem Dichter auch in der Folge recht fremd geblieben sind. Unwitzig und stumpf, geschweige denn ein Dummkopf war Heine schon damals ganz gewiß nicht, im Gegenteil ein phantasievoller Knabe mit reichem Gemütsleben, aber weder sonderlich fleißig, noch unfleißig, wie auch in der Fähigkeit, ein Quantum Wissen überhaupt zu erwerben, durch-

Digitized by Google

aus nur ein Durchschnittsmensch. Das Talent für Sprachen und Arithmetik z. B. ging ihm auch im späteren Leben ab. Wenn er einmal in der flüchtig geschriebenen „Autobiographischen Skizze" von 1835 bemerkt, er habe sich „in der oberen Klasse ausgezeichnet", so ist dies ohne Belang, umsomehr, da die Skizze auch sonst mancherlei Angaben enthält, die er selbst anderweitig richtig gestellt hat.

Auch unter den Lehrern — und dies ist der zweite Umstand, der berücksichtigt werden muß — scheint kein Mann von hervorragendem pädagogischen Talent gewesen zu sein; eine Ausnahme (Schallmeyer) abgerechnet, waren es mittelmäßige Köpfe, die ihre Aufgabe schlecht und recht erfüllten, einige sogar entschieden mehr schlecht als recht.

So ist neben Asthöver, von dessen Unzulänglichkeit bereits die Rede war, auch ein anderer Lehrer Heines — Dahmen — offenbar nicht eben ein großer Pädagoge vor dem Herrn gewesen. Es ist interessant, Asbachs Mitteilungen über diesen Herrn, die er aus bisher unzugänglichen Quellen schöpft, mit den Angaben Heines zu vergleichen. Ueberall ergiebt sich, wie bereits hervorgehoben, die Wahrheitsliebe, aber auch die Pietät des Dichters. Seine Urteile sind nicht selten die mildesten, die wir überhaupt kennen lernen, so kommt, um bei Dahmen zu bleiben, dieser bei Heine in der folgenden Stelle der „Wünnebergiade", der einzigen, die seiner gedenkt, vergleichsweise sehr glimpflich fort:

> Auch der riesenmächtige Dahmen
> Wandelt dort sein geistig Leben;
> Schreckhaft zittern seine Jünger,
> Wenn er schwingt die Musengeißel.

Viel härter urteilt ein Zeitgenosse Heines, der 1874 verstorbene Appellrat von Ammon in seinen als Manuskript gedruckten „Lebenserinnerungen". Dort wird Dahmen als der „Orbilius Plagosus der Schule" geschildert, als „ein Urbild von Grobheit und finsterem Sinn".

Unfähig und ungeschickt war auch der Lehrer des Lateinischen und Griechischen, Cremer. „Vom Griechischen", sagt Heine im „Buch Le Grand", „will ich gar nicht sprechen, ich ärgere mich sonst zuviel. Die Mönche im Mittelalter hatten so unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabei ausgestanden". In ähnlicher Tonart berichtet der Dichter über seine lateinischen Studien, so sagt er darüber u. A.:

„Die Verba irregularia — sie unterscheiden sich von den Verbis regularibus dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekommt — sind gar entsetzlich schwer. In den dumpfen Bogengängen des Franziskanerklosters, unfern der Schulstube, hing damals ein großer, gekreuzigter Christus von grauem Holze, ein wüstes Bild, das noch jetzt zuweilen des Nachts durch meine Träume schreitet und mich traurig ansieht mit starren, blutigen Augen — vor diesem Bilde stand ich oft und betete: O Du armer, ebenfalls gequälter Gott, wenn es Dir nur irgend möglich ist, so sieh doch zu, daß ich die Verba irregularia im Kopf behalte."

Cremer mußte 1813 entlassen werden und fand dann eine Anstellung als Landpfarrer. Heine nennt ihn ein einziges Mal und zwar in der oben erwähnten autobiographischen Studie, die er für Philarète Chasles niedergeschrieben hat. Er erwähnt kurz seinen Namen, den er dort „Kramer" schreibt und daß dieser „die klassischen Dichter explizierte"; irgend ein Wort der Kritik fügt er nicht bei. Andere Schüler Cremers und auch Asbach waren viel weniger zurückhaltend als der angeblich so rücksichtslose Heine.

Ein vierter Lehrer, den Heine mit einiger Anerkennung nennt, ist Professor Joseph Schramm, „der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften". Heine giebt zu, von ihm „etwas Deutsch" gelernt zu haben, gar zu viel wird es thatsächlich nicht gewesen sein. Asbach stellt fest, daß Schramm einer mehr gelehrten als praktisch pädagogischen Richtung gehuldigt habe.

Das Gleiche gilt von Professor Brewer, von dem Heine berichtet, daß er bei ihm „vollauf mit Geometrie, Statik, Hydrostatik, Hydraulik usw. gefüttert ward" und „in Logarithmen und Algebra schwamm". Von diesen Studien und dem Privatunterricht, den Heine außerdem in diesen Fächern genoß, oder richtiger zu erdulden hatte, wird noch später die Rede sein.

Ungleich ausführlicher als diese Lehrer schildert Heine einen anderen Bildner seiner Jugend, den Abbé d'Aulnoy, der am Gymnasium das Französische und die Geschichte lehrte, einen „emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rote Perrücke trug und gar pfiffig umhersprang, wenn er seine Art poétique und sein Histoire Allemande vortrug. Er war im ganzen Gymnasium der einzige, welcher deutsche Geschichte lehrte". Die Mitteilungen, die Heine über seine Methode giebt, sind schon deshalb von Interesse, weil sie die einzigen näheren Aufschlüsse sind, die wir über die Methode, nach der Heine im Gymnasium unterrichtet wurde, besitzen. Darum sei hier die Hauptstelle angeführt:

„Er hatte mehrere französische Grammatiken, sowie auch Chrestomathien, worin Auszüge deutscher und französischer Klassiker, zum Uebersetzen für seine verschiedenen Klassen geschrieben; für die oberste veröffentlichte er auch eine „Art oratoire" und eine „Art poétique", zwei Büchlein, worin das erstere Beredsamkeitsrezepte aus Quintilian enthielt, angewendet auf Beispiele von Predigten Fléchiers, Massilions, Bourdaloues und Bossuets, welche mich nicht allzu sehr langweilten. Aber gar das andere Buch, das die Definitionen von der Poesie: L'art de poindre par les images, den faden Abhub der alten Schule von Batteu, auch die französische Prosodie und überhaupt die ganze Metrik der Franzosen enthielt, welch ein schrecklicher Alp!

So denk' ich jetzt und so fühlt' ich schon als Knabe, und man kann sich leicht vorstellen, daß es zwischen mir und der alten braunen Perrücke zu offenen Feindseligkeiten kommen mußte, als ich ihm erklärte, wie es mir rein unmöglich sei, französische Verse zu machen. Er sprach mir allen Sinn für Poesie ab und nannte mich einen Barbaren des Teutoburger Waldes. Ich denke noch mit Entsetzen daran, daß ich aus der Chrestomathie des Professors die Anrede des Kaiphas an den Sanhedrin aus den Hexametern der Klopstock'schen „Messiade" in französische Alexandriner übersetzen sollte! Es war ein Raffinement von Grausamkeit, die alle Passionsqualen des Messias selbst übersteigt, und die selbst dieser nicht ruhig erduldet hätte. Gott verzeih', ich verwünschte die Welt und die fremden Unterdrücker, die uns ihre Metrik aufbürden wollten, und ich war nahe dran, ein Franzosenfresser zu werden. Ich hätte für Frankreich sterben können, aber französische Verse machen — nimmermehr!

An anderer Stelle (in „Shakespeares Mädchen und Frauen") beschwört Heine die „braune" oder „rote" Perrücke seines Lehrers noch einmal aus dem Grab hervor, dem er die folgende in der That ebenso scharfsinnige als umfassende Definition der Tragödie verdankt: „Diejenigen Stücke, worin nicht der heitere Geist Thalias, sondern die Schwermut Melpomenes atmet, gehören ins Gebiet der Tragödie." Wie sich Heines Aufzeichnungen nur in den Farben der Perrücke widersprechen, aber sonst ein ganz nach dem Leben gezeichnetes Bild geben, so decken sie sich mit den von Asbach reproduzierten Aufzeichnungen Friedrich von Ammons

Digitized by Google

und den aus den Schulakten geschöpften Angaben. Auch Ammon beklagt sich über die überaus pedantische Art, in der d'Aulnoy die Poetik und die französische Sprache traktierte; der Abbé legte hauptsächlich auf Grammatik und Litteraturgeschichte Wert, hingegen viel weniger auf die mündliche Beherrschung des Französischen, von der er den Knaben zu sagen pflegte: „Wenn Sie Französisch sprechen lernen wollen, so müssen Sie sich eine Kammerjungfer anschaffen". Nicht alles, was Heine, Ammon und die Düsseldorfer Schulakten an Seltsamem und Ungünstigem über d'Aulnoy berichten, wird diesem Lehrer allein beizumessen sein, sondern eben so sehr dem Geist der Zeit wie dem Schulplan. So z. B. schloß sich nicht nach d'Aulnoys Willen, sondern nach dem Schulplan den französischen Übungen nur gleichsam als unwesentlicher Appendix und von demselben Lehrer vorgetragen, ein kurzer Abriß der deutschen Geschichte an, wie sich denn daneben der gesamte Unterricht in der Geschichte auf eine Skizze der Geschichte Roms bis zur Schlacht bei Actium beschränkte! Vieles aber wird auch d'Aulnoy selbst anzukreiden sein, so namentlich die unpädagogische Auswahl des zu übersetzenden Materials. So war es gewiß sein eigener Mißgriff, wenn er seine Schüler nach Ammons Zeugnis Schillers „Jungfrau von Orleans" von Anfang bis zu Ende schriftlich übersetzen ließ, da ja eine genügende Lösung der Aufgabe von vornherein über ihre Kräfte ging! Daß d'Aulnoy „ein braver Mann" war, der „sein Lehramt mit Gewissenhaftigkeit ausfüllte und eine vortreffliche Disziplin hielt", ist sicher ebenso richtig, wie daß es ihm an pädagogischem Talent und Takt fehlte.

Waren die bisher genannten Lehrer Heines nicht bloß mittelmäßige Pädagogen, sondern auch mittelmäßige Köpfe, so gilt von dem Rektor der Anstalt, Professor Dr. Aegidius Jacob Schallmeyer, nur das erstere. Unzweifelhaft war er ein trefflich veranlagter, vielseitig unterrichteter Mann, der freilich in der Handhabung der Schulzucht zuweilen entgleiste. Wie bereits erwähnt, war er Ordensgeistlicher, hatte sich zunächst der Moral-Theologie, dann der Philosophie zugewendet, und wirkte zuerst als Lehrer an der Bonner Universität, dann, als diese aufgehoben wurde, an der Bonner Zentralschule, bis er 1805 die Leitung des neuen Lyceums übernahm. Damals etwa fünfzig Jahre alt, war er nach Asbachs aus reichem Material gezogenem Urteil „ein Mann, der mit einer seltenen Güte des Herzens große Gelehrsamkeit, besonders auf dem Gebiete der Philosophie verband, und alle, die ihn näher kannten, durch seine Persönlichkeit fesselte. Wie viele Theologen seiner Zeit war er erfüllt von dem Geiste der Aufklärung". Ganz und gar deckt sich dies mit allem, was wir von Heine über ihn erfahren.

Schon im „Buch Le Grand" bekennt der Dichter, daß er „viel deutsche Sprache" von Schallmeyer gelernt habe, dem „braven, geistlichen Herrn, der sich meiner von Kindheit auf annahm". Ähnlich berichtet er über ihn in der wiederholt citierten autobiographischen Skizze von 1835, wo er auch die Gründe anführt, warum ihm Schallmeyer besonders wohlgesinnt gewesen, „wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofrats von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet". Auch sonst gedenkt Heine Schallmeyers und namentlich des Unterrichts in der Philosophie, den er bei ihm genossen, sehr häufig, und in den „Geständnissen" schreibt ihm der Dichter sogar das Verdienst zu, für ihn einen Lebensplan entworfen zu haben, den sich verwirklicht zu denken freilich schwer fällt. Schallmeyer habe seiner Mutter, erzählt er, den Rat gegeben, den Knaben dem Dienste der katholischen Kirche zu widmen „und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren." Heine fährt fort:

„Durch die einflußreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er, im stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dies meine Mutter [lange Jahre später] erzählte, bedauerte sie sehr, daß sie dem Rate des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte. Die alte Frau bereute jetzt sehr, einen so vernünftigen Vorschlag abgelehnt zu haben".

Ob in dem Scherz ein ernster Kern steckt, mag dahin gestellt bleiben, wahr ist aber sicherlich, wie auch die „Memoiren" berichten, daß Schallmeyer gegen den Knaben immer besonders liebevoll gewesen, und unzweifelhaft richtig ist, was er in den „Geständnissen" von den Vorlesungen über Philosophie erzählt, die Schallmeyer seinen Schülern gehalten. In diesen Vorlesungen habe Schallmeyer, sagt Heine, „unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandergesetzt, wie grell diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungierte. Es ist gewiß bedeutsam, und einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir vielleicht als Circonstance atténuante angerechnet werden, daß ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte". Dies stimmt auch mit dem Bild, das sich aus Asbachs Mitteilungen ergiebt.

Man sieht, diese Lehrer, auch wenn sie gewiß nicht ungeeigneter waren, als die der meisten anderen Schulen, ja vielleicht sogar etwas geeigneter als der Durchschnitt, waren doch, eben den einzigen Schallmeyer abgerechnet, nicht im Stande, einen Knaben zu fesseln, dem sogar in seinem späteren Leben, geschweige denn in seiner Knabenzeit, sicherlich alles nur durch die Phantasie einging. Aber auch der Schulplan mag sein redlich Teil daran gehabt haben, wenn hauptsächlich diejenigen Schüler vorwärts kamen, die mit Fleiß ein gutes Gedächtnis verbanden und eine große Masse heterogenen Wissenskrams unverarbeitet in ihren Köpfen aufhäufen konnten. Die Schule war, sagten wir schon, bestimmt, im Geiste der Aufklärung zu wirken, daher war auch ihr Lehrplan viel reichhaltiger und bunter als der der Lateinschulen der Jesuiten, aber das Ergebnis war leider nur eine schlimme Halbheit. Die Jesuitenschulen brachten den Knaben, wenn auch wenig anderes, so doch zum mindesten eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen bei; daran war hier nicht zu denken, weil es eben an Zeit fehlte. Aber auch die neuen Disziplinen konnten nur lückenhaft gelehrt werden und zwar ebenso aus Zeitmangel, wie aus Mangel an geeigneten Lehrkräften und Lehrbüchern. Auch nach dieser Hinsicht ist nicht etwa das Düsseldorfer Lyceum allein anzuklagen, sicherlich stand es um die anderen Anstalten, welche die gleiche Entwickelung durchmachten, nicht etwa besser, sondern wahrscheinlich ebenso schlimm oder noch schlimmer, nur ändert sich dadurch die Folgerung, die wir für unser Thema daraus zu schließen haben, nicht. Hier einige Beispiele: Den Unterricht in den klassischen Sprachen soweit einzuschränken, damit auch Raum für andere Disziplinen wurde, war sicherlich richtig, aber es ist doch fraglich,

Digitized by Google

ob es nicht besser gewesen wäre, das Griechische lieber ganz zu eliminieren, als die Schüler in den drei Klassen, wo das Griechische vorgeschrieben war, nur soweit zu führen, daß sie einige Prosa-Abschnitte aus Jacobs Elementarbuch übersetzen konnten. Genügend wurde, soweit es die von Asbach mitgeteilten Lehrpläne erkennen lassen, nur das Lateinische, nicht aber das Französische und noch weniger das Deutsche gepflegt. Wie der Geschichtsunterricht gehandhabt wurde, haben wir bereits erfahren; auch diese dürftige Pflege wurde ihm nicht als Selbstzweck zuteil, sondern gleichzeitig als Sprachübung. So wurde die Geschichte der Römer französisch vorgetragen, dann deutsch auswendig gelernt; die Geschichte Deutschlands wurde umgekehrt behandelt. Reich, ja überreich war die Pflege der Arithmetik und Geometrie, weiter wenigstens steckt auch das moderne Gymnasium, selbst das Realgymnasium, seine Ziele nicht ab, als das Düsseldorfer Programm. Hingegen war der Unterricht in der Naturkunde auf zwei Klassen beschränkt und überaus dürftig.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Aus dem Berg neuer Lyrik, der sich vor uns aufgehäuft hat, greifen wir einige Bändchen heraus. Leider ist diesmal nichts darunter, was selbst bei größtem Wohlwollen als existenzberechtigt gelten dürfte. Da sind zunächst die Verse einer Dame: „Gedichte“ von Marie Klen, Dresden, E. Piersons Verlag. Was diese Dichterin kann, mag eine Probe erweisen; wir wählen, wie immer in derlei Fällen, nicht etwa das schlechteste, sondern eins der relativ besten Gedichte, die uns im Durchblick aufgestoßen sind; „Veilchenliese“ sind die sechs Strophen überschrieben. Die beiden ersten lauten:

Arme kleine Liese,
Suchst vor Tau und Tag
Veilchen auf der Wiese,
Veilchen Dir im Hag!

Und was Dein Körbchen nur kann fassen,
Das trägst Du in die große Stadt;
Du weißt, daß mancher auf den Straßen
Die frischen Veilchen gerne hat.

In den folgenden Strophen ist gesagt, daß Liese „die duftigen Spenden“ jedermann „mit Kinderhänden“ reicht und ihn dabei „mit Kinderaugen“ ansieht. Auch bringt sie dafür „blanke Münze“ mit nach Haus. Aber, muß die Dichterin schmerzlich fragen, aber was sie fragt, sei mit ihren eigenen Worten gesagt:

Ach, bringst Du auch, so muß ich fragen,
Von manchem sauren Schritt und Tritt,
Das Beste, was Du hingetragen,
Die süße Unschuld wieder mit?

Arme kleine Liese,
Veilchenauge Du,
Bleib auf Deiner Wiese,
Laß die Stadt in Ruh!

Uns wundert nicht, daß derlei Gedichte geschrieben werden, ebensowenig wundert es uns, daß ein Dichter oder eine Dichterin, sofern sie das Geld dazu haben, derlei Gedichte drucken lassen, aber was uns wundert, ist, daß sich ein Verlag findet, der derlei Ware unter seine Flügel nimmt. Dieselbe stille Frage freilich drängt sich dem Recensenten auch bei anderwärts erschienenen Büchern auf, so bei dem Buche „Liebe und Leben“, Moderne Gedichte von K. Frankhauser. Zweite veränderte Auflage. Straßburg J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)“. Auch dieses Büchlein sei nur durch eine Probe charakterisiert; auch hier dürfen wir versichern, mit mildem Sinn gewählt zu haben. Das Gedichtchen ist „Müde“ überschrieben und lautet:

Ich bin so lebensmüde,
So düster und so stumm,
Ich bin so furchtbar traurig
Und weiß doch nicht warum.

Von allen Zielen scheint mir
Nicht eins erstrebenswert,
Es giebt nicht eine Freude
Wonach mein Herz begehrt.

Die Langeweile hält mich
In ihren Krallen fest,
Ich glaub', ein schmerzlos Ende
Wär' noch das allerbest'.

Wir wiederholen, dies ist lange nicht das schlechteste Gedicht im Buche und sämtliche Gedichte, auch dieses, sind ganz ernsthaft gemeint und nicht etwa Parodien. Und solche Verse erleben eine zweite Auflage! Dafür giebt es nur eine Erklärung: Herr K. Frankhauser muß ein sehr wohlhabender Mann sein. Man würde es ihm neidlos gönnen, wenn man dabei nicht unwillkürlich an jene Lyriker dächte, die kein Geld, wohl aber Talent haben, und denen der Weg in die Oeffentlichkeit doppelt erschwert ist, weil Leute, wie dieser wohlhabende Herr, die Lyrik überhaupt in den Augen des minder urteilsfähigen Publikums in Mißkredit bringen. Hat man derlei Gaben genossen, so ist man geneigt, über Bücher wie das folgende milder zu urteilen als sonst: „Mosaik.“ Gedichte von L. von Greyerz, Bern, Kommissionsverlag E. Sturzenegger, 1899. Was diese Dame kann, mag das relativ beste Gedicht beweisen, das wir im Heftchen gefunden haben; es ist „Glück“ überschrieben und lautet:

Forelle! bunte, schlanke,
Ich wollte dich fangen ein,
Doch darf ich's? Da uns die Freiheit
Das Liebste doch scheint zu sein

Die Lerche frei in den Lüften
Sie möcht' ich im Bauer ha'n,
Doch darf ich's? Beide ja singen
Wir fröhlich zum Himmel hinan!

Die Ros', die duft'ge Rose,
Sie pflückt' ich gerne vom Strauch!
Doch — darf ich dies Glück ihr zerstören?
Ich liebe das Glück doch auch.

Das ist ja gewiß auch schlecht und wäre lieber ungedruckt geblieben, aber es ist doch zum mindesten nicht blanker, stümperhafter Unsinn. Als Kuriosum sei angeführt, daß dem Bändchen eine Charakteristik des Kommissionsverlegers beiliegt, welche versichert, das Ganze sei „so recht echte, innige Schweizerpoesie“ und die Verfasserin habe „mit der Herausgabe nur zu lange gewartet.“ Nun, der Schade ist ja hoffentlich kein unersetzlicher und kann nun, wo das Heftchen endlich erschienen ist, wohl wieder gut gemacht werden.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Koester, Hugo. Ruinen und Scherben. Gießen 1900. August Frees.

Koester, Hugo. Gedichte. Saarbrücken o. J. Klingebeil u. Pröller.

Koester, Hugo. Gott. Ein lyrisch-episches Gedicht in 3 Gesängen. Saarbrücken o. J. Klingebeil u. Pröller.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 6. Heft. | Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. | Berlin, 15. Juni 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Abonnements-Einladung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt das zweite Quartal des **XXVIII.** Bandes der **„Deutschen Dichtung"** und wir beehren uns hiermit, zum Eintritt ins Abonnement, resp. zur Erneuerung desselben ergebenst einzuladen.

Daß die **„Deutsche Dichtung"** der Aufgabe, die sie sich gesetzt hat, bewußt ist, erweist der Inhalt der bisher vorliegenden langen Reihe von Bänden. Keiner litterarischen Partei unterthan und keine bekämpfend, durch die Mitarbeit der besten Dichter und Schriftsteller unserer Zeit gekräftigt, aber jedem jungen, ernst strebenden Talent zugänglich, ist diese Zeitschrift eine Heimstätte der künstlerisch wertvollen Produktion geworden und wird es bleiben.

Die „Deutsche Dichtung" erscheint wie bisher am 1. und 15. jeden Monats in Heften von $3^{1}/_{2}$—$4^{1}/_{2}$ Bogen größten Lexikon-Formats und eleganteſter Ausstattung. Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie der unterzeichnete Verlag nehmen Bestellungen entgegen.

Berlin W 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Heliotrop.

Gedichte
von
Ferdinand Hoefer.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**, eleg. geb. Mk. **3,50**.

Ferdinand Hoefer, der in Braunschweig lebende Dichter, hat sich durch seine in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlichten Gedichte längst einen **geachteten Namen** unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart erworben. **Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung** zeichnen alle seine Gedichte aus.

Aus meiner Waldecke.

Gedichte
von
Karl Ernst Knodt.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**, eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Es freut uns, den trefflichen Liedern dieses hervorragenden Dichters, der als Pfarrer im Odenwald lebt, den Weg in die Oeffentlichkeit erschließen zu können. Prinz **Emil von Schönaich-Carolath**, sicherlich selbst ein berufener Dichter, dem das Manuskript vorlag, urteilt darüber: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur **starkes, reines Empfinden.** Mehrere dieser Gedichte sind **wahre Perlen.** Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der **reinen, frommfröhlichen Stimmung** ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der **innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.**"

Gestalten und Bilder.

Dichtungen
von
Wilhelm Idel.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**; eleg. gebd. Mk. **3,50**.

Im vorliegenden Bande bietet der rheinische Dichter Balladen von knapper Sprache und dramatisch belebter Handlung, stimmungsvolle Naturbilder, zarte Lieder, schwungvolle Oden und fein zugespitze Distichen. Eine **Fülle mannigfaltiger, dichterischer Gaben von edlem Gehalt in schöner Form.**

Gedichte

von
Rosa Rübsaamen.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**; eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Die Verfasserin dieses Büchleins gehört zu den **wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen** der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist eine **seltene Musik der Form,** sowie **Tiefe des Empfindens und Kraft des Gestaltens.** Wir wagen es, eine Sammlung zu bieten, weil wir hoffen, daß jeder Leser dieses Bändchens ein Freund und Empfehler desselben werden wird. Neben hochdeutschen Gedichten enthält das Buch auch prächtige Dialekt-Gedichte in der heimischen Mundart der Verfasserin, der des Siegerlandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene An-

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung"

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

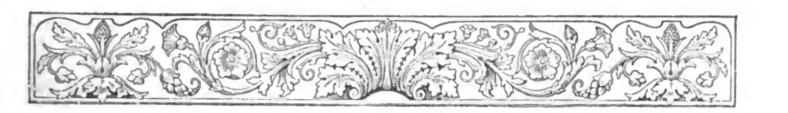
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack**: Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben". — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Hochwasser.

II. (Fortsetzung.)

„Pommadiert, eine goldene Nadel mit Stein im Schlips! So was! Nu wund're ich mich nich mehr, Herr Scholz, Sie tanzen auch noch mit um die Säule 'rum! Nee so was. Der Hennigsche, der Buchsbaumheilige, das Holzmanndel, der Jahrmarkts-Petrus! Nee so was."

Der alte Bauer schüttelte nur den Kopf. Endlich schien ihm etwas Bedeutendes einzufallen. „Willert," sagte er und hielt dem anderen wieder die Spandose hin: „Willert, darin ist keine Methode. Und ohne Methode ist der Mensch, — wie das Gras, das zu Heu wird, wie ein Unkraut am Wege. Denn die Methode, — das ist das Prinzip, aufs Leben angewendet, angeappliziert, ange—, na in der Weise. Und ohne das ist der Mensch wie ein Rohr. Denken Sie d'ran, was ich Ihnen gesagt hab': wie ein Rohr."

„Pommadiert, der Hennigsche, das stät'sche Müllerpferd, da soll mich doch —! Was ne Methode is, Herr Scholz, grade rausgesagt: das weiß ich nich recht, — aber, — das ist ganz gewiß keene!"

„Wie das Gras, das zu Heu wird."

Unterdessen drehte sich der Mann, der den beiden Dorf-Mandarinen Anlaß zu so viel tiefsinnigem Ärger gab, unentwegt ernst und feierlich mit der hübschesten und lustigsten der Dirnen im Kreise herum, in dieser glühenden dunstigen Luft, in der es nach Bier, Schnaps, schlechtem Tabak, Haaröl und Gott weiß was noch roch, und beim Tone einer kreischenden Geige, einer ächzenden Ziehharmonika und eines verstimmten Pianino.

Endlich lichtete sich der niedrige Saal. Heiß und aufgeregt, manche mit einem Rausch im Kopfe, drängten sich die Paare hinaus und traten den Heimweg an. Gelächter und unrein gesungene Lieder klangen über die stillen Höhen.

Herrlich lag die stille Nacht. Am lichtblauen Himmel stand ein klarer Vollmond und streute sein weiches Licht über die blühenden Äpfelbäume, die stark duftende Ohlkirsche, die Berberitzen und Fliederhecken, die den Wirtsgarten umschatteten, über die weiten Felder, die er wie mit flüssigem Glanz überrieselte, und die dunkeln Tannenhänge. Ganz im Dunkel aber, mit dem Blick auf all' diese märchenhafte Herrlichkeit, stand ein großer, starker Mann mit schweratmender Brust und hielt in seinen Armen einen warmen, bebenden Leib, der sich ihm zärtlich anschmiegte. Wie ein Märchen war es über ihn gekommen, daß es ihm das Herz so gepackt hatte, wie mit unüberwindlichen Händen, und es einem ausgelassenen, übermütigen Dinge, das halb so alt war als er, auf Gnade und Ungnade in die Hände gelegt.

„Wenn Du halt möchtst, Christel, wenn ich Dir nicht zu schlecht wäre, und hast etwa nich schon ein' anderen lieb —"

„Ich hab' keinen."

„Und möchtst mich zum Mann, — die Hände wollt' ich Dir ja unter die Füße thun, und solltst's nich schlecht bei mir haben, solltst keinen Finger rühren, als was Dein Sache wär' in Stube und Küche. Und glaubst wohl, daß ich stark genug wär', für zwei zu arbeiten, und — auch für mehr."

Sie legte den Kopf auf seine Schulter und sah an ihm in die Höh', sah den tiefen Ernst und die große Zärtlichkeit in dem Gesicht über ihr, und ahnte etwas von dem Großen, Guten, das sich da demütig vor ihr beugte; und es überkam sie eine grenzenlose, eitle Freude über das, was ihre Augen und ihre Scherzreden da angerichtet; und auch ein Gutsein, das das ganz besondere große Vertrauen war, welches Menschen wie „der Hennigsche aus Weisdorf" immer einflößen. Der, der würde für sie arbeiten, — und sie liebte die Arbeit nicht allzusehr, — der würde sie tragen, hegen und pflegen,

Digitized by Google

der würde in unerschöpflicher Geduld ihre Tollheiten hinnehmen und in sie verliebt sein; und sie würde es allezeit gut neben ihm haben. Und wenn auch kein schöner Kerl, so wie sie sie gerne hatte, war er doch ein stattlicher Mensch, mit dem man sich schon konnte sehen lassen, und gar nicht übel von Gesicht. Und da plötzlich fiel sie ihm um den Hals, drückte sich fest an ihn und sagte: „Ich will Dich heiraten.“

Er zitterte am ganzen Körper vor Glück. Und dann zitterte er noch aus einem anderen Grunde, in einer Angst, die ihn plötzlich befiel. Denn was er da in den Armen hielt, war ein heißblütiges, lockendes, junges Ding, und er war weder schön, noch bethulicher Art, noch in jungen Jahren mehr.

„Und willst mir immer treu sein?“ fragte er leise.

„Jesus nein! Was Du auch denkst! Für was für eine hältst mich denn?“

„Ich denk' ja nichts Schlechtes.“

„Dann red' auch nich. Nein so ein' Frage!“

„Sei nur gut. — Und wann wollen wir Hochzeit machen?“

„Um Weihnachten leicht?“

„Auch gar! Ich denk' zu Johanni.“

„Zu Johanni also.“

„Und kannst etwa nächsten Sonntag herunterkommen? Da reden wir zusammen ein Wort mit dem Herrn, und siehst Dich ein bissel um in der Mühle, wie Dir's gefiel.“

„Ich kann kommen.“

„Du Mädel! Ach, Du mein Christel, — jemersch, ich hab' gar nich gedacht, daß ein Mensch schon auf Erden gar so sehr glücklich sein könnt'!“

III.

In der Mühle standen die Fenster der Wohnstube weit offen und ließen mit den flatternden Vorhängen Sonne und allerlei frühsommerliche Düfte herein. Es war ein großes Eckzimmer, vierfensterig, nicht sehr hoch, die Wände grün schabloniert und mit einem alten Kirschbaum-Möblement ausgestattet, zu dem ein großer, offener Schreibtisch aus Fichtenholz leidlich paßte, außer den Zugvorhängen nur schmale Lambrequins an den Fenstern, die Dielen ungestrichen und nicht allzu sauber. Über dem Sofa, einem etwas fadenscheinigen, türkischen Schlaf-Sofa, auf dem soeben der junge Mühlenbesitzer Hennig seinen Mittagschlummer abhielt, hingen zwei bunte Lithographien, die Geschichte vom verlorenen Sohne mit glänzenden Mästungsresultaten sowohl bei dem rosigen Schwarzvieh als dem ebenso rosigen Teilnehmer an ihren Mahlzeiten behandelnd; an einer anderen Wand prangten die drei Kaiser in billigen Öldrucken und darunter zwei kleine, bunte Rehköpfe, von denen der eine verliebt und der andere schnapsselig aussah. Übrigens zeugten von dem Geschmack und dem Interessenkreise des Zimmerbewohners ein Jagdkalender, ein billiger Rauchtisch mit durcheinander geworfenen Zigarren, ein Stoß Zeitungen für Müllereibetrieb, ein paar Flinten, eine Akkord-Zither mit den aufgestellten Noten zu: ‚Wenn ich zu meinem Dirndl geh‘, ein schlafender Jagdhund und ein Paar Pantoffeln mit eingestickten Rosen und Vergißmeinnicht.

Als ein etwas zudringlicher Sonnenstrahl allzu beharrlich die Augen Karl Hennigs traf, der sich's hemdsärmelig bequem genug gemacht hatte, richtete er sich auf, dehnte sich, prustete und gähnte, fuhr zunächst in die Weste und die Buntgestickten und stellte sich endlich auf die Beine: ein mittelgroßer, brünetter Mensch, nicht schön, nicht häßlich, von jenem gewissen verhaltenen, leicht brutalen Ausdruck, der ihm das gab, was die Dorfmägde „Zug haben“ nannten. Er war für seine sechsundzwanzig Jahre schon ein wenig zu dick; aber er hatte nie bemerkt, daß ihn das in dem angedeuteten Kreise weniger anziehend machte, und wenn er momentan ein wenig blöde aussah, so mochte das von seiner Verschlafenheit herrühren.

Einen Augenblick stand er noch etwas „dösig“ mitten im Zimmer, lauschte dem Plätschern des Wassers und dem dumpfen, aber nur schwachen Getöse des Mühlwerks, zog dann einen Leinwandrock über, riß die Thür auf, schrie mit dröhnender Stimme: „Kaffee!“ und warf die Thür wieder zu. Dann ergriff er zwei Bürstchen, mit denen er seinem Haar und Schnurrbärtchen eine sorgfältige und andauernde Pflege zukommen ließ, pfiff erst: „Der liebe Gott geht durch den Wald“ und dann, ehe er damit fertig geworden, einen Gassenhauer, bis er auch den unterbrach, da eine ältliche Magd den Kaffee hereintrug.

„Zum Donnerteufel, langt's nicht mehr Sonntags zu 'nem Rosinenstriezel?“

„Sie werden's nich ungüttig nehmen, Herr Hennig —“

„Buttersemmel zum Sonntag wie das liebe Vieh. Das ist eine *Zumutung*, Karoline! verstehen Sie: eine *Zumutung*!“

„De Häwe war nämlich —“

„Die Hefe geht mich nichts an, mich geht bloß der Kuchen an. Buttersemmel — wie 'ne Dorfschulmeister-Schwiegermutter.“

Digitized by Google

Die Alte ging, und der verletzte Mühlenbesitzer verschlang mit dem Appetite des Unwillens zwei Riesentassen des starkduftenden Getränkes und den ganzen Vorrat des schimpflichen Imbisses.

Plötzlich sprang er auf. „Der Deixel, — meine Briefe! Zum Sonntag, zum heiligen Sonntag Briefe schreiben, — auch eine Zumutung, die der Geier erfunden.“ Begab sich aber doch an den Fichtenen und leistete dort, obwohl mit einigem Stöhnen, folgendes Schriftstück:

Herrn Gastwirt Meinert, Neurode.

Sehr geehrter Herr!

Im Besitze Ihres Geschätzten vom 20. huj. betreffs einer gehorsamen Anfrage wegen Ihres werten Plan mit dem Entenausschieben, beziehungsweise meine Teilnahme an dem Entenausschieben, beehre meine Bereitwilligkeit betreffs dieses zeitgemäßen Sports auszudrücken.

Hochachtend
Karl Hennig, Mühlenbesitzer.

Er überlas dieses Anschreiben laut, fand sich davon befriedigt wie Gott am sechsten Schöpfungstage und nahm bloß Gelegenheit, das „Hochachtend“ zu kritisieren. „Hochachtend, — das nu weniger! Den Leutebeschupper, den Feuer-Assecuranzschinder, den, — na kreuzweis am Ärmel lecken soll er mich, ehe ich dem was von Hochachtung brate. Aber mit dem Entenausschieben, das war wirklich ein Einfall! Alle Achtung! — ‚Wenn ich zu mei—nem Dirndl geh‘ — Ja richtig, jetzt noch den Geschäftsbrief. Der Deibel, der die Schreibereien erfunden hat!“

Weisdorf, den 25. 5. 97.

Einer verehrlichen Idioten-Anstalt
in Bernwitz.

In Anbetracht des bei Ihnen eingeführten Bedarfs von Roggen und feinstem Weizenmehl, erlaube meine prima Mehle bei Anstaltsbedürfnissen zu Vorzugspreisen in Erinnerung zu bringen, und wird Ihnen mein Kutscher 0 und 00 Auszugsmehle probeweise vorzulegen angewiesen sein ꝛc.

Karl Hennig seufzte zwar entsetzlich bei dieser Abfassung, wie er denn einmal die Schreibereien in den Tod haßte, fand nichtsdestoweniger aber auch dieses Schriftstück sehr gelungen. „Ich werd' ihnen übrigens 'was mit Auszugsmehlen! Die Idioten werden viel merken, ob 4 oder 00. Wozu sind die Kerls Idioten, wenn man sie nicht leimen sollte! Die wären ja sonst gar nicht wert, Idioten zu sein! — ‚Wenn ich zu mei—nem Dirndl geh‘ —

Hätte der Alte die Leute nur zu traktieren gewußt, so hätte ich jetzt nicht 'n Haufen Hypotheken-Schulden auf 'm Grundstück und könnte den Ölgötzen, den Gottfried, vor die Thür spedieren. ‚Da wird mir gar so wohl und weh‘, — Ölgötze, allerdings Ölgötze.“

Denn Karl Hennig haßte sein Faktotum, wie nur je der Erbe eines Hauses den bewährten Diener gehaßt hat, der ihn zugleich bevormundet, und den neben sich gelten zu lassen, er nicht klein genug oder nicht groß genug ist. Den Huber-Gottfried hinauswerfen, einen tüchtigen Werkmeister an seine Stelle setzen, der ihm kommen sollte, alles besser zu verstehen, zu den Fuhren einen Kutscher nehmen, der die Pferde strammer 'rannahm und die Biester nicht beputtelte, als wenn sie Jahrkinder wären, — und — eine Kraft für die Schreibereien, für diese verdammten Federfuchsereien: das war sein Plan! Und das würde dann ein Geschäft werden! So wie seines Schwagers, des Raupicht-Müllers in Neurode, der seine Schwester hatte und jährlich seine dreitausend Mark zurücklegte.

Aber dazu mußte natürlich ein reiches Mädel ran.

Wenn Karl Hennig an die reichen Mädel dachte, warf er immer einen Blick in den Spiegel, drehte sein Schnurrbärtchen, machte kleine Augen und lachte dann.

Ein Kerl wie er — ha! — zehn, wenn er wollte.

Da war die Brauer-Lene, die hätte er am liebsten gemocht, die hatte ein Paar Augen, — Donnerwetter, ja! — und ein stattliches Frauenzimmer! Wog gewiß ihre hundertfünfzig Pfund, — an dem Mädel war 'was. Aber die Leute hatten zehn Kinder, kam auf eins drei Böhmen vom Thaler, was nützte es dann, daß Thaler die Masse da waren? — Dann war die Scholzen-Anna, die ihre fünfzigtausend Mark mitkriegte, aber ein eingebildetes Ding! Hatte sich einen Leutnant in den Kopf gesetzt, las Romane und konnte französische Konversation. Das paßte ihm gerade! Und hübsch war sie auch grade so so lala.

Also etwa die Klara aus der Sägemühle, unten aus Neurode. Die Leute saßen in der Wolle, und sie war das einzige Kind. Ja doch, ja! Aber — häßlich zum Davonlaufen: klein und mager, mit grauem Teint, ein „frates, murksiges Ding“. Nee, so weg thun mocht' er sich auch nicht! Schreiber und Werkmeister wären schon ganz schön, aber 'was Schönes von Figur und Gesicht ging noch über die zweie. Was da, — es würde sich schon 'was finden, etwas Ansehnliches, was trotzdem Geld hatte, etwas, das — das — — zum Geier!

Digitized by Google

Er trat ans Fenster, sein Atem ging heiß und schnell in einem unbestimmten, schwülen Verlangen nach roten Lippen und blitzenden Augen.

„Da wird mir ga—r so wohl und weh." — Er sang es schon ganz gedankenlos.

Und da, — auf einmal, — sah er es unten stehen, ganz so, wie er sich's dachte. Ein Mädchen in einem zu kurzen, rosa Kattunkleide, eine weiße Schürze darüber, auf dem Kopfe einen braunen Strohhut mit lila Band und einer roten Mohnblume stand neben einem Prellstein, sah an dem Hause hinauf und lachte. Neben ihr stand der Gottfried in der Sonntagskluft, lächelte und rückte an der Mütze. Da hörte doch alles auf! Der Gottfried und so 'was!

Karl Hennig knirschte langsam mit den Zähnen, wandte sich ins Zimmer, nahm seine Briefe, suchte seinen Hut, seine Cigarrentasche, einen besseren Rock, in den er rasch hineinfuhr, und wollte eben hinuntergehen, als er ein Klopfen an seiner Thür hörte.

„Herein!" rief er barsch.

Sehr verlegen trat der Gottfried ein, das Mädchen hinter ihm her. „Wenn Sie's nich ungütig nehmen wollten, Herr Hennig, — 's is nämlich, daß ich Ihn' fragen wollte, ob daß Sie nichts dawider hätten, wenn ich mir wollt' den Stand verändern, — und Sie thäten uns etwa ein größ're Stube, — ich dachte zu Johanni, — wenn daß die Christel vom Hofe 'runter wär, — Zeit wär's am Ende mit mir, Herr Hennig, und 's is soweit ein ganz ordntliches Mädel." Was alles sehr stockend und verlegen herauskam.

„Hm — hm —," sagte der junge Mühlenbesitzer, der neben dem Tische stehen geblieben war, sich das Bärtchen drehte und die Braut blinzelnd ansah, die ihm dreist, mit einem Lächeln, das um seine Einwilligung zu bitten schien, in die Augen blickte. „Ein ordentliches Mädel, — so! Hm, — is ja zu jung für Dich, Gottfried. Viel zu jung! Hm."

„Wenn ich ihr nich zu alt bin, — eim andern könnt's am Ende egal sein."

„Komm 'mal her, Mädel! So. Also Du willst einen Müller heiraten? In den Mühlen stäubt's, weißt Du das?"

„Stäuben thut's überall auf der Welt, Herr. 's Leben is nirgends reinlich, destehalb lebt man doch." Und sie lachte.

„So. Hast'n was Betten, Topf und Teller?"

„Nu!" sagte sie stolz.

„So."

„Wenn sie Ihn' also nicht zuwider wär, Herr, und daß Sie ein verheiraten Knecht hätten —"

„An einer Stube soll's nicht fehlen. Die hübsche, große mit der Kammer, die überm Wasser, Gottfried, was? Das wär 'was, wenn man die hübsch malen ließe."

„Nu, Herr Hennig," lachte der Gottfried.

„Wenn Euch 's Rad nicht zu nahe ist. Wegen dem Gesumme, mein' ich."

„Das wär auch grade! Unsereins fällt hin, wo's is, und schläft. Nu, das wär schon 'was, die schöne, große Stube, Mädel, und ein' Kammer nebenan."

„Wenn der Herr so gütig is."

„Und — und —"

„Was noch? Sag's nur, Gottfried!" Herr Hennig milderte seine Barschheit zu einem wohlwollenden Ernst. Der Geier, warum ihm leise die Hand zitterte! Und der Geier, daß er dem Menschen so entgegen kam, den er am liebsten vor die Thür gesetzt hätte!

„Wenn's nich unbescheiden wär, Herr, — aber ich will nich etwan unbescheiden sein, — und Sie wollten mir ein Thaler monatlich zulegen."

Der Mühlenjunker sah die Braut verschmitzt an und sagte: „Wenn der erste Junge da ist, Gottfried! Halt' Euch nur 'ran, daß Ihr zu Lichtmeß taufen könnt. Hörst Du, Mädel?"

Die Braut kicherte und wurde rot.

„Heut', wo alles mit Dampf geht!" scherzte der gutgelaunte junge Patriarch. „Das heißt: natürlich, Gottfried, den Thaler von Juni all, — für so 'ne schmucke Braut muß man schon 'was Übriges thun. — Da, Mädel, haste 'was auf Hemden, denn Ihr Weiber wollt doch gerne 'was auf die Leine zu hängen haben. Hand her!" Er legte ihr etwas hinein, drückte ihre Hand dabei fest und lächelte mit dem rechten Mundwinkel.

„Dank vielmals," sagte sie.

„Viel schönen Dank, Herr Hennig!"

„Schon gut, Alter, schon gut. Und viel Glück obendrein."

Er schüttelte beiden die Hand und drehte sich weg, während sie gingen.

„Das is aber a schmucker und gutter Herr," meinte das Mädchen draußen.

Der Geselle wischte sich in den Augen. „Das hab' ich nich erwart', Christel, das hab' ich nich erwart'. Denn ich bin ihm konträr, ich weiß, und hab' ihm justement auch nich viel Gemütte zugetraut, und nu war er so gut. Nee, so gut!"

Drinnen stand der splendide Herr indes am

Digitized by Google

Fenster und sah auf die Prellsteine, die in der Sonne gleißten. „Diese Töpperschürze, dieser Heubaum, dieser ‚Üb' immer Treu' und Redlichkeit' und wird sich so ein Bild von Mädel leisten, dieser ‚Weißallesbesser'. Hol's der Geier!"

„‚Wenn ich zu mei —' dieser Heubaum! — Ja so! meine Briefe, da!" Stülpte seine Mütze auf, lachte, langte einen Stutzen von der Wand, rief den Hund, der in der ganzen Zeit nicht einen Ton von sich gegeben, noch sich gerührt hatte, so gut geprügelt war er, und ging hinunter. Ein paar Wildenten würden ja wohl aufzuscheuchen sein.

Unten nahmen die Liebesleute gerade von einander Abschied.

Hennig ging vorüber, drehte sich dann aber nochmals um und sagte mit der angenommenen Kälte, für deren Wert das Weib aller Stände eine Witterung hat: „Wo ist sie her?"

„Eine Hofmagd aus Giersdorf."

Der Mühlenbesitzer hob ein wenig das Kinn, rückte an der Mütze und ging.

IV.

Die Christel schlug nicht den Weg über die Chaussee ein, den sie gekommen war, sondern ging erst ein Stück den Fluß hinauf, einen köstlichen Fußweg entlang, einen Laubgang, von Weiden-, Hasel- und Erlendickicht gebildet, über das sich rechts die Fahrstraße über hoher, steinuntermauerter Böschung erhob, während links die Neiße glitzernd, sprudelnd, jubilierend ihr entgegengehüpft kam. Es ist ordentlich ein herziger Fluß, die Neiße, wie sie so lustig hier blumige Ufer mit ihren Wellen umspielt, hier einen angeketteten Nachen schaukelt, dort neugierig durch die aufgestellten Fischreusen streicht, da ein altes Weiblein, auf schmalem Brett sich bückend, die armselige Wäsche zu spülen, neckt, als wolle sie ihr die Tüchlein entführen, und dann lustig weiterhüpft.

Nicht lange, und ein festgefügter Laufsteg, über eichenen Stützen gelagert, lockte die Christel auf die andere Seite. Gemächlich schritt sie hinüber, blieb einen Augenblick stehen, sah den Barsen und Weißfischen unten zu, schlenderte weiter und erreichte so das andere Ufer, wo Wiesen, Klee und blühende Fruchtfelder sie aufnahmen. Dabei lachte sie immerfort vor sich hin. Denn in ihrem dürftigen, abgegriffenen Geldtäschchen befand sich ein funkelndes, rotgelbes Zwanzigmarkstück, das ihr der schmucke Brotherr ihres Schatzes geschenkt hatte. Dem saß das Geld fein lose! In die Mühle ließ sich heiraten! „Ob er wohl — ob er, — den Mannsleuten ist im Grunde allen nicht zu trauen, — nee, so schlecht wird er doch nich sein!" Und damit machte sie unter einem Baume Halt, schüttelte ein Steinchen aus dem Schuh, zog ihn wieder an und drehte sich dabei um, die Mühle noch von weitem hübsch im Grünen liegen zu sehen.

„Jesus, — der Herr!" Die Flinte übergehängt, den braungetupften Hund neben sich, ein ganz „pomadiges" Gesicht, als dächt' er nichts als Kleie und Grütze, — so kam er. Jemersch, — war das komisch.

Sie ging weiter, wandte sich links, schritt durch die Eisenbahn-Unterführung, grade während der Fünf-Uhr-Personenzug darüber wegbrauste, hüpfte über einen Bach, der der Neiße zueilte, und schlug sich dann in ein Seitenthal, der „Grüne Grund" genannt.

Eines dieser engen, stillen, oft eine Stunde und länger sich zwischen den Bergen hinwindenden Thäler, die wie Überbleibsel eines paradiesischen Zeitalters, abgewandt von Mühsal und Arbeit, von Lärm und Rauch, von Not und Laster, schweigend liegen in grüner, wundervoller Einsamkeit. Eingefaßt von Höhen, die ganz überwuchert sind von ernstem Tannen-Dickicht, von Birken, die ihre hellen, weißen Stämme davon abheben und ihr zartes Laub in den blauen Himmel strecken, von Hainbuchen, deren Zweige bis auf den üppigen Rasen tauchen, ernstem Eichengebüsch und bebenden Espenkronen, ziehen sie sich sanft gewellt dahin, erfüllt mit Vogelsang und Quellenrauschen, mit dem schweren Duft des Harzes, der Königskerze, des Thymian und der Minze, die sie durchblühen, und mit dem Wechsel von Sonnenschein und Waldesdunkel, von plötzlichen Ausblicken auf ferne, bläuliche Berge und engumhegte Gründe, die auftauchen und wieder verschwinden. Thäler, in denen etwas webt, blüht und atmet, das wir zu verstehen verlernt haben, und in dem etwas wie ein geheimer Zauber stecken muß, weil er uns alles andere vergessen läßt und uns ganz einspinnt in seine ahnungsvollen Wunder.

Durch ein solches Thal ging das Mädchen. Und immer, wenn der Weg sich wendete oder sie über eine Erdanschwellung führte, sah sie in etwa fünfzig Schritt Entfernung den Mann ihr folgen, der mit Hund und Flinte ihre Fährte innezuhalten schien wie ein Jäger die des Beutetieres, das er beschleicht.

Immer sah sie ihn dann. Aber es schien, als ob ihn etwas in derselben Entfernung halte, — denn nie näherte er sich ihr mehr als um ein paar Schritte, um die er sogleich wieder zurückblieb, — und das vielleicht die Heiligkeit dieser unentweihten Natur war. Sie lachte, pflückte ein paar Blumen, blinzelte an den Bäumen hinauf, sang ein bißchen und schlenderte so weiter ihres Weges. Mit einem Male

war er verschwunden. Sie machte einen langen Hals und lugte ein wenig hin und her, — aber er blieb weg. So wandte sie sich denn rascher weiter, klomm eine kleine Anhöhe hinauf und hatte nun wieder die Chaussee erreicht, die mit ihren weißen Prellsteinen und ihren breitschattenden Ahornwipfeln rechts und links freundlich und stattlich durch ein schönheit- und segenüberströmtes Land dahinführte.

Es war in der siebenten Stunde, als sie an ein nicht eben sehr sauberes, aber ansehnliches Gasthaus kam, aus dessen geöffneten Fenstern Geige und Brummbaß erklang. Ohne zu zaudern, trat sie hinein, als ob das längst so in ihrer Absicht gelegen. Drin herrschte die schlechte, dicke Luft, wie in allen diesen Lokalen. Sie merkte nichts davon, legte Hut und Tuch auf einen Tisch und sah sich um. Ganz lustig ging's hier zu. Sie brauchte nicht lange zu warten, da kam auch schon einer und holte sie. Kein besonders stattlicher Mensch. Aber sie war nicht wählerisch: wenn einer nur gut tanzte. Sie grollte dem Gottfried ein kleines bißchen, daß er ihr nur so kurz das Geleit gegeben, — die beiden anderen Gesellen, hatte er gemeint, hätten ihren Feiertag, da müßte er schon das Haus hüten, und von Tanzengehen sei schon gar nicht die Rede heute für ihn, — aber nicht so sehr, daß er ihr die Laune und Tanzlust verdorben. So flog sie denn aus einem Arm in den andern. Einige der jungen Leute kannte sie, andere nicht, — mit denen wurde sie rasch bekannt. Zu amüsieren wußte sie sich mit allen. Sie gehörte zu denen, die gewöhnt sind, die Augen der Männer heller blitzen und ihren Atem rascher gehen zu sehen, sobald sie sich unter sie mengen, und sie hatte ihren Spaß daran.

Als sie des Tanzens, Schmausens und Trinkens, für das sie ritterlich gesorgt fand, satt war, machte sie sich auf den Heimweg, alle Anerbietungen, sie zu begleiten, energisch ablehnend; denn sie fand es zwar durchaus unanstößig, allein auf den Tanzboden zu gehen, aber als ihren Schicklichkeitsbegriffen widersprechend, sich von einem anderen als ihrem offiziellen „Schatze" nach Hause bringen zu lassen.

Es dunkelte stark, als sie bei ihrer Mutter eintrat, einer frühgealterten, abgearbeiteten Frau, die, Witwe geworden, mit ihrer Tochter allein lebte, seit die Söhne in die Fremde gegangen.

„Christel, ist das auch ein' Art, so spät zu kommen! Oder hat Dich der Müller gebracht? Warum kam er denn nich mit 'rauf?"

„Nächsten Sonntag wird er 'rüber kommen. Ich bin allein gekommen und keiner hat mir 'was gethan." Von der Tanzerei sagte sie lieber doch nichts, da mußte schon eine Freundin herhalten, die sie besucht zu haben behauptete. Dergleichen rechnete sie unter die Notlügen. „Da! und das hat mir der ‚Herr' unten gegeben, auf **Ausstattung. Gelt,** das funkelt! So ein splendider Herr. Den braucht man bloß ein bissel freundlich anzusehen, Mutter, gleich jucken ihn die Goldstückel."

Auf dem Gesicht der Frau schwankte das Entzücken über das große, gleißende Goldstück und etwas wie mißtrauische Besorgnis. „Ordentlich schade zum Ausgeben, so schön," meinte sie, „aber — ich weeß ni, Christel, ich weeß ni, — is das ent so einer, die auf gute Blicke bei den Mädeln lauern?"

„Warum nich gar!"

„Die Reichen geben ni, wo sie ni auch 'was wollen, Christel."

Aber das Mädchen lachte. Das wär' im Grunde mehr dem Gottfried geschenkt gewesen als ihr. Und wüßt' auch jeder, daß sich das der Gottfried mit beiden Händen verdient hätte, mit dem, was er für die Hennigs gethan. Und würde ihnen der Herr eine große Stube und Kammer einrichten und monatlich ein' Thaler Lohn mehr geben.

Da beruhigte sich die Frau.

* * *

Durch mooriges Bruchland windet sich der Giersbach, ehe er sich, aus seinem Quellgebiet heraustretend, der Neiße zuwendet. Umsproßt von Erlengebüsch, Rohr und Farnen, umwuchert von Vergißmeinnicht, Wassernuß und Labkraut, die im Schatten des buschigen Dickichts blühen, bietet er allerlei Wassergevögel willkommenen Unterschlupf, darunter Kibitzen, Wasserschmätzern und Wildenten.

Dies war das Jagdziel des Niedermüllers zu Zeiten, wo es keine Pürsch auf Hochwild oder Fasanen gab, dies der Platz, wohin er sich gewendet, da die Christel ihn aus den Augen verloren.

Vorsichtig, ganz vorsichtig drang er hier durch den Grund, Schritt für Schritt die Zweige auseinander biegend und mit scharfen Ohren lauschend, ob es sich wo unter den Erlen rege. Kein Laut als das leise Gurgeln des Wassers um die Ufer und etwa einmal ein Ton aus der Ferne, wie das Hämmern eines Spechtes, oder über dem Wasser das Surren eines Insektes, oder ein Rascheln in den Kronen.

Eine stockende, heiße Sumpfluft, ein feuchtgrünes Dunkel, ein atemverhaltendes Schweigen.

Ganz langsam und vorsichtig schlich der Mann weiter. Zuletzt, da er etwas wie Flügelschlagen und einen halb pfeifenden, halb schnarrenden Ton gehört, legte er sich auf den Boden und schob sich kriechend vorwärts. Endlich sah er, was er suchte:

Digitized by Google

ein Volk Wildenten, dicht an einander gedrückt, einige leise die rostbraunen Flügel bewegend, andere bürzelnd und langsam wieder auftauchend. Die nassen Wedel des Farnkrautes schlugen ihm ins Gesicht, Brombeerranken zerkratzten ihm die Wange, eine Kröte sprang ihm über die Hand und ließ ihn beinahe fluchen; mit zusammengebissenen Zähnen, die Flinte immer sorgfältig dirigierend, schob sich Karl Hennig herzu. Da mit einem Male ein Geschnatter, ein Durcheinanderrucken, Plätschern und Rauschen, als sei die Unruhe des Mißtrauens, die Ahnung einer Gefahr über das Völkchen gekommen.

Das war der Augenblick.

Der Mann, in dem der Tumult des Blutes sich allmählich in die Kaltblütigkeit des Jägers, das Liebesfieber sich in lechzende Mordlust umgewandelt, legte an.

Jetzt!

Der Teufel! Der Schuß ging über die Tiere weg. Unbequem gelegen, auf einem Stein, mochte ihm die Hand gezittert haben. Schreiend stoben sie auseinander, flatterten hin und her und flogen mit pfeifenden Flügelschlägen auf. Karl Hennig, sonst immer seiner Beute sicher, schoß nochmals mitten unter sie und traf nicht eine einzige.

„Der Geier auch!"

Wütend sprang er auf, die Tiere waren verscheucht, für heute nichts mehr zu machen. Tölpel, der er war! Rasch durchschritt er das Sumpfland, ihn fröstelte und dabei war ihm ganz fieberig zu Mut. „Tölpel", sagte er immer vor sich hin, „Tölpel"! Als er wieder in die helle Sonne kam, warf er sich ins trockene, heiße Gras, legte den Kopf auf den Arm und schluchzte wie ein Kind.

In seiner von nicht bösen, aber brutalen Instinkten beherrschten und konfusen Seele tobte seit zwei Stunden ein Kampf ohnegleichen. Er wollte frei sein! Er wollte diesen Gläubiger in Gestalt eines sich aufopfernden, unermüdlichen, selbstlosen und bei aller knechtseligen Bescheidenheit das ganze Anwesen schweigend beherrschenden Knechtes nicht mehr! Und er wollte die drückenden Hypotheken-Schulden los sein, die den besten Verdienst in die Taschen müßiger Rentner führten! Und wollte leben und genießen, jung und heißblütig, wie er war! Und er wollte, wollte diese Dirne haben mit den blitzenden Augen, den dunkelroten Lippen und dem markverzehrenden Lächeln. Er war überzeugt: er brauchte die Hand nur nach ihr auszustrecken und fest zuzugreifen, und er hatte, wonach ihn verlangte, — und — — hatte sich von neuem zum Schuldner seines Knechtes gemacht. Einem anderen sein Mädel abspenstig machen, zum schlimmsten sein Weib, — warum nicht? Er war kein Tugendtölpel, er war kein Messerreiter auf der Schneide der Moral, — aber dem Manne, der wie auf starken Schultern sein Besitztum trug, dem er, — sein Vater hatte es hundertmal gesagt, — im Grunde alles verdankte, was er war, verführen, stehlen, woran er sein Herz gehängt, — ein Schuft, wenn er das zuwege brachte!

Immer sah er sie vor sich, bald wie sie vor ihm gestanden und ihn angelächelt hatte, daß es ihm heiß durch alle Glieder geronnen, bald wie sie im Wendelweg jenes grünen Thales immer vor ihm hergezogen als ein unbegreiflich Unberührbares und Heiliges, sie, die geringe Hofmagd, nach der vielleicht Gott weiß wer schon die Hände gestreckt.

Es ging nicht anders: sie durfte nicht in sein Haus, nun und nimmer. Wer lädt auch den Teufel zu Tisch oder bettet sich mit dem Versucher? Zum Kuckuck, er war nun mal keine Töpperschürze! Sie durfte nicht in sein Haus, und also — mußte der Gottfried hinaus.

Aber dazu mußte er Geld haben. Hatte er nicht. Also: reiches Mädel. Also weiter: Zähne zusammengebissen, stramm gestanden, nicht weiter gefackelt. Stand auf, schlug den Nachhauseweg ein, befahl Anspannen, zog seine besten Kleider an, trank ein paar Gläser Cognac, um sich Courage zu machen, und fuhr, den Gottfried auf dem Bock, nach der Marschdorfer Sägemühle, wo er gerade zum Abendbrot zurecht kam.

Der Sägemüller war ein dicker Protz mit breitem Siegelring, sah mit seinem straffen, schwarzen Vollbart und seiner gerissenen Visage wie ein aufgemästeter Faulenzer aus und empfing den Gast mit jovialer Freundlichkeit. Die Frau, eine schlichte Person mit klugem Gesicht, bewillkommnete ihn beinahe zärtlich. Das wollte nun nicht allzuviel sagen, denn sie gehörte zu denen, die eine dickaufgetragene, geheuchelte Freundlichkeit für Bildung halten oder für Christentum oder für beides zusammen, und unterhielt ihn mit der Redseligkeit eines hinter Bescheidenheit versteckten Selbstgefühls. Daß er wegen ihrer Tochter kam, war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, ebensowenig wie, daß man froh sein müsse, einen so hübschen Schwiegersohn zu bekommen, daß es aber nichtsdestoweniger angezeigt sein würde, so zu thun, als ob man den zärtlichen Gefühlen der Tochter ein ungeheueres Opfer brächte, wenn man sie ihm gäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frühlingsleid.

Das ist ein Leuchten in den Bäumen,
Ein sanftes Hauchen maienmild,
Wie wenn bei süßen, tiefen Träumen
Dem Kinde leicht der Atem quillt.

Zum Buchenhügel aufgestiegen
Bin ich in unruhvoller Hast,
Im jungen Grase still zu liegen,
Und finde dennoch keine Rast.

Ein Zweiglein hab' ich mir gebrochen,
Es lange innig angeblickt,
Mit leisem Wort ihm zugesprochen
Und seine Blättchen sacht gedrückt.

Doch will sich nimmer stillen lassen
Der wundersüßen Sehnsucht Leid:
Die Holde selber will ich fassen,
Und fasse immer nur das Kleid.

Ich schau' hinein ins Laubgewölbe,
Wo Blättchen sich an Blättchen schmiegt,
Das jugendzarte, sonnengelbe,
Vom lauen Winde leis' gewiegt.

Ach, kann ich dieses Laub nur sehen,
Nur fühlen diese Luft so weich,
Und möchte atmend doch vergehen
In Laub und Lüften alsogleich!

Martin Havenstein.

Vergebens.

Lebend in den Totenschrein
Legt' ich meine heiße Liebe,
Schlug die Nägel sicher ein,
Daß sie ja mir drinnen bliebe,
Floh zur Thüre schnell hinaus,
Warf mich in der Welt Gebraus.

Als die Nacht, die stille, kam,
Saß ich doch am Sarge wieder;
Und in meinem bittern Gram
Zuckt' es mir durch alle Glieder
Zu befreien aus der Haft
Meine süße Leidenschaft.

„Doch in ihre Zaubermacht
Meine Seele wieder geben?
Und von neuem Tag und Nacht
Nur in ihrem Banne leben?
Nein, ich will sie nicht befrei'n!" —
Und so schlief ich endlich ein.

Früh am Morgen war ich wach —
Ach, sie stand vor meinem Bette!
Gleich als ob mein Hammerschlag
Nie sie eingeschlossen hätte.
Lächelnd sprach sie: „Du bist mein;
Armer Schelm, ergieb Dich drein."

Ferdinand Hoefer.

Morgana.

Er war so jung und schön; der Blick des Ruhmes,
Des furchtbarschönen, hatte ihn berührt,
Und über Felsen, jähe Schlünde hat ihn
Der Ruhm geführt.

Ihm, dessen Goldgewande vor ihm rauschten,
Ihm folgt' er, bleich, in süßer Ungeduld,
Denn seines Lächelns wunderbares Leuchten
Versprach ihm Huld.

Durch Spott und Hohn, durch Not und Elend zog er,
Von Hunger und Verachtung stets gequält,
Doch fühlt' er Flügel, flog empor und stürzte
Herab — entseelt.

Da Tod schon und Vergessen ihn erstickten,
Rief zur Unsterblichkeit vertrauensvoll
Er seinen Namen noch, — den armen Namen,
Der längst verscholl!

Aus dem Italienischen der **Annie Vivanti** von **Otto Hauser.**

Sommer.

Der Wind, der ist der große Seufzer,
In dem sich die Natur befreit
Von allem, was auf ihr gelastet
An Traurigkeit.

Ein unergründlich tiefes Brausen, —
Dann in sich selbst ergoss'ne Ruh;
Es träumt Natur mit großen Augen
Dem Sommer zu.

Erwartungsschweres, banges Flüstern,
Ein heißes Atmen in der Luft, —
Der Sommer kommt, der reife Sommer,
Mit Rosenduft.

Ich jauchze flammend ihm entgegen
Dem wild verschwenderischen Blüh'n;
Ich möchte wie der Sommermittag
Mit voller Hand ins Leben zieh'n!

Maria Schneider.

Digitized by Google



Das Märlein vom Bock.

Eine Münchner Sage

von

Helene Raff.

Laßt dies Geschichtlein Euch behagen!
Es spricht nicht nur von einst'gen Tagen,
Von Dingen, die gewesen —
Ihr sollt darin auch lesen
Von Einem, der Euch wohlbekannt;
Sein Ursprung wird Euch hier genannt.

Ein wolkenfreier Himmel blaut,
Der Schnee von allen Firnen taut
Und füllt der Isar schäumend Bette;
Ferndunstig blinkt die Alpenkette. —
Stolz ragt im flachen Land empor
Die Münchnerstadt mit Turm und Thor;
In allen Gärten lenzt es,
In allen Augen glänzt es —
Kurzum: die Zeit der Frühlingspracht —
Zugleich die Zeit, die durstig macht! —

Die Herzogsburg stand prunkend da,
Bestaunt von jedem, der sie sah,
Und viele frohe Gäste,
Die saßen drin beim Feste.
Der Herzog hielt im hohen Saal
Mit den Getreu'n ein üppig Mahl;
Denn von den fürstlichen Verwandten
Aus Braunschweig kamen die Gesandten,
Auch sonst der edlen Fremden mehr —
Da galt es Haus- und Landesehr,
Sie gastlich zu erfrischen
Und wacker aufzutischen.

So that man denn, was man vermochte:
Nichts war, das man nicht briet und kochte —
Die Gäste durften staunen —
Von Pfauen und Kapaunen
Und Wildbret war die Tafel schwer;
Zuspeis' und Früchte nach Begehr,
Dazu manch' seltsam Schaugericht! —
In goldigem und rotem Licht
Sah man die Weine blinken. —
Die Pauken und die Zinken,
Die gaben festlich lauten Schall,
Und Heiterkeit war überall.
Und mancher ließ die Blicke streifen,
Zum Nebensaale zärtlich schweifen,
Wo mit den Fräulein und den Frau'n
Die Fürstin tafelnd war zu schau'n. —

Der Herzog, der nun frohgestimmt,
Vom Tisch den schweren Humpen nimmt,
Er spricht:

„Gruß bring' ich und Bescheid
Euch Herr'n, die Ihr gekommen seid —
Den Willkommstrunk, ich biet' ihn hier
Und zwar in meinem heim'schen Bier —
Denn tüchtig ist, seit nicht gar lang,
Des Brauens Kunst bei uns im Schwang.
Stoßt an! Nicht wahr, ein gut Gebräu?
So stark und rein wie Bayerntreu." —

Die Seinigen bejahten's gern;
So thaten auch die fremden Herr'n,
Den Willkomm zu verdienen.
Doch Einer war mit ihnen,
Der sprach:

„Ei Herr, vergönnet mir,
Die Brauerkunst versteh'n auch wir;
Gern geb' ich zu: was Euer Knecht,
Der Hofbräu, braut, ist just nicht schlecht,
Und loben muß man seine Kunst. —
Doch nun erweist auch uns die Gunst,
Daß einen Trunk, durch den er glänzt,
Euch unser Bräuer frisch kredenzt;
Er kam, in Hoffnung solcher Ehr',
Von Eures Vetters Hof mit her —
Gewiß, daß Ihr die Mischung lobt —
Einbecker Bier! — Nehmt und erprobt!" —

Da trat ein langer Mann herein,
Der sah höchst gravitätisch drein —
Gar hoch sich schätzt' er offenbar.
Auf einer Schüssel silberklar
Trug hinter ihm ein Edelknabe
In hohem Krug die braune Labe.
Sie schritten zu dem Fürsten hin,
Dem war schier ärgerlich zu Sinn,
Als sie die Kniee senkten
Und voll den Humpen schenkten;

Digitized by Google

Doch überwog sein Willensdrang —
Gemessen trank er viel und lang. —

Sein Angesicht ward milder jetzt,
Als ihn das duft'ge Naß geletzt;
Er sprach:

„Wohl treibt Ihr billig Prunk
Mit solchem selbstgebrauten Trunk,
Den nach empfangenem Beweise
Ich selbst vor allen höchlich preise.
Galt doch bereits zur Väterzeit
Dies Bier als einzig weit und breit! —
Doch daß ich meinem Landeskind
Das Urteil spreche so geschwind,
Das dürft Ihr nicht begehren. —
Ich glaube, daß mit Ehren
Ein Krug vom allerbesten Bier,
Das unser Hofbräu braut allhier,
Zwar über Eures sich nicht stellt,
Doch sicher ihm die Wage hält." —

Des fremden Brauers Stirn ward kraus.
Er bat zum Wort Verlaub sich aus,
Und als ihm solcher ward erteilt,
Gab er die Antwort unverweilt:

„Erlaubt, daß trotz Bescheidenheit,
O Herr, in Unterthänigkeit
Ich hieran Zweifel hege!
Wie käm', auf welchem Wege
Ein hiesig Bier dem unsern gleich?
Man würd' im ganzen röm'schen Reich,
Wo irgend zünft'ge Brauer wohnen,
Mit Gold uns das Geheimnis lohnen!
Es kommen ihrer oft in Scharen
Zum Hofe meines Herrn gefahren,
Daß ich sie hilfreich unterweise —
So hoch steht meine Kunst im Preise.
Daß Eure Huld vergebe,
Wenn ich mich selbst erhebe!
Doch wißt Ihr ja: was wahr, bleibt wahr —
Ich biet' Euch jede Bürgschaft dar,
Daß niemand sonst in deutschen Gau'n
Versteht das gleiche Bier zu brau'n." —

Drauf wußte keiner was zu sagen. —
Der Herzog saß voll Unbehagen;
Wie sollt' er nun verfahren,
Wollt' er das Gastrecht wahren
Und seine Würde obenein
Bei jenes Fremden Prahlerei'n?!
Gar scharf und kurz klang sein Begehr:
„Schafft mir den Hofbräumeister her!" —

Ihn aufzusuchen, rannten
Eilfertig die Trabanten;
Sie fanden ihn nicht allzufern
Und brachten ihn zum Sitz des Herrn. —

Ein dickes Männlein, schon bejahrt,
Breitschultrig, grau von Haar und Bart —
So stand er, neigt' dem Herrn sich tief
Und staunt', warum man ihn berief.
Der Herzog sprach:

„Dir thu ich kund:
Zu argem Tadel giebst Du Grund;
Du bist gar lässig worden —
Der Brauer hier aus Norden
Bot uns zur Probe heut ein Bier,
Wie uns noch keines ward von Dir. —
Den Münchens Braukunst sich erschuf,
Den Namen bringst Du in Verruf,
Läßt Du mich nicht in Bälde schau'n,
Du könnest uns das gleiche brau'n." —

Der Hofbräumeister sieht bestürzt
In Gunst und Ansehn sich verkürzt,
Schielt heimlich auf den Gegner
Und denkt bei sich: „Verwegner,
Dir weichen wär' mir ew'ge Schand',
Mir und dem ganzen Bayerland!" —

Drum spricht er: „Gnäd'ger Herr, verzeiht —
Wie Ihr's befehlt, bin ich bereit,
Zu brauen auf bestimmten Tag
Ein Bier so gut, als ich vermag,
Ja, einen Malz- und Hopfensaft,
Der sich an edler Süß' und Kraft
Wohl jedem andern kühn vergleicht,
Dem selber der von Einbeck weicht."

Sein Gegner meint mit höhn'schem Lachen:
„Fürwahr? Wie denkt Ihr das zu machen?"

Da tönte heller Schellenklang,
Und, seine Glöckchen schüttelnd, sprang
Der Hofnarr in des Saales Mitte.
Der sprach gar ernst:

„Nach alter Sitte
Soll sich, wo Recht steht wider Recht,
Der Zwist entscheiden im Gefecht. —
Doch hier kein Blutvergießen!
Ein and'rer Saft soll fließen:
Ich schlage vor, daß eine Kanne
Des besten Biers von jedem Manne
Gebraut wird binnen Monatszeit —
Dann treten beide an zum Streit,
Und jeder Brauer, ohne Wehren,
Muß seines Gegners Kanne leeren;
Dann steh' er fest auf einem Bein
Und fädle eine Nadel ein.
Wenn das noch geht von statten,
Daß, ohne zu ermatten,
Er trifft das Öhr und aufrecht bleib',
Das Bier des Widerparts im Leib,
Der hat gesiegt — denn er bewies:
Das dünnre Bier sei richtig dies!
Doch wer die Nadel schwankend hält,
Nicht fädeln kann und gar wohl fällt,
Den hat des Gegners Bier erschlagen —
Der wird besiegt hinweggetragen! —
Stimmt Eure Herrlichkeit mir bei?" —

Digitized by Google

Der Herzog lächelt: „Wohl, es sei! —
Wie dünkt Euch zwei'n, was wir beschlossen?“

Drauf der von Braunschweig: „Solcher Possen
Bedarf es kaum — doch immerhin!
Ich weiß, daß ich im Vorteil bin.“

Der Hofbräu hatt' nur ein Bedenken:
„Herr, wollt Ihr nicht die Huld mir schenken,
Daß Heinz, mein Vetter und Geselle,
Statt meiner sich zum Wettkampf stelle?
Erwägt mein Alter und Gewicht —
Einbeinig stehn vermöcht' ich nicht,
Ich stürzte sicher bei dem Gange
Mit jener langen Hopfenstange!
Soll sich's gerecht entscheiden,
Muß Gleichheit sein von beiden:
Mein junger Faul kann besser trinken
Und fädeln, ohne umzusinken.
Wird solche Gunst mir zugebilligt?“

Der Herzog nickt und spricht: „Bewilligt! —
Nun macht Euch an die Arbeit frisch
Und jeder brau' sein best' Gemisch —
Beim Kampf mag, wie gebeten,
Dein Neffe Dich vertreten;
Am ersten Feiertag im Mai
Seh'n wir den Wettstreit dieser zwei!“ —

Sein Wink entläßt die beiden Brauer, —
Sie seh'n einander scheel und sauer
Ins Angesicht und drücken
Sich mit gewandtem Rücken
Zum Saal hinaus die Wand entlang. —

Das Mahl nimmt weiter seinen Gang,
Und der braunschweigsche Hofbräumeister,
Der sich bewußt, das Höchste leist' er,
Geht stolzen Schritts in sein Quartier,
Voll sichern Glaubens an sein Bier. —

Doch dem von München scheint allmählich:
Die heut'ge Schickung sei doch schmählich;
Er kann sich nicht erwehren,
Im Herzen Furcht zu nähren —
Zur Umkehr war es nun zu spät. —
Wie denn, wenn sein Gebräu mißrät?!

Und als die Sonne niederging,
Deucht' schwer und schwerer ihm das Ding.
Sein Abendbier blieb ungetrunken,
Ihm schienen Glück und Stern versunken;
Er stöhnt' und krahte sich im Haar:

„So hab' ich nun an funfzehn Jahr
Nach Brauch, wie ich ihn überkommen,
Mein Amt getreulich wahrgenommen,
Damit mir Ungelegenheit
Und Schande so vom Himmel schneit?! —
Bei Gott! ich könnt' ihn morden,
Den Gegner aus dem Norden,
Deß Keckheit, was ich nie gedacht,
Mir Recht und Vorrang streitig macht.
Wer weiß, welch Mittel fremd und neu
Er angewandt bei dem Gebräu?
Nun liegt mir ob, mir armen Alten,
Mit seiner Schlauheit Schritt zu halten;
Und hätt' ich Hilfe nur genug! —
Mein Vetter Heinrich zwar ist klug
Und flink, wie's keinen zweiten giebt —
Nur, leider, ist er schwer verliebt.
Wie kann ich einem Burschen trauen,
Der träumt und Verse macht beim Brauen?
Was gilt's! — Den saubern Neffen,
Ich werd' ihn wieder treffen
Beim Liebchen jetzo sicherlich —
Doch hab' ich recht, dann hüte Dich!“ —

Er spricht's und macht mit kräft'gem Fluchen
Sich auf, den schlimmen Heinz zu suchen. —

Im Hof der Burg, da standen zwei,
Versenkt in süße Tändelei;
Heinz hielt mit Kosen zärtlich warm
Des Burgwarts Töchterlein im Arm. —
Reginas Augen lachten hell,
Und tief hinein sah der Gesell,
Als säh' er Himmelssterne funkeln;
So wohl war ihnen hier im Dunkeln
Bei traulich holden Reden,
Als wie im Garten Eden. —

Sie hatten schon seit Kindertagen
Einander treu im Sinn getragen.
Wie oft war Heinz vom Haus entwichen
Und zu der kleinen Maid geschlichen,
Die heimlich ihm so manch' Konfekt
Vom Rest der Tafel zugesteckt,
Dafür trug Heini stolz ihr heim
Den schwer erkämpften Honigseim
Von seines Oheims Bienen. —

Die Liebe wuchs mit ihnen!
Und wie sie einst vereint gegangen,
Das heil'ge Nachtmahl zu empfangen,
So hofft das Paar nun, daß es geh'
Vereint zum Sakrament der Eh'.
Erfüllt von ihrer Minne,
Wollt's ihnen nicht zu Sinne,
Wenn Heinz vom Ohm die Lehr' empfing:
„Vorzeitig Frei'n ist übel Ding.
Wer jung wie Ihr an Jahren,
Mag sich davor bewahren;
Als Meister frei'n, ist guter Brauch.“ —

So sprachen ihre Eltern auch,
Drum war's bis jetzt dabei geblieben,
Daß beide warten und sich lieben.

Es wollte Heini just sich bücken,
Aufs Mündlein einen Kuß ihr drücken —
Da bog ums Eck der Oheim schnell! —
Verblüfft und starr stand der Gesell —
Bang vor des Alten finstrer Stirne,
Schamrot entspringt die junge Dirne

Digitized by Google

Und hat vor Angst nicht umgeschaut,
Indes der Brauer derb und laut
Entlädt des Zornes Wetter
Auf seinen jungen Vetter. —

„Treff' ich Dich stets am gleichen Ort?!
Zur Nacht noch stiehlt der Wicht sich fort,
Mit Mägdlein anzubändeln.
Bei Deinen Liebeshändeln
Vergißt Du Arbeit, Lehr' und Pflicht;
Nein, widersprich und leugne nicht!
Ich weiß: Dir steckt, unnützer Tropf,
Nichts als die blonde Dirn' im Kopf,
Derweil mich Sorg' und Ärger nagen —
Hör' an, was heut sich zugetragen!"

Nun sagt er ihm in zorn'ger Hast
Vom neuen Bier, vom fremden Gast —
Daß den der Teufel hätte! —
Von der bedung'nen Wette,
Und wie man Heinrich ausersehn,
Für ihn den Wettkampf zu bestehn. —

„Nun merk' es wohl, mein feiner Junker:
Läßt Du beizeit nicht das Geflunker
Und all den dummen Liebestand —
Gehst Du mir wacker nicht zur Hand
Und hilfst ein Bier erdenken,
Das allen andern Tränken
Obsiegt und Münchens Brauer-Ruhm
Bewährt im ganzen Kaisertum —
Dann soll Dir Gott genaden! —
Dafern mir Spott und Schaden
Erwächst und wir den Kürzern ziehn,
So magst Du schleunig nur entfliehn
Und gehn, soweit der Himmel blau,
Daß nie mehr Dich mein Aug' erschau!" —

Der Jüngling fühlt sich schuldig —
Er schweigt und hört geduldig,
Bis ausgetobt der grimme Mann;
Dann hebt er ganz bescheiden an:

„Was auch, Herr Vetter, denkt Ihr doch?
Den Kürzern ziehn?! — Das fehlte noch!
Das leidet Recht nicht und Vernunft,
Daß Münchens wackre Brauerzunft
Dem fremden Trank die Segel streicht.
Gebt acht, daß er dem unsern weicht!" —

Der zorn'ge Brauer lachte bitter —
Doch heimwärts mit dem Bessern schritt er.
Heinz dacht' im Geh'n an Liebchens Treu,
Der Alte dacht' an sein Gebräu!

Als mit dem Frührot sie erwachten
Und an ihr Tagewerk sich machten,
Sprach Heinz:

„Seid, Ohm, nicht länger böse —
Sagt an: wenn Euer Wort ich löse
Und helf' Euch zum Gelingen,
Daß wir den Preis erringen,
Was gebt Ihr mir alsdann zum Lohn?" —
Der Alte sprach:

„Dann sollst Du, Sohn,
Ein Meister sein, so gut als ich;
Mein Amt vererb' ich dann auf Dich,
Und nicht ein Wörtlein red' ich drein,
Willst Du die Liebste eh'lich frei'n."

Das tönte süß dem Jungen. —
Hoch war er aufgesprungen,
That einen hellen Juchschrei dann
Und rief:

„Jetzt gilt's! Jetzt frisch daran!" —

Nun ward's im Brauhaus gar lebendig.
Und Heinz bewies sich hochverständig;
Sein Oheim sah's und staunte oft:
„Das hätt' ich wahrlich kaum gehofft!" —

Es mühten rastlos sich die zwei. —
Sonst kein Gehilfe war dabei,
Und Keines Auge sah ihr Treiben —
Die Mischung sollt ihr Eigen bleiben.
Wenn sie um manche Zuthat stritten,
Zwang Heinz den Alten stets durch Bitten:

„Thut, Ohm, nach meinem Sinne;
Es wird uns zum Gewinne.
Ich weiß: Euch gilt es Ruf und Ehr';
Mir — wißt Ihr — gilt es noch viel mehr."

Als nun der Sud war eingemaischt
Und Tag und Nacht Bewachung heischt,
Ließ Heinrich gern den Vetter ruh'n,
Um ganz allein die Wacht zu thun. —
Da hat's bisweilen sich geschickt,
Daß, wenn der Alte eingenickt
Und Heinz beim Kessel saß und rührte,
Die Sehnsucht her sein Liebchen führte!
Dann saßen beide Hand in Hand
Dort an des mächt'gen Kessels Rand,
Sie hörten's drinnen kochen —
Und beider Herzen pochen. —
Lag doch in diesem braunen See
Geheimnisvoll ihr Glück und Weh!
Sie tauschten leis' manch zärtlich Wort,
Dann schlich die Maid sich wieder fort. —

So nahte bald im Stillen
Die Zeit, um abzufüllen.
Der Sud gab Hoffnung schon auf Lob
Dem Duft nach, der sich draus erhob;
Und heitern Auges meinte Heinz:
„Der Tropfen ist der rechte, scheint's." —

Der alte Meister freut sich baß
Und füllt das neue Bier ins Faß;
Dort mag es ruh'n und gähren —
Es wird sich bald bewähren,
Daß, was gebraut im Dunklen war,
Vor aller Welt werd' offenbar! —

Digitized by Google

Der fremde Brauer hatt' indessen
Auch seines Wortes nicht vergessen;
Es war sein Bier zur selben Zeit,
Wie das des Münchners, trinkbereit. —

Da ward, damit der Streit sich schlichtet,
Der Schloßhof eilig zugerichtet:
Man schlug von Brettern rings geschwind
Schaubänke für das Burggesind'
Und stellte prächt'ger Sessel Zahl
Dem Herzog und dem Hof zumal;
Auch zween erhöhte Tritte
Recht in des Hofes Mitte —
Die waren für das Streiterpaar. —

Wie nun der Tag erschienen war,
Da führte durch des Burghofs Thor
Man feierlich die beiden vor:
Sie gingen mitten in dem Zug,
Ein jeder mit dem vollen Krug;
Zuvorderst sechs Hellebardiere,
Trompeter auch und Zinkeniere,
Die zünft'gen Meister und Gesellen,
Im Kreise vorn sich aufzustellen,
Schaulustig Volk in Menge —
Schier ward der Raum zu enge. —

Und also steigen beide Brauer,
Umringt von einer Menschenmauer,
Auf ihren hohen Stand empor:
Ein jeder prüft sein Brett zuvor,
Daß er gesichert stände.
Der Fürst schlug in die Hände —
Das war das Zeichen zum Beginn!

Heinz bot den Krug dem Gegner hin,
Der mit bedächt'gem Wägen
Den seinen bot dagegen. —
Den ersten Zug thun beide jetzt,
Und jeder, als er abgesetzt,
Sieht, wie in unbewußter Achtung,
Den Gegner an mit der Betrachtung:

„Nun ja — wer solchen Trunk ersann,
Das ist ein Mann, der etwas kann."

Doch ihre Blicke sanken,
Dieweil sie wieder tranken.
So ging es fort noch eine Weile
Und jedesmal mit minder Eile;
Es ward allmählich an dem Paar
Des Trankes Wirkung offenbar:
Die Kannen immer leerer —
Die Köpfe immer schwerer. —

Doch schwerer noch war anderwärts
Zur gleichen Zeit ein armes Herz,
Reginas Herz, der jungen Maid.
Sie barg allein im Haus ihr Leid;
Indes des Hofgesindes Schar
Beim Weltkampf drauß versammelt war,
Ging sie — so that sie jeden Morgen,
Ihr zahmes Böcklein zu versorgen,
Das kürzlich ihr die Muhme
Beschert zum Eigentume. —
Fromm wie ein Hündlein war das Tier,
Sein Futter nahm es nur von ihr;
Es sprang vor Lust und hüpfte,
Als in den Stall sie schlüpfte. —

Heut stand der Sinn ihr nicht auf Spielen —
Von Thränen, die dem Aug' entfielen,
War feucht ihr Antlitz übertaut,
Und endlich ward ihr Jammer laut:

„Mein Böcklein, ach! Du weißt ja nicht,
Du traules Tier, wo mir's gebricht —
Die Angst, die mir das Herz bedrückt,
Wie draußen wohl das Weltspiel glückt?
Denn wird es nicht von Heinz gewonnen,
Ist Lieb' und Hoffen mir zerronnen —
Sein Oheim wird ihn hassen;
Er muß die Stadt verlassen
Und mich, die ihm nicht helfen kann.
Mein Böcklein — weh! was fang' ich an?!"

Und schluchzend, jedes Trostes bar,
Schlägt sie die Brust und rauft das Haar. —
Das Zicklein stand verdutzt dabei,
Nicht wissend, was der Herrin sei —
Es thät' ihr gerne was zu lieb —
Doch wie es sanft an ihr sich rieb
Und leckte kosend ihr die Hände:
Es schien, als ob sie's nicht empfände;
Sie weinte, daß ihr Herz schier sprang.
Dem Böcklein währt es allzu lang,
Es schnuppert, stöbert überall —
Sieh da! — Der Tag scheint in den Stall!
Die Herrin, so in Weh zerflossen,
Sie hat das Pförtlein nicht geschlossen!
Dem Tierlein deucht das prächtig,
Die Lenzluft lockt so mächtig;
Es fühlt den Freiheitsdrang sich regen:
Die Maid, die hat wohl nichts dagegen? —
Wird sie das Haupt nicht wenden?
Sie birgt es in den Händen
Und sieht auch nicht ein wenig auf —
Da nimmt das Böcklein seinen Lauf
Und rennt zum Stall hinaus verstohlen,
Vielleicht, um Beistand ihr zu holen. —

Die Mittagssonne brennt und sticht,
Stets weiter rückt ihr sengend Licht,
Stets schmäler wird der Raum im Schatten —
Das Volk im Hof ist am Ermatten
Und wünscht den Sieg des einen Biers
Zusamt dem Ende des Turniers.
Man trug die mächt'gen Kannen
Der Streiter schon von dannen,
Geleert bis auf den letzten Rest;
Und zierlich, wie den Storch beim Nest
Sieht man auf einem Bein sie steh'n,
Mit Zwirn und Nadel wohl verseh'n.
Bis jetzt will's keinem noch gelingen,
Den Zwirn durchs Nadelöhr zu bringen —

Digitized by Google

Wie nah zum Aug' die Hand sie heben —
Ein jeder trifft gewiß daneben;
Und flüsternd geht's von Mund zu Mund:
„Wann liegt der erste auf dem Grund?" —

Zwar manch ein Kennerblick erspäht,
Daß Heinz noch ziemlich mannhaft steht,
Doch der von Einbeck, scheint es fast,
Wankt unter allzuschwerer Last. —
Hätt' er zu Münchens Frommen
Beim Bier sich übernommen?! —
Er selbst vertraut noch seiner Stärke
Und rüstet nochmals sich zum Werke:
Die Augen blinzelnd eingekniffen,
Hat er zur Nadel frisch gegriffen —
Schwer atmend — Perlen auf der Stirn —
Ganz nah zum Öhr führt er den Zwirn;
Schon macht ihn Siegeshoffnung kecker. —

Da plötzlich tönt ein hell Gemecker:
Das Böcklein springt voll Freude
Heraus vom Burggebäude —
Es stutzt, es wäre gern im Freien —
Sucht einen Ausweg durch die Reihen
Und rennt den fremden Brauer an! —
Da strauchelt, stürzt der lange Mann
Und mißt der Länge nach die Erde —
Springt wieder auf mit Wutgeberde,
Sich klopfend den bestaubten Rock
Und schreit ergrimmt: „Das that der Bock!" —

Ein dröhnend Hohngelächter schallt,
Und spottend rufen jung und alt:

„Vom Böcklein soll das kommen?
Wann hat man je vernommen,
Daß durch solch Tierlein, jung und zahm,
Ein tücht'ger Mann zu Falle kam?
Wir sehn's: Der Kanne dort entstieg
Der Bock, der Euch entriß den Sieg;
Dem Münchner ward der Preis zu teil. —
Ihm und dem neuen Bockbier Heil!" —

Und also sprachen gleichermaßen,
Die zu Gericht dem Wettkampf saßen,
Der Fürst und seine Edlen all. —

Da tönte lauter Jubelhall —

Und als nun Heinrich überdies
Die Nadel eingefädelt wies,
Ward ihm, der Münchens Ruhm verfochten,
Der Siegeskranz sogleich geflochten:
Von Hopfengrün gewunden,
Ihm um die Stirn gebunden. —
Der Fremde, der dies sieht und hört,
Fort eilt er, wütend und verstört,
Und taumelt stets im Geh'n aufs neu —
Ihm hinterdrein lief ohne Scheu
Ein ausgelass'ner Knabenflock
Und schrie: „Das that der Bock — der Bock!" —

Reginen ward nach banger Klage
Nun dieser Tag zum Wonnetage,
Denn als sie eilig kam gegangen,
Ihr flüchtig Böcklein einzufangen —
Da kam sie just zu rechter Zeit,
Zu schau'n des Liebsten Herrlichkeit. —
Sein Oheim führte sie ihm zu,
An seiner Brust in sel'ger Ruh
Lag sie als frohverschämte Braut! —
Der Herzog sprach und rief es laut:

„Der alte Meister bat mich eben,
Sein Amt dem Neffen abzugeben;
Jung-Heinrich, der den Preis gewann,
Sei Hofbräumeister drum fortan —
Und was als höchster Lohn ihm zählt:
Regina werd' ihm anvermählt! —
Zur Feier dessen laden wir
In Gnaden Euch zum neuen Bier —
Den Namen, den es heut errang,
Das Münchner Bockbier trag' ihn lang!" —

*

Zu Staub nun sind sie längst gewandelt,
Von denen dieses Märlein handelt;
Sie nennet nur der Mund der Sage. —
Doch lebt der Bock noch heutzutage. —
Wenn manchmal einer, selbstvergessen,
Im Mai zu lang beim Glas gesessen,
Bis daß er, ob's ihn gleich verdrießt,
Zum Heimgehn endlich sich entschließt —
So scheint vielleicht ihm unterm Gehen,
Daß Bäum' und Häuser rings sich drehen —
Er stützt sich fester auf den Stock
Und murmelt leis': „Das thut der Bock." —

Die Wasseramsel.

Wenn des Frühlings laute Boten,
Wenn die Lerche und der Star
Vor dem herben Winter flohen,
Klingt ein Lied doch immerdar.

An des Erlenbaches Borden,
Der um seine Blumen klagt,
Singt ein Vöglein, scheu, verborgen,
Doch sein Liedchen unverzagt.

Wasseramsel, gerne horchen
Winterfluren Deinem Sang;
Denn Du lehrst sie wieder hoffen:
Frühlingsblumen! Sommerklang!

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Gedichte

von

Karl Ernst Knodt.*)

Waldandacht.

Ich wohn' in einem wunderschönen Wald:
Hoch steht sein Grün und tief sind seine Gründe.
Ein weltverlorner Heimruf ihn durchhallt,
Ein Hall aus Eden, wie er tönt dem Kinde.

Nur manchmal schlägt in das umwachs'ne Haus
Ein Rosenduft von fernen Waldessäumen,
Der trägt die trunk'ne Seele weit hinaus,
Zu sonnen sich in heißen Lebensträumen.

Doch aus der Welt, wohin sie sich verlor,
Sehnt sich die Müde heim nach ihrem Walde,
Und ihr wird wohl erst, wenn sie neu erkor
Den Frieden, dem ich still die Hände falte.

Auf höh'rem Stern.

Den Staub des Weltraums auf den Flügeln —
So kehrst du, Seele, mir zurück
Von jenen blau verlornen Hügeln,
Dahinter leuchtend wohnt das Glück.

Du suchtest es auf allen Straßen,
Bis in die Wolken flogst du kühn,
Und nirgends konntest du es fassen:
Es muß auf höh'ren Sternen blühn!

Abendlied.

Wie still die Nacht —
In Andacht muß ich lauschen.
Es schweigt das Erdenrauschen —
Der Sternenpracht.

Ich höre nur
Ein ätherreines Klingen
Von goldnen Engelschwingen
Ob weiter Flur.

Lux in tenebris.

Als gestern abend durchs Dorf ich schritt,
Eine Seele an mir vorüberglitt.
Sie hatte sich eben gelöst aus dem Haus
Des engen Körpers und schwebte hinaus.
Da hatte sie ihren Seelsorger erkannt
Und noch einmal fragend sich umgewandt:
„Kannst du mir sagen — wo geht hinauf
Mein Weg, damit ich ihn eilend lauf'?
Ich sehn' mich nach Hause. Hier unten ist's kalt ...“

Ich sah nach dem Sternenkranz über dem Wald,
Und als ich noch sah, da kamen geflogen
Zwei Englein. Eins trug sie zum Sternenbogen
Auf leuchtenden Schwingen hin über das Feld
Bis hoch hinauf in des Himmels Gezelt.
Doch gleichzeit goß sich über das Haus
Der Weinenden unten ein Schimmer aus.
Des Trostes Engel war eingetreten
Und segnete still ihr Weinen und Beten.
Licht droben und drunten. Es hatte die Zeit
Sich leuchtend geeint mit der Ewigkeit.

Mein Wald — meine Welt.

Ungebrochne Waldeseinsamkeit
Ist der Zauber, der mich Siedler feit
Gegen alles Wirrsal weiter Welt,
Die da draußen Strick' und Netze stellt.

Ungebrochene Waldeseinsamkeit: —
Wie ein Wall beschirmtest allezeit
Du den Dichter, der am Werke sitzt
Und nur aufhorcht, wenn die Gottheit blitzt.

Der Stille Stärke.

(Nach einem dänischen Motiv.)

Ich liebe dich,
Du Stille tiefer Nächte.
Es schweigt die Welt:
Doch reden höh're Mächte,
Und lauter als im Lärm des Tags.

Ich liebe dich,
Du Stille vor dem Abend,
Wenn im Gebet
Die Seele spürt — wie labend
Des Lebens Urquell in sie strömt.

---

*) Der Dichter, der als Pfarrer im Odenwald lebt und unseren Lesern — und nicht ihnen allein — längst als ein Berufener bekannt ist, veröffentlicht eben im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin eine Sammlung seiner Gedichte: Aus meiner Waldecke. Den Aushängebogen dieses Büchleins sind die vorliegenden, bisher ungedruckten Gedichte entnommen. D. Red.

Digitized by Google

Ich liebe dich,
Du ernste Geisterstunde
Wenn auch kein Wort
Auf weitem Weltenrunde
Mir stört Unendlichkeit des Seins.

Ich liebe dich,
Du Stille zwischen Grüften . . .
Wohl schlafen sie —
Die Toten. Doch in Lüften
Lebt ein Bewußtsein ihres Thuns.

Ich liebe dich,
Du einsam-hehre Stille,
Vor aller Lust.
Denn in dir neigt die Fülle
Erhab'ner Weisheit sich herab.

So lieb' ich dich,
Wo du auch herkommst, Stille,
Auf deiner Wanderschaft:
In dir erstarkt der Wille;
Du hilfst zum Größten mir — zur Kraft.

Sonnabend im Dorf.

Wie heilig ist der Abend heut . . .
Es kommt auf weichen Wogen
Mein Heimwehtag im Festgeläut
Der Glocken hergezogen.

Denn wie die letzte Glocke schweigt,
Erstirbt das Werktagssorgen.
Ein Englein nur im Herzen geigt
Den Sonntag ein für morgen.

Mein Hort.

Aus des Waldes tiefer Stille
Tönt zu mir der volle Laut:
Hast du je aus meiner Fülle
Sehnend in die Welt geschaut?

Und aus tiefster Herzenstiefe
Tönt zurück das volle Wort:
Ob auch alle Welt mir riefe,
Wald, mein Wald, ich geh' nicht fort.

Die tote Sonne.

Die Sonne starb.
Da traf die Firnen all' der Tod,
Die noch ein letztes Abendrot
Verträumt umwarb.

Mir starb sie auch —
Und mit ihr jener goldne Glanz,
Der lang das Herz erfüllt, so ganz
Mit warmem Hauch.

Die Liebe starb . . .
Im Dunkel geht seitdem mein Pfad,
Dem fürder keine Leuchte naht,
Seit sie verdarb.

Herbstmahnung.

Vom Strauche grüßt noch einer Rose Pracht —
Ein letztes, liebes, leuchtendes Gefunkel,
Das sommergläubig neuen Lenz verspricht.

Doch eh' es lenzt, kommt eine lange Nacht,
Ein rosenleeres, sonnenloses Dunkel . . .
Wohl dem, der in sich trägt das ew'ge Licht!

Der Abend.

(Nach einem Motiv des Dichters Nietzsche.)

Rasch kommt der Abend angeritten,
Aus gold'nen Thoren reitet er,
Und seines Renners schnellen Schritten
Folgt froh ein leuchtend Sternenheer.

Wie er sich wiegt, der Sel'ge, Reine,
In seinem Sattel purpurrot.
Noch einmal glänzt die Welt im Scheine
Des reinsten Goldes — vor dem Tod.

Und ist sein weltdurchrasend Reiten
Nur ein beschwingter Todesritt —
Ich muß nach ihm die Arme breiten
Und rufen: Nimm mich Müden mit!

November.

Es ist nur noch ein Streifen Tag,
Der in die stillen Lande leuchtet.
Die weite Welt ward müd' und zag:
Der Herbsthauch hat sie kühl durchfeuchtet.

Wie leise ging der Sommer weg;
Nur ein paar matte, bleiche Strahlen,
Die uns den gold'nen Ruhesteg
Zu sel'gen Sonnenwelten malen.

Doch schau' ich in den Streif hinein
— Wie draußen auf dem Meer, dem grauen,
Die Schiffer nach des Leuchtturms Schein
Mit bangen Sehnsuchtsblicken schauen . . .

Sonnensehnsucht.

Sonne, liegst du noch in Gründen
Einer unbesiegten Nacht?
Komm', den Morgen zu entzünden,
Der mir hellen Tag entfacht!

Warum fliehst du meinen Liedern?
Sonne, sieh dein Kind doch an!
Jauchzend wird es dir erwidern,
Wenn du scheuchst der Nebel Bann.

Digitized by Google

Alles Weh entweicht in Wonnen,
Wenn dein Strahl die Nacht zerbricht . .
Sieh, die Seele — so umsponnen
Von den Schleiern, lechzt nach Licht.

Weinend warte ich der Wende
Meiner Nacht und rufe dich;
Betend heb' ich auf die Hände:
Sonne, Sonne, segne mich!

Meiner Sehnsucht Hort.

Geschlafen hab' ich, lang geschlafen,
Den ganzen Sommer meines Lebens
Mit meiner Sehnsucht in dem Herzen —
Nun bin im Herbst ich aufgewacht,
Und stehe da in unermess'nen Weiten,
Ein unverstand'ner später Mann:
Was fang' ich doch mit all der Sehnsucht an?

Und eine Stimme sprach: Gieb sie dem Liede!
Leg' sie den Knospen auf, den tiefverschwieg'nen,
Hauch' sie den Blumen ein, den duftbeseelten,
Gieb sie den Winden, wonnig wehend,
Fahr' mit dem Sturme, stark und kühn;
Wirf sie ins Meer, in seine tiefsten Fluten,
Schick' sie hinauf zu sonnenfernen Höh'n.
Wieg' sie auf Wellen, laß sie weiter tragen,
Und heft' sie an die stillen Sterne —:
In ihrem Lichte wächst sie heilig groß . . .

Ich hab' gehorcht. Wie sollt' ich weiser wählen?
Ich sang und sang. Sie ward nur immer größer.
Und aus den Blumen, Winden, Wellen,
Aus tiefstem Grab, von höchster Höh'
Steigt meine Sehnsucht ungestillt.
Nicht Blumen, Wellen, Sturm und Sterne
Sind Heimat ihr — nur flücht'ge Herberg'.
Denn — eine Seele sucht sie zu den Liedern.
Ja, Gott allein kann ihr genügen!

Über Nacht.

Noch gestern morgen stand wie tot
Der Baum vor meinem Fenster.
Doch huschten schon beim Abendrot
Um ihn die Lenzgespenster.

Und heute, als ich aufgewacht,
Ersah ich, wie ein Blühen
Aus allen Ästen leuchtend lacht,
Ein großes weißes Glühen.

Nimm auf!

Es fand noch jedweder Strom den Weg
Auch in das weiteste Meer.
Wohl brach er Brücken und manchen Steg,
Wand sich die Kreuz und die Quer.
Ein Strom ist mein Herz zur brausenden See;
Wie kommt es, fürcht' ich, zur Ruh . . .
Nimm auf, sein Schäumen voll Lust und Weh,
Allewiger Ocean, du!

Ich harre!

Ich brauch' ein ganzes Sonnenglüh'n
Für alle meine Herzenstiefen,
Auf daß zu Blumen auferblüh'n
Die Keime, die durch Jahre schliefen.

Nur ganze Liebe, ganzes Leid
Vermag das Wunder zu vollbringen.
. . . Doch harr' ich meiner Osterzeit,
Da auch die tiefsten Gräber springen.

Ein Traumgespinst.

Von deinem Bild an der Schreibtischwand
Spann in der Nacht eine Spinne die Fäden
Wie leibhaftige Sehnsucht zu meinem,
Das ihm ferne genüber hing.
Als der erste Morgenstrahl
Über das zarte Gespinst hinlief,
Leuchtete lockend die Brücke mich an.
Wahrlich! eine zaub'rische Brücke
Ward des luft'gen Gewebes Faden,
Und mit der alles segnenden Sonne
Wandelte selig die Liebe hinüber
Und herüber, verklärend — verklärt.
. . . Darf ich der Gottheit Gruß draus erschauen?
Eint sie, was wehvoll das Leben verwehrt?
Gerne will ich das Zeichen so deuten —
Dennoch mir sagen: Zart wie die Fäden
Dieses leichtesten Luftgespinstes
Sind die Fäden auch uns'rer Liebe.
Gleichwie des Sonnenlichts zitternde Strahlen
Über das Traumgewebe gleiten,
Also dürfen auch auf der Brücke,
Heilig und hehr uns're Herzen verbindend,
Nur die leichten leuchtenden Stapfen
Himmlisch verklärter Liebe schweben . . .

Im Liebesnetz.

Als ich heut' zur Morgenfrühe
In mein Zimmer kam gegangen,
Sah ich an den braunen Wänden
Sieben Sonnenfarben prangen.

All' die Regenbogenfarben.
Und sie fielen von dem Bilde
Meines Weibes, das genüber
Leuchtete aus Glas so milde.

Eben war ich der Verschmähten
Auf dem Hausflur ausgewichen,
Und nun kam mir ihre Liebe
Leis' verklagend nachgeschlichen.

Digitized by Google

War mir's doch, als sei ein Leuchten
Ihrer Augen aufgegangen —
Also daß die reu'ge Seele
Blieb im Liebesgolde hangen.

Im Rosenmond.

Nimm diese Rose, noch im Kelch verschlossen —
Die bette still in deine reine Hand.
Ist über sie ein Blick von dir geflossen,
Entflammt auch ihr ein tiefer Lebensbrand.

In dieser Rose liegt ein ganzer Sommer
Und meine ganze Seele liegt darin.
O trag mein Lieben, größer stets und frommer,
Als Opferduft zur ew'gen Heimat hin.

Juli.

Des Sommers Seele ist der Julimond.
Da fühlst du ganz sein heißes Flammenschlagen:
Du fühlst und fühlst und kannst es doch nicht sagen,
Welch' neue Welt in deiner Seele wohnt.

Du fühlst das wache Feuer Tag und Nacht,
Kein einz'ger Lufthauch löst das schwüle Schweigen,
Das brütend wie Gewitter dich umwacht,
Bis endlich draus die Blitze niedersteigen.

Die grellen Blitze heißer Leidenschaft,
Darnach die Donner grollender Gedanken;
Es bricht die ganze Seele aus der Haft,
Die sich das lange Jahr gewahrt in Schranken.

Der ganze zauberhafte Sommerduft
— Er flog hervor aus seiner Schlummerhöhle:
Der macht die trunk'ne schwere Juliluft,
Der macht dir selbst die sehnsuchtsschwüle Seele.

Aus der Kinderstube.

Poeten groß, Poeten klein,
Sie fragen all: „Wird's wirksam sein?“ —
Wenn ihnen neu ein Vers gelang;
Verständnis hellt des Künstlers Gang.
Ja, selbst ein Lied aus Kindermund,
Gern thut es schon der Welt sich kund.

So saß mein Bübchen am Klavier,
Drei Jahre zählt' es oder vier,
Und tippte mit den Fingerlein
Sich allerliebste Melodein.
Kein Seelchen mit im Zimmer saß
— Die Mutter nebenan, die las.

Das Lied verklingt — da springt zugleich
Das Kätzchen in des Künstlers Reich,
Sein Kätzchen, das sich schnurrend schmiegt
Aus Büblein — — und die Frage fliegt
Als Schlußakkord aus dem Getön:
„Sag', liebes Kätzchen, war das schön?“

„Wer liebt, verschwendet allezeit!“

(Conr. Ferd. Meyer.)

Liebe ist Verblendung —
Tönt der Weisheit Schluß.
Liebe ist Verschwendung —
Klingt des Herzens Gruß.

Alle, die sich üben
In dem sel'gen Brauch,
Wissen's: die da lieben,
Die verschwenden auch!

Zufrieden.

Ich möchte weiter keine Kränze pflücken,
Als die mein waldgeschütztes Thal mir weiht.
Es kann mich keine Blume mehr entzücken,
Als die mir blüht in — eigner Einsamkeit.

Von dieser Berge duftverlorner Grenze
Fühl' ich zugleich mein Leben froh begrenzt.
Ich wünsche nichts, als noch von jedem Lenze,
Der fürder naht, mein singend Herz umglänzt.

Ich wünsche nichts, als in dem Kreis der Meinen,
Im engsten und im weitesten Verein,
Voll Mitleid mit dem Weinenden zu weinen,
Und mit dem Frohen herzlich froh zu sein.

Ich wünsche nichts, als noch in jenen Tagen,
Wenn sich das Land zum letztenmal mir schmückt,
Im letzten Lied das tiefste Wort zu sagen,
Das ahnungsvoll mein gläubig Herz entzückt.

So will ich weiter keine Kränze winden,
Als meine stille Waldwelt sie gewährt:
Mit ihnen sollt Ihr meinen Sarg umbinden
Als einem, den ein ganzes Glück verklärt.

Nur einen Hauch von Dir!

Ich habe Dir so viel geklagt,
Du Gott, in meinen Liedern.
Ich habe Dich so viel gefragt:
Nun wirst Du mir erwidern.

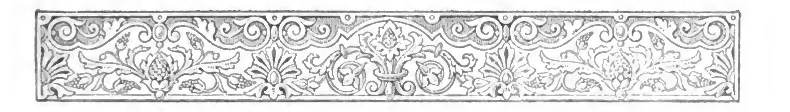
Ich bin vom vielen Fragen auch
In tiefster Seele müde.
So rede Du. Nur Einen Hauch
Von Dir und ich hab' Friede.

Licht.

Meine Stube glänzt voll Sonne
Meine Seele lacht im Licht,
Denn mir strahlt als reinste Wonne
Ein versöhntes Angesicht.

Meines Gottes ganzer Friede
Hat die Schatten all besiegt.
Licht ist's, was auf meinem Liede
Und auf meinem Leben liegt.

Digitized by Google



Skizzen.

Von Emil Klein*).

Geschichte von einem Herzen, das am Bratspieß stak.

Hoho, dem Humor eine Gasse! Aber fleißig besprengt will sie sein, die Chaussee, daß ihr Staub den Herrn Humor nicht belästige. Lasset sie uns also fleißig besprengen, die Chaussee, mit gelachten und geweinten Thränen; wie's so gerade kommen mag. Aber — dem Humor eine Gasse!

Ich will euch 'mal was erzählen. Was von einem Herzen, das an einem Bratspieß stak. Spaßige Idee, was? Also stellt euch vor: einen Bratspieß, den dreht einer; so einer, den man im gewöhnlichen Leben so seinen guten Freund, seinen Intimus, seinen alter ego nennt. Dieser alter ego also dreht den Bratspieß, an dem steckt euer Herz. Und die gute Bratensauce, das Herzblut, das da herunter tropft, das fängt der gute Freund fein säuberlich in einen Löffel und gießt es immer wieder auf, damit der gute, liebe Braten nicht vertrockne. Wenn das nicht zum Lachen ist, dann weiß ich schon nichts mehr, was auf die Gasse gehörte, auf der euer Humor sich umherzutreiben beliebt.

Also bitte, höret denn zu!

Hatte ich da 'mal eine Geliebte. Ihr wisset längst, daß sie schön war. Ich sage das nicht, weil gerade ich es bin, der sie liebte; sondern ich behaupte das, weil auch mein Freund der Ansicht war, und was der sagte, das habe ich immer geglaubt. Sonst hätte ich ihn doch nicht zu meinem Freunde gemacht; das ist doch klar.

Also schön war sie, das wird euch nun wohl einleuchten, jetzt, da es durch zweier glaubwürdiger Zeugen Aussage erhärtet ist. So will ich euch denn weiter nichts erzählen von ihren Wangen, die so bleich waren wie eine Apfelblüte, mit gerade solch einem rot schimmernden Saume, dort, wo sie sich der kräftigen, so selbstbewußten Nase entgegenneigten und dort, wo sie die breiten schimmernden Zähne mit zwei langen, purpurleuchtenden Streifen umfingen. Wie andächtig, wie inbrünstig küßte ich diesen Mund, wie habe ich zu seinem Lächeln gebetet, und wie lag ich im Staube vor dem Glanze, der von diesen beiden Wangen strahlte!

Doch ich wollte ja von all diesen Dingen nichts erzählen; denn das alles ist schon so oft dagewesen und es dürfte euch kaum sonderlich amüsant erscheinen, Dinge zu hören, die ihr in jedem Romane viel schöner zu lesen bekommt.

Vielleicht findet sich aber doch einer unter euch, der sich darüber amüsiert, daß ich diese schöne Geliebte einst hatte. Denn infolgedessen habe ich sie nicht mehr, sie hat mich jedenfalls verraten oder verlassen, wie das ja meistenteils bei dieser Menschenklasse vorkommt, und das ist immerhin schon etwas, das manchem Stoff zum Lachen bieten könnte — über mich, oder auch über sich selbst. Und deshalb bleibe das stehen, so wie ich es erzählte. Doch damit die anderen nicht ungeduldig werden, so eile ich rasch weiter, denn wenn das so fort geht, kommen wir dies Jahr gar nicht mehr zu dem Spieß, an dem das Herz gebraten wird. Vorerst aber müßt ihr euch doch noch ein paar Worte über meinen Freund gefallen lassen; wißt ihr, den alter ego, den mit dem Löffel für die Sauce.

Es war ein ganzer Kerl, dieser mein Freund. Einer von denen, die ungestraft alle Welt brüskieren dürfen, ohne daß sie sich selbst das geringste bieten ließen. Ihm imponierte nichts und er ließ keine Autorität gelten, als die seine. Er gab niemals ein Urteil ab; nicht vielleicht, weil er nie eines hatte, sondern er hielt das, wie er mir des öfteren versicherte, nicht der Mühe für wert. Aber er wußte sein rechtes Auge in einer so gewissen Art zuzukneifen und dabei den Kopf auf die Seite zu neigen, sodaß alle sofort einig darüber waren, er habe recht, und der andere, der das oder jenes behauptet hatte, sei ein ausgemachter Idiot.

*) Vergl. S. 93. Die Skizze „Und wieder sie!" knüpft an die dort mitgeteilte Skizze „Aber das Ende!" an. D. Red.

Digitized by Google

Was Wunder, daß er dann die gesamte Menschheit von oben herab behandelte und daß er sich niemals der Anstrengung unterzog, mit irgend einem sich näher einzulassen. Doch das brauchte er ja gar nicht. Hatte er doch mich, auf den er alles das übertrug, was Menschen von seinem Schlage an jenem kleinlich erdenhaften Bedürfnis nach Freundschaft und Teilnahme besitzen.

Ja, mir gegenüber war er ganz anders. Mir gegenüber nichts von Überhebung! Ich durfte an allen seinen Nöten teilnehmen und ihm helfen. Mich belehrte er gern und mir enthielt er nie etwas vor, nicht einmal die Wahrheit. Mochte dieselbe mir noch so schmerzhaft sein, frank und freigebig warf er sie mir an den Kopf. Es mögen sich wohl Leute finden, die das als Mangel an Zartgefühl auffassen könnten; aber an solch kleinen Begriffen darf man eben starke Individualitäten nicht messen wollen. Und eine solche soll er gewesen sein; nichts mehr und nichts weniger.

Er hatte, was man so sagt, kolossales Glück bei den Weibern, trotzdem er sie, wie er mir hunderte Male versichert hatte, alle ohne Ausnahme als Dirnen behandelte. Oder wäre es gerade deshalb gewesen? Thatsache ist, daß es ihm schon geglückt war, eine erkleckliche Anzahl junger Mädchen aus guter Familie zu verführen, und daß wir vor kurzem erst ein Jubiläum begossen hatten: es galt den 25. Ehefrieden, den zu zerstören ihm gelungen.

Was Wunder, daß ich stolz war auf meinen Freund, und daß auch mir die anderen Leute nichts galten; und ich durfte sie ebenso geringschätzen wie er, war ich ja doch der einzige von allen, der ihm etwas galt. Aber ich muß doch zusehen, daß ich endlich zu dem versprochenen Bratspieß gelange.

So hatte ich denn also — wie bereits erwähnt — neben diesem Freunde auch noch eine Geliebte, mit der ich einen gewissen überschwenglichen Kultus trieb.

Mein Gott, auch die Herzen haben so ihre Flegeljahre, wo sie nicht wissen, was mit Armen und Beinen anfangen, wo es in ihnen gährt und drängt. Und solch ein Überschwang an Kraft, der will ans Licht, der läßt sich nicht auf Flaschen abziehen und verkorken! Das reckt sich und das explodiert dann nach allen Seiten; das weint nicht, das jammert und das lacht nicht, das jauchzt, wie eben dumme Jungen weinen und lachen. Und wird da 'mal eine Thräne zerdrückt, so geschieht dies mit weitausholender Gebärde, als sollte ein Elephant erschlagen werden, während jeder Freudenausbruch ein rollend Echo weckt in all den Thälern und Schluchten der Seele.

So war es auch mit meinem Herzen ergangen. Spät zwar, aber um so toller. Ich hatte mich hingeworfen an die neue, reine Freude und ich trank aus ihren Fluten, wie eben nur getrunken wird im kraftvollen Übermute jener Tage.

Zuerst mag das ja Gnade gefunden haben vor den Augen der also Geehrten, dann muß es ihr aber denn doch langweilig geworden sein, und mein Herz mußte mit seinen verspäteten Flegeljahren sich privatim abfinden.

Natürlich weinte ich am Busen des treuen Freundes. Der kam mir mit Philosophie und lehrte mich die Verachtung des Weibes.

Ja, der hatte gut reden; der hatte sich einen Altar aufgebaut und darauf hatte er sich selbst gesetzt. Wer das so zu stande brächte! Es ist doch gar zu schön, so oben sitzen auf einem Altar und verachtungsvoll herabsehen auf die Welt, wie sie an uns vorüberzieht gesenkten Hauptes und uns opfert.

Doch was erzähle ich euch da alles! So kommen wir ja doch nie zu Rande. Und dabei ist die Sache doch so riesig einfach. Ich konnte mich nicht so philosophisch zur Ruhe geben, und so sprachen wir denn immer und immer wieder von „ihr".

Da begann es mir zu scheinen, als hätte die Verachtung, mit der mein Freund an die Weiber im allgemeinen, und an jede von ihnen im besonderen herantrat, irgendwo eine Lücke bekommen; als hätte der festgeschlossene Bannkreis, in den er das Geschlecht verwiesen, an einer Stelle sich langsam geöffnet. Und mehr instinktiv nahm ich wahr, daß die eine, welche diesen Defekt benützte, um aus der Allgemeinheit der Idee auszuscheiden, niemand anderes war, als „sie".

Wenn wir mit „ihr" in Gesellschaft zusammentrafen, da hatten die beiden immer etwas Besonderes miteinander. —

Er meinte: „Koketterie von ihr; sie will Dich ärgern. Du hast das auch zu famos gemacht, daß Du Dich scheinbar so gar nicht um sie kümmerst.

Weißt Du, sie ist ein ganz eigentümliches Weib! Der muß erst der Rechte kommen. Die muß man zu seiner Sklavin machen. Die muß vor einem knieen, muß bitten und weinen! Der muß einer kommen, der ihre Seele vernichtet, der auf ihr herumtritt und sie im Staube umherzerrt, Der muß man ihren dünkelhaften Jungfrauenstolz einmal gründlich nehmen. Für die wäre ich so der

Digitized by Google

Richtige. Weißt Du: eiserne Faust und keine Spur von Gewissen.“ —

Haha! Der hat recht. Ja der kennt sich aus. — Aber können müßte man das!

Im Grunde genommen wäre mir's schon lieber, wenn ein Anderer diese notwendigen Korrektionen besorgte. Jemand, von dem ich das nicht so im Detail erführe. So von jeder Etappe wissen! Wie sie, die Stolze, herabsteigen sollte von dem Piedestal, auf dem ich sie erblickt, hoch über allen Menschen.

Und dann, klug wie sie ist, müßte sie dies ja merken! So was sinkt nicht langsam, unmerklich; immer fallen und fallen, weich und unbewußt, 'mal für einen Augenblick die Augen öffnen, sie rasch wieder schließen vor der Erkenntnis, und weiter fallen, fallen, sich zu Tode stürzen.

Nein, nein, das ist nicht „sie“. Sie stürzt sich nur aus freiem Willen, aus freier, klarer Höhe hinab, mit offenen Augen, mit klarem Bewußtsein, in freiem Entschlusse. Sie sieht, wohin sie stürzt, sie zuckt mit keiner Wimper, wenn ihr die zerschmetterten Glieder bluten, denn sie bereut nicht, wo sie nach eigenem Beschließen gehandelt.

Wie herrlich es wäre, hätte sie solches für mich thun müssen. Doch ich — nein, ich hätte das ja nie vermocht; ich hätte das nie über mich gebracht.

Ist eigentlich nicht jedermanns Sache, die eiserne Faust!

*

„Und weißt Du, schwer wäre das garnicht. Ich sage Dir, das Weib ist sinnlich; ich habe das gleich weg gehabt; sie hat etwas so Eigenes im Gesicht, so eine Mischung von Zartheit und entgegenkommendem Willen. Diese feste, selbstbewußte Nase und dann die Wangen, so zart und rötlich schimmernd, wie soll ich nur gleich sagen — wie eine Apfelblüte.“

— „Hätte nicht ich das behauptet?“

— „Wieso?“

— „Na, ich meinte bloß.“ —

Wie eine Apfelblüte! So schienst du auch mir! Und diese schmutzigen Finger sollen dich vom Zweige lösen, dich, du Reine, du Herbe!

Und eine Ahnung zog es in mich ein, wie etwas unsagbar Quälendes, Bohrendes!

*

„Übrigens Du, ich kann Dir's ja sagen. Jetzt geniert Dich das ja nicht mehr. Sie hat mir schon ihr Bild versprochen.“

— „Das geht aber schnell!“

Ja, ja, das ging schnell. Und ich — unzählige Mal hatte ich sie um ihr Bild gebeten. Sie hatte es mir verweigert. Der Grund? Keiner. Was braucht man mir für Gründe anzugeben! Wäre doch höchst überflüssig und auch viel zuviel verlangt! Schau, schau! Mir scheint, wir sind eifersüchtig, hm? Wäre doch blödsinnig! Bin ich ein Mann oder bin ich es nicht? Der Verschmähte, der Fortgewiesene, er ist eifersüchtig!

Seht ihr, jetzt fängt die Sache endlich an, etwas lustiger zu werden. Das kleine Feuerchen ist bereits angebrannt. Es flackert schon ganz prächtig, und es wärmt schon ganz linde, und wenn es noch ein ganz klein bißchen lustiger wird, dann wird auch der Humor sich schon einstellen. Also bitte noch um einige Minuten Geduld!

*

„Eigentlich ist sie ein ganz vertracktes Frauenzimmer. Weißt Du, die hat eine Manier, ihren Fuß auf den meinen zu stellen! Schau her, ob ich lüge! Siehst Du, hier hat sie den ganzen Lack zerkratzt!“ —

Meiner Seel'! Sie hat den Lack auf seiner neuen Stiefelette zerkratzt! Blagueur va! Doch nein. Es ist sein rechtes Lackbein, und heute abends saß sie doch bei Tische neben ihm. Ja, so eine lange Dinerstunde über, da hat man genügend Zeit, so ein bißchen Lack zu ruinieren!

Wie gut ich das kenne! Wie lange mag das wohl her sein, daß ihr Fuß auf dem meinen ruhete, wenn bei Tische ich neben ihr saß. Ja, das ist der Lauf der Welt! Heute mir nicht mehr, und morgen dir! Neid? Nein, nein, so lustig sind wir denn doch noch nicht. Das wäre denn doch etwas zu schnell. Also was? Ich weiß es nicht! Alle Teufel der Hölle! Wieviel hält ein Mensch denn eigentlich aus? O, meine lieben Freunde, der Mensch hält noch viel, und immer noch viel mehr aus. Eigentlich weiß kein Mensch, was er so auszuhalten vermag. Geht da neben seinem besten Freunde einer her, und der Freund erzählt lustige Geschichten! Sag' mir 'mal einer, was sich dabei nicht aushalten ließe! Gott, was geht denn das den einen an, wie sein Freund sich zu den Weibern stellt und was für eine Methode er sich für ihre Behandlung zurechtgelegt hat?

*

„Na, daß ich's kurz mache; sie kommt, mich morgen besuchen.“

— „Was?“

— „Mich besuchen, in meine Wohnung!“ —

Höllenhund! Halt, — was giebt es da zu schimpfen! Was geht mich die ganze Sache an! Woher nehme ich ein Recht, mich zu erhitzen! Ist

Digitized by Google

sie denn meine Schwester? Nein! Ist sie meine Freundin? Nein? Ist sie meine Geliebte? — Nein! — Nein! — Ja!

Ja, du bist meine Geliebte, denn ich liebe dich heißer denn je und ich bin dir noch ergebener; ich bete zu deinem Lächeln noch inbrünstiger als damals, ehe du meine Neigung von dir stießest, und ehe du all mein Träumen mir zertreten und all mein Hoffen zerfetzt und zernichtet mir vor die Füße warfst!

Und der hier neben mir? Ja, er hat meine Freundschaft verraten, wenn ich scheinbar auch kein Recht mehr an dich habe. Wie darf er hohnlachend mich von deinem Altar fortreißen, wie darf er dich mit Schmutz bewerfen, wo ich zu dir aufblicke als zu meinem Gotte!

Weil du dich mir nicht neigst? Ja, was sind wir denn dem Gotte, vor dem wir im Staube liegen? Ein Ding, ein Bettler seinem Ohre! Wer darf seine schmutzige Hand deshalb lästernd aufheben nach unserem Gotte, weil dieser unserem Flehen sein Ohr verschließt?

Und so bin auch ich vor dir nur ein Ding und ein Bettler, der weinend die Hände zu dir emporhebt. Wandle vorbei an mir, hebe den Saum deines Kleides empor, auf daß er mich nicht streife, und dann gehe hin und gieb einem andern mit vollen Händen, wovon du mir die Brosamen versagst! Neige gnädig dein benedeites Antlitz dem, dessen Stimme dir angenehmer klingt, dessen Gesänge deinem Ohre lieblicher schmeicheln. Ich murre nicht; denn was du thust, ist wohlgethan und dein Wille sei gepriesen!

Aber dieser ungläubige Schuft von der Straße soll mir seine Hand nicht erheben nach deinem reinen Kleide, und der Hauch seines Atems soll mir dein Ohr nicht streifen! — — Doch du bist ja nicht meine Schwester, vor die ich hintreten darf, die Arme schützend über sie zu breiten; du bist nicht meine Freundin, die ich an der Hand fasse, sie fortzureißen von dem schmalen Wege, an dem brandend das Kotmeer der Straße emporsteigt, auf dem jenes Räubervolk behaglich dahinfährt; — du bist ja nur meine liebe Liebste, die mich von sich wies, weil mein dummes, überschwengliches Herz nur an sich dachte und an sein Glück, und weil ich darüber vergaß, daß ich dich festhalten müßte, dich, du Starke, du Schwache!

*

Na, ist das nicht zum Lachen, wie solch ein Herz sich gebärdet! Ich denke, ich brauche eurer bewährten Vorstellungsgabe durch kein weiteres erklärendes Wort zu Hilfe zu kommen. Sollte ich aber doch nicht ganz verständlich gewesen sein, so kommt nur zu mir. Wollen's besprechen und nächstens besser machen. Aber gelacht habt ihr doch und die Promenade war ganz divertierend, dort in der Gasse, in der er zwischen euch wandelt: Hoho! Unser Humor!

Und wieder sie!

Diese schlanke, wie aus Coconfäden gewobene Frau, die da am Arme ihres Tänzers vor mir dahinschwebte!

Im Anschauen verloren schritt ich hinter ihnen her über den stillen, dicken Teppich des schläfernden Wandelganges. Sie weicht eben einem Fauteuil aus; sie nimmt die lange Schleppe auf; ich bemerke, wie sie Schritt vor Schritt die schmalen Spitzen ihrer Schuhe nach einwärts setzt; ich sehe, wie die schmeichelnde Wölbung ihrer Sohle bei jedem Auftreten sich nach einwärts neigt.

Wie ist sie so zart, so gebrechlich fein! Die beiden Linien, die von ihren Schultern her nach den schmalen Hüften streben, beugen wie kosend sich einander entgegen, und wie sie jetzt wieder den Fuß vorsetzt, da huscht ihr Kleid, gleich Windeswehen, in leichtem, flüsterndem Falle wie über einen straffgespannten Seidenfaden; und wie ein sich plötzlich aufrichtender Lilienstengel prägt für einen Augenblick ihr Bein den dünnen Stoff. Und wieder neigt des Fußes Wölbung sich nach innen.

Da wandte sie sich um und grüßte mich mit den Augen. Meine Blicke strichen an ihr vorüber; ich sah weit hinter ihr den Teppich mit seinen zarten, wie schlummernden Mustern; und jede dieser Glycinen, jede dieser Anemonen und Rosen schien in ihrem Herzen einen kleinen Schuh zu tragen, und der senkte sich in einemfort nach einwärts, richtete sich wieder auf, senkte sich wieder. Ob das wohl sehr wehe that, wenn die dünne Spitze sich in das zarte Blatt da einbohrte, oder die blassen, vielen Staubfäden dort auseinandertrat! Oder that es gut und wohl, wenn dann wieder, wie sänftigend, streichelnd die kleine Sohle über die Stelle hinglitt, wo der bohrende Tritt eine klaffende Wunde gelassen! — So stand ich einsam da und rieb mir den nachdenklichen Traum aus den gebannten Augen.

Da tauchte sie wieder vor mir auf. Ich fühlte meine Augen nach ihr hin gerichtet; meine Lider hoben sich unwillkürlich wie unter dem fühlbaren Zuge eines dünnen, festen Fadens. Klar und fest ruhte ihr Blick auf mir. Jetzt erst fiel mir auf, wie sie sich verändert hatte, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen. Jede Linie um eines Rosenblattes Wölbung mehr gebeugt, der Busen um die Höhlung

Digitized by Google

einer Kinderhand runder. Als wäre ein Hauch durch die kleine Gestalt gestrichen und hätte die schimmernde, träumende Hülle entfaltet, wie das zarte Gewebe eines dünnen Schleiers. — — —

So waren wir zwei denn wieder einmal in einen Raum zusammengeweht worden. Ob sie wohl von meinem Dasein Kenntnis nehmen wird? — Doch der Blick von vorhin!

Soll ich wieder hingehen zu ihr, jetzt, da ich meinen Grabgesang zu Ende gesungen glaubte? Was könnte mir schließlich eine kleine Auferstehung schaden? Es würde ja doch ein ganz neues Leben; das alte ist ja längst verklungen und vergessen. Wo sind meine verzückten Augen von ehedem! Ich glaube, den Auferstandenen kann es nie mehr so ernst werden mit ihrem Halleluja von diesseits des Grabes; denn wie ein jedes Ding, so muß auch ein jeder Gottesdienst viel von seiner Aktualität verlieren, da man die Angelegenheit 'mal eine Spanne Zeit ruhig und traumlos beschlafen. Und mit lächelndem Munde schritt ich noch einmal den ganzen Leidensweg, der mich an jenem Altare vorbeigeführt hatte, auf dem sie stand, meine Gottheit, getaucht in schimmerndes, blendendes Licht. Ja, jetzt konnte ich lächeln und ruhig hinsehen nach dem wogenden, feurigen Ocean, denn mein Sterben von damals mußte mich wohl eingeführt haben in das Reich meines Gottes; ich war ihm näher und immer näher getreten, ich hatte es endlich gewagt, meine armen, blöden Augen zu seinem Antlitz emporzuheben. Und wie war mein Mut und mein Selbstvertrauen gewachsen, als ich staunend bemerkte, daß ich eigentlich gar nicht so lichtscheu wäre, als mein Dogma es mich gelehrt. Und da war dann mein Mut zum Übermut geworden, und meine Hand hatte sich erhoben, dem Gott nach seiner Strahlenkrone zu greifen. Und siehe da! Es brannte ja gar nicht in den Fingern, es leuchtete nur wundersam licht und hell. Ich wand die Strahlen zusammen und schwang sie, laut jubelnd, eine Fackel über meinem Haupte. Ich hob nochmals die Hand, ich warf den Schein dem Gotte ins Antlitz, und ohne Staunen sah ich mich endlich einem Weibe gegenüber. Ein Weib wie jedes andere auch!

Und was hatte ich an dem Fetisch alles aufgehängt; in was für Hüllen hatte ich ihn geschlagen und in was für Weihrauchdünste ihn versenkt. Und davor hatte ich dann stumm gläubig gekniet, den Nacken gebeugt, den Blick gesenkt. Und jetzt sah ich lustig lachend, daß all diese Mummerei doch für mein Geld gekauft war, und all die heiligen Dünste und Gewänder, die den Allgewaltigen vor meinem Auge verschleiert, von mir selbst ersonnen waren. — —

Und dann sinnierte ich weiter.

Ja die Götter, ja die Weiber! Wir Männer sind doch rechte Protzen; so von Grund aus, so „mit auf die Welt gebracht". Was wir durch unsrer Hände Arbeit errungen, wir hängen es an unseren Weibern auf, damit die Welt es mit neidischen Augen an uns bewundere. Und mit unserem geistigen Kredit thun wir es nicht besser!

All' die Diamanten und Perlen unseres Erkennens, all' die Seide unserer Gedanken und all' den Sammet der großen, falschen Verachtung — ein jeder geht hin und legt es am Altare seines Gottes nieder, hängt es auf als Weihegeschenk an dem Bilde; und dann im stillen Kämmerlein, da sinkt er hin und faltet die Hände und murmelt: wie schön du bist, und betet: wie groß du bist; und dann geht er auf den Markt hinaus und predigt: wie weise sie ist! — und zu Hause wie draußen ist er gebläht von dem stolzen Gedanken: und mir allein hat sie sich offenbart! So macht man Glaubensartikel. —

Ich setzte mich in den kleinen Fauteuil und streichelte mechanisch die Lehne, die vorhin ihr Kleid gestreift. — — — —

Sollte ich jetzt unter die Fetischanbeter gehen? Sollte ich jetzt, da mein Flehen nicht erhört worden war, meinen als irden erkannten Götzen unter die Füße stampfen? Geh, sei nicht zu difficil, was schert es dich, ob der Becher von echtem Golde. Der Wein blieb derselbe, und du sahst es ja soeben — er ist süß. Strecke den Arm aus und fasse zu; hebe den Becher an deine Lippen und trinke dich voll!

Und eine strömende Wärme floß durch meine Glieder, und das prickelte und stach so lieb bis in die Fingerspitzen. Ich schloß die Augen und ich sah sie wieder, so wie damals; die großen, frischen Lippen und die blauen, erstaunten Augen, über die es zuweilen hinflog wie ein Schleier. Und die Wangen in ihrem Perlmutterglanze und die mageren, langen Finger mit den bleichen, spitzen Nägeln.

O, wenn sie doch wieder wollte! Ich würde jetzt nicht mehr vor ihr knieen, stumm und verzückt. Wie wollte ich sie in meine Arme fassen, und sie müßte mit hinein in das Mysterium des Gottesdienstes, den ich einst ihr gestiftet!

Läutet uns, ihr Glocken meiner Seele! Tönet, schwinget, ihr seidenen Fäden in ihrem Herzen, und es soll ein Jubelgesang aufsteigen, ein Flüstern und ein Sagen von Auferstehung und Erlösung!

Digitized by Google

Die Stadt da droben.

Eine Stadt liegt da droben im Wolkengebiet,
In dem glorreichen Lande der Höh',
Die ein Vorhang azuren und silbern umzieht,
Daß kein sterbliches Auge sie seh'.

Eine Stadt mit Tempeln und Türmen von Gold
Glänzt durch ein Meer von Saphir,
Ein Funkeln, wie es auf Erden so hold
Nie erträumt ward von dir und von mir.

Und ein bernsteinfarbiges Hochgebirgsland
Überragt sie und schwindet im Raum;
Und Wasser besäumen den zartesten Strand
Mit Fransen von leuchtendem Schaum.

Und luftige Brücken ragen fern,
Und Warten seltsamer Gestalt,
Leuchttürme, erhellt vom Abendstern,
Glüh'n auf Kaps, violett bestrahlt.

Und hängende Gärten spannen sich weit,
Darinnen phantastisch steh'n
Lustpavillons mit Baumgruppen breit,
Drauf seidene Banner weh'n.

Wenn der sinkenden Sommersonne Rot
Den Westen vergoldet hat,
Schaut der Pilgrim die Spitzen der Dome umlohţ
Dieser wundersam hohen Stadt;

Und er sieht, wie der Schatten wachsend schleicht
Ob der Flur, die im Zwielicht blinkt,
Wie Palast und Zinne schwankt und bleicht
Und im Saphirmeer versinkt;

Wie die ganze Erscheinung mählich flieht
Und den Glanz einbüßt so hehr;
Wie der silberne Vorhang fällt, und dann sieht
Er die reizende Stadt nicht mehr!

Aus dem Englischen des **Henry S. Cornwell** von **Max Kiesewetter.**

Niclas von der Flüe.

Wie die alte Chronik meldet,
Die ich eben aufgeschlagen,
Lebte einst vor grauen Tagen
In dem Thal der Melch ein Klausner.

Ganze zweiundzwanzig Jahre
— So erzählen sich die Sagen —
Sei in seinen frommen Magen
Weder Speis' noch Trank gekommen.

Ganze zweiundzwanzig Jahre
Ohne Braten, ohne Brühe!
Lebte Niclas von der Flüe,
Ein Gespenst von Haut und Knochen!

Mit dem Rosenkranz am Arme
Und dem Sinn im Paradiese,
Kommt er einst an eine Wiese,
Drauf ein Mägdlein eben Gras mäht.

Unbemerkt war er gekommen,
Und er hört das Mägdlein klagen,
Und er sieht die Maid verzagen
Ob der großen grünen Wiese;

Denn schwer steht im West die Sonne —
Mancher Schwaden muß noch sinken,
Eh' ihr Rast und Ruhe winken,
Und gar weit ist, ach! der Heimweg!

Also seufzend hört das Mägdlein
Hinter sich ein Rauschen, Klingen,
Ihre zweite Sense schwingen
Sieht sie Niclas von der Flüe —

Und es stockt ihr Puls und Herzschlag
Wie sie sieht den Klausner mähen,
Nie hatt' sie ihn noch gesehen,
Dennoch glaubt sie, ihn zu kennen.

Das Gespenst von Haut und Knochen,
In dem arg verschoss'nen Rocke,
Ohne Schuh und ohne Socke
Doch in weiten Pluderhosen!

Das Gespenst mit kahlem Schädel,
Tiefem Aug und hohler Wange
Und mit einer Hopfenstange
Statt des Dinges, das man Hals nennt!

Keines Wortes ist sie mächtig,
Nur drei Kreuzlein schlägt sie bieder
Und im weitgeschnürten Mieder
Klopft das Herz ihr eng beklommen!

Nimmer wagt sie umzuschauen,
Angstschweiß rinnt ihr von der Stirne;
Um die Wette mit der Dirne
Mäht der arg verkannte Niclas.

Also ist es wohl gekommen,
Daß die Arbeit bald vollendet,
Daß so rasch das Werk geendet —
Ach, nun geht's ans junge Leben!

Doch der Dürre legt ganz friedlich
Seine Sense auf die Wiese,
Mit dem Sinn im Paradiese
Wankt er ungedankt des Weges.

Digitized by Google

Lange schaut ihm nach das Dirnlein —
Packt dann seine Siebensachen
Auf den Heimweg sich zu machen
Und trollt weiter guten Mutes. —

Mählich fängt es an zu dämmern —
Vöglein schwirrt zum trauten Neste —
Horch! Da brechen dürre Äste
Aus dem Busche springt ein Jäger.

Junker Rudenz ist's, der wüste
Und er tritt ihr frech entgegen,
Lüstern ruft er und verwegen:
„Keine Schonzeit just für Ricken!"

Ruft's und faßt sie unterm Kinne,
Will sie eben gierig kosen,
Doch da kommt in Pluderhosen,
Betend, Niclas von der Flüe.

„Junker Rudenz, laßt mich fahren,
Der Ihr pocht auf Eure Ehren,
Und laßt sterbend mich Euch lehren
Wie wir Armen keusch und rein!"

Und so reißt sie todesmutig
Los sich aus des Junkers Banne,
Flieht und fleht zum Knochenmanne:
„Nimm mich, Tod, in Deine Arme!"

Weder Niclas noch der Junker
Wußte da, wie ihm geschehen,
Beide konnten nicht verstehen:
Der die Flucht und der die Gunst. —

Niclas führte fromm das Mägdlein
Heimwärts zu der Eltern Hause,
Schritt dann selbst zu seiner Klause,
Mit dem Rosenkranz am Arm. —

Rudolf Gärtner.

Das weiße Buch.

Einst ließ ich mir von meiner Mutter schenken
Ein weißes Buch, die Seiten goldverziert, —
Sie waren makellos — und auch mein Denken
War damals unberührt.

Die Zeit verging — ich lernte hassen, lieben.
Ich lebte, kämpfte mit des Lebens Fluch:
Heut' ist die Seele mein nicht unbeschrieben —
Und nicht mehr weiß das Buch.

Aus dem Italienischen eines ungenannten Dichters von **Maria Salvi.**

Versunken.

Auf der Düne steht ein hart Gesicht;
Es ist das Weib von Peter Licht.

Der Mann fuhr mit der Flut hinaus
Und ist gekommen nicht nach Haus.

Die Frau steht schon am achten Tag;
Sein Segel nicht auf den Wogen lag.

Das Töchterlein zieht sie am Rock:
„Komm, Mutter, heim zum Bienenstock!" —

Die Immen fliegen ein und aus,
Der Vater kam nicht mehr nach Haus.

Th. Vulpinus.

Warum?

Mit schweren Füßen tritt das Leid
Vernichtend aus der Ewigkeit
In manchen stillen Garten.
Das Unkraut läßt es wuchernd stehn,
Um über Blumen hinzugehn,
Die nur auf Sonne warten.

Das Leid — das ist ein plumpes Weib,
Das stampft zu blödem Zeitvertreib
Die Blüten von den Rainen.
Es weiß nicht, daß der Teufel lacht,
Wenn müde Augen in der Nacht
Um die zertret'nen weinen.

Marie Krönig.

Umsonst.

„Vergönne mir, Dein Dasein zu erhellen,
So dunkel, dünkt mich, wogen Deine Wellen,"
Sprach einst die Flamme flackernd zu der Flut,
Doch keine Antwort gab ihr frohen Mut.
Indeß, da Licht und Glut ihr nur schien Leben
Und mitzuteilen allzeit ihr Streben,
Drang dennoch sie mit ihrem hellen Schein,
Tief in die dunklen Wasserwogen ein.
Und als sie sah, wie licht die Flut erstrahlte
Und wie ihr eigen Bild sich darin malte,
Da kam das Wasser ganz vertraut ihr vor.
Frohlockend loderte sie hoch empor
Und dehnte sich, bis sie erreicht die Stelle,
Wo leise wogt der Fluten lichte Welle.
Da aber wallt und zischt es voller Haß;
Wie war das Wasser doch so kalt, so naß!
„Unmöglich war's, zur Freude ihm zu leben."
Sie zittert, kämpft voll Todesangst und Beben.
Nach heißem Widerstreben voller Not,
Gab ihr die kalte Woge frost'gen Tod.
Ihr Licht erlosch und es erstarb die Glut.
— Kalt wieder, trüb und öde liegt die Flut.

M. Eichhorn.



Digitized by Google



Fanny Lewalds Selbstbekenntnisse.

I.

Am 5. August 1889 ist Fanny Lewald gestorben — sind es wirklich erst knapp elf Jahre her?! Man stellt sich unwillkürlich diese, anscheinend pietätlose Frage, denn wenn überhaupt noch, dann dringt uns der Name heute mit einem so gedämpften, historischen, unlebendigen Klang ins Ohr, als wäre die Schriftstellerin nie unsere Zeitgenossin gewesen. Kein Wunder! Sie stand im 78. Lebensjahre, als sie starb, und gehörte zu denjenigen Talenten, die völlig in ihrer Zeit wurzeln und deren Bedeutung es ist, den Strebungen ihrer Zeit, der Zeit, wo sie selbst kraftvoll mitgestrebt, Ausdruck gegeben zu haben. Als ihr Ludwig Geiger wenige Monate nach ihrem Tode (Deutsche Dichtung Band VII, S. 74 ff.) einen Essay widmete, stellte er an die Spitze seiner Ausführungen mit Recht die Bemerkung, in Fanny Lewald sei „die einzige noch lebende bedeutende Repräsentantin eines vergangenen Geschlechts“ dahin gegangen. Mit der jüngeren Generation verstand sie sich nicht mehr, auch nicht mit derjenigen, die nur dreißig Jahre später geboren war als sie, und vollends klang ihr alles, was die Jungen wollten, so völlig fremd, wie diesen die Bücher der Dichterin erschienen, die ihnen ein Zufall in die Hände legte. Die Dichterin hatte längst zu wirken aufgehört, ehe sie zu schreiben aufhörte; aber was sie geschrieben, war und blieb ein Denkmal ihrer Generation.

Diesem Denkmal fügt sich nun ein bisher unbekannter, wichtiger und ansehnlicher Baustein ein: hinterlassene Tagebuchblätter der Dichterin. Der Titel des Buches ist: „Gefühltes und Gedachtes“ (1838—1888) von Fanny Lewald (Dresden, Heinrich Minden). Herausgeber ist Ludwig Geiger, der ihr im Leben nahe gestanden. Es ist kein mühselig aus dem Nachlasse zusammengekramter Band, wie deren gerade unsere Litteratur so viele aufweist, Veröffentlichungen, die in jeder Hinsicht fragwürdig sind, sowohl was ihren Wert als was die Pietät, als was endlich die Frage betrifft, wie der Tote über die Benutzung dieser Papierschnitzel in seiner Tischlade gedacht hätte. Fanny Lewald hat das Manuskript selbst zusammengestellt, den Druck angeordnet. Daß es elf Jahre währte, bis das Buch erscheinen konnte, liegt daran, daß sich die Erben der Dichterin über die Art der Veröffentlichung nicht einigen konnten. Man wird diese Verzögerung nicht allzu sehr bedauern dürfen; gewiß hätte das Buch vor elf Jahren möglicherweise deshalb einen etwas größeren äußeren und inneren Erfolg erringen können, weil dann die Zahl der Altersgenossen der Dichterin, auf die es wie ein Ausdruck ihrer eigenen Denkweise, wie ein Spiegel ihrer selbst hätte wirken können, wenn auch nicht mehr groß, so doch ansehnlicher gewesen wäre als heutzutage. Aber auch damals schon wäre das Buch gewesen, was es heute ist: ein Dokument von lediglich historischem Interesse, aber innerhalb dieser Grenzen ein wichtiges, lehrreiches und fesselndes Buch. Darum hat die Dichterin recht gehabt, den Druck anzuordnen, darum hat Professor Geiger recht gehabt, es herauszugeben. Daß er dabei auf Schwierigkeiten traf, daß sich sogar die Herausgabe des bereits fertig gesetzten Buches noch verzögerte, weil einer der Erben die Weglassung einzelner Stellen, die politisch oder religiös allzu radikal erschienen, verlangte und durchzusetzen wußte, mag billig verwundern. Es ist eine Tote, die zu uns spricht, und auch ihre Art von Radikalismus ist tot, völlig tot, und vermag niemand mehr mit sich fortzureißen oder zu verletzen. Aber wer diese Denkweise, wer die geistige Atmosphäre der vierziger und fünfziger Jahre noch nicht genauer kennt, wird das Buch gern lesen, am liebsten aber derjenige, dem diese Zeit ohnehin nicht mehr fremd ist. Denn auf diesen Blättern sind bei allem Einfluß der Individualität der Schreiberin die Strömungen der Zeit so klar zum Ausdruck gekommen, wie in nicht viel anderen Büchern, namentlich auch nicht in den Romanen der Lewald, und sicherlich viel klarer und wahrer als in den meisten Arbeiten über diese Zeit, an denen es ja auch nachgerade nicht mehr zu fehlen beginnt.

Das Buch ist im wesentlichen so erschienen, wie es die Verfasserin geschrieben hatte. Wie der Herausgeber erzählt, hat er nur solche Stellen getilgt, die, wie er fürchtete, ein Einschreiten des Staatsanwalts herbeigeführt hätten. Wir wissen nicht, ob diese Befürchtung begründet war und möchten dies trotz mancherlei Erfahrungen, die heutzutage gemacht werden, bezweifeln. Indes, das ist geschehen und jedenfalls ist noch genug übrig geblieben, um dem Buche auch nach dieser Hinsicht die Echtheit und den charakteristischen Ton zu belassen. Was der Herausgeber sonst strich, scheint nach den Andeutungen, die er im Vorwort darüber giebt, zum Nutzen des Buches gewesen zu sein. Fanny Lewalds Verhältnis zu ihrem spät und schwer errungenen Gatten war ein sehr eigentümliches; die Art, wie sie darüber sprach — der Verfasser dieser Anzeige hat selbst einmal eine derartige Äußerung aus ihrem Munde vernommen —, berührte zuweilen komisch, ja peinlich. Da ist es denn genug, wenn der Herausgeber sagt, daß auch das Manuskript dieselben Schwächen aufwies, und dem Leser nicht weiter durch breite Wiedergabe solcher Stellen das Behagen an der Lektüre schmälert. So unglaublich süßlich — um diesen Ausdruck zu gebrauchen; eigentlich wäre ein anderer und härterer am Platze — Fanny Lewald die Leute von ihrer Leidenschaft für ihren Gatten zu unterrichten pflegte, so bitter hart und herb klangen ihre Äußerungen über einige ihrer Blutsverwandten. Auch diese Stellen sind getilgt; auch hier, und hier erst recht, wird man dem Heraus-

Digitized by Google

geber dafür dankbar sein können. Neben diesem Rechenschaftsbericht enthält das Vorwort eine etwas panegyrische Charakteristik der Dichterin und eine Art Verteidigung der Irrtümer, die ihr bei Beurteilung der Bestrebungen, denen sie nicht mehr folgen konnte, unterliefen. Hier sind wir mit Geiger nicht ganz einverstanden. Es bedarf keiner Rechtfertigung für Fanny Lewald, daß sie die sociale Strömung, die sich in den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens wuchtig in alles öffentliche Leben ergoß, nur bespöttelte oder verkleinerte. Das haben alle ihre Zeitgenossen nicht anders gethan und wußten es nicht besser.

Wir wiederholen, es ist kein Buch der lebendigen Wirkungen, es ist ein historisches Dokument, das wir hier aus Fanny Lewalds Nachlaß erhalten. Historisch auch dort, wo es sich scheinbar mit Strömungen unserer Zeit berührt. Nie war die Kenntnis Goethes verbreiteter als in unseren Tagen, und die Erkenntnis, daß er eine vorbildliche Individualität, ein „Erzieher" sei, in so weite Kreise gedrungen wie heute. Auch für Fanny Lewald war er es schon; nach ihrem eigenen Bekenntnis hat Goethe sie bestimmt und geleitet. Und doch! wie anders stellt sich ihr das innerste Leben des Dichters dar als uns, und welche anderen Lehren zur Selbsterziehung entnehmen wir aus seinen Werken! Wir haben dies vorausgeschickt, ehe wir uns dem Inhalt zuwenden und hielten dies schon deshalb für nötig, um der Aufgabe überhoben zu sein, bei jeder bezeichnenden Stelle, die wir mitteilen, immer wieder zu betonen, wie befremdend sie auf uns wirken muß, wie bezeichnend sie aber für die Generation ist, deren Repräsentantin hier aus dem Grabe heraus zum letzten Male zu uns spricht. Nur ab und zu wird ein solcher Hinweis unumgänglich sein.

Wie bei ihrer Stellung zu Goethe nicht anders zu erwarten war, stehen Aussprüche zweier Menschen, die sie beide nach einander leidenschaftlich geliebt hat: Heinrich Simon und Adolf Stahr, über Goethe an der Spitze ihres Bekenntnis-Buches. Beide sind für ihre Urheber überaus bezeichnend. „Was bildet," fragt Heinrich Simon, der scharfsinnige Ostpreuße, „den Menschen mehr als seine Lebensgeschichte ... Das Höchste aber, sagt Goethe, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Bewußtsein eigener Gesinnungen und Gedanken, das Erkennen seiner selbst, welches ihm die Einleitung giebt, auch fremde Gemütsarten zu durchschauen". Natürlich mißfällt dies Stahr; es erscheint ihm zu kalt, und er schreibt darunter: „Was bildet den Menschen als Liebe, die ihm Glauben giebt an sich selber und an die Menschheit". Das dies in letzter Linie auf dasselbe hinausläuft, nur daß Simon den Goetheschen Gedanken goethescher auffaßt, als Stahr, hat dieser übersehen und Fanny Lewald mit, sonst hätte sie nicht beigefügt, Stahr habe damit das Citat Simons, das ihm mißfiel, widerlegen wollen. Wie bezeichnend ist schon dies!

Aus den dreißiger Jahren stammt ein einziger Ausspruch. Siebenundzwanzig Jahre alt und eine Dichterin schreibt Fanny Lewald 1838 in ihr Tagebuch: „Vor keinem Feinde sollte man sich so sehr fürchten, als vor der eigenen Phantasie." Die beiden Zeilen bieten für den, der sie recht zu lesen versteht, zur Erkenntnis der Generation, die das „junge Deutschland" ablöste, mehr Klarheit als eine Abhandlung. Und das Gleiche gilt von dem folgenden Ausspruch vom 15. November 1842: „Das Dämmerlicht mag für den Glücklichen Reiz haben, wenn er die Augen, geblendet von der Sonne des Glückes im Schatten ruhen lassen will. In der Seele des Gedrückten ist ohnehin des Schattens genug, und die nahenden Stunden der Nacht beängstigen ihn mit dem ganzen Geisterreich ihrer möglichen Bilder und Sorgen."

Selbstverständlich ist diesem Geschlecht die Tendenz alles! „Varnhagen sagte einmal zu mir: ‚Wenn das poetische Talent, das Genie sich zum Dienste einer politischen Partei hergiebt, so heißt das, mit dem Pegasus pflügen wollen und ist sündlich!' Wie falsch! Verschmäht die Sonne es, überall erleuchtend mit ihren Strahlen einzudringen und zu wirken?" In Wahrheit sind beide Ansichten recht einseitig.

Wir lassen nun einige Aussprüche folgen, die für die Zeit vor und um 1848 überaus bezeichnend sind:

„Leid macht den Menschen oft groß, wie man im Nervenfieber wächst, aber Glück macht ihn schön, wenn er gut angelegt ist. Goethe war schön durch Glück. Wer kann es berechnen, welche Masse von Schönheit in uns zerstört wird, wenn solch große Flut von Weh über uns hereinbricht."

„Das Recht ist schön — Rechte sind meist verderblich. Das Gefühl des Rechts macht groß, edel, frei, nachsichtig — Rechte haben macht egoistisch, mißtrauisch und unduldsam. Dies zeigt sich in allen staatlichen und privaten Verhältnissen, in der Familie, in der Ehe, in der Liebe. Liebe ist, wie jedes Große und Schöne, ein Kind der Freiheit — in die gewöhnliche, vom Staat und der Kirche garantierte Ehe versetzt, artet sie leicht aus. Mit dem Gefühl ihrer, vom Staate garantierten Rechte geht ihr meist die Glücksempfindung, frei zu lieben und beglückend glücklich zu machen, verloren. Sie ist wie eine in den Norden verpflanzte Südpflanze. Die äußere Gestalt erhält sich einigermaßen und kann den Unkundigen täuschen. Wer aber die Pflanze in ihrer Freiheit gekannt, der empfindet, daß Kraft, Duft, Farben und Schönheitszauber dahin sind."

„... Nach einer Unterhaltung mit Oppenheim und Beck. Sie meinen, weil der Geist des Menschen an die Form, den Körper gebunden ist, so müsse man auch den Geist der Religion an das positive Dogma, an den Kultus binden. Aber der Menschengeist reicht in die Unendlichkeit hinaus, sobald er sich als Geist zu denken vermag, und die Religion befreit sich vom Kultus und vom festen Dogma als fortschreitender Humanitätsgedanke, als Lehre immer neuer, thätiger Liebe."

Man sieht schon nach diesen Proben: es ist thatsächlich eine Lektüre, die anregt, weil sie uns fortwährend nötigt, mit unserem Maß zu messen und zur Vergangenheit Stellung zu nehmen. Wer, der sich mit Goethe soviel beschäftigt hat wie Fanny Lewald, wird heute noch meinen, daß er „schön durch Glück" war?! Er war schön, weil er stärker war als Leid und Kampf, an denen es doch wahrlich auch ihm nicht fehlte. Oder die Stelle über Ehe und Liebe. Das klang damals unerhört kühn und tief, und war es im Grunde genommen auch für jene Zeit, — wie anders würden wir einen solchen Ausspruch heute beurteilen! Ähnlich wird uns die letzte Stelle über Religion und Kultus anmuten.

Auffallend gering ist die Spiegelung, welche die Ereignisse des Jahres 1848 in diesen Blättern finden und das Wenige ist von sehr verschiedenem Wert. Hübsch zum Beispiel, wenn auch sehr naheliegend, ist die folgende Beobachtung vom 8. Mai 1848: „Das Charakteristische aus dieser Zeit ist, daß kein Mann mehr spricht, sondern alle Reden halten, die immer, wenn es möglich ist, mit dem rhetorischen: ‚Meine Herren!' beginnen". Hingegen zeugt die folgende Stelle vom 18. Juli 1848 von einem merkwürdigen Mangel an historischem Sinn, nicht etwa bloß von unserem Standpunkt, die wir es nun besser wissen,

Digitized by Google

sondern auch von dem aller Zeiten, und darum auch der Tage, wo sie geschrieben wurde:

„Wenn man die Mittelmäßigkeit jetzt überall siegen sieht, so sagt das einen Untergang dieser Revolution voraus, die die Basis einer zweiten und dritten werden wird, auf denen sich dann vielleicht eine vernünftige Freiheit erhebt, wie einst ein Bau auf den Doppelruinen der Kaiserpaläste und den Farnesischen Gärten zu Rom."

Das Bedürfnis, derartige schriftliche Selbstbekenntnisse abzulegen, ist an kein Alter gebunden; den stärksten Drang dazu empfindet wohl der ganz junge Mensch, nur kommt er ihm selten auf die Dauer nach. In den Zeiten kräftigen Schaffens liegt eine derartige Selbstbespiegelung starker Naturen fern. Das Bestreben, mit der Feder in der Hand über sich selbst ins klare zu kommen, wächst erst wieder und wird immer mächtiger, wenn die Sonne des Lebens zu sinken beginnt. Auch das vorliegende Buch bestätigt diese Erfahrung; die Eintragungen, die zunächst knapp und spärlich sind, wachsen mit den Jahren immer mehr an. Mit diesem Teil des Buches, der sein Hauptstück ist, wollen wir uns nächstens beschäftigen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Litterarische Notizen.

— Der junge Goethe. Von Richard Weißenfels. Freiburg i. B. J. C. B. Mohr. 1899. — Das Büchlein des Freiburger Litterarhistorikers ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den der Verfasser zum Besten des Straßburger Denkmals hielt, das uns den Jüngling Goethe verbildlichen soll; der Vortrag verfolgt den gleichen Zweck. Niemand wird von einer derartigen Arbeit überraschende Ergebnisse neuer Forschung erwarten; es genügt, wenn sie ihren Gegenstand mit Geschmack und nicht ohne Geist behandelt. Diese Vorzüge sind dem Schriftchen ohne weiteres zuzugestehen, auch wenn man nicht mit allem einverstanden ist. So erscheint uns z. B. die Bezeichnung von Goethes Vater als „Aufklärungsphilister" nicht bloß etwas zu burschikos, sondern im Kern ungerecht. Anderes wieder, so Goethes Verhältnis zur Natur, ist hübsch und anschaulich umschrieben. Alles in Allem eine Federskizze, die man sich wohl gefallen lassen kann.

— „Auf roter Erde. Gedichte aus Westfalen" betitelt sich ein Heftchen, das der Verfasser, Karl Buschhorn, im Selbstverlage (Paderborn, C. F. M. Buschhorn) hat erscheinen lassen; auch hat er es mit seinem eigenen Porträt und Facsimile geschmückt. Einiges ist schlimmer als gereimte Prosa, nämlich ungereimte Verse, aber das Meiste steht auf der Höhe poetischen Schwungs, wie der „Gruß an Paderborn", aus dem hier zur Probe zwei Strophen folgen mögen:

Die Stadt, wo einst vor tausend langen Jahren
Der große Frankenkönig Karl gethront,
Wo einst, umgeben stündlich von Gefahren,
Der Sachsenherzog Widukind gewohnt.

Hier giebt es Männer noch vom Stamm Westfalen,
Da wohnt die Treue tief im Herzen drin,
Da träumt der Jüngling noch von Idealen,
Da zeigt die Jungfrau noch bescheid'nen Sinn.

— Wir sind keine Gegner der berechtigten Forderungen der Frauen und stecken dem Ausmaß, wie weit sie als berechtigt gelten dürfen, keine allzu engen Grenzen. Aber eben darum berührt es uns immer peinlich, wenn eine an sich gute Sache durch unverständige Uebertreibungen, durch unreife, wirre und maßlose Tiraden geschädigt wird. Aus diesem Grunde bedauern wir denn auch das Erscheinen der Schrift: „Die Stellung und Erziehung der Frau zur Ehe" von Fernanda Lankes-Uhlemann, Philologin" (Wien, Verlag von Josef Dietl 1899). Weit und breit kein Gedanke, geschweige denn ein neuer, fruchtbarer Gedanke, nur die alten, maßlosen Ueberspitzungen und Anklagen, wie sie im ersten, ganz unreifen Beginn der Bewegung üblich waren. Es ist nicht zu hart, wenn wir versichern, daß diese „Philologin" nichts versteht, als Phrasen dreschen; weder die Frauenfrage an sich, noch die sociale Bewegung sind ihr in ihrem Kern klar geworden. Und darum: weg mit solchen Büchern, sie bringen eine an sich gute Sache in Mißkredit. Gott schütze die Frauen, die eine Verbesserung ihrer materiellen und sozialen Stellung anstreben, vor Freundinnen wie es diese Dame ist; vor ihren Gegnern wird sie die Gerechtigkeit ihrer Sache und der Fortschritt der Zeit schützen.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Tiefenberg, M. v. Das Weib. Mysterium in fünf Gesängen. Berlin o. J. Carl Dunckers Verlag.

Kroll, E. Gutenberg. Ein Festspiel. Straßburg 1900. J. H. Ed. Heitz.

Höcker, Paul, Oskar Väterchen. Roman. Stuttgart 1900. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachfolger.

Sudermann, Hermann. Drei Reden. Stuttgart 1900.

Eremita. Streiflichter auf moderne Kunst und Bildung. Hefte für evangelische Weltanschauung und christliche Erkenntnis, 1 Serie, Nr. 10.

Kastner-Michalitschka, Else. Psyche. Gedichte. Wien und Leipzig 1900. Wilhelm Braumüller u. Sohn.

Geiger, Albert. Maja. Drama in 3 Akten. Dresden u. Leipzig o. J. E. Piersons Verlag.

Albert, Professor Dr. Eduard. Lyrisches und Verwandtes. Wien 1900. Alfred Hölder.

Frankhauser, K. Liebe und Leben. Moderne Gedichte. 2. Auflage. Straßburg 1900. J. H Ed. Heitz.

Hertel, Johannes. Indische Gedichte. Aus dem Sanskrit übertragen. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Ritter, Anna. Befreiung. Neue Gedichte. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Stier, Adelheid. Gedichte. Stuttgart 1900. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Sadil, Meinrad. Tantalos. Tragödie in 5 Akten. Wien 1900. Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Marcus, Hugo. Das Frühlingsglück. Die Geschichte einer ersten Liebe. Dresden und Leipzig. 1900. E. Pierson's Verlag.

Allgemeine Bücherei. Neue Folge I. 11. Stuttgart und Wien o. J. Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung:

1. Rob. Hamerling. Eutychia, oder die Wege zur Glückseligkeit. 2. Selma Lagerlöf-Astrid Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Weiße, Dr. Heinrich. Meeres- und Lebenswellen. Gedichte. 2. Sammlung. Leipzig o. J. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Thurgau, Emil. Sonne. Drama in drei Akten. Dresden-Blasewitz 1900. R. von Grumbkow.

Bardi, Rachel. Most. Gedichte. Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Linde, Otto zur. Heinrich Heine und die deutsche Romantik. Inaugural-Dissertation. Freiburg i. B. 1899. C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 8. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 15. Juli 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion" auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion" und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte :c. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Verlag von Dr. Seele & Co. in Leipzig.

LOPE DE VEGA

und seine Komödien

von Wolfgang von Wurzbach.

Mit Porträt. — Preis: 4 Mark.

Lope de Vega ist dem deutschen Publikum mehr dem Namen als seinen Werken nach bekannt, aber das allgemeine Interesse für den „Vater der Komödie" ist entschieden im Wachsen begriffen. Seit ca. 10 Jahren bemächtigte sich die Forschung mit Energie des lange vergess'nen Dramatikers, und sogar seine eigene Nation erinnerte sich seiner, indem die kgl. Akademie zu Madrid daran ging, eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten. An einer umfassenden und erschöpfenden Monographie über Lope de Vega fehlte es aber bis heute gänzlich, und diese entschiedene Lücke in der litterarhistorischen Forschung will die hier veröffentlichte Arbeit ausfüllen.

Das „Neue Wiener Tageblatt" schreibt: Die kritische Biographie des litterarischen Wundermenschen Lope, die uns Wolfgang von Wurzbach hier giebt, ist ein reizvolles Kulturbild; der Autor hat es in scharfsinniger Weise verstanden, Wahres von Falschem in den überschwenglichen Lobpreisungen und Berichten der Freunde und Zeitgenossen Lope's zu sondern, und was er uns dann bringt, ist eine Lebensgeschichte, die manches Verwandte mit der eines Gil Blas hat — wohl das grösste Kompliment für Lesage, der das spanische Lokalkolorit so wunderbar zu treffen wusste. — — — — — — — — — —

In einem mässigen Bande hat Wurzbach hier eine gründliche Studie über den interessanten Dichter gegeben, der es nicht gering anzurechnen ist, dass sie bei allem wissenschaftlichen Gehalt so frisch und munter geschrieben ist.

Münchner Allgemeine Zeitung, Leipziger Tageblatt, Nationalzeitung, Nation u. a. widmeten dem interessanten Werke spaltenlange Besprechungen.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: R. G. Dresden („R.-G."); M. K. Danzig („D. v. T."); H. R. Brugg („B."); K. A. R. Elberfeld („St.", „D. R.").

R. St. St. Petersburg („T."). Nicht brauchbar, auch durch keine Umarbeitung, die übrigens nicht unseres Amtes wäre, brauchbar zu machen.

☛ Alle bis 30. April d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Digitized by Google

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 8, Hauptblatt: 30. Juni, Umschlagbogen: 1. Juli 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 9, Hauptblatt: 15. Juli 1900, Umschlagbogen: 16. Juli 1900.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen:

Heliotrop.

Gedichte
von
Ferdinand Hoefer.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**, eleg. geb. Mk. **3,50**.

Ferdinand Hoefer, der in Braunschweig lebende Dichter, hat sich durch seine in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlichten Gedichte längst einen **geachteten Namen** unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart erworben. **Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung** zeichnen alle seine Gedichte aus.

Aus meiner Waldecke.

Gedichte
von
Karl Ernst Knodt.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**, eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Es freut uns, den trefflichen Liedern dieses hervorragenden Dichters, der als Pfarrer im Odenwald lebt, den Weg in die Oeffentlichkeit erschließen zu können. Prinz **Emil von Schönaich-Carolath**, sicherlich selbst ein berufener Dichter, dem das Manuskript vorlag, urteilt darüber: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur **starkes, reines Empfinden.** Mehrere dieser Gedichte sind **wahre Perlen.** Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der **reinen, frommfröhlichen Stimmung** ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der **innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.**"

Gestalten und Bilder.

Dichtungen
von
Wilhelm Idel.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**; eleg. gebd. Mk. **3,50**.

Im vorliegenden Bande bietet der rheinische Dichter Balladen von knapper Sprache und dramatisch belebter Handlung, stimmungsvolle Naturbilder, zarte Lieder, schwungvolle Oden und fein zugespitzte Distichen. Eine **Fülle mannigfaltiger, dichterischer Gaben von edlem Gehalt in schöner Form.**

Gedichte

von
Rosa Rübsaamen.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**; eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Die Verfasserin dieses Büchleins gehört zu den **wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen** der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist eine **seltene Musik der Form**, sowie **Tiefe des Empfindens und Kraft des Gestaltens.** Wir wagen es, eine Sammlung zu bieten, weil wir hoffen, daß jeder Leser dieses Bändchens ein Freund und Empfehler desselben werden wird. Neben hochdeutschen Gedichten enthält das Buch auch prächtige Dialekt-Gedichte in der heimischen Mundart der Verfasserin, der des Siegerlandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung"

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

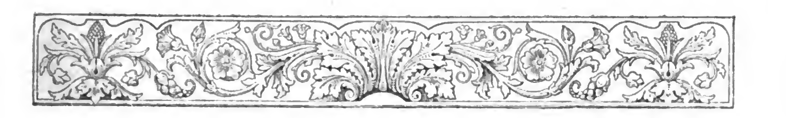
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack**: Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben". — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Schlesische Dorfgeschichten.

Von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Hochwasser.

IV. (Fortsetzung.)

Schließlich kam auch Fräulein Clara mit frischgebrannten, fahlen Stirnlöckchen und in ein hellgraues, bekräuseltes Kleid geängstet, das ihr so schlecht wie möglich stand.

Er lächelte, als er sie sah, gab ihr die Hand, schwadronierte, lachte, lobte ihren Putz und ihre Theekuchen, ihren Gallert und das Eingemachte, renommierte von seiner Wildenten-Jagd und von den kolossalen Aufträgen, die er für die Mühle habe, lachte wieder und — stand endlich auf und — ging.

„Er solle nur recht bald wieder kommen," sagte die Hausfrau und klopfte ihm auf die Schulter, und der Sägemüller tätschelte ihm die Hand, während die Clara glücklich-verlegen daneben stand.

Draußen warf er sich seinen Staubmantel über und lehnte sich in die Kissen.

Nein, alles lieber als das! Ein solches angezogenes Fünfpfennig-Lineal, einen solchen dreimal gewaschenen Handschuh, ein solches Stück Husse von einer Hammelkeule, — und dazu die scheinheilige Alte und den dickthuerischen Brettschneider, — sich an das wegwerfen, an die Bande, — um keinen Preis! Da verdingte er sich lieber selber als Mühlknecht, schleppte Säcke und kutschierte damit über Land. Die Alte hatte immer von Plüschmöbeln geredet, die ihre Tochter einmal mitkriegte. Mochte sich die die Plüschmöbel mit Pfandbriefen stopfen lassen, ellenhoch, und sich oben drauf setzen, — er mochte die Clara nicht, konnte nicht! Gequält, unsicher, aufgeregt warf er sich zu Hause gleich ins Bett, ohne doch schlafen zu können. —

Und so blieb es Tage, Wochen hindurch. Wochen, so zerquält, so verworren, so zum rasend werden! Das Wetter dabei miserabel, bald regnerisch, bald so nebelig, daß man nicht bis über die Neiße sehen konnte, bald trocken oder heiß und schwül. Und immerfort dieses Schwanken des Wollens und nicht Könnens, des Aufschiebens und der fatalistischen Hoffnung auf irgend etwas von außen her Kommendes. Denn Karl Hennig war zwar fesch, schneidig und von kurzen Entschlüssen, wo es sich um feste Verhältnisse handelte, aber nie, wo der Boden unter ihm schwankte oder wo sein Blut die Herrschaft über ihn behielt.

Inzwischen ließ er den Brautleuten Stube und Kammer für alle Fälle herrichten. Es mußten ein paar frische Bohlen gezogen und der Boden neu gedielt werden, dann wurde geweißt, gemalt, angestrichen, ein Ofen gebaut, neue Scheiben eingesetzt. „Das muß alles schön werden, Gottfried, alles gut in Stand und hübsch dazu!" rief er eifrig, wenn der meinte, der Herr solle nicht zuviel thun. „Paß 'mal auf, wenn ich 'mal heirate, da wird das ganze Haus umgekrempelt. Den Weibern muß man's hübsch machen, trägt sich wieder ein. Und daß Du mir gut zu dem Mädel bist, Gottfried! Wenn ich einmal heirate, — nur gut, gut! weißt Du. So ein Weib muß zittern vor Vergnügen, wenn man kommt, da fährt man selber am besten, weißt Du. Verstehst Du, Gottfried?"

Der Gottfried lachte: „Einen guten Ehemann werden Sie selber einmal abgeben! Nu, wir werden's schon machen, Herr, wir werden's schon machen." —

Einen Sonntag, als der Gottfried zu Hause blieb, fuhr der „Herr" mit einem Einspänner, den er selbst kutschierte, hinüber nach Giersdorf in den ‚Frohen Morgen', ging durch den Tanzsaal ins Herrenstübel, setzte sich hinter ein Glas Bier, drehte den Schnurrbart und sah dem Tanze zu.

Mit einemmale, da er wohl schon eine halbe Stunde und mehr gesessen und hineingesehen, ging er hinein, und sagte zum Wirt, der hinter seinem Schragen stand und Korn schenkte: „Flottes Geschäft bei Euch, den Geier auch!"

„Sitzen immer so stille für sich, Herr Hennig. Immer auch 'mal los!"

Digitized by Google

„Höchstens, daß ich 'mal mit dem Gottfried seiner loslege. Möcht' ihm wohl die Ehre anthun, wie?“

„Nu, er wird sich's schon rechnen! Das wird sich der Mensch hoch rechnen, Herr Hennig, hoch rechnen! Kennen Sie sie schon? Da drüben —“

„Werd' sie wohl wiederkennen.“ Pfiff einen Korn, blinzelte und stürzte sich in das Gewühl.

Lächelnd knixte die Christel, als er ihr einen kurzen Kopfnicker spendete und sie umfaßte. „Sein's auch amal 'rüberkomm', Herr? Sie sein schon ein guter, gemeinschaftlicher Herr.“

Er sagte nichts, er tanzte auch nicht los, er stand bloß, hielt sie, sah sie an und lächelte.

Da wurde sie verlegen. „Wollen wir nicht jetzt, Herr?“

„Siehst Dich so gut an, Mädel, daß 's ordentlich schade ist zum Tanzen. Verflucht hübscher Käfer, Du,“ sagte er dicht an ihrem Ohre.

„Was macht meine Stube?“

„Schön machen laß ich sie Dir, feines himmelblaues Muster, und auch die Thüren neu streichen.“

„Sie sind so gutt, Herr.“

Er lachte.

„Wann wirst denn 'rüberziehen?“

„Vor der Roggenernte läßt mich der Herr Inspektor nich weg. Aber um Ende Juli; nacher —“

„Nachher kommst Du.“ Drückte sie an sich und tanzte ab. Das ging, daß ihr himmelangst wurde.

„Sie tanzen aber, daß ma sich gar nimmeh fühlt! Jesus nee, war das getanzt!“

„Also noch einmal.“

Und sie tanzten, bis das Stück zu Ende war. Taumelnd ließ er sie stehen und ging hinaus.

„Hat der Mann ein' Art! Jemersch, is das a Mann. Wenn er doch bloß, daß er sich auch ein' Frau suchte.“

Indessen holte der Mühlenbesitzer seine Mütze aus dem Herrenstübel, bezahlte und fuhr wieder ab.

Er würde, — er würde, — ganz gewiß würde er! Aber er wußte absolut nicht, was er würde. Er fuhr in das nächste Gasthaus, fand einen jungen Kaufmann und einen Förster, die zu einem Skat aufgelegt waren, und saß mit ihnen bis nach elf über den Karten.

V.

„Nu seht auch,“ sagte der Gottfried, den „Gebirgsboten“ studierend, den der Postbote eben gebracht hatte. „Nu, Dir woll'n wir aber! Is der Herr oben, Willem?“

„Oben oder unten, mir is egal! Nischt macht ma dem Manne noch recht,“ grollte der Mühlbursche, an dem Karl Hennig den Unfrieden seiner Seele auszulassen liebte.

„'s is auch wahr, seit drei, vier Wochen is kein Stecken mehr grade.“

„Ma weiß auch warum.“

„Dir wird er's ja gesagt haben!“

„Das g'rade nich. Aber der Brauer-Adolf hat mir's gesagt. Die Fräulein Marie hat er haben wollen und ni gekriegt. Er gäbe sei Mädel keim, wo so viel Hyptheken druf wären, hat der Brauer gesagt.“

Der Gottfried hielt es für unschicklich, mit seinem Untergesellen sich über Herrensachen zu unterhalten, nahm seine Zeitung und stieg schwerfällig die Treppe hinauf.

Karl Hennig lag auf dem Sofa und las eine Kalendergeschichte.

„Was sagen Sie nu, Herr, der Braunacher Puse hat in der Lotterie gewonnen, im Boten steht's.“

„Viel?“

„Viertausend Mark sein auf ihn gekomm'.“

„Viertausend! Da soll er doch aber bezahlen, oder der Teufel soll ihn holen!“

„Bezahlen soll er. Ich fahr' mein Roggen nach Oberau, bieg' dann 'rüber nach Braunach, und wenn ich festwachsen soll in dem seiner Stube, ich geh' dem Mann nich eh' vom Halse, bis daß ich unsere zweihundert Mark hab'.“

„Es regnet Bindfaden, Gottfried.“

„Schad't nischt. Ich nehm' ein' Pferdedecke über und fahr' mein' Paß. Und das Geld bring' ich. Das heißt, fünfundachtzig sind wir beim Stellmacher schuldig. Den bezahl' ich, und für das übrige bring' ich Rixdorfer Roggen mit, daß ich nich leer heimfahre.“

„Der Stellmacher könnte noch warten.“

„Nee, Herr, der Mann braucht sei Geld nötig, und schuldig bleiben is schlechte Wirtschaft. Den Mann bezahl' ich.“

„Und der Rixdorfer Inspektor hält seinen Roggen vierzehn, fünfzig.“

„Schad't nischt. Dafür is reine Saat, keine Wicken d'runter, kei Mohn, und Körner — so groß. Mit dem Zeug, das Sie dem Boischwitzer abgenomm' haben, haben wir bloß Schaden.“

„Meinetwegen also. — Aber wie ist denn das: ich denke, Dein Mädel sollt heut' runter ziehn?“ fragte der Herr und verblätterte sich seine Geschichte. Der Gottfried drehte die Mütze und sagte mit gemachter Gleichgültigkeit: „Gegen Dunkelwerden bin

ich wieder da. Bis dahin muß sie halt warten, — wird ihr wohl nichts verschlagen. Geschäft geht vor Eignem, und morgen hat leicht der Puse kein Dreier mehr."

Der Herr sah ihn spöttisch an. „Eine halbe Stunde", meinte Gottfried, „wenn sie etwa warten müßte, — das wird ihr ja nich drauf ankommen."

„Wenn will Euch der Pfarrer trauen?"

„In vierzehn Tagen. 's is wegen der Papiere, Herr Hennig, daß wir die nich alle ehnder kriegen. Eingericht't sind wir aber, — und da —"

„Na natürlich."

„Jemersch der Regen!"

„Gottfried, — noch einmal: ich verlang's nich, daß Du heute fährst, bei dem Guß, und wo Du auf Deine Braut wartest."

„Ich weiß schon. — Herr, und wenn etwa 's Wasser sollte steigen, ein Zoll oder was, da lassen 's die Schleusen zieh'n."

Der Mühlenbesitzer wandte den Kopf nach dem Fenster. „Donnerwetter ja, das läßt 'n Troppen 'runter! Ersauf mir nicht samt den Pferden, Mensch."

„Und, Herr, die Briefe thun Sie schreiben. Da verlaß ich mich nu schon auf Ihn', daß Sie mir die Briefe nich noch länger verbummeln. Und die Schleuse zieh'n, sobald 's Wasser steigt, um ein Zoll oder mehr. Adjeh!"

Karl Hennig knirschte mit den Zähnen, als er allein war. „Bin ich eigentlich der Herr hier, oder ist der's? — Narr!" Er trat ans Fenster, sah die Knechte, Säcke über die Köpfe gezogen, das Mehl für den Striesener Bäcker mit einer geteerten Plane überdecken und dann den Gottfried das Fuhrwerk besteigen. „Narr, Narr! — Wer denn eigentlich? Beide sind wir Narren. Ich, daß ich mir das gefallen laß, der, daß er, statt sich sein Weib zu holen, über Land fährt, dem Gauner Puse das Geld abzujagen. Wenn's noch sein Geld wäre! Was geht den Kerl mein Geld an, was? Verrückt ist er, haha. — Herr Gott, is das 'n Regen!" Er sah nach der Uhr: halb neun erst. Wenn er den Kohlfuchs einspannte, nach der Bahn führe, von dort nach Glatz und persönlich abmachte, weswegen er die verdammten Briefe schreiben sollte? Nein, das Hundewetter! Da schrieb er lieber die Briefe.

Setzte sich also hin und leistete drei Stück der von ihm so gehaßten Episteln. Dann pfiff er sich eins, schrie nach zweitem Frühstück, las ein Stück Kalendergeschichte, — ja, verdammt, was hatte ihm denn sein Herr Knecht doch noch aufgetragen? Die Schleusen. Nun, damit war noch Zeit. Im Frühjahr, wenn die großen Schneeschmelzen waren, daß es von allen Höhen herabschoß und die Bäche in reißende Ströme verwandelte, da hieß es ja höllisch hinterher sein, aber um die Zeit, wenn da auch 'mal 'n ordentlicher Kladderadatsch kam, das besagte noch nicht viel. Indes kam sein Frühstück, fette Leberwurst-Semmeln, dazu er sich einen tüchtigen Schluck Cognac leistete. Das war doch noch 'was! Ein ordentlicher Cognac machte doch erst einen Menschen aus einem. Er geriet in eine behagliche, pfiffige Stimmung. In der beschloß er dann auch, 'mal zum Rechten zu sehen, ging in den Mühlraum, stieg treppauf, treppab, öffnete hier eine Thür, dort eine Klappe, griff da und dort zu und faßte eine Handvoll Gemenge oder Dunst und polterte dazu nach Kräften herum. „Warum in drei Deuwels Namen stehen die Säcke hier im Wege? 'nauf damit!"

„Der Gottfried meinte —"

„Hier hab' ich zu meinen, nicht der Gottfried! Und was habt Ihr denn hier in den Beuteln?"

„Der Winiersche Weizen, Herr Hennig."

„Den haben wir gestern schon gebeutelt. Für die Idiotenanstalt ist einmal gebeutelt genug. Denen ist das egal, und wenn sie Kleie gebacken kriegen."

„Der Gottfried meinte halt —"

„Gottfried meinte, — ich meine hier!"

Die Knechte lächelten für sich. Sie kannten das schon: wenn der Altgeselle über Land war, machte sich der Herr allemal „mausig". Der aber machte ein wütendes Gesicht.

Herr Gott, was er diesen Zustand satt hatte!

„Eine neue Schütze wird auch sein müssen, Herr." Er ging hinunter in den Raum, wo das Wasser sich in die Speichen des riesigen Mühlrades ergoß.

Was sie nur wollten, das war ja alles tadellos, alles in bestem Zustande! „Nee," meinte der Wilhelm, „das Holz kriegt Sprünge, da rost' die Eisenplatte zwischen den Hölzern und die rechte Festigkeit is weg, sagte der Gottfried."

„Ich wünschte bloß, ich hätt' so feste Knochen wie das Holz. — Donnerwetter, nu wird's aber böse draußen."

„Ma möcht' sprechen: 's wär a Wolkenbruch, Herr."

Der Wind heulte jetzt um die Mühle, ein heftiger Nordwestwind, der die Regenmassen schräg an die Fenster schlug.

„Nachmittag wird's wieder schön," sagte der Herr und ging.

Und wirklich hellte sich's nachmittags auf, eine

Zeit lang zeigten sich große Flecke von blauem Himmel, und sogar die Sonne brach hindurch, und wie sie sich über die nassen Büsche und Bäume, die mit Lachen bedeckten Landstraßen, die feuchten Giebeldächer und die weiten Äcker und Wiesen ergoß, war es, als ob die Erde noch nie so schön und prangend dagestanden. Alles sah froh und lieblich aus.

Karl Hennig trat vor sein Haus und sah die Landstraße hinab, die Zähne hatte er zusammengebissen und die Unterlippe ein wenig vorgeschoben. Trotz des Regentages war ihm schwül und heiß. Von ferne kam ein Wägelchen angerollt, mit einer kreisrunden Plane überspannt, ein alter Schimmel davor, der die Sache herzlich satt zu haben schien. Vorn neben dem Bauern, der das Gefährt lenkte, saß ein junges Weib mit einem hellen Kopftuche. Noch ehe der Wagen auf fünfzig Schritt herangekommen, ging der Müller hinein, nahm seinen Hut vom Nagel und trollte sich fort. Er wollte ein paar Bäume setzen lassen und deshalb mit dem Schulmeister reden, der Kerl verstand sich auf Baumzucht. Das heißt, er wollte nicht da sein, wenn die Braut seines Knechtes einzog.

Indessen hielt der Schimmel, die Christel sprang herunter und ging hinein, um ihren Schatz zu suchen, der ihre Bündel, Betten und was sie sonst mitbrachte: Wäsche, ein paar Kisten und Körbe mit Töpfen und anderem Hausrat, hineintragen sollte. „Nee aber nu, über so ein' Menschen, der is nu nich da!“ lachte sie. „Na da wird wohl der Wilhelm und der Gustav die Gütigkeit haben um mei bissel Zeug. Bis Rixdorf gefahren? Jemersch, das is ja scho ganz unten. Hier herein? Verflixt, die Stube is aber schön, regulär himmelblau! Und so was von Ofen, sett ock, wie for ein' Herrschaft!“

Die Sachen wurden hinaufgebracht, ein paar derbe Witze dazu gemacht, der Kutscher entlohnt. Darüber kam die Caroline mit Kaffee und Kuchen und hielt eine Lobrede auf den Gottfried. „So a braver Mensch, so a gutter, so ene Seele von em Menschen, dem müssen Se ja schon alles zuliebe thun. Nu, — an hübsche junge Frau hat er aber an Ihn', und sehn ja auch wie a braves Mensch aus. An den Gottfried freilich reicht keine 'ran.“ Und nun ging es wieder von vorne los.

„Nu ja, ja,“ sagte die Christel, ihre Gebette aufbindend. „Ja doch, ja.“

„Jekersch, das sein aber Betten, nu das läßt sich sehn! — Die Stühle, dacht' ich, könnt' mer neber a Schranken setzen. — Ja, das sein Betten!“ So paperte die Alte fort.

„Du mein, was war denn das? Ob das nich wieder gedonnert hat wie auf der Kegelbahn. Lassen's auch, Mutter, ich mach' mir schon alles, wie ich will. Wenn der Mann dann kommt, hab' ich schon alles im stande. Ich bereit's schon alleine.“

Die Alte zog sich etwas gekränkt zurück.

Nun ging die Braut an ein rüstiges Schaffen, lockerte das Stroh in den Säcken, breitete Betten und Laken auf, überzog alles mit neuem, hellrotem Leinen, richtete die Töpfe und rückte die Möbel, wie es ihr gefiel. Manchmal fing sie an zu singen und brach wieder ab, hetzte sich mit ihren Geschäften unermüdlich und blieb dann plötzlich mitten in der Stube stehen.

„Warum, daß mir auch das Herz so schlägt und is mir so komisch! O jeh, und regnet immer drauf los wie aus Kannen. Jegerl, wie is mir so bange. Und kein' Ordnung will hier nie werden, da mag ich nu rapern, was ich will. Ich werd' besser wieder eins singen:

Ein Schäfermädchen weidete
Ein Schäfchen an der Hand.
Auf einer Flur, wo — —

Ach Herr Jesus, — der Herr! — Ich hab' Ihn' gar nich kommen hör'n, Herr Hennig.“

„Freut mich, Mädel, daß Du so lustig bist.“

„Ach nee, Herr, 's war mir grade so angst.“

„Gefällt Dir wohl nicht hier, was?“

„Ach — schon! Sie haben's auch so schön machen lassen. Ich bedank' mich recht sehr.“

„Da giebt man doch die Hand.“

„Ja. Ich bedank' mich recht sehr.“

Er hielt sie fest an der Hand.

„Bist Du auch gerne hergekommen?“

„Einmal muß ma doch ein' Frau wern.“

„Muß man?“ Und er trat ganz dicht an sie heran und lächelte sie an mit dem Lächeln, das ihm den „Zug“ gab, wie die Dorfmägde sagten.

„Ich denk' halt.“

„Du bist aber noch keine. Und deshalb — hm — könnt'st mir zur Hand immer noch 'nen Kuß geben, was? Bloß heute, bloß einen. Bloß zum Willkomm.“

„Herr —“

„Sag 'mal: lieber Herr.“

„Lieber Herr —“

„Siehst Du, so meint ich's.“ Und legte den Arm um sie. „Bloß heute, bloß einen.“

„Für die Stube wohl?“

„Ja.“

Da hielt sie ihm den Mund hin. Und er preßte seine Lippen darauf, daß sie die ihren

Digitized by Google

schmerzten, wiegte sie leise hin und her und erstickte sie fast mit diesem endlosen Kusse.

„Ach Gott, das war aber nich recht. Herr, das nich!“

„Wirst's Deinem Mann auch wieder sagen, he? Mich anpetzen, was? Und ist nicht einmal da, wenn Du einziehst. Denn nicht etwa, daß ich ihn weggeschickt hab'.“

„Sie haben ihn nich weggeschickt, Herr?“

„Ich nich. Aber wirst mich nu bei ihm verklatschen, wie?“

„Nein doch. — Und is der Mann weg — und —?“

„Ein kleines bissel gut bist mir am Ende auch, Du?“

„Ach, lieber Herr, warum sein Sie auch so!“

„Ob Du mir gut bist, bloß ein einzigstes bissel, Du Mädel, mit den funklichen Augen, Du Mädel, das mir's so angethan hat? Sag' doch.“

„Was soll denn nur aus uns werden, wenn Sie so sein.“

„Oder kannst mich gar nicht leiden?“

„Ach ja! Wenn das nich wär, wär's schon besser. Ma muß Ihn' ja gut sein.“

Und da küßte er sie wieder, wieder und wieder. Dann rannte er hinaus.

„Ach, Du mein Gott, Du mein Gott! Warum is der Gottfried auch fort, das hätt' nich sein sollen. Wenn ich erst ein' Frau bin, da hätt' sich der Herr das woll ni herausgenomm'! Ach, Du mein Gott, wie kann der Mann küssen! Schwindlig ganz is mir geworn.“ Und warf sich auf eins der Betten, schluchzte, betete und schluchzte wieder. „Und bin hier meiner Seele nich sicher, noch meines Leibs. Und bleib' nich hier! Bleib' nich! Zu mein' Mutter geh' ich wieder, zu meinem Mutterle. Ach, Du mein Jesussel, und beschütz' mich doch! Gleich geh' ich. Mein' Schuh und mein' Strümpfe — da! Und da der Rock, die alte Jacke is gut. Das große Tuch über'n Kopf, und ganz eingewickelt. Und lauf' ehnder, daß mir de Füße bluten, eh ich hier bleib', wo ein' der Mann halb zerdrückt. Wenn ich schon kein Fräulein nich bin, schlecht bin ich au ni.“ Und stahl sich sachte hinaus über den Flur. Da sie aber die Hausthür aufklinkte: das war kein Regen, das war ein Wolkenbruch und Orkan, was sie empfing. Ströme goß es vom Himmel, in Strömen rann es über die Straße, und war gar nicht die Rede, daß ein Mensch sich über den Weg hätte wagen können.

„Ich glaub' eh, ich bin eingesperrt in das Haus. Jerum, jerum, ja — da müssen mer halt warten, bis der Regen nachläßt.“

Aber der Regen ließ nicht nach. Stundenlang rauschte er hernieder, dick wie Stricke, stundenlang brauste der Sturm ums Haus, monoton, unverändert, in gleicher Stärke, und brauste das Mühlrad, in dessen Speichen das Wasser in schäumenden Fluten stürzte.

Es wurde dunkler und dunkler. Kein Mensch kam und fragte nach ihr. Die alte Caroline war eine „Übelnehmische“ und ließ sich aus Groll nicht sehen. Kein Gottfried kam, niemand. Die Angst schnürte ihr das Herz zusammen, und in dieser Angst, — das war das Schrecklichste, — überfiel sie ein Verlangen — — nicht nach dem Manne, der sie im Stiche ließ, sondern nach dem anderen, der sie vorhin in den Armen gehalten, überfiel sie ein unsinniges Verlangen.

Jesus, da klopfte er wieder und rief ihren Namen.

„Nein doch, Herr, ich mach' nich auf, nein, nein! — — Mein Mutterle, warum bin ich nich bei Dir blieben!“ schluchzte sie, „warum bin ich nich bei Dir blieben! Da hätt' mich keiner ein Schimpf angethan, daß ich hier einziehen gemußt, wie auf Dienst, und is der Bräut'gam über Land, und find' so ein' Herrn, und wird mir angst um mich selber . . .

„Heil'ge Mutter Gottes, is denn das mein' Strafe, daß ich so gern getanzt hab' und den Mannsleuten den Kopf verdreht? Bin doch darum nich schlecht gewesen. Oder, daß ich mich so rechtschaffen verliebt bin in den Gottfried? Du mein, als ob man gleich jedes Mannsbild immer lieben könnt', und geheirat' soll doch auch sein. Und hab's doch redlich gemeint und will ihm ja gern treu bleiben! . . .

„Herr, mein Jesus, hör nu bloß auf mit regnen, wenn aber nich, will ich lieber im Regen ersaufen, als hier in Schimpfe sitzen. Und darum, lieber Herrgott, führ' mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Übel!“

(Schluß folgt.)



Gedichte

von

Rosa Rübsaamen.*)

Abschied.

Ade, ade, du süße Maid!
Dein Herzgespiel muß scheiden.
Wie wandelt sich in Trennungsleid
So bald die Lust uns beiden!
Der Schlehdorn blüht, das Vöglein singt,
Das neue Leben sproßt und klingt,
Doch, ob der Lenz auch Wonnen bringt —
Dich, Süße, muß ich meiden.

So reich' zum Abschied mir die Hand,
Laß Aug' in Aug' sich senken.
Wohl zieh' ich weit ins fremde Land,
Doch darf's die Lieb' nicht kränken:
Dein süßer Mund, so frisch und rot,
Der minnig Gruß und Kuß mir bot,
Sprach über alle Trennungsnot
Das Wörtlein: Treugedenken.

Jägerlied.

Ein Jägeraug' ist hell und klar,
Trara, trari, trara!
Das kleinste Pünktchen nimmt es wahr,
Wo kaum der Falke es sah!
Kein Tierlein ist im finstern Tann,
Das sich vor ihm verbergen kann:
Ein Jägeraug' ist hell und klar,
Trara, trari, trara!

Holdselig, minnig Mägdlein du,
Hör', was dein Jäger spricht:
Und schließest du die Äuglein zu
Und kehrst dein Angesicht,
Ich seh' dir doch ins Herz hinein,
Und les' darin: Dein will ich sein!
Schließ' trutzig nur die Äuglein zu,
Das täuscht den Jäger nicht!

Glückseligkeit.

Da ich nach deinem Leide
Dich fragte, du trauriger Mann —
Die Liebe um uns beide
Den Zauberfaden spann.
Herz ward um Herz gewonnen,
Glück mir und dir geschenkt,
Das hat in seinen Bronnen
Leis' deinen Schmerz versenkt.

Ob nun die Jahre schwinden,
Ob Leid mir kommen mag:
Ich werde Verjüngung finden
Und Lust mit jedem Tag,
Weil ich im Herzen trage
Ein Glück wie Parzival,
Da er durch seine Frage
Gewonnen den heiligen Gral.

Erwartung.

Ich warte am Gartenzaun
Mit Rosen in den Händen.
Vor mir der heimliche Pfad —
Ich kann den Blick nicht wenden. —

Ein Zauber liegt darauf,
Der hält mich hold umfangen,
Der stillt mit Zuversicht
Mein heißes Herzverlangen.

Und zitternd harre ich
Entgegen meinem Glücke:
Der Stunde, da ich dich
Mit meinen Rosen schmücke.

Haben wir nicht etwas uns zu fragen?

Eine ferne Uhr hebt an zu schlagen . . .
Haben wir nicht etwas uns zu fragen?

Von den Bergen kommen kalte Winde,
Trugen schon hinweg den Duft der Linde,

Und die rote Rose wird indessen
Ihres holden Sommertraums vergessen.

Doch die Sonne glüht noch! Ich und du —
Glückberauscht schließ' ich die Augen zu —

Steh'n noch mitten in dem Flammenschein!
Und ich träume in den Herbst hinein

Noch vom Sommer! träume! träume! Doch
Ich vergaß die Uhr — horch, schlägt sie noch?

Wollen wir die ungefragten Fragen
In die stumme Winteröde tragen?

---

*) Die vorliegenden, bisher ungedruckten Gedichte sind der soeben im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt erschienenen Sammlung: Gedichte von Rosa Rübsaamen, entnommen. Ihren Zweck, auf das Büchlein hinzuweisen, werden diese Proben sicherlich erreichen. Neben hochdeutschen Gedichten haben wir auch einige Genrebilder im Dialekt des Siegerlandes, der Heimat der Dichterin, unserer Auswahl eingefügt. D. Red.

Digitized by Google

Nimm die Rose!

Nimm die Rose, die ich am Tage
Am klopfenden Herzen trug!
Nimm die Rose, daß sie dir sage
Wie für dich nur, für dich es schlug.

In ihrem Kelche verborgen
Ruht der Kuß, den du heiß begehrt,
Der mein Traum ist vom Abend zum Morgen
Und den ich doch trotzig verwehrt.

Das heiße Lied der Liebe . . . .

Das heiße Lied der Liebe,
Das du mich singen gelehrt,
Wie ist es stumm geworden,
Wie ist es gramverstört!

Der herb geschloss'nen Lippe
Gelingt nicht mehr der Ton!
Ein scheu geword'nes Vöglein,
So flattert es davon.

Zuweilen nur im Traume
Ruft es die Sehnsucht wach,
Und es zittert dann am Morgen
In heimlichen Thränen nach.

Abend.

Goldkäferlein im Moose
In Schlaf gesunken ist,
Es haben Falter und Rose
Für heut' sich satt geküßt.
Die goldnen Sterne schreiben
Aus blaue Himmelszelt:
Du Tag darfst nicht mehr bleiben,
Denn ruhen soll die Welt.

In dunkle Schleier hüllen
Englein die Erde sacht,
Und aus dem Weg der stillen
Geheimnisvollen Nacht
Sie alle Arbeit räumen,
Die mit dem Tag begann,
Auf daß ein selig Träumen
Die Herzen finden kann.

Das Rosenpaar.

Wir wuchsen auf einem Stengel,
Es trug der Blumenengel
Ins Gärtchen uns zugleich.
Da kam ein wilder Knabe,
Der riß dich jäh vom Zweig.

Ich habe ihm nachgesehen,
Und wollte vor Schmerz vergehen.
Er schmückte mit dem Raub
Sich eine kurze Stunde,
Warf dich dann in den Staub. —

Nun ist mein Garten öde.
Ach, keine Morgenröte,
Kein Nachtwind tröstet mich!
Lieb' Schwesterlein, du Süße,
Ich weine, weine um dich!

Die barmherzige Schwester.

Armes, müdes, krankes Kind,
Schließ' die Äuglein zu;
Meine Lieder, leis' und lind,
Singen dich in Ruh'.
Kann dein krankes Mütterlein,
Kindlein, auch nicht bei dir sein,
Ist so dunkel auch die Nacht:
Meine treue Sorge wacht.
Schlafe, Kindlein, schlafe!

Knabe, thu' die Augen zu!
Ach, ihr Zauberschein
Stiehlt sich durch erkämpfte Ruh'
In mein Herz hinein.
Du, des Einz'gen holder Sproß,
Der mir einst sein Herz erschloß —
Ach, noch unterm Nonnenkleid
Denkt mein Herz der sel'gen Zeit.
Schlafe, Kindlein, schlafe!

Wie in lichtumfloss'nem Kahn,
Über dunklen See,
Segelt leis' mein Glück heran,
Wenn dein Aug' ich seh';
Und mein Märchen lächelt mich
Wieder an so inniglich,
Hält den goldnen Zauberstab —
Schließ' die Augen, holder Knab'!
Schlafe, Kindlein, schlafe!

Meines Träumens sei genug.
Fahre hin, mein Glück,
Steige in den Aschenkrug
Wieder leis' zurück.
Kindlein, treu und inniglich
Für die andre hüt' ich dich;
Scheu der Todesengel flieht,
Wenn er meine Sorge sieht.
Schlafe, Kindlein, schlafe!

Die rote Rose.

Rings um dich der frühe Morgen.
Stille. Nur der zitternde Laut
Junger Sehnsucht, die erwartend
Schon in ferne Wunder schaut.

Auf den Blättern des Tages Lachen,
In dem Kelch die Thränen der Nacht,
Strahlst du, königliche Rose —
Aphrodite ist erwacht!

D'r Kullebatsch.[1])

En d'm Fräschewejjerschlamm[2])
Descher ale Stai,[3])
Sezt d'r klaine Kullebatsch
Trurig on elai.[4])
Ach, am scheane Fräscheleed
Härre[5]) lang studiert,

[1]) Kaulquappe. [2]) Froschweiherschlamm. [3]) Zwischen alten Steinen. [4]) allein. [5]) Hat er.

Awwer härret net gelort,[1]
We hä och prowiert.

Vor äm[2]) bleht en Säwelsblom,[3])
Gäl[4]) on glänzt we Si,[5])
On et neckt em Owendwend[6])
Schloaferig en Wi.[7])
On dat Kullebälschche denkt:
„Alles eß so stell,
Wenn mir itz de Meledie
Doch geroare well!“[8])

Quak, berrechehex! „Et geaht!
Dousend on kai Änn!
Quah, quah! Doch wat han ech da,
Quah! for scheane Hänn!
Wat for lange Bain!“ Hä heppt[9])
En d' Bese[10]) froh.
„Quak, berreckehex! wat han
Ech en Sprong no do!“[11])

Doch min Schwänzche, dat eß fort!
Quak, quah! dat eß scha![12])
Quak, quah! doch ech ha d'for[13])
Nejje Betzcher[14]) a.
Quak! ech sin e rechtiger Fräsch,
Sin e Spellma[15]) worn!
Wä geborn for Mussik eß
Geaht ehr net verlorn!“

[1]) gelernt. [2]) über ihm. [3]) Schwertlilie. [4]) gelb. [5]) Seide. [6]) Abendwind. [7]) Weide. [8]) doch geraten wollte. [9]) er hüpft. [10]) Binsen. [11]) Ich jetzt einen Sprung thun. [12]) schade. [13]) dafür. [14]) neue Höschen. [15]) Spielmann.

Die Probe.

Es ging der Liebesgott einher,
Versenkt in loses Sinnen,
In welchem Kleid am besten er
Die Mägdlein könne gewinnen.
Drauf er sein Schelmenwerk begann
Als junger, schmucker Jägersmann.

„Weh,“ sprach manch' Mündlein, süß und rot,
„Er hetzt das fromme Reh zu Tod,
Wer kann den Jäger lieben!“

Dacht' Amor: „Mägdlein, minnesam,
Euch wird ein andrer taugen.“
Und des Gelehrten Brille nahm
Er vor die Schelmenaugen
Und schritt, das Haupt von Weisheit schwer,
Gar ernst und würdevoll einher.

„Weh,“ sprach manch' Mündlein, süß und rot,
„Bei Weisheit leidet Minne Not,
Ihr blühen keine Rosen!“

Das endlich doch den Gott verdroß,
Er sann und sann aufs neue,
Wie sich sein göttliches Geschoß
Des sichren Zieles erfreue.
Nach mancher Unbill warb er doch
Zuletzt als holder Sänger noch.

Da, wie sich Sängerlippe bot,
Versagte kein Mündlein, süß und rot,
Den heißen Kuß der Minne.

So kam der ganze Sängerschwarm
Bei Amor hoch zu Ehren.
Ein Sängerherz bleibt jung und warm,
Wer will's dem Gott verwehren,
Wenn gerne er darinnen sitzt
Und lustig seine Pfeile spitzt?

Und nach dem Kuß von Mündlein rot
Hell der Begeisterung Flamme loht,
Drum lebe Sang und Liebe!

Das alte Haus.

Enge Stuben, niedre Decken,
Dunkle, winkelige Treppen,
Hohes Dach mit Schwalbennestern —
Ja, so warst du, altes Haus.

Doch in deinen stillen Räumen
Webten meiner Kindheit Märchen;
Und du sahst der Einfalt Staunen
Vor den Wundern, sahst mein Sinnen
Über unbegriff'ne Dinge,
Sahst wie meine junge Seele
Mählich ihre Flügel hob.

Süßem Duft der weißen Rosen
Und des raschen Flusses Lachen,
Stillen, wonnesamen Träumen
Warst du schön genug, sie kamen
Gern zu mir ins Kämmerlein.

So bin ich mit dir verwachsen,
Und ich lieb' dich, altes Haus.

Ob er, dem du jetzt zu eigen,
Mürrisch nur die Mängel wahrnimmt,
Die mir meines Jugendglückes
Blumenkränze hold verdeckten?
Ob er wohl den Schlüssel findet
Zu des Friedens Zauberkammer,
Drinnen ich so gern geweilt?

Ja, wer weiß. Doch ich gedenke
Dein als einer trauten Stätte,
Steigst du nun aus der Erinnrung,
Wenn die blühende Linde sich
In den Fenstern spiegelt, oder
Wenn vom First herab die Krähe
Lugt ins tief verschneite Gärtlein.

Laß die Zeit, die Stürme kommen,
Laß sie nagen, laß sie rütteln,
Werde morsch und immer morscher:
Du stehst fest in meiner Liebe,
Wie kein andres bist du teuer,
Bist du schön mir, altes Haus.

Mann und Weib.

Es gleicht der Mann dem sprudelnden Felsenquell,
Der, seine Fesseln sprengend, zu Thale braust,

Digitized by Google

Und jedes Hemmnis überwindend,
Kühn sich den Weg bahnt zu grünen Matten.

Das Weib ist wie der träumende Alpensee,
Der still dem schönen Tage entgegenharrt,
An dem die gold'ne Maiensonne
Bräutliche Rosen zum Kranz ihm windet.

Apfelblüte.

In ihrer Werkstatt sinnt Natur
Ob neuem Blütentraum; die Flur
Ringsum in Lenzerwartung steht.
Wie die Natur noch grübelt, geht
Ein Mägdlein durch den stillen Grund,
Halbwüchsig, um den süßen Mund
Ein kindlich Lächeln, die weichen Wangen
Getaucht in heißes Frühlingsprangen.
Entzückt schaut die Natur es an.
„Das Süße, das ich hier ersann,
Träum' ich noch einmal!“ Sie erglühte
Vor Eifer und schuf die Apfelblüte.

Die Wahrheit.

Ich habe dir doch immer so treu gedient,
Du aber kamst so oft, um mir weh zu thun.
Mit harter Hand zogst du den Schleier
Mir von dem lieblichen Traum der Kindheit.

Als ich um meine Märchen mich satt geweint
Und dann im Blumengarten des Sommers mich
Die holde Liebe schmücken wollte,
Rissest du mir von der Brust die Rosen.

Ich ließ dich still gewähren, denn falscher Glanz,
Das ist kein Schmuck für Tempel, die ich gebaut!
Thronst du inmitten nackter Wände,
Findest du immer mich dir zu Füßen.

Nun blieb mir noch ein letztes, das störst du nicht,
Das ist der Friede, den sich mein Herz erwarb!
Und du, o ernste, treue Wahrheit,
Bist es ja selbst, die darinnen wohnet.

Der Tag.

Aus den Pforten der Nacht trittst du siegreich hervor,
Im blumigen Kleid, im Geschmeide von Tau,
Im flammenden Kranz, den der Himmel dir wand
Aus Rosen, aus purpurnen Rosen.

O, wie bist du so schön in dem Strahlengewand!
Doch dein goldnes Gelock rahmt ein ernstes Gesicht!
Dein Blick ist Gebot und voll ehernen Klangs
Deine Stimme im Weckruf zur Arbeit.

Und du schlägst an den Schild: hie Sorge und Müh,
Hie Thränen und Schmerz, hie Klage und Not!
Ich bringe den Sturm, der da treibt und da peitscht,
Und ihr Menschen sollt kämpfen, kämpfen!

An meinen Freund.

Schließ' für heute die Fossilien
Wieder ein, mein Freund, und nun
Laß auf dieser weißen Rose
Deine ernsten Augen ruh'n.
Was der Urzeit Dinge künden,
Macht den Kopf so heiß und schwer,
Führt zuweilen in die Irre,
Legt die Pfade kreuz und quer.

Aber die lebendige Blume,
Noch durchwärmt vom Sonnenkuß,
Spricht so klar, und was sie redet,
Aug' und Herz erfreuen muß.
Sieh die stillen weißen Blätter,
Sieh im Kelch die fromme Glut,
Ein Symbol des reinen Feuers,
Das in unsrer Freundschaft ruht.

Kennergesang.[1])

So fein lutt[2]) soſt nix op d'r Welt,
Als wenn e Kenncher sengt;
Sin jongfresch Gleche hell on hoch
Bes gä[3]) d' Hemmel klengt.

D' Nachtigall em Nälchesstruch[4])
Hält da d'r Narem[5]) a;
Et lustert[6]), sälwer[7]) jong vor Lost,
D'r allerältste Ma.

Ech glaww, da schleeßt d'r leewe Gott
Ganz stell sin Hemmel op,
On denkt: Wat eß min Er[8]) so fein,
Et sin och Engeln drop.

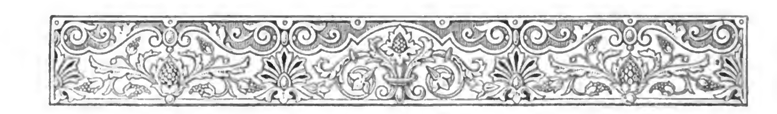
[1]) Kindergesang. [2]) lautet, klingt. [3]) gegen. [4]) Spanischer Flieder. [5]) Atem [6]) lauscht. [7]) selbst. [8]) Erde.

Eia bobeia.

Eia bobeia, min Kenncher eß me,[1])
Eia bobeia, min Kenncher schloaf e!
D' Heije[2]) eß weich on d't Kämercher stell
On d' Mamme dech heijeln on senge dir well.
D't Pardche, dat schläft on d't Kälfche em Stall
On hoch op d'r Hurt d' Hehnercher all,
De ha s'r ehr Bettche z'rechte gemacht
On rofe d'm leewe Kenncher: G' Nacht!
No schloaf! Eß düster d'Nacht och on lauh,
Am Hemmel d' Sterncher, so blitzeblank,
De hale ehr Lechtche[3]), dat schint op min Kend,
Dat rechtig d'r Weg jedes Engelche fendt.
Schloaf, min Kenncher, wo Engelcher sin,
Doa kemml och kän garschtiger Düsterma[4]) hin.
Morrn[5]) eß et och Sonndag, min Harzche, da wonn[6])
Mir nus goah[7]) on lache mit Blemcher[8]) on Sonn.

[1]) Mein Kindlein ist müde. [2]) Wiege. [3]) die halten ihr Lichtlein. [4]) Dunkelmann (Schreckwort für Kinder). [5]) morgen. [6]) dann wollen. [7]) wir hinausgehen. [8]) Blümchen.

Digitized by Google



Deutsche Litteratur in Böhmen.

I. Die ältere Litteratur bis 1750.

Von Dr. W. Toischer.*)

Deutsche Lieder sind in Böhmen schon in sehr alter Zeit erklungen. Cosmos, der älteste Geschichtsschreiber des Landes, berichtet, daß bei dem Einzug Dietmars, des ersten Bischofs von Prag, der Herzog und die Vornehmeren den deutschen Leis sangen: „Christ uns genade, Kyrie eleison“, und: „die heiligen alle helfen uns, Kyrie eleison“, während die Geringeren und Ungelehrten sich mit dem Kyrie eleison (Kirles) begnügten. Das war im Jahre 973. Als in der Folgezeit sich die Zahl der deutschen Klöster mehrte und immer mehr deutsche Ansiedler in das Land kamen, brachten die Geistlichen auch deutsche Gebete und Lieder mit, deren Aufzeichnung heute noch in einzelnen Klöstern aufbewahrt ist, während anderes in den wilden Stürmen der folgenden Jahrhunderte oft mit den Klöstern selbst vernichtet wurde. Daß deutsche Sage und deutsche Dichtung auch in Böhmen Verbreitung und Bewunderung gefunden hat, beweisen auch die Übersetzungen einiger Gedichte ins Tschechische (Laurin, Rosengarten, Eilharts Tristan u. a.).

Wandernde Sänger sind jedenfalls schon in frühen Jahrhunderten nach Böhmen gekommen. Bestimmte Namen von deutschen Dichtern, die sich längere Zeit hier aufgehalten haben, können wir freilich erst aus dem XIII. Jahrhundert nennen. Damals ist das Rittertum mit all seinem Glanze auch am Hofe prachtliebender Könige in Böhmen eingeführt worden, und zum ritterlichen Leben gehört der höfische Gesang. Da lebte hier am Hofe König Wenzels I. der beste unter den Nachfolgern Walthers von der Vogelweide als Spruchdichter, Reinmar von Zweter, in den Jahren 1235—1241. Ausdrücklich sagt er uns, nicht um des Landes, sondern um des Königs wegen sei er gekommen, niemand als dieser wisse ihn hier zu schätzen. Länger als Reinmar hielt Meister Sigeher sich in Böhmen auf. Er rühmt Wenzel I., war aber auch noch in Böhmen, als Ottokar II. die Regierung übernommen hatte. Er scheint diesen auf dem Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen begleitet zu haben, damals als Königsberg und Braunsberg gegründet wurden. Der Dichter Friedrich von Sunnenburg begleitete den König auf seinem Zuge nach Ungarn (1271) und besang seine Thaten. Als Ottokar Herr von vier Landen war, d. h. als er neben Böhmen und Mähren auch Österreich und Steiermark beherrschte (1261—1269), widmete ihm Ulrich von dem Türlin seinen „Willehalm“, eine umfangreiche epische Dichtung, welche die Vorgeschichte zum „Willehalm“ Wolframs von Eschenbach breit ausführt.

Ulrich von dem Türlin war wahrscheinlich in Kärnten geboren, das Geschlecht, dem Friedrich von Sunnenburg angehörte, blühte in Tirol, Reinmar sagt, er sei am Rhein geboren. Aber noch im XIII. Jahrhundert erstehen auch schon in Böhmen selbst, unter den Söhnen der Kolonisten, deutsche Dichter.**) Ulrich von Eschenbach sagt uns ausdrücklich, daß er in Böhmen geboren ist, er scheint sogar nicht weit über die Grenzen dieses Landes hinausgekommen zu sein. Er nennt Ulrich von dem Türlin Meister und rühmt seine Kunst; wie dieser ist er ein Bewunderer und Nachahmer Wolframs. Sein Hauptwerk ist eine umfangreiche Dichtung von Alexander dem Großen. Solche Dichtungen waren schon vorher in deutscher Sprache vorhanden, aber zum Teil waren sie damals

*) „Deutsche Arbeit in Böhmen“ betitelt sich eine Sammlung von Essays, welche, von H. Bachmann herausgegeben, von den hervorragendsten Gelehrten und Schriftstellern Deutsch-Böhmens geschrieben, das erste Gesamtbild der reichen Kulturarbeit bieten soll, die der deutsche Stamm in Böhmen unter harten Kämpfen von seiner Ansiedelung im Lande bis zu unseren Tagen, sich zum Ruhme, dem Lande zum Nutzen vollbracht hat. Aus dem Manuscript des Buches, das im Herbst dieses Jahres im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird, veröffentlichen wir im Einverständnis mit dem Herrn Herausgeber, den Autoren und der Verlagshandlung die Kapitel, welche den Anteil Deutsch-Böhmens an der deutschen Litteratur schildern. D. Red.

**) Die Meistersänger, deren Überlieferungen freilich auch sonst nicht immer geschichtlicher Wahrheit entsprechen, erzählten, Walther von der Vogelweide sei ein Landherr aus Böhmen gewesen. In neuester Zeit hat man ein Geschlecht ‚von der Vogelweide‘ in Dux in Böhmen nachgewiesen, und daß Walther hier geboren sei, ist wohl ebenso „wahrscheinlich“, als daß er in Tirol geboren sei — aber trotz solcher „Wahrscheinlichkeit“ zählen wir Walther doch mit gutem Bedacht nicht unter die deutschen Dichter Böhmens. — Auch die Abstammung Spervogels, des bedeutendsten Spruchdichters aus der Frühzeit mittelhochdeutscher Lyrik, aus einem bürgerlichen Geschlechte Egers ist nicht sicher. Diese Stadt gehörte damals auch noch nicht zu Böhmen. D. Verf.

Digitized by Google

schon veraltet, oder sie hatten doch nicht den ganzen Stoff erschöpft, und gerade darauf legte die Zeit besonderen Wert. Ulrich wollte den ganzen Stoff, alles was von Alexander erzählt wurde, in seinem Gedicht vereinigen. Die Anregung dazu kam ihm wahrscheinlich von außen. Ottokar II. hörte sich gern mit Alexander vergleichen und auf eine Verherrlichung des böhmischen Königs hatte es der Dichter mit abgesehen. Er benutzte als Quellen das lateinische Epos des Gualtherus de Castellione und die Prosaerzählung der Sagengeschichte Alexanders, die unter dem Namen Historia de proliis bekannt ist, ergänzte aber diese durch allerlei schriftliche und mündliche Überlieferungen; hat ihm doch der König Ottokar II. selbst ein Stück der Sage erzählt, nämlich wie Alexander zum Paradies kam und auch dort Tribut erhielt. Da der Dichter frei mit dem Stoff schaltete und vieles nach eigener Weise ausschmückte, schwoll das Werk bis zum Umfang von genau 28 000 Versen, die in 10 Büchern abgeteilt sind, an. Im Jahre 1271 hatte er begonnen, 1278, als Ottokar II. auf dem Marchfelde in der Schlacht fiel, war er mit dem 5. Buche fertig; das Ganze widmete er dann (zwischen 1284 und 1287) König Wenzel II. und erwartete von dessen Freigebigkeit seinen Lohn. Das Werk fand den Beifall der Zeitgenossen und wurde in vielen Abschriften verbreitet, gekürzt in eine Weltchronik aufgenommen und sogar durch Änderung einer Reihe von Versen als Werk Wolframs ausgegeben und auch in dieser Form wieder vielfach abgeschrieben. — Bald nach Vollendung des „Alexander" begann der Dichter eine zweite epische Dichtung, die nur ungefähr ein Drittel des Umfanges jenes erreichte und die er deshalb selbst nur ein Büchlein nannte. Es wurde zwischen 1287 und 1291 vollendet. Der Stoff hat Ähnlichkeit mit der Legende von Placidus-Eustachius. Wie von diesem wurde von einem König Wilhelm von England erzählt, daß er von seiner Gemahlin und seinen zwei Söhnen getrennt und spät erst nach wunderbaren Erlebnissen wieder mit ihnen vereint wurde. Ulrich von Eschenbach nahm aber mit dem Stoff, der ihm wohl in der Bearbeitung des Crestien de Troyes bekannt wurde, nicht unbedeutende Änderungen vor, die insgesamt darauf hinauslaufen, Anspielungen auf König Wenzel und seine Gemahlin Guta, eine Tochter Rudolfs von Habsburg, anzubringen. So heißt der Held nicht mehr Wilhelm von England, sondern Wilhelm von Wenden (d. h. von Slavenland), seine Gemahlin heißt Bene, der König hat, wie Wenzel II., mit 12 Jahren die Regierung des Landes übernommen u. s. w. Wiederholt finden sich Lobpreisungen Ottokars und Wenzels, der Königin Guta und des Landes Böhmen, dessen Namen (Beheim) aus be = beatus und heim = domus als das glückliche Haus oder Land gedeutet wird. Am Schluß fleht der Dichter um Segen für das Königspaar. Die Königin starb aber schon 1297, auch die Gunst des Königs scheint dem Dichter nicht treu geblieben zu sein. Wir finden ihn nämlich zuletzt bei Borso II. von Riesenburg, für den er eine Art Fortsetzung des „Alexander" begonnen, aber nicht vollendet hat. Er dürfte während der Arbeit gestorben sein.

Noch bedeutender als Dichter ist Heinrich von Freiberg, einem Geschlecht entsprossen, das aus dem sächsischen Freiberg in Böhmen eingewandert war und auf den Besitzungen der Herren von Lichtenburg, die reiche Bergwerke besaßen, sich niedergelassen hatte. Auch Heinrich hat (wie Ulrich von Eschenbach) eine gelehrte Bildung erhalten. Sein erstes Werk, eine Legende vom hl. Kreuz, ist nach lateinischer Vorlage gedichtet. Dann verherrlichte er durch seine Verse ein ritterliches Unternehmen, das damals Aufsehen erregte, die Ritterfahrt des böhmischen Herrn Johann von Michelsberg nach Paris. Diese Fahrt fand statt zwischen 1293 und 1297; das Gedicht muß bald darauf, jedenfalls vor 1306, vollendet sein. Der Dichter zeigt sich auch in diesem Werk noch nicht auf der Höhe der Kunst; sein Vorbild ist Wolfram, doch kennt er auch andere Dichter. Meister Gottfried von Straßburg scheint er erst spät kennen gelernt zu haben, umsomehr strebte er aber dann diesem Dichter nach, und er unternahm es, den „Tristan" zu vollenden. In überraschender Weise gelang ihm dies, denn nach übereinstimmendem Urteil der Kenner hat keiner der späteren Dichter so gut die Art, den großen Meister nachzubilden und fortzuführen, verstanden. Ausgeführt ist die Vollendung des „Tristan" im Dienste des Herrn Raimund von Lichtenburg. — Zuletzt hat Heinrich von Freiberg wohl die kleine kunstvolle Erzählung von einem Schrebel (= Kobold) und einem Bären ausgeführt.

Auch König Wenzel II. selbst ist als deutscher Dichter zu nennen. Drei Lieder sind uns von ihm erhalten, in denen die Liebe und die Frauen besungen werden. In dem ersten ist ein eigenartiger Grundgedanke (ich brach der rôsen niht und het ir doch gewalt) sinnig durchgeführt, alle drei zeigen große Formvollendung. Daß unter den deutschen Dichtern Wolfram am böhmischen Hofe am höchsten verehrt wurde, zeigen auch die Lieder des Königs; manche Ausdrücke verraten die Einwirkung späterer Lyrik, wie sie ja auch in der Umgebung des Königs durch einzelne Dichter vertreten war.

Heinrich Frauenlob war 1297 in Prag; er rühmte den König auch nach dessen Tode im Liede. Dem König Ottokar hatte ein Unbekannter eine ergreifende Totenklage gedichtet. — Einige Lieder sind uns von Mülich von Prag erhalten, über dessen Persönlichkeit wir sonst nichts erfahren. Heinrich der Klausner hat auf Wunsch des jungen Königs eine Legende, die ihm der Guardian von Görlitz mitgeteilt hat, in Versen dargestellt. Sie erinnert einigermaßen an den „Geiger von Gmünd", doch tritt die lehrhafte Absicht zu stark hervor. Vorübergehend war

Digitized by Google

er Tannhäuser in Böhmen, auch der Meißner, vielleicht auch Bruder Wernher. Der Dichter der „Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwig des Frommen“ muß sich länger in Böhmen aufgehalten haben; er rühmt nämlich nicht bloß die böhmischen Könige, sondern auch den Herrn Ulrich von Neuhaus, dessen Freigebigkeit und Gastlichkeit er erfahren hatte, und dessen Mutter Maria. Für diese (sie entstammte dem Geschlechte der Pleien-Hardegg) hat wieder ein unbekannter Dichter eine Legende von Christi Advent nach Jacobus a Voragine in deutsche Verse gebracht. Wieder ein anderer Dichter rühmt den Herrn Johann von Klingenberg, und in einer Zusatzstrophe zum Wartburgkrieg wird Johann von Černin als unübertrefflicher Ritter gepriesen. — So rasch hatte sich in Böhmen die ritterliche deutsche Poesie eingelebt. Als Wenzel I. regierte, war niemand dem deutschen Dichter hold als der König allein; unter seinem Enkel begünstigten viele Adelige, die nach neuerbauten Burgen zumeist auch deutsche Namen führten, die deutsche Dichtung und die deutschen Dichter, der junge König selbst erscheint als deutscher Dichter, nicht bloß als Gönner derselben, und die Sänger sind nicht mehr bloß Einwanderer aus der Fremde.

Nun war freilich auch diese Nachblüte ritterlicher Dichtung von kurzer Dauer. Um 1310 mag Heinrich von Freiberg den „Tristan“ vollendet haben, — in der Mitte des Jahrhunderts waren in Böhmen (und hier zuerst) die neuen Richtungen und Bewegungen der Litteratur allgemein zum Siege gelangt. Die Poesie tritt in den Hintergrund, Gelehrsamkeit beherrscht alle Gebiete und neue Formen (Prosa, Drama) finden allgemeinen Beifall.

Der bedeutendste Dichter, der zur Zeit der Luxemburger in Böhmen weilte, ist Heinrich von Mügeln. Er kam noch unter der Regierung König Johanns von Luxemburg nach Prag und stand am Hofe Karls IV. in hohen Ehren, bis ihn 1358 Rudolf der Stifter nach Wien zog. Er gleicht als Lyriker viel mehr den späteren Meistersingern, die ihn als einen der Begründer ihrer holdseligen Kunst verehrten, als den ritterlichen Sängern. Gekünstelt ist bei ihm die Form, voll Gelehrsamkeit der Inhalt. Der lehrhaften Richtung der Kunst entspricht es auch, daß er die Fabel eifrig pflegte. Sein Hauptwerk, das in Böhmen verfaßt und Karl IV. gewidmet wurde, ist „Der Meide Kranz“. Als „Meide“ treten da 12 Wissenschaften auf, die um den Vorrang streiten. Die „Herrscherin Natur“ versammelt die Tugenden in ihrem Palast und die Theologie wird gekrönt. Doch muß dann noch entschieden werden, woher die Tugenden stammen; sie stammen nicht von der Natur, sondern von Gott. — Im Gewande der dichterischen Allegorien wird also hier allerlei gelehrte Weisheit ausgebreitet.

Geht das Streben vorwiegend oder ausschließlich auf das Reale, Praktische und Nützliche, dann treten von selbst auch die Verse zurück und das Prosaische bedient sich der Prosa oder schafft sich eine. Johann von Neumarkt, der bedeutendste Schriftsteller in der Umgebung Karls IV., ist für die deutsche Litteraturgeschichte nur als Prosaiker von Bedeutung. Er stammte aus Neumarkt in Schlesien, kam 1347 in die Dienste Karls IV., wurde 1353 Bischof von Leitomischl, 1364 Bischof von Olmütz. Von 1353 bis 1374 war er Kanzler des Kaisers; gestorben ist er 1380. Als Bischof von Leitomischl (wahrscheinlich zwischen 1358 und 1363) übersetzte er im Auftrag des Kaisers die „Soliloquia“ des heiligen Augustin unter dem Titel „Puech der liebehosung“; als Bischof von Olmütz (zwischen 1364 und 1374) übersetzte er dann das Leben des heiligen Hieronymus nach Briefen, die fälschlich dem heiligen Eusebius, Augustinus und Cyrillus zugeschrieben wurden. Uns ist diese Übersetzung fast nur durch die Sprache interessant, aber seinerzeit wurde sie viel gelesen, wie schon die vielen Handschriften zeigen, die uns erhalten sind; sie wurde auch ins Niederdeutsche umgeschrieben und in dieser Form und in einer holländischen Übersetzung auch früh gedruckt. Neben diesen Übersetzungen sind uns auch deutsche Gebete von Johann von Neumarkt überliefert. Er schätzt zwar auch die deutsche Dichtkunst, und wir hören gelegentlich, daß er die Gedichte Frauenlobs genau kennt, aber seine eigenen (geistlichen) Gedichte sind lateinisch. Doch wieder ist seine lateinische Prosa wichtiger als seine lateinischen Verse. Als Kanzler des Kaisers begleitete er diesen auf seinen Reisen, war mit ihm zweimal in Italien und verkehrte dort mit vielen bedeutenden Männern, darunter mit Petrarca, der 1356 selbst in Prag war, wie vorher schon Cola di Rienzi hier geweilt hatte. Diesen Männern war eben ein neues Licht für die Herrlichkeit der antiken Welt aufgegangen und von diesem Lichte drangen die Strahlen sofort auch in das Böhmen Karls IV. Sein Kanzler wandte sich ihnen begeistert zu. Er ist der wichtigste Träger und Verbreiter der neuen Ideen des erwachenden Humanismus diesseits der Alpen. Er schwärmt für Schönheit der Darstellung, strebt in seinen lateinischen Schriftstücken (zu denen auch die Briefe gehören) in jeder Weise nach Feinheit und Schmuck des Ausdrucks, welches Streben ihn freilich auch zu Weitschweifigkeit und Überladung verleitet, wohin ja auch später die Rhetoren und Poeten so oft gerieten, die den Alten nacheiferten. Die weitschweifigen, faltenreichen lateinischen Perioden wirkten dann zurück auf den deutschen Kanzleistil. Schon in jener Zeit, in der eben erst die deutschen Urkunden häufiger zu werden beginnen, ist der Einfluß merkbar.

Neben den Werken in deutscher Sprache wären auch von anderen deutschen Männern in Böhmen lateinische Schriften zu erwähnen. Wenigstens das mit Versen geschmückte Geschichtswerk des Peter von Zittau, Abtes von Königsaal bei Prag, mag hier genannt sein. Die Wissenschaft wurde im XIV. Jahr-

Digitized by Google

hundert noch ausschließlich in lateinischer Sprache überliefert, und die (1348) neu gegründete Universität in Prag, die älteste im Bereiche des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, bewegte sich in den Bahnen der Scholastik und verhielt sich humanistischen Einflüssen auf lange gänzlich unzugänglich. Doch finden wir die hergebrachte geistliche Dichtung in lateinischer Sprache nicht bloß durch Johann von Neumarkt vertreten, und sogar das weltliche lateinische Lied in der Form der Vagantenpoesie hat in Böhmen seine Pflege gefunden. Bald traten neben diese (wenn auch zuerst außerhalb der strenggelehrten Kreise) die neuen humanistischen Dichtungen. — Von hergebrachten Formen deutscher Dichtung wird nur das geistliche Lied fortgesetzt gepflegt. Eine Reihe von Marienliedern ist erhalten. Auch ein ausführliches Marienlob (400 Verse) ist uns aus dem XIV. Jahrhundert von einem ‚grauen Mönch' (d. h. Cisterzienser) aus Pomuk (Nepomuk) überliefert; der Dichter nennt es „Das Blümel“. Nicolaus von Rosel, der sich 1414—1421 als Franziskaner in Tschaslau aufhielt, hat dort in einem Buche lateinische, tschechische und auch einige deutsche Lieder zusammengeschrieben.

Am Hofe Karls IV. war die deutsche Sprache überwiegend, wie uns ausdrücklich überliefert wird. Eine Reihe von Rechtsdenkmälern, auch das Buch der Prager Malerzeche, die 1348 gegründet wurde und anfangs nur deutsche Mitglieder hatte, zeugen von der Bedeutung der deutschen Sprache im öffentlichen Leben Böhmens in jener Zeit. Dem größeren Bildungsbedürfnis, wohl zunächst der Bürger der deutschen Städte, kamen Übersetzungen entgegen. Die tschechische Chronik des sogenannten Dalimil ist einmal in Versen, später (nach einem geänderten Text) noch einmal in Prosa übersetzt worden. Bei der großen religiösen Bewegung, die sich in Böhmen vorbereitete, ging das Streben hauptsächlich auf Übersetzung der Bibel. Wiederholt wurde diese unternommen, und wenn wir von Heinrich von Mügeln, der die Erklärung zu den Psalmen von Nicolaus von Lyra übersetzte, absehen, so sind die Namen der Übersetzer der hl. Schriften in dieser Zeit alle unbekannt; es müssen aber Männer von bedeutenden Kenntnissen und großer Willenskraft gewesen sein, die diese Arbeiten ausführten. So wagte sich schon um die Mitte des XIV. Jahrhunderts ein Unbekannter an die Übersetzung der ganzen Bibel. Im Kloster Tepl ist eine Handschrift des neuen Testaments („Die Schrift des newen Gezenges“) aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts aufbewahrt, die uns zeigt, wie Schreiber und Korrektoren immer wieder den Ausdruck zu verbessern, veraltete Ausdrücke zu ersetzen suchen. Diese Handschrift ist wahrscheinlich im Gebrauche von Waldensern gewesen. Dieselbe Übersetzung ist uns aber auch in anderen Handschriften erhalten, sie ist dann später gedruckt worden und wurde dadurch seit 1466 in vielen Auflagen in ganz Deutschland verbreitet. In Böhmen wurde im XIV. Jahrhundert noch ein zweites Mal die Übersetzung der hl. Schrift in Angriff genommen. Martin Rotlöw, einer der reichsten Prager Bürger der Zeit († 1392), der sich die Verbreitung der Bibel vielfach angelegen sein ließ, veranlaßte diese Übersetzung, die besser ist als jene frühere, da der Übersetzer die lateinische und die deutsche Sprache in ungewöhnlichem Maße beherrschte, die aber nicht vollendet wurde. Von dieser Übersetzung ist eine Handschrift von besonderer Pracht für König Wenzel IV. angefertigt worden, die unter dem Namen Wenzelsbibel den Kunsthistorikern wohlbekannt ist. Sie besteht aus sechs mächtigen Foliobänden, die in der k. u. k. Hofbibliothek in Wien aufbewahrt werden. Weder Schreiber noch Maler sind mit ihrer Arbeit zu Ende gekommen. Die Bilder hören schon im 2. Buch Chronika auf, um freilich bei Esra wieder zu beginnen; der Text endet mit Ezechiel, doch sind Jesaias und Jeremias zweimal geschrieben. Das Buch Tobias zeigt andere Sprachformen als das übrige, es rührt auch die Übersetzung nicht von dem her, der alle übrigen Stücke übersetzt hat. — Neben solchen großen Unternehmungen stehen die Übersetzungen einzelner Teile der Bibel. Eine Krummauer Handschrift bewahrt eine Reihe von Perikopen, eine Wiener, die in Böhmen in der Zeit Wenzels IV. geschrieben wurde, die Briefe Pauli, mehrere Handschriften Übersetzungen des Psalters, eine Paraphrase des Hohen Liedes. Vieles andere ist vernichtet worden. Karl IV. erließ 1369 ein Verbot gegen ketzerische Bücher und den Laien wurde untersagt, deutsche Bücher über die hl. Schrift zu gebrauchen. Später wurden massenhaft Bücher verbrannt, die ketzerisch waren oder schienen.

Auch gegen die geistlichen Spiele wurden Verbote gerichtet. Die Anfänge dramatischer Darstellung einzelner Ereignisse der heiligen Geschichte waren rein kirchlich. Geistliche stellten alle Personen dar; die Gespräche waren nur lateinisch. Bald nahmen Laien an den Aufführungen teil und damit drang auch die deutsche Sprache hier ein. Dann löste sich die dramatische Aufführung von der Kirche los, und es finden sich immer mehr nicht-biblische Elemente. Die Bürgerschaft der Städte wurde Träger dieser Dichtung und Aufführung. Schon im XIV. Jahrhundert fanden solche Aufführungen auch in Böhmen statt. Erhalten ist uns freilich nur wenig, darunter mehrere „Marienklagen“. Erst aus dem XV. Jahrhundert haben wir das große „Egerer Fronleichnamsspiel“, das den Text zu Aufführungen für 3 Tage bietet und die ganze heilige Geschichte umfaßt. Es ist nicht das Werk eines Dichters, sondern Vereinigung, Umarbeitung, Erweiterung einer Reihe von volkstümlich gewordenen Bruchstücken, wie das auch bei anderen Passionen und Osterspielen der Fall ist. Immer noch hatte das „geistliche Bürgerspiel“ in den Städten seinen Sitz. Erst später, im XVII. Jahrhundert, zog es sich (wie das Volkslied) zu den Bauern auf die Dörfer

Digitized by Google

zurück; dort hat es sich in Überresten und Umformungen bis in unser Jahrhundert erhalten. Viele volkstümlich überlieferte Hirtenlieder, die zu Weihnachtsspielen gehören, Dreikönigslieder, dann wieder die dramatisch gehaltenen Streitgedichte zwischen Sommer und Winter reichen in alte Zeit hinauf, wenn wir auch nicht bestimmen können, wie alt jedes einzelne ist. Gegen die Sitte des „Todaustragens“ wurden schon im XIV. Jahrhundert (1366 und 1384) vom Prager Erzbischof Verbote erlassen, aber die Sitte hat sich trotzdem mit den bestimmten Versen an vielen Orten bis heute erhalten. Ebenso haben sich die dramatisch gehaltenen Handwerksbräuche und Sprüche, Festzüge der Zünfte (wie der Müller in Eger) mit allerlei Mummenschanz zur Fastnachtzeit lange erhalten. Auch der Schwerttanz, den schon Tacitus als bei den alten Deutschen gebräuchlich erwähnt, ist im Böhmerwald noch in unserem Jahrhundert ausgeführt worden.

Dem Drama nähert sich der Anlage nach das bedeutendste selbständige Schriftwerk, das noch im XIV. Jahrhundert in Böhmen entstanden ist: der „Ackermann aus Böhmen“. Es ist dies ein Streitgespräch zwischen dem „Ackermann“ und dem Tode. Jener hat durch den Tod seine geliebte Frau, die Mutter seiner Kinder, verloren und klagt den Tod deshalb an. Dieser verteidigt sich; neuerdings folgen Anklagen seitens des Witwers und wieder entgegnet der Tod; so Kapitel für Kapitel. Die höchsten Fragen des Lebens kommen zur Sprache, mit Geist und Scharfsinn wird der Streit geführt, aber die Streitenden können sich nicht einigen, Gott selbst muß den Streit schlichten. Er giebt dem Tode Recht: der menschliche Leib verfällt mit Recht dem Tode, der Geist aber kehrt zu Gott zurück. So schließt der Ackermann mit einem Gebete: Gott möge die Seele der Verstorbenen aufnehmen in sein Reich zu den überseligen Geistern. Von dem Verfasser wissen wir mit Sicherheit nur, daß er Johann hieß und daß er in Saaz in Böhmen lebte. Vielleicht war sein Familienname Ackermann. Denn er sagt, er sei genannt ein Ackermann, doch sein Pflug sei von der Kleidung der Vögel, d. h. also, er arbeitete mit der Feder, er war ein Gelehrter. Davon zeugt denn auch sein Werk. Es verrät Kenntnis der klassischen Schriften und deutschen Sage und Dichtung. Der Einfluß klassischer Studien ist schon im Stile erkennbar, der aber doch weit entfernt ist von schlechter Nachahmung des Latein und aller Unbeholfenheit. Gervinus hat das Werk mit Recht „das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Litteratur“ genannt. Die Ausbildung der Prosa durch die vorangehenden Übersetzungen, die wir früher erwähnten, ist wenigstens diesem einen selbstständigen Prosawerke zu gute gekommen. Bezüglich des Stoffes mag daran erinnert sein, daß Gespräche mit dem Tode in älterer Zeit öfter begegnen, so in den „Totentänzen“; in einem Drama aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts („Tanaweschel“) wird eine Krankheit angeklagt und verurteilt; Gerichtsscenen sind in den dramatischen Stücken der Zeit auch sonst nicht selten. So mußten die verschiedenen Umstände zusammenwirken, um dieses schöne Büchlein entstehen zu lassen. Es ist 1399 vollendet und bis 1547 elfmal gedruckt worden, darunter einmal auch in niederdeutscher Sprache. Wenn wir aus der Folgezeit nichts Ähnliches mehr zu nennen haben, so erklären das die Stürme der Hussitenkriege, die bald nachher Böhmen verwüsteten. Nur volkstümliche Dichtungen haben diese überdauert; von kunstmäßiger deutscher Dichtung sind bloß einzelne religiöse Lieder auch aus dem XV. Jahrhundert aus Böhmen überliefert.

Aber was in Böhmen im XIV. Jahrhundert seinen Anfang genommen, wirkte fort „im Reich“ auch in der Folgezeit. Das gilt vor allem von der Ausbildung der deutschen Prosa. In Böhmen unter den Luxemburgern bildete sich zuerst eine Form der Sprache aus, die, auf mitteldeutscher Grundlage beruhend, doch starke Beeinflussung durch die bayrisch-österreichische Mundart zeigt, wie schon in der Zerdehnung der alten Längen ī und ū, in ei und au. Wir können in den Schriften und Dichtungen eine Zeitlang ein gewisses Schwanken bezüglich der Sprachformen beobachten, eine Festsetzung der Sprache zeigt sich dann in den Ausführungen der kaiserlichen Kanzlei und diese Kanzleisprache der Luxemburger verbreitete sich von Prag aus in die Kanzleien der Fürsten und Herren und Städte des Reiches. Besonders wichtig wurden in der Folgezeit die Kanzleien der Habsburger und der sächsischen Fürsten. Die Erfindung des Buchdruckes förderte die Bestrebungen auf Festsetzung einer deutschen Gemeinsprache und Luthers Bibelübersetzung verhalf dem „gemeinen Deutsch“ zur allgemeinen Anerkennung. Seither vereinigt diese Sprache alle deutschen Stämme, da sie überall im Süden wie im Norden geschrieben und gedruckt, verstanden und gesprochen wird. Wer aber der Geschichte dieser Sprache nachgeht, die unsere großen Dichter und Denker gebraucht haben und gebrauchen, der wird zurückgeführt in das Prag der Luxemburger.

Ähnlich ist es mit den humanistischen Bestrebungen. Der Hof- und Kanzleihumanismus unter Karl IV. in Böhmen fand in den folgenden Jahrhunderten außerhalb Böhmens weitere Verbreitung. Auch dafür ist nach den Luxemburgern die Kanzlei der Habsburger von großer Bedeutung geworden, da Enea Silvio, „der Apostel und Missionär des Humanismus in Deutschland“, 1443—1455 Protonotar und Geheimschreiber Friedrichs IV. war. Wie einst Johann von Neumarkt wirkte auch Enea Silvio zunächst auf die Kanzleien ein. Auch mit dem Kanzler Kaspar Schlick stand er in Verbindung und kam auch selbst nach Böhmen, dessen Geschichte er schrieb. Schon 1444 konnte der Stadtschreiber von Prag, Johann Tuskon, über das große Ansehen berichten, dessen sich Enea

Silvio hier erfreute. Wir finden dann in Böhmen den „Humanismus der vornehmeren Herren“, dessen glänzendster Vertreter Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein ist. Geboren 1462, studierte er in Italien, machte große Reisen und lebte später zumeist auf seiner Burg Hassenstein im Erzgebirge dem Studium der Alten und der Dichtkunst und sammelte eine der wertvollsten Bibliotheken seiner Zeit. Mit vielen bedeutenden Männern führte er einen ausgebreiteten Briefwechsel und genoß bei allen das höchste Ansehen und allgemeine Bewunderung. Er bekannte sich selbst als Deutscher (Ego certe me Germanum esse et profiteor et glorior), liebte sein Vaterland Böhmen und beklagte die politischen und religiösen Wirren des Landes. Gestorben ist er 1510, beklagt von Deutschen und Tschechen. Letztere nahmen ihn früh als einen der Ihren in Anspruch und er lebte auch in Freundschaft mit vielen Tschechen. Der Humanismus ließ seinem Wesen nach nationale Einseitigkeit zurücktreten, das internationale Latein machte den Verkehr zwischen den Angehörigen verschiedener Völker leicht und so finden wir auch in Böhmen in den Humanistenkreisen die nationale Gegnerschaft verschwunden oder doch gemildert. Lateinische Gedichte wurden im XV. und XVI. Jahrhundert auch in Böhmen in großer Zahl hergestellt, wenige solcher Poeten überragen das Mittelmaß. Es mag Georg Handsch aus Böhmisch-Leipa genannt sein (geboren 1529, seit 1568 Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand von Tirol), der meist lateinisch, aber auch deutsch schrieb, und Kaspar Bruschius (geboren 1518 in Schlappenwald, gestorben 1557), der in Böhmen die Art jener Humanisten vertritt, die die Fesseln keines Dienstes lange ertragen, rastlos von Ort zu Ort wandern, nirgends Ruhe finden, in den verschiedensten Gebieten des Wissens sich bewegen, wetterwendisch bis zur Charakterlosigkeit erscheinen. Bruschius war auch der griechischen Sprache kundig und beherrschte alle Formen der lateinischen Dichtung und schrieb auch deutsch. Besonders wertvoll sind einige seiner geographisch-historischen Werke. Unter den Schulmännern ragt Paul Niavis (Schneevogel, geboren um 1460 in Eger) hervor. Er lebte meist in Sachsen und ist berühmt geworden durch seine Schülergespräche, die praktische Anleitung zum Erlernen des Lateins boten und viele Nachahmungen fanden. Sie haben für uns kulturhistorischen Wert.

Wenn diese und andere gelehrten Humanisten, die in Böhmen geboren waren, ihr Leben zumeist in Deutschland verbrachten, so sind umgekehrt die ersten Vertreter der deutschen Litteratur des XVI. Jahrhunderts aus Deutschland in Böhmen eingewandert und haben hier eine neue Heimat gefunden: Michael Weisse aus Neisse in Schlesien, Mathesius aus Rochlitz, Nikolaus Herman aus Altdorf bei Nürnberg.

Michael Weisse schloß sich der Gemeinde der böhmischen Brüder an und wurde 1531 Vorsteher der (deutschen) Gemeinde in Landskron. In den deutschen Brüdergemeinschaften war schon lange der Wunsch nach deutschen Kirchenliedern rege; Weisse kam diesem entgegen und dichtete eine große Zahl solcher Lieder. 1531 erschien in Jungbunzlau das neue Gesangbuch mit 157 Liedern im Druck. Ein Teil dieser Lieder ist abhängig von lateinischen, ein anderer (20 oder 21 Lieder) von tschechischen Gesängen, nur wenige davon sind übersetzt. Weisse kannte aber auch Luthers und andere deutsche Kirchenlieder und es ist ganz falsch, wenn man ihn bloß als Übersetzer tschechischer Lieder bezeichnet hat. Er scheint auch nach dem ersten Druck des Liederbuches noch neue Lieder gedichtet zu haben, die dann in die späteren Auflagen des Brüder-Gesangbuches Aufnahme fanden, in denen aber wieder manche Lieder Weisses weggelassen oder doch (wegen Abweichungen in der Lehre der Brüder) stark geändert wurden. In diesen späteren Auflagen kamen auch viele Lieder anderer Dichter und Übersetzer hinzu. — Michael Weisse starb 1534. Sein Gesangbuch ist frühzeitig auch in Deutschland nachgedruckt worden. Luther, der Weisse einen vortrefflichen deutschen Poeten nannte, hat 11 Lieder von ihm in sein Gesangbuch aufgenommen und viele protestantische Gesangbücher enthalten Lieder Weisses, mindestens das eine: „Nu laßt uns den Leib begraben“.

Luthers Lehre fand im nördlichen und westlichen Böhmen die rascheste Verbreitung. Das Erzgebirge spendete damals den reichsten Bergsegen und die lohnende Arbeit zog viele Ansiedler herbei. Am schnellsten und schönsten blühte Joachimsthal empor. In diese Stadt muß bald nach ihrer Gründung (1516) Nikolaus Herman gekommen sein, der Hauptvertreter des protestantischen Kirchenliedes in Böhmen, zugleich einer der bedeutendsten Liederdichter der Zeit. Er lebte und wirkte in der Bergstadt als Kantor und starb 1561. In seiner Jugend trat er als Vorkämpfer des Protestantismus auf mit der Schrift: „Ain Mandat Jesu Christi an alle getreuen Christen“, das 1524 im Druck erschien und in demselben Jahre achtmal und später noch oft gedruckt wurde. Die meisten seiner Lieder dichtete er erst im Alter. Er wandte sich mit diesen zumeist an die Kinder. Er meinte, wenn sie den Inhalt der heiligen Geschichte in schönen Versen und Weisen singen lernten, so würden sie sie um so lieber und besser behalten. Auch soll das junge Volk an christliche Lieder gewöhnt werden, damit es „nicht an leichtfertige geraten möchte“. Der Text seiner Lieder schließt sich zumeist an die Bibel, seien es die Sonntags-Evangelien oder die Erzählungen des Alten Testaments, an. Er kennt das Volkslied und er eifert im Ausdruck diesem oft glücklich nach. So sind manche seiner Lieder sehr beliebt geworden, eines, ein Hochzeitslied, hat sich sogar bis in unsere Zeit im Volke erhalten. Auch den kindlichen Ton hat Nikolaus Herman ausgezeichnet getroffen. Dazu hat er, wie die alten Sänger, zu seinen Texten auch oft die Weise erfunden, war ja Musik sein Lebensberuf.

Digitized by Google

Mathesius, sein gleichstrebender Freund, hat mit Recht von ihm gerühmt, er sei „ein guter Musicus“ gewesen, „der viel gute Choräle und deutsche Lieder gemacht“.

Johannes Mathesius war 1504 in Rochlitz geboren. Er studierte in Ingolstadt, später in Wittenberg, kam nach Joachimsthal zuerst als Leiter der Lateinschule (1532). Unterstützt von guten Freunden in Joachimsthal ging er 1540 nochmals nach Wittenberg, um seine theologischen Studien fortzusetzen und verkehrte dort viel mit Luther. Durch eigene Abgesandte der Bergstadt wurde er zurückgerufen, und er wirkte nun von 1542 an, ununterbrochen in Joachimsthal, zuerst als Diakon, seit 1545 als Pastor, bis zu seinem Tode 1565. Er war einer der bedeutendsten Prediger seiner Zeit. Fast 1500 Predigten sind von ihm erhalten und in verschiedenen Sammlungen gedruckt. Die berühmteste ist darunter seine „Sarepta oder Bergpostill, darin von allerley Bergwerk und Metallen, was ihr Eigenschaft und Natur und wie sie zu nutz und gut gemacht, guter bericht gegeben“. Sie ist zuerst 1562 erschienen; als Anhang zu den 16 Predigten, die die „Bergpostill“ bilden, und in denen eine Fülle von Kenntnissen, besonders aus der Mineralogie, ausgebreitet ist, ist eine Chronik von Joachimsthal beigegeben. Eine andere Reihe von Predigten, die er in Joachimsthal gehalten hat, behandelt das Leben Luthers und sie bilden zusammen die erste Biographie Luthers (abgeschlossen 1565). Dann erschienen von ihm „Leichpredigten“ (1559), von denen ein Teil seinen Kindern gewidmet ist, die die Mutter durch den Tod verloren hatten; Hochzeitspredigten (1563), mehrere Postillen u. a. Diese Predigten sind immer wieder neu aufgelegt worden und schon dies zeigt von ihrem Ansehen und ihrer Verbreitung. Auch Mathesius war ein Freund des Gesanges und der Musik. Auch von ihm besitzen wir eine Reihe von geistlichen Liedern, Wiegenlieder, gereimte Grabschriften für verstorbene Bekannte und Freunde u. a.

Auch von anderen protestantischen Pfarrherren wurden mancherlei Predigten gedruckt. Eine ganze Sammlung erschien auch von Johann Habermann (Avenarius) aus Eger (geb. 1516, † 1590), der vor allem durch ein Gebetbuch berühmt geworden ist, das unter dem Titel „Christliche Gebete für allerlei Noth und Stände der ganzen Christenheit“ zuerst 1567 gedruckt wurde, als Avenarius Pfarrer in Falkenau war. Das Gebetbuch wurde unzählige Male gedruckt, in viele Sprachen übersetzt, in Verse gebracht, sogar mit Melodien begleitet. Viel benützt bis in die Gegenwart wird es als „vielleicht das gelesenste Buch der evangelischen Christenheit“ bezeichnet. Natürlich stehen neben diesen wieder eine Reihe anderer Gebetbücher, unter den Verfassern kann auch Mathesius mitgenannt werden.

So ist auch die Zahl der Dichter von geistlichen Liedern nicht auf die schon genannten beschränkt. Auch Kaspar Frank († 1579), der Nachfolger des Mathesius in Joachimsthal, hat geistliche Lieder gedichtet, ebenso Erasmus Winter, der auch ein Schüler des Mathesius war, dann Georg Spindler, Pfarrer in Schlackenwert, Michael Winkler, Prediger auf der Kleinseite in Prag, und Christoph Hosman von Elbogen. Von Martin Berthold ist ein „Hausliedlein zu singen in Donner und Ungewitter“ erhalten und auch eine Dichterin, Katharain Juncker, gesellt sich zu diesen Dichtern. Auch katholische Liederdichter fehlten nicht. Christoph Hecyrus, sonst Schweher, trat gleich mit einer ganzen Sammlung solcher hervor. Er war in Krummau geboren, lebte seit 1541 in Budweis zuerst als Vorsteher der Lateinschule, dann als Stadtschreiber, endlich als Pfarrer; dann war er in Komotau, und als er seine „Christlichen Gebet und Gesäng auf die heilige Zeit und Feiertage über das ganze Jahr“ 1581 herausgab, nennt er sich „Pastor der katholischen Pfarrkirchen der königlichen Stadt Kaaden“.

Der Meistergesang ist in Böhmen nur durch Georg Brentel von Elbogen vertreten, der zwei Gedichte „in Frauenlobs spätem Ton“ 1547 drucken ließ. Auch er verfolgt natürlich lehrhafte Absichten.

Daß das weltliche Volkslied auch in Böhmen im XVI. Jahrhundert vielfach gepflegt wurde, ist fast selbstverständlich. Nikolaus Hermans Dichtung ist durch das Volkslied beeinflußt, das er doch wieder durch seine christlichen Gesänge einschränken will. In derselben Absicht sind die geistlichen Umdichtungen weltlicher Lieder entstanden. Nach der Natur des Volksliedes ist es nur in den seltensten Fällen möglich, zu bestimmen, wo ein bestimmtes Lied zum erstenmal erklungen ist, und von wo aus es dann seinen Weg in die Weite genommen. Nur wenn örtliche Beziehungen vorliegen, sei es im Inhalt oder in den Angaben über den Verfasser, können wir den Ursprung erkennen. So müssen die Lieder, die als „Bergreihen“ gesammelt und gedruckt wurden, im Erzgebirge nicht nur bekannt gewesen, ein Teil muß hier entstanden sein. Diese Bergreihen sind nach Inhalt und Ausführung sehr verschieden. Eine große Zahl Liebeslieder ist darunter, andere sind erzählender Art; viele sind allgemein gehalten, andere besingen ganz bestimmte Ereignisse oder preisen die Thätigkeit des Bergmanns und einzelne Bergwerke und Bergstädte. Das Himmelreich selbst wird einmal als das reichste Bergwerk besungen und dann tritt uns wieder die Üppigkeit des Welttreibens entgegen. So in einem Gesang von dem Turnier in Joachimsthal: die vier „Helden“, die da auftreten, heißen Weinschlauch, Leerdasglas, Saufaus und Füllbauch, ihr Kampf gilt nur dem Biere. — Die Lieder zum Preise einzelner Bergwerke berühren sich mit der gelehrten „Städtedichtung“, die zuerst lateinisch, dann auch deutsch auftritt; das historische Volkslied mit der bänkelsängerischen Verherrlichung einzelner

Digitized by Google

wunderbarlicher Ereignisse und festlicher Unternehmungen. Bleiben die Verfasser des Volksliedes unbekannt, da sie aussprechen, was alle bewegt, so nennen sich die Verfasser solcher Reimereien zum „Ruhme" einzelner Herren oder Städte recht geflissentlich, denn ihnen ist es um klingenden Lohn zu thun. So haben wir Gedichte, die von Brand, von Mordthat, von „erschrecklicher Wassernoth" berichten, dann ausführliche Schilderung von Schützenfesten, in denen noch ein Nachklang ritterlicher Dichtung insofern zu erkennen ist, als die Ausdrücke vom ritterlichen Turnier auf die Thaten der Bürger mit der Armbrust bei festlichem Zusammenlauf übertragen sind. Die Lobpreisung solcher Aufzüge und Festvorgänge in Versen muß immerhin geschätzt gewesen sein, denn es machte mancher „Dichter" weite Reisen zu solchen Festen in Anhoffnung entsprechenden Gewinns. Als Vertreter dieser Art mag Benedict Edelbeck aus Budweis genannt sein, der sich Trabant, später Pritschmeister des Erzherzogs Ferdinand von Tirol nennt. Er widmete dem Erzherzog 1568 eine „Comedie von der freudenreichen Geburt Jesu Christi", welche Arbeit ihn aber nicht von der Dürftigkeit befreite, trotzdem er sie später nochmals dem Kaiser Maximilian und ein drittes Mal dem Erzherzog Karl widmete. Er lebte weiter als Siebmacher in Budweis und zog von da 1574 nach Zwickau zum Festschießen, das er dann besang. In der Suche nach einem Drucker und um die Bewilligung zum Drucke zu erhalten, zog er nach Dresden und kam hier wieder zu einem festlichen Schießen; es wird ihm das Glück zu teil, die Zweckfahne tragen zu dürfen, und so konnte er alle Vorgänge genau sehen und er hat dann seine dichterische Arbeit „dem Fürsten und Herrschern Augusto Hertzogen zu Sachsen" gewidmet, sie ist aber nicht gedruckt worden. Großen Gewinn scheint er auch von diesen seinen Bemühungen nicht gehabt zu haben, auch daß er die Zwickauer Ratsherren in Dichtungen mit Akrostichen „verewigte", machte seiner Not kein Ende. Kaiser Maximilian und Rudolf II. haben ihm später wiederholt Gnadengaben bewilligt. Solche Kunst ist auch „zum Erbarmen".

Als Bearbeiter eines biblischen Stoffes in einer „Comödia" steht Edelbeck in einer großen Reihe Gleichstrebender. Er schließt sich noch teilweise an die volkstümlichen Weihnachtsspiele an. Doch zeigt sich auch bei ihm der Einfluß des humanistischen Schuldramas, dessen Ansehen ja allgemein das „geistliche Bürgerspiel" überstrahlte und in den Schatten drängte. In den Schulen wurden die alten klassischen Stücke selbst, Terentius voran, aufgeführt, man wagte sich später sogar auch an die griechischen Dramen. So wurden, wie uns Mathesius berichtet, in Joachimsthal der „Ajax" des Sophokles und die „Wolken" des Aristophanes aufgeführt und auch Euripides wurde „grekisch von der Schule agiert". Frühzeitig wurden auch lateinische Dramen für die Aktionen der Schule gedichtet und dazu wählte man zumeist biblische oder legendarische Stoffe, oder griff, dem lehrhaften Zweck entsprechend, zu allegorischen Darstellungen. Protestanten und Katholiken eiferten um die Wette auf diesem Gebiete; Luther und Melanchthon hatten die Dramen und insbesondere die Bearbeitung biblischer Stoffe empfohlen, später haben die Jesuiten auf die glanzvollste Ausgestaltung der Stücke größten Eifer verwendet. Auch war die Freude und Teilnahme für die Aufführungen im Volke allgemein. Leiter der Spiele waren wohl zumeist die Schulmeister, die für ihre Mühe vom Stadtrat eine „Verehrung" erwarteten und erhielten, die Spieler zunächst die großen Schüler, aber nicht selten nahm auch die Bürgerschaft thätig an der Aufführung teil. Diese fand statt auf dem Marktplatz oder im Rathaus oder etwa im Schloß (wie zuweilen in Eger und Trautenau), manchmal auch in einem Privathause; geistliche Dramen wurden vom Schulmeister und den Kindern oder (ein andermal) von Bürgern und Schülern auch noch in der Kirche aufgeführt. Natürlich herrschte außerhalb des Kreises der Schule in den Stücken ausschließlich die Volkssprache.

Einer der ersten Bearbeiter biblischer Stoffe in dramatischer Form ist Johannes Krüpinger, geboren in Joachimsthal, gestorben 1571. Er verfaßte 1543 eine „Comoedia von dem reichen Mann und armen Lazaro" und 1545 eine „Tragoedia von Herode und Joanne dem Tauffer". Die „Comoedia" ist in der ersten Bearbeitung dem Herrn Wolfgang Wiebel und dem „gantzen Radt der freyen Bergkstadt S. Joachimsthal" gewidmet und ist hier auch aufgeführt worden. Der Stadtarzt von Joachimsthal, Balthasar Klein († 1560), brachte die Geschichte von Jona dem Propheten in dramatische Form, welches Werk später Simon Rothe überarbeitete und in Druck gab. Mathesius Meissner, geboren 1543 in Gabel, seit 1566 Rektor der Schule in Komotau, schrieb eine „Historica Tragoedia", „Ein neu Biblisches Spil von dem erschröcklichen Untergang Sodom und Gomorra", das 1580 gedruckt und sogar ins Tschechische übersetzt wurde. Es umfaßt so ziemlich die ganze Lebensgeschichte Abrahams. Daniel Betulius (Birkner), der Großvater des Dichters Sigmund von Birken (oder Betulius), schrieb als Kantor an der Lateinschule in Eger ein „Gespiel von der Rebecca", das 1585 in Eger aufgeführt wurde. Hecyrus (Schweher) stellte „Die tröstliche Geschichte von Maria Magdalena" dar; der Verfasser eines Dramas vom „ägyptischen Josef" ist unbekannt.

Ein Dramatiker, der unter den Dichtern seiner Zeit hervorragt, ist Clemens Stephani von Buchau. Über den Gang seines Lebens sind wir nur unvollständig unterrichtet. Biblische Stoffe zu bearbeiten verschmähte er. Nach Hans Sachs dichtete er sein erstes Drama, von dem wir wissen: die „Historia von einer Königin auß Lamparten"; gemeint ist Rosamunda,

Digitized by Google

die Gemahlin Alboins (Alkinus). Erschienen ist diese Tragödia 1551. Vielleicht ist erst in dieser Zeit in dem Dichter das Streben nach einer gelehrten Bildung erwacht, denn 1554 war er Student in Leipzig und er unternahm es nun, die in den Schulen so hoch gehaltenen klassischen Werke dem Volke zugänglich zu machen. Denn in demselben Jahre hat er die Übersetzung der Andria des Terenz vollendet und auch die des Eunuchus, die er in lateinischer Zuschrift dem Pfalzgrafen Otto Heinrich in Heidelberg übersendet; im Prolog versichert er: „Denn darumb wirs verdeutschet han, daß auch versteh der gemeine man", er verfolgte also keinerlei gelehrte Schulzwecke. 1558 wurde er Kantor an der Lateinschule in Eger, diese Stellung gab er zwar noch in demselben Jahre auf, aber er blieb nun in dieser Stadt, in der er 1576 das Bürgerrecht erwarb, weshalb er sich auf seinen Werken gern als „Inwohner von Eger" bezeichnet. Er errichtete hier eine Druckerei und veranstaltete mehrere Sammlungen von Dichtungen in Kompositionen verschiedener Meister. Daß er Protestant war, zeigt seine „Geistliche Action": „Wie man des Teufels Listen entfliehen soll", aus dem Jahre 1568. Grundlage ist die Legende, nach welcher den Menschen im Tode alles verläßt und nur die guten Werke ihm folgen zum Richterstuhl Gottes. In der „Action" sind aber die guten Werke beseitigt und damit ist dem Drama von vornherein jede dramatische Entwicklung und Spannung benommen; Himmel und Hölle streiten sich um den sündigen Menschen, der sich um beide nicht kümmert, bis der Tod naht; da bereut er und ist gerechtfertigt allein durch den Glauben. In demselben Jahre erschien von Stephani auch die „Satyra oder Baurenspil von einer Mülnerin und ihren Pfarrherrn", dem der Schwank von dem fahrenden Schüler, der den Teufel bannt, zu Grunde liegt. — 1582 schilderte er in Versen die Schrecken einer Überschwemmung; im Jahre 1584 dichtete er ein Drama „Alexander im Pflug", das uns nicht erhalten ist. 1592 starb er in Eger.

Auch ein geschichtliches Ereignis der Zeit hat eine dramatische Bearbeitung gefunden, was im XVI. Jahrhundert kaum wieder begegnet. Herr Georg Popel von Lobkowitz wurde nämlich 1593 vom Kaiser Rudolf II. plötzlich aller Würden entsetzt und ins Gefängnis geworfen. Das Gerücht wußte zu berichten, daß er dem Kaiser nach dem Leben gestrebt habe, weil er selbst habe König von Böhmen werden wollen; dann haben alle Deutschen aus dem Lande vertrieben werden sollen. Der Kaiser habe auf der Jagd überfallen werden sollen, aber die Jagd sei abgesagt und der ganze Anschlag vereitelt worden. Nach solchen Gerüchten hat ein Unbekannter „Ein wunderseltzame Tragödia Von zweyen böhmischen Landherren, als der von Commethaw vnd der von dem Vrixer Schloß" ausgeführt, ganz Gegner Georgs von Lobkowitz, ohne dichterische Gestaltungskraft. Aber sein Werk fand rasch große Verbreitung, denn es erlebte 1594 drei Auflagen.

(Fortsetzung folgt.)

Im alten Palast.

Einsam brennt ein Licht noch dort
In dem öden Marmorsaal,
Wo das Wort
Eines Herrschers sonst befahl.
Geisterhaft erklingt noch fort,
Horch! ein Ach der tiefsten Qual:
„O wie eitel war mein Glanz!
Wie der Kerze Wachs zerschmolz
All mein Stolz,
Und ist nun zerflossen ganz
Auf dem schwarz umflorten Kranz
Auf dem Sarg von Ebenholz.
O wie groß glaubt' ich zu sein,
Welch ein mächtig starker Dorn!
Und wie klein
Und wie thöricht war mein Zorn!
Krone, Scepter, Helm und Sporn,
Ziemt dem „König Tod" allein!"

Hermann Lingg.

Wunschlos.

Novemberwinde wehen,
Der Weg ist menschenleer,
Verlassen liegen die Felder,
Und Herbstlaub wirbelt umher.

Da naht sich laut und lauter
Schnattriges Gänsegeschrei,
Gelassen treibt seine Herde
Der Hütejunge vorbei.

Der hält eine Weidenrute
Und schlägt so vor sich hin
Im Schlendern auf den Sandweg —
Da geht mir's durch den Sinn:

Wär' das die Wünschelrute,
Die Sand verwandelt in Gold,
Und gält' es mir, ich wüßte
Nicht, was ich wünschen sollt'.

Ich finde nichts, soviel ich
Auch denke hin und her:
Denn daß Du mich noch liebtest,
Das wünsch' ich ja nicht mehr.

Martin Havenstein.

Digitized by Google

Scheidende Sonne.

Im fernen West ein gold'ner Saum —
Leb' wohl, du scheidender Tag,
Du Sonnenschein und du Blütentraum,
Du Finken- und Amselschlag!

Im fernen West ein gold'ner Saum —
Auf dem Haupt ein Silberhaar —
Kaum siehst du's noch, du merkst es kaum —
Und doch —: es war, es war!

Rudolf Gärtner.

Herbstlied.

Ich war zur stürmischen Regenzeit
Gar weit hinausgezogen;
Der Wald war stumm wie tiefes Leid,
Im Wind die Blätter flogen.

Mir war, als wär' der nahe Tod
Mein schweigender Gefährte
Und alles rings glich meiner Not,
Die mir das Herz beschwerte.

Wald, bist du nicht mein Ebenbild?
Hast Schutz und Schmuck verloren;
Doch weh'n die Lüfte wieder mild,
Wird neu dein Laub geboren.

Das Leid der starren Winternacht,
Du kannst es tapfer tragen,
Wenn dir der Frühling wieder lacht,
Verstummen deine Klagen.

Wo ist der Frühling, der mir giebt,
Was ich verloren habe?
Was mich geschützt, geschmückt, geliebt,
Ersteht nicht aus dem Grabe!

Richard Luck.

Frühlingsnacht.

Sind es Elfen, sind es Geister,
Sind's Gedanken, sind es Träume,
Die mich wecken, die mich necken? —
Flüstern, rauschen, raunen, singen?
Und ein wundersüßes Klingen

Um mich her in Finsternissen,
Lieg' ich lauschend in den Kissen. —
Aber späh' ich aufgerichtet —
Horch' ich — Alles still — nur draußen
Saust und braust der Wind. —

G. Karlstein.

Der Tag.

Vom Schoß der Mutter Nacht gesprungen,
Begrüßt von tausend Liederzungen
Und von der Hirten sanften Flöten,
So kommt, umwallt von Morgenröten,
Mit blitzenden Augen, frischen Wangen
Der junge Tag dahergegangen.
Sein Schritt ist Kraft, sein Arm ist Stärke;
Gar rüstig beginnt er seine Werke,
Trägt Holz herbei von altem Stamme
Und facht es an und schürt die Flamme
Und weckt die Geister, die in den Tiefen
Des Wassers still verborgen schliefen,
Auf daß von tausend geschäftigen Händen
Die Räder sich drehen aller Enden.
Zum Ambos tritt er und schwingt den Hammer,
Läßt sausen den Webstuhl in enger Kammer,
Mit nackten Armen, den kräftereichen,
Greift er dem Mühlrad in die Speichen.
Drauf streut er die Saat aus voller Hand,
Gemessen schreitend, über das Land
Und läßt im Takte beim hellen Singen
Der Schnitterschar die Sichel klingen . . .

Und steigt die Sonne und weht durch die Luft
Von Heu und Blüten ein süßer Duft,
Dann streckt er zu kurzer Rast sich hin
Zu Seiten der braunen Schnitterin.

Bald springt er empor voll junger Kraft
Und wirkt von neuem und ringt und schafft,
Bis daß der Sonne Strahl versprühte.
Dann birgt er sein Haupt, das heißerglühte,
Müd' in den Schoß seiner Mutter Nacht,
Die strahlend seinen Schlaf bewacht.

Karl August Bückinghaus.

„Durch die Fenster, Deine Augen . . .“

Durch die Fenster, Deine Augen,
Kann ich Deine Seele sehn.
Und ich seh' die hohe, stolze
Arm und zitternd betteln geh'n.

Denn es dürstet sie nach Liebe,
Und es hungert sie nach Glück.
Zage pocht sie an die Thüren,
Ungehört kehrt sie zurück . . .

Frieda v. Kraze.

Digitized by Google



Fanny Lewalds Selbstbekenntnisse.

II.

Unser erster Aufsatz schloß mit der Bemerkung, daß die Selbstbekenntnisse der Dichterin von Jahr zu Jahr breiter und zahlreicher würden. Schon die Eintragungen aus den fünfziger Jahren sind weitaus ansehnlicher, als die aus der Zeit bis 1848. Natürlich spiegelt sich in ihnen auch ab und zu die Stimmung, die damals alle Liberalen gegenüber der Reaktion erfüllte. „Der Weg zur Freiheit", heißt es z. B. im Januar 1849, „ist wie eine Wallfahrt nach Loretto — zwei Schritte vor und einer zurück —, aber man kommt doch endlich vor dem Allerheiligsten an." Wenige Monate später folgt das bittre, zudem auch nicht zutreffende Wort:

„Der praktische Sinn der Engländer zeigt sich recht deutlich in der Art, in der sie konservativ sind. Scharfsichtiger als die meisten anderen Nationen, haben sie am meisten eingesehen, wie unhaltbar, wie morsch all unsere Institutionen sind, die religiösen sowohl als die staatlichen und socialen. Weil sie es wissen, daß man an diesem morschen Gebäude nicht den kleinsten Stein rühren darf, ohne daß das Ganze rettungslos zusammenstürzt, haben sie sich aus dem Respekt vor dem Bestehenden nicht nur ein Gesetz, sondern einen Kultus geschaffen, und die Konvention zum Götzen erhoben, dem sie sich, ihr Leben und ihre Gedanken zum Opfer bringen. Es ist das einer der Fälle, in denen Feigheit und Mut, Schwäche und Kraft, Weisheit und Thorheit in einander verschmelzen."

Es ist das einer der Fälle, fügen wir bei, wo ein geistvoller Mensch über Dinge redet, die er nicht kennt. Man kann Triebfeder und Wesen der konservativen Partei in England gar nicht schlimmer mißverstehen. Hingegen ist, gleichviel wie man sonst darüber urteilen mag, die folgende Betrachtung anläßlich der Schillerfeier von 1859 ebenso kühn wie schön:

„Vom 9. bis 12. November, in den Schiller-Säkulartagen, hat sich wieder eine der Prophezeiungen als Wahrheit bewährt, welche der vorahnende Geist erwählter Menschen für die Menschheitsentwickelung hingestellt hatte. Der Kultus des Genius, die Anbetung des geoffenbarten Gottes — das heißt des Gottes, der sich im Menschen darstellt — ist in einer Weise über den Erdball gegangen, wie die kühnsten Voraussichten von Bettina, wie Carlyles realistisch beschränkte heroworship es nie für möglich gehalten haben würden. Und mitten unter dem Parteizwist der in sich und in allen ihren religiösen und politischen Meinungen zerspaltenen Welt ist — allen überraschend, ja von allen oder von den meisten noch unbegriffen — die Religion der Zukunft in der schönen Vielgötterei der Menschenanbetung über die ganze Erde gegangen. Wir werden nicht mehr den Gott anbeten, der uns nach seinem Bilde schuf, sondern die Götter, die entstanden sind wie wir, und die vergangen sind, wie wir vergehen werden: rätselhafte, phänomenale und doch fortlebende Geschöpfe wie wir."

Solche Stellen erweisen, daß wir einer Dichterin gegenüberstehen, während andere Stellen alles andere eher vermuten lassen, als die poetische Begabung. Freilich, dieser Dichterin kam Schwung und Feuer aus dem Intellekt, nicht aus der Phantasie, nicht aus dem Gemüte. Gewiß eine in ihrer Art achtungswerte, aber eiskalte Natur — diesen Eindruck empfangen wir immer wieder. — So wird sie nicht müde, das hohe Lied vom Egoismus zu singen:

„Ich glaube, der Egoismus ist viel berechtigter, als unsere Bildung ihn darstellt; und wir würden mehr leisten, es würden am Ende auch numerisch weniger Menschen unglücklich sein, wenn wir egoistischer wären ... Der Egoismus ist die Waffe, das Horn, der Stachel, den die Natur dem Menschen mitgegeben hat. Er ist in dem großen Charakter Bedingung der Wirksamkeit, in dem kleinen Notwehr — und diese Notwehr des Schwachen wird zugleich der nützliche Widerstand für den Starken, damit er das Material, in und mit dem er arbeitet, nicht zu schnell verbrauche ... Selbstlos sein in einer Welt voll Egoisten heißt: sich der Mittel berauben, das zu leisten, was man leisten könnte." .. „Egoismus ist in einem bestimmten Sinne eine Tugend ... Die Achtung vor diesem Egoismus wächst in mir von Jahr zu Jahr."

Zu dieser Anschauung passen auch die Ideen über Wert und Würde der Frauen:

„Das Wort ‚Weiblichkeit', das die germanischen Völkerstämme vor den andern voraushaben, ist kein Zeichen der höhern Ausbildung der germanischen Frauen, sondern vielmehr ein Beweis, daß es im Wesen des Germanismus lag, die Frau von der allgemein menschlichen Bildung, von der freien menschlichen Entwicklung zu sondern, indem es sie von der Allgemeinheit schied. So wenig die goldenen Gitterstäbe, welche die Frauen absperren in dem Harem des Orientalen, ein Beweis sind für die Hochschätzung der Frau im Orient, so wenig ist die Verbannung in den mystischen Bereich der Weiblichkeit eine Apotheose der Frau."

„Die Raserei der Frauen, sich unbedeutenden Menschen und Zwecken zu opfern, ist ebenso gut ein Akt von frommem Wahnsinn, als sich von dem Opferwagen in Jaggernauth rädern zu lassen."

Wieder an anderen Stellen bricht der Haß gegen das eigene Geschlecht unverhohlen durch:

„Der Eigensinn der Mädchen und Frauen, mit dem sie an ihren Gedanken, an einmal gehegten Hoffnungen, an einem einmal geliebten Manne festhängen, ... hat für mich etwas Entsetzliches. Sie selbst haben dafür die Namen ‚Treue und Beharrlichkeit' erfunden, während mir darin die Beschränktheit und die geringere Natur des Weibes erscheint, die nicht ein und aus wissen, wenn sie einmal in ihrem Gefühls- und Gedankengang unterbrochen werden. Jenes gesunde: Go on! Vorwärts! mit dem ich mir immer geholfen habe, ist für sie gar nicht vorhanden. Sie sind meist wie Brei!"

So unsympathisch diese Äußerung berühren mag, so findet sie doch in den persönlichen Schicksalen der Verfasserin eine gewisse Rechtfertigung. Hingegen würde der folgende Erguß schlechtweg peinlich wirken, wenn er nicht zugleich komisch berühren würde:

„Sie (die Frauen) sind meist naschhaft, bisweilen gefräßig ... Sie wollen von allem ein bißchen schmecken.

Digitized by Google

von allem ein bißchen wissen, sie wollen immer auch ein bißchen lieben. Es fehlt ihnen eben überall der sittliche Halt, der Schwerpunkt und die gesunde Vernunft."

Eine unsympathische Natur, aber ein bedeutender Mensch, so weit man durch Verstand und Bildung bedeutend sein kann, — das erweisen auch jene Urteile aus diesem Jahrzehnt, die den breitesten Raum einnehmen, die litterarischen über dichterische Komposition im allgemeinen, über den Gegensatz des naturalistischen Romans der Zeit zu dem künstlerischen Goethes, über die Sand u. A., finden sich geistvolle, oder doch für die geistige Atmosphäre jener Tage sehr bezeichnende Äußerungen. Nur wissen Naturen, wie diese Schriftstellerin, mit der Romantik nichts anzufangen — man lese die Äußerungen über Tieck! — und vollends nichts mit der Naivetät der Volksdichtung. Daher das krasse Urteil über die Grimmschen Märchen. „Die deutschen Märchen sind verlaufslose Einfälle, oft voll entschiedener Ungerechtigkeit und meist voll Roheit. Die geringere Zahl ist naiv oder gar poetisch." Hier stehen wir eben an der Grenze, die Naturen solcher Art gesetzt ist. Fanny Lewald kann kraft ihres Intellekts sehr viel, z. B. Schillers „Geisterseher" gerecht werden, was ihr wahrlich nicht leicht gefallen sein kann — für die Schönheit des Märchens ist sie blind.

Es gehört mit zu dem Wesen einer solchen Natur, daß sie die Anekdote ablehnt, gleichviel ob sie Klatsch ist oder ein sehr bezeichnender Zug zur Charakteristik eines Menschen oder der Zeit. Das Kleine, Gegenständliche erscheint einem Menschen dieser Art eben an sich zu geringfügig; ihn dünkt nur die Vertiefung in einen abstrakten Gedanken oder doch nur die Beobachtung im Großen seiner würdig. Das bedeutet gleichermaßen einen Vorzug wie einen Mangel dieses Buches; es enthält keinen Klatsch aber auch sehr wenige Einzelzüge. Sehr bezeichnend dafür ist die Mißachtung, mit der sich unsere Autorin über Varnhagen und seine Nichte Ludmilla äußert — und doch, wie viel Goldkörner waren unter dem Haufen Spreu, den sie zusammentrugen! Auch hätte es die Dichterin immerhin stutzig machen können, daß sie selbst von Varnhagen auch Anekdoten hört, die ihr wertvoll genug erscheinen, um sie in ihr Bekenntnisbuch einzutragen. So z. B.:

„Varnhagen gab Anekdoten aus dem Leben von Theremin und namentlich von seinem Verhältnis zur Frau des Buchhändlers Sander zum besten. Sie gipfelten in dem Ausspruch Theremins bei dem ersten Bericht über die Schlacht bei Jena: ‚Ach, das Gerede ist ja nur gemacht, damit sie in der Kolonie von etwas anderem zu reden haben, als von mir und der Sander!' Später, als Theremin ein älterer Geistlicher geworden war, fuhr er mit dem General von Hellwig in dessen Wagen dem Leichenwagen der Generalin Hellwig nach, die eine geborene von Imhoff war und die er sehr geliebt hatte. Der General war daher maßlos in seinem Schmerze und Theremin kam, nachdem er seine ganze verständige Beredsamkeit erschöpft hatte, zu dem banalen Troste: ‚Bedenken Sie, daß Sie ein Christ sind, Herr General!' — ‚Eben! Das ist ja der Teufel' — fährt da Hellwig plötzlich heraus, ‚wäre ich ein Türke und hätte ein halb Dutzend Weiber, so wäre es ja gar kein Malheur!' Alle diese Anekdoten und die ganze Unterhaltung selbst setzten mir den Gegensatz der Vergangenheit und unserer Zeit recht klar vor Augen."

Seltsam, trotz dieser Erkenntnis eine solche Unterschätzung der Anekdote! (Zu der eben mitgeteilten sei erläuternd bemerkt, daß Theremin (1780—1846) ein sehr bekannter Prediger in Berlin war, Frau Sander eine galante Dame, die sich auch Goethe zu nähern suchte, und daß die Gattin Hellwigs, Amalia, die bekannte Dichterin, im Dezember 1831 gestorben ist.) Aus ihrem Verkehr mit bedeutenden Menschen hält die Dichterin nur Aussprüche über Hohes und Höchstes der Wiedergabe für würdig. Daß auch Adolf Stahr zu diesen Menschen gehört, bedeutet keinen Vorzug des Buches. Wir waren immer der Meinung, daß ihn seine Zeit maßlos überschätzt habe, aber so platte Dinge, wie sie uns hier von ihm aufgetischt werden, hätten wir ihm doch nicht zugetraut. „Adolf sagt sehr richtig: ‚Das Duell ist der innerhalb des Staates privilegierte Mord.'" Oder: „Adolf sagt: ‚Wer hat, dem wird gegeben, und wer giebt, dem wird genommen.' Das ist wahr genug." Ei freilich, darum eben sind's auch Gemeinplätze. So blind macht die Liebe einen scharf kritischen Geist, wie den dieser Frau, vor der z. B. Freytags „Soll und Haben" nicht bestehen kann!

Wir haben mit diesen kritischen Bemerkungen nicht zurückhalten dürfen, aber wir wiederholen: es ist trotz seiner Schwächen ein bedeutendes Buch, eben weil die Frau, die es schrieb, trotz ihrer Schwächen eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit war. Auch macht sie das nahende Alter wohl redseliger, aber nicht schwächer; im Gegenteil, die Aufzeichnungen aus dem sechsten Jahrzehnt ihres Lebens (1861—1871) sind vielleicht die tiefsten und besten. Hier eine kleine Blütenlese:

„Nichts ist schwerer, als sich in einen kleinen Kinderkopf hineinzudenken. Ich sage heute zu Charles: Wo gefällt's Dir besser, hier [in Neu-Ruppin] oder in Berlin? — Hier! — Ja, weshalb denn? — Hier ist's groß, und in Berlin ist alles nur so klein! — Das war von seinem Standpunkt aus auch völlig richtig. Sein Berlin ist seines Vaters Garten, der klein ist, und seines Großvaters Garten in Ruppin ist groß! Dazu bewegt er sich hier frei in den leeren Straßen und Plätzen, und in Berlin hielt man ihn im Menschengewühl der Straßen an der Hand fest. So muß ihm Berlin denn klein erscheinen. Was das beweist und lehrt? — Duldsamkeit!" — —

„Wenn ich fürstliche Herrschaften vor Augen habe, kommen sie mir oftmals wie der Kaiser von Japan vor, der einsam abgesperrt residiert, und von dem seine Unterthanen nur die Fußsohlen zu sehen bekommen, wenn er bei den großen Gelegenheiten auf der von unten durchbrochenen Gallerie über ihren Häuptern dahingeht. Sie sind sich selbst nur Repräsentanten des Machtbegriffs, der Majestät, und darüber gehen sie sich und anderen als Menschen ebenso verloren, wie die Menschen für sie verloren sind. Nur die wenigen Ausnahmen, in denen die Fülle der reinen Menschlichkeit sich gewaltsam durch die anerzogenen Schranken Bahn bricht, bringen es zu etwas, werden etwas, haben vom Leben und von den Menschen etwas und können etwas leisten." — —

„Ich kann vieles mit dem Verstande begreifen. Aber daß ich eine alte Frau geworden bin, und wie es zugangen ist, daß ich eine alte Frau geworden bin, und wo die Zeit geblieben ist, seit ich jung gewesen bin und meine fünfzigjährige Mutter mir schon alt erschienen ist, das kann ich nicht begreifen." — —

„Zeit zu haben ist eigentlich das größte Glück! Man kann alles erreichen, alles thun, selbst Irrtümer begehen, wenn man Zeit hat, sie auszugleichen. Unser Verlangen nach Unsterblichkeit ist im Grunde nichts Anderes, als die Sehnsucht nach reichlicher Zeit, um sich völlig ausleben zu können, und es ist vielleicht der Wunsch unserem kurzen Leben durch Zeitersparnis eine verhältnißmäßig längere Dauer zu geben, der zur Erfindung der Benutzung der Dampfkraft wie zu vielen anderen Erfindungen den Anlaß gegeben hat." — —

„Das Wort „Dienstboten" muß aus der Sprache heraus, es muß wie „Leibeigenschaft" als Begriff in die Raritätenkammer des Sprachschatzes verbannt werden, — und wir müssen zu der Bezeichnung „Gehilfen" kommen, die die Amerikaner schon haben. Haushaltungsgehilfen, Hausgehilfen, — so etwas muß geschaffen werden, um dem

Digitized by Google

Verhältnis den Stempel des Sklaventums abzunehmen, mit dem das Bewußtsein der meisten Herrschaften es noch belastet." — —

„Nicht die Jugend bedarf bei ihrem Schaffen der Ermunterung, sondern das Alter; denn die Jugend, die nicht weiß, wie viel Großes, Bewundernswertes, Gutes schon gemacht ist, und nicht weiß, was gemacht werden soll, die gar keine Selbstkritik, desto mehr aber Selbstüberschätzung hat, ist mit ihren Werken immer ganz außerordentlich zufrieden und glaubt bei mäßigen Leistungen ein Großes, Blendendes, Heilbringendes geschaffen zu haben — während unsereiner mit einem reif ausgebildeten Ideale im Herzen immer nur zu deutlich empfindet, wie weit er hinter demselben zurückgeblieben ist. Und bedenkt man vollends die Geschmacks-Verrohung und Begriffs-Verwilderung, die trotz Lessing, Goethe und Schiller in aller unserer Litteratur eingerissen ist, so möchte man seine schwachen Hände vollends in den Schoß legen, weil man sich sagt, was kannst du nutzen? — Nur daß im Arbeiten das Bewußtwerden des Lebens liegt." — —

Wir haben auch diesen letzten Ausspruch wiedergegeben, obwohl wir die Zeit, aus der er stammt, nicht eben für eine solche der „Geschmacksverrohung", sondern im Gegenteil eine recht zahme halten — es ist das Jahr 1869 —, weil er einen rein menschlichen Kern hat, der so vielen nicht verständlich ist und doch beherzigt zu werden verdient. Ganz ohne Einschränkung aber wird man sich der folgenden Aussprüche freuen dürfen, von denen namentlich der erste eine tiefe Wahrheit enthält:

„Ich habe in diesen Tagen (Januar 1870) an meiner Erzählung: „Die Unzertrennlichen" wieder einmal meine alte Erfahrung bestätigt gefunden, wie wenig die sogenannten aus dem Leben genommenen originellen Motive für die Dichtung brauchbar sind. Das ist aber sehr natürlich. Was uns im Leben auffällt und überrascht, ist nicht nur das Ungewöhnliche, sondern auch oft das Unvernünftige, das schließlich bisweilen dennoch zu einem guten Ende führt. In der Dichtung aber, die unter einem persönlichen Gottregiment, unter der Vernunft des Dichters steht, darf eigentlich nichts Unvernünftiges geschehen, oder dies Unvernünftige muß dann auch zu Grunde gehen an sich selber und an der Gewalt des Vernünftigen, von dem es umgeben ist. Eine wahre Heidennot hat mir die kleine Geschichte gemacht, weil sie einer im Leben vorgekommenen thörichten Thatsache nacherzählt ist, die ich psychologisch erklären und vernünftiger als in der Wirklichkeit auslaufen lassen wollte."

Überaus lehrreich ist auch die folgende Mitteilung über ihr eigenes Schaffen:

„Spielhagens kleine Vorlesung: „Finder und Erfinder", welche den eigentlichen Prozeß des dichtenden Schaffens erklären soll, erklärt eigentlich für mein Verständnis nichts, weil er die Sache ins Abstrakte zieht, statt sie an Beispielen oder allenfalls durch Bilder zu versinnbildlichen. Zu sagen, wie ein Mensch, der überhaupt ein Dichter ist, seine Anregungen erhält, ist darum nicht wohl möglich, weil dies auf so gar verschiedene Art, oft durch den geringfügigsten äußeren Anlaß geschehen kann. Es sind in jedem Dichter die menschlichen Doppel-Anlagen: Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit vorhanden. Er empfängt die äußeren Eindrücke lebhafter als andere und belebt sie aus seiner inneren Kraft so, daß sie, von ihm entwickelt und ausgetragen, zwar den empfangenen Keim in sich schließen, aber doch ein neues und selbständiges Ganzes werden. Immer — sie mag von innen oder von außen kommen — ist die Anregung eine momentane, plötzliche, in der Regel überraschend und einleuchtend zugleich. Oft ist's ein Gedanke, der uns reizt, ihn — wie Spielhagen das sehr richtig schildert — in allen uns zugänglichen Verzweigungen nach- und auszudenken. Und weil man bei dem Ausdenken der Möglichkeiten, zu welchen die Verhältnisse führen, mit denen dieser Gedanke zusammenhängt, oder die aus diesem Gedanken entspringen, notwendig Figuren haben muß, auf die er wirkt, so ist das Gestalten-Schaffen in diesem Falle ein unwillkürliches Thun, und sie sind da, ohne daß wir sie rufen. — Andererseits begegnen uns bisweilen so eigenartige Gestalten im Leben, daß sie, ihr bloßes Sein, uns anregen, den Verhältnissen nachzudenken, in denen sie sich möglicherweise bewegt haben können. — Dann wieder treten uns Scenerien entgegen, die uns auffallen, denen man es anzusehen meint, es müsse in ihnen etwas Besonderes geschehen — oder es wird vor uns ein Erfahrungssatz, eine Thatsache ausgesprochen, die an allen anderen unbeachtet vorübergeht, die uns aber sofort ergreift, sofort in uns lebendig wird und uns nicht verläßt, bis wir sie wieder von uns als ein für sich bestehendes Ding losgelöst haben. —

Für alle diese Arten des Schaffens habe ich Belege in meiner Erfahrung. Alle meine ersten Romane, die Stahr die pathologischen nennt, und mit Recht so nennt, weil ich mich in ihnen ab- und aufzuklären trachtete, gingen aus bestimmten Gedanken hervor, mit denen ich mich lange beschäftigt hatte, und mit denen ich für immer fertig war, wenn ich die letzte Seite des Buches geschrieben hatte. In den ersten — „Clementine" und „Jenny" — war das Arbeiten insofern ganz subjektiv, als ich ... mich selbst in gewissen Seiten meiner Natur zum Modell hatte — und auch für die anderen Figuren hatte ich Modelle, die ich zum Teil jedoch nur insofern benutzte, als ich das Typische an ihnen festhielt. Später, z. B. in dem Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht", bin ich mir nicht bewußt, irgend ein Modell für irgend eine Gestalt gehabt zu haben — ebensowenig wie für alle meine späteren Arbeiten, d. h. für diejenigen, die nach den „Wandlungen" entstanden sind, in denen ich noch in einzelnen Figuren einzelne Züge von mir bekannten Figuren benutzt habe. Im Friedrich Züge von Adolf — in Helene von Therese von Bacheracht — im Georg von meinem Bruder Moritz — im Doctor das Typische von Jacoby. —

Dagegen habe ich aber von außen „Anregungen durch Thatsachen" für das „Mädchen von Hela" mit den Worten bekommen: Magaschotta war eine sehr ordentliche Person (sie diente im Hause meiner Freunde von Hennig); weil sie's aber nicht wie die andern mit den Männern trieb, hielten diese sie für eine Hexe!! — Dann, als ich Wochen nachher die Halbinsel Hela vor mir liegen sah, kam mir der Gedanke, den Roman, der innerlich schon sehr weit gediehen war, auf dieser öden Sandscholle sich zum Teil abspielen zu lassen, um die geistige Isolierung leicht erklärt zu haben. — Eine andere solche Anregung brachte ich ebenfalls von Hennigs mit, als mir Frau von Hennig einmal einen Jungen, einen Schweinehirten, zeigte, und dabei, weil mir sein Aeußeres auffiel, die Bemerkung machte: „Er ist aber nicht zu brauchen, er ist halb verrückt vor Hochmut. Weil er verwaist war, nahm ich mich seiner an, und nun hat er die Idee: die gnädige Frau ist meine Mutter, die kann mit mir machen, was sie will, kein anderer hat mir was zu sagen." Daraus entstand die Erzählung „Jasch", bei der die Scenerie abgeschrieben, zu dem verkommenen Schlachziz ein Vagabund ähnlicher Art benutzt, alles Andere erfunden ist. —

Durch Scenerie entstand der „Seehof" — ich sah ein Bauernhaus, dem man's in seinem Verfall anmerkte, daß es einmal bessere Tage gesehen haben mußte — und es stand thatsächlich eine alte Spieluhr darin, von der die Besitzer — das Haus hieß Stranßenruh bei Stettin — nicht wußten, wie sie dahin gekommen sei. Sie sagten einfach: „Die ist schon immer dagewesen."

„Graf Joachim" entstand durch das Porträt einer häßlichen vornehmen Frau in Schloß Rheinsberg, von der der Kastellan nicht wußte, wen sie darstellte

Andererseits bin ich mitunter Menschen begegnet, wie dem liebenswürdigen Tänzer Alexander Casorti, dem man alle möglichen Abenteuer zutrauen konnte, galante, sentimentale, wohlthätige, praktische, weltmännische, so daß man sich versucht fühlte, sie ihm anzudichten. Er wurde also der Träger für die drei Erzählungen, die ich „Villa Riunione" benannte.

Nach meiner Erfahrung aber beirrt das Arbeiten nach bestimmten Modellen mehr, als es fördert. Man muß in sich große Typen feststehen haben, und aus der ganzen Fülle seiner Beobachtung und seines Wissens von den Menschen die Einzelnen erschaffen — wo dies nicht geschieht, wo man sich bestimmte Modelle vorhält, kommt dasselbe Hindernis wie bei den sogenannten historischen Gestalten zum Vorschein, wenn schon in geringerem Grade.

Digitized by Google

Zuletzt aber ist's, wie Goethe es nennt: „Es bleibt immer etwas Anonymes dabei" — und man kann nach langer Selbstbeobachtung begreifen, wie die gute Paalzow darauf kam, zu sagen: „Gott giebt mir das alles, ich weiß selbst nicht wie!"

Wir haben diese Ausführungen nahezu vollinhaltlich wiedergegeben, weil sie uns, wie gesagt, sehr lehrreich erscheinen. Nicht etwa in dem Sinne, als ob wir voraussetzten, daß jeder Leser alle hier genannten Arbeiten der Dichterin kenne und sich für ihre Entstehungs-Geschichte interessiere. Das dürfte bei wenigen zutreffen, und ist auch nicht die Voraussetzung, um diese Bekenntnisse lesenswert zu finden. Nicht einmal dies ist die Hauptsache, daß sie unseres Erachtens das innerste künstlerische Wesen der Autorin viel deutlicher ins Licht stellen, als jede andere Mitteilung des Buches. Als die Hauptsache erscheint es uns vielmehr, wie viel, und wie viel Interessantes und Eigentümliches jeder Dichter von seinem Schaffen auszusagen imstande ist, wenn ihn irgend ein äußerer Anlaß zum Reden bringt. Gewiß „bleibt immer etwas Anonymes dabei", aber sehr vieles ist von vornherein nicht anonym, oder läßt sich, wenn das Werk vollendet ist, vom Dichter in sich ins Klare bringen, wenn er will. Je mehr solcher Mitteilungen wir haben, desto größer wird unser Verständnis für Dichter und Dichtung, und Verständnis stärkt die Teilnahme und erhöht den Genuß. Es wäre gewiß irrig, anzunehmen, daß wir auf diesem Wege hinter das Geheimnis der „Physiologie der Dichtung" so völlig gelangen könnten, wie uns irgend ein chemischer Prozeß klar wird. Aber nur der Banause, und es giebt auch unter den Kritikern sehr viele Leute dieses Schlages, wird der Meinung sein, daß alles unbewußt ist, daß der Poet einer Windharfe gleicht, die tönt, wenn die Luftwellen über sie streichen. Je mehr solcher Mitteilungen wir haben, desto besser, auch wenn nicht alle Dichter so viel Kunstverstand, Selbstbeobachtung und gutes Gedächtnis haben werden, um ihren Bericht gleich klar und eingehend zu geben, wie es Fanny Lewald hier thut. Und die Aufzeichnung stammt aus ihrem 60. Lebensjahre (1871)!

Welch merkwürdige Frau! — gewiß auch eine Individualität von scharfer Prägung und dabei doch eine typische Gestalt ihrer Zeit — dieser Ausruf tritt uns immer wieder auf die Lippen, wenn wir im Buche lesen. Alle Probleme der Zeit liegen ihr am Herzen, wie nur irgend eine persönliche Frage, sie arbeitet sie angestrengt in sich durch, aber über den Bannkreis der Vorstellungen ihrer Zeit kommt sie dabei doch nicht heraus. Hier ein besonders merkwürdiges Beispiel:

„11. September 1871. In der Schlaflosigkeit der Nacht dachte ich über das Wesen der kommerziellen Vereinigungen, der Handelsbanken, und über die Umgestaltung aller großen gewerblichen Unternehmungen in Aktiengesellschaften nach — und mußte es im Prinzip billigen, sofern dadurch jedem Arbeiter in diesen letzteren die Möglichkeit geboten wird, mit dem kleinsten von ihm erworbenen Kapital eine Aktie zu kaufen, und dadurch von diesem Kapital den bedeutenderen Zinsfuß zu erlangen, den sonst nur das große Kapital sich anzueignen vermag."

Wie viele Frauen hat es je gegeben, wie viele wird es geben, die „in der Schlaflosigkeit der Nacht" über ein solches Problem nachdenken?! Und das Resultat? Sie billigt diese Entwicklung — aber aus welchem Grunde! Weil sich dann jeder Arbeiter eine Aktie kaufen kann! Wie wenige dies könnten, und, wenn sie könnten, wie unrecht sie thäten, ihre sauer erworbenen Spargroschen riskanten Unternehmungen anzuvertrauen, die selbst bei reellem Betrieb abwechselnd große, winzige oder gar keine Dividenden zahlen, fällt ihr gar nicht bei! Und alle anderen Folgen dieser Umwälzung, namentlich auch die Folgen für den Arbeiter, sieht sie nicht! Aber haben ihre anderen Zeit- und Standesgenossen sie gesehen?! Sie blieben im Bannkreise der kapitalistischen Weltanschauung, in dem sie groß geworden, und starrten der socialen Bewegung mit leisem Schreck oder mit höhnischer Überlegenheit ins Antlitz. Es fällt uns nur bei Fanny Lewald mehr auf, weil sie klüger war, als die meisten Männer ihrer Zeit.

Wie richtig ist z. B ihr Urteil über Menschen! Zur Probe sei das folgende über Berthold Auerbach angeführt:

„Berthold Auerbach ist im Grunde ein guter Kerl! Er kann nur das Prahlen und Patronisieren nicht lassen. Alles hat er gemacht, veranlaßt, gefunden, gesagt, geraten. Wenn ich nicht wüßte, wer mein Vater und meine Mutter gewesen sind, es könnte mir bange werden, daß er sich auch dafür ausgäbe. Er kandiert sich und die andern ebenso wie seine Dorfbewohner, aber er meint es gut mit sich, mit uns, mit ihnen — und er glaubt daran. Er ist sehr gescheit, im Grunde sehr gut, und ein Dichter ist er ganz gewiß."

Wer so scharfe Augen hat, kommt, wenn auch nicht im Ganzen, so doch im Einzelnen über die Vorurteile seiner Zeit hinaus. So gehörte z. B. wahrlich nicht wenig Selbständigkeit des Denkens dazu, um im Jahre 1875 die folgende Bemerkung niederzuschreiben:

„Ein Nachteil des öffentlichen Lebens, der sogenannten Volksbildungsvereine und selbst des Parlamentarismus ist es, daß sie die Männer oberflächlich und zu Schwätzern machen. Die Volksvertreter in der großen Mehrzahl kommen zu dem souveränen Aburteilen über Dinge, über die sie sich erst zum Zwecke des darüber Reden- und Entscheidenkönnens oberflächlich unterrichtet haben. Sie stellen sich damit auf den Standpunkt der Fürsten, die es früher ihren wohlunterrichteten, verantwortlichen Räten oft so sauer machten. Wenn Parlamentarier Moltke belehren, wird einem Verständigen, der außerhalb steht, förmlich übel zu Mute. Ebenso ist es, wenn ich höre und lese, über welche Themas die Herren in den Volksvereinen die biertrinkende und rauchende Zuhörerschaft unterhalten. Sie lehren Dinge, die sie selber nicht verstehen, sprechen um ein Körnchen von unvollständig eingesammeltem Wissen einen stundenlangen Brei herum, und dann sagen die Hörer sich: Das also ist's um diese Wissenschaft? Das ist ja eine Kleinigkeit! . . . Diese Kneipenbildung halte ich für ein wahres Unheil!"

Wer hielte sie heute nicht dafür?! Und wer dächte nicht heute objektiv auch über die Schattenseiten des Parlamentarismus?! Aber vor einem Vierteljahrhundert war dies eben nicht ganz so leicht, wie es heute scheint. Und zu dem Vorzug eines ungewöhnlich scharfen Intellekts war dieser Frau auch die Gnade gegönnt, ihn bis ins höchste Alter ungeschwächt bewahren zu dürfen. Blättern wir in der zweiten Hälfte des Buches (von 1871 ab), so mahnen uns nur Stellen, wie die folgende, daß es eine Greisin ist, die sie geschrieben hat:

„Dem geliebten kleinen H. B. hatte man in sein Glas Wasser ein Stückchen Eis hineingethan, das er immerfort betrachtete, — mit einemmale fing er bitterlich zu weinen an, denn sein Eis war fort, und er hatte es doch eben noch gesehen, und wollte durchaus wissen, wer es ihm genommen hätte, und wo es denn geblieben sei. Er war so traurig, daß es komisch wirkte. Mich aber rührten seine großen, dicken Thränen, denn es geht uns Menschen mit dem Leben, wie dem armen Jungen mit seinem Stückchen Eis. Wir meinen es zu halten, wissen uns sicher in seinem Besitze — und es schmilzt uns unter unserem Denken weg und ist zu Ende und dahin und wir fragen: wo ist es denn geblieben?!"

Digitized by Google

Die Aussprüche häufen sich immer mehr, klingen immer bitterer, ja trotziger, ja älter sie wird; wenigen Menschen ist wohl das Altern so schwer gefallen, wie Fanny Lewald. Erst als ihr Gatte gestorben war (Oktober 1876), kamen auch ihr Todesgedanken, und zwei Jahre später (Dezember 1878) schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Daß die indischen Witwen sich bei dem Tode und mit der Leiche ihres Mannes verbrennen, ist, wenn ich mein tiefstes Herz befrage, eigentlich das Naturgemäßeste. Ich werde das bittere, schmerzliche Gefühl nicht los, daß es mir nicht zukommt, zu leben, da Adolf nicht mehr ist."

Dies Gefühl eines unersetzlichen Verlustes, der unsäglichen Einsamkeit, das Gefühl, für niemand mehr notwendig zu sein, hat sie nie mehr verlassen, auch nicht im Treiben lebhafter Geselligkeit Aber erst am 4. November 1883 schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Den letzten Rest von Glück habe ich heute verloren mit der Erfahrung, daß ich mit dem linken Auge nicht mehr frei sehe. Als ich jung war, las ich mit Schaudern „les derniers jours d'un condamné" — jetzt im Alter erlebe ich sie!" . . . .

Die Heimsuchung ging gnädiger vorüber, als sie befürchtet hatte, aber ihr Gemüt blieb umdüstert von den Schatten der Einsamkeit, wohl auch der Todesfurcht. Die letzte Eintragung im Buche lautet:

„13. Dezember 1888. Mit voller Geisteskraft unter Leiden und Schmerzen auf seinen letzten Herzschlag warten und sich dabei sagen: dann ist alles vorbei all das Lieben, all das Glück — das ist ein trauriges Stück Arbeit — und ich betreibe diese Arbeit schon so lange. Jeder erlebt den Weltuntergang in sich."

Erst acht Monate später — am 5. August 1889 — erlöste sie der Tod von einem Siechtum, einem Dahindämmern, das gerade einem Menschen wie sie, an dem jeder Nerv Thatkraft war, furchtbar sein mußte.

„Es stirbt, glaube ich, jeder, ohne sein letztes Wort gesagt zu haben," lautet eine Stelle aus ihren Greisenjahren. Fanny Lewald aber hat, so weit dies einem Menschen überhaupt möglich ist, in diesem Buche ihr letztes Wort gesagt.

Litterarische Notizen.

— Hamburger Bilder für Kinder von Ilse Frapan. Verlag von Otto Meißner in Hamburg, 1900. Ilse Frapan ist eine Dichterin von nicht allzustarker, aber doch immerhin eigentümlicher und echter Begabung und darum darf jedes Buch von ihr den Anspruch erheben, sorglich geprüft und ernsthaft beurteilt zu werden. Das vorliegende darf dies um so mehr beanspruchen, als es neue oder doch wenig begangene Bahnen einschlägt. Es ist ein Buch für Kinder, das sich von dem Meisten, was mit dieser Bestimmung auf den Büchermarkt kommt, sehr scharf unterscheidet. In einem Geleitwort, das dem Werkchen beigelegt ist, sagt die Verfasserin darüber: „Kleine Bilder aus der Großstadt wollte ich geben. Die zarten scharfen Kinderaugen hinlenken auf Formen und Farben, indem ich selber mich von allem Wissen frei zu machen suchte: Anschauungsunterricht, unmittelbare Freude an den Dingen, ganz abgesehen von ihrer Bedeutung, von ihrem Nutzen und Schaden. Das Kind ist ja eigentlich ganz Auge, bis man ihm die Augen künstlich verhängt mit lauter weit abliegenden oder verblaßten und toten Dingen. Das Kind ist ja eigentlich auch ganz Freude, bis wir ihm unsere erwachsene graue Meinung und Stimmung aufprägen über die Welt, die es umgiebt. Mögen mir diese kleinen Stimmungsbilder nun gelungen sein oder nicht — nie habe ich mit größerer Freude, geschrieben. Während dieser Arbeit war jeder Tag ein Fest. Ich war auch nie mehr ich selbst, als in dieser Zeit. —" Das klingt gewiß vielverheißend im besten Sinne des Wortes, d. h. man sagt sich: Das kann ein reizendes Buch geworden sein, wenn nur die ungeheure Schwierigkeit, für Kinder anschaulich und reizvoll zu beschreiben, überwunden ist. Das können so wenige, die einen schlagen einen Ton an, dem die kleinen Leser nicht recht folgen können, die anderen zwingen sich zu süßlicher, zuweilen mit Absicht albern thuender Niedlichkeit. Liest man das Büchlein, so wird man ohne weiteres zugeben, daß die zuletzt bezeichnete Klippe durchaus vermieden ist; nirgendwo hat man die peinliche Empfindung, daß ein Erwachsener seine Stimme zu einem Kinderdiskant preßt und in absichtlich unbeholfenen Sätzen dummes Zeug redet, nur weil ihm dies für Kinder gerade gut genug erscheint. Aber die andere Gefahr, den Ton zu hoch zu greifen?! Diese Gefahr scheint uns nicht immer vermieden. Das folgende Bildchen z. B. — es ist gleich das erste im Buche — ist zweifellos eine hübsche Federskizze, aber ob Kinder sich so recht daran werden erfreuen können?! Man urteile selbst; wir setzen die wenigen Zeilen hierher: „Nebel. Heute morgen wachte ich früh auf. Ich guckte aus dem Fenster, weil ich sehen wollte, ob schönes Wetter sei. Aber was ist das? Ich sehe fast nichts! Wo ist der Turm der Catharinenkirche geblieben mit seinem schönen grünen Dach? Ist er heute Nacht umgefallen? Ich rufe: „Mama! Mama! Der Kirchturm ist weg! Der Turm ist umgefallen!" Mama kommt nicht, sie wäscht schon in der Küche auf Ich sehe nach den Häusern gegenüber; sie sind ganz undeutlich, wie unter einem Schleier. Ich sehe auf die Straße hinunter, da gehen Leute zur Arbeit, aber ich kann sie nicht erkennen. Die Straße ist wie voll grauem Rauch. Endlich lief ich zur Mama in die Küche. Ich war ganz ängstlich. „Ja, das ist der Nebel!" sagte Mama und lachte." Wie gesagt, das liest jeder Erwachsene ganz gern. Aber wie wird es auf Kinder wirken? Die Sache interessiert uns; wir haben das Experiment gemacht und die wenigen Zeilen zwei Berliner Kindern vorgelesen, einem siebenjährigen Knaben und einem achtjährigen Mädchen. Der Knabe sagte: „Nun weiter." Und auf unsere Antwort, das sei Alles: „Aber das ist ja keine Geschichte, jetzt muß erst die Geschichte anfangen!" Das Mädchen aber sagte: „Ich habe gleich gewußt, daß das nur Nebel war Das Kind war dumm." So hätte denn Ilse Frapan vor den beiden kleinen Kritikern viel schlimmer bestanden, als vor uns, und wir fürchten, das ist mehr, als nur eben eine einzelne Erfahrung. Indeß, das ist vielleicht ein Irrtum. Was wir aber ganz genau zu wissen glauben, ist, daß die größeren Aufsätze, die eigentlichen Geschichten, die unseres Nachbars Knabe vermißte, dem kleinen Volk noch viel weniger munden werden. Sie werden zu wenig davon haben, ihre Phantasie wird unangeregt bleiben und der Reiz der Form ist naturgemäß für sie noch kein Ersatz. Die Stunde aber, die wir an das Buch gewendet haben, reut uns trotzdem nicht. Ilse Frapan hat neben Gutem auch viel Unerquickliches geschrieben; es ist etwas Unausgeglichenes in ihrer ganzen litterarischen Persönlichkeit. Dies Buch aber ist rein empfunden und mit Liebe geschrieben. Mag das Experiment gelungen sein oder nicht, — sie hat Großes angestrebt und Hübsches geleistet. Das Buch zeugt von edlem Wollen und sicherem Geschmack — daß ihm ein unglaublich geschmackloses Titelbild vorgeheftet ist, dafür kann die Verfasserin nichts.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnetes Buch ist der Redaktion zur Recension zugekommen:

Horn, Flora. Abbazia. Zweite vermehrte Auflage. 1900. E. Piersons Verlag.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 9. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 1. August 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen:

Heliotrop.

Gedichte
von
Ferdinand Hoefer.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**, eleg. geb. Mk. **3,50**.

Ferdinand Hoefer, der in Braunschweig lebende Dichter, hat sich durch seine in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlichten Gedichte längst einen **geachteten Namen** unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart erworben. **Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung** zeichnen alle seine Gedichte aus.

Aus meiner Waldecke.

Gedichte
von
Karl Ernst Knodt.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**, eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Es freut uns, den trefflichen Liedern dieses hervorragenden Dichters, der als Pfarrer im Odenwald lebt, den Weg in die Oeffentlichkeit erschließen zu können. Prinz **Emil von Schönaich-Carolath**, sicherlich selbst ein berufener Dichter, dem das Manuskript vorlag, urteilt darüber: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur **starkes, reines Empfinden.** Mehrere dieser Gedichte sind **wahre Perlen.** Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der **reinen, frommfröhlichen Stimmung** ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der **innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.**“

Gestalten und Bilder.

Dichtungen
von
Wilhelm Idel.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**; eleg. gebd. Mk. **3,50**.

Im vorliegenden Bande bietet der rheinische Dichter Balladen von knapper Sprache und dramatisch belebter Handlung, stimmungsvolle Naturbilder, zarte Lieder, schwungvolle Oden und fein zugespitzte Distichen. Eine **Fülle mannigfaltiger, dichterischer Gaben von edlem Gehalt in schöner Form.**

Gedichte

von
Rosa Rübsaamen.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**; eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Die Verfasserin dieses Büchleins gehört zu den **wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen** der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist eine **seltene Musik der Form,** sowie **Tiefe des Empfindens und Kraft des Gestaltens.** Wir wagen es, eine Sammlung zu bieten, weil wir hoffen, daß jeder Leser dieses Bändchens ein Freund und Empfehler desselben werden wird. Neben hochdeutschen Gedichten enthält das Buch auch prächtige Dialekt-Gedichte in der heimischen Mundart der Verfasserin, der des Siegerlandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Digitized by Google

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion“ auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion“ und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte ꝛc. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung“ bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung“ stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den **sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII** sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: G. E. Chicago („B.“); M. Sch. Bremen („G.“ — wir bitten zum, wir wissen kaum mehr wie vielten Male um deutlichere Schrift); O. M. Offenburg („Fr.“); E. L. München („D. e. H.“ „Th.“); F. J. R. Königsberg i. Pr. („B.“); G. R. Frankfurt a. M. („B. a. d. R.“).

F. W. v. Oe. („A.“) Das Gedicht ist sehr talentvoll, aber im Gedanken nicht klar genug. Anderes werden wir gern lesen.

T. W. **Mannheim.** Eine derartige Studie haben wir nie publiziert, es liegt offenbar eine Verwechslung vor.

H. R. **Weimar.** Wir haben auch nur gerüchtweise davon gehört, der „große Fund“ erscheint uns von sehr fragwürdiger Bedeutung.

W. M. **Teplitz.** Das Buch wird Ende September erscheinen; für Ihr freundliches Interesse besten Dank.

☛ Alle bis 31. Mai d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 10, Hauptblatt: 31. Juli, Umschlagbogen: 1. August 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 11, Hauptblatt: 15. August 1900, Umschlagbogen: 16. August 1900.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung“

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

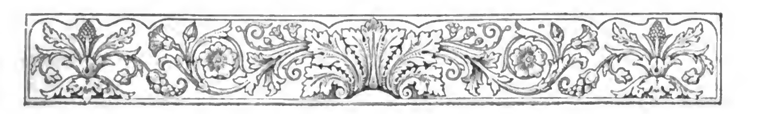
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“. — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark, Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Im Eise.

Skizze von Philipp Kniest.

Ein böser Winter war's!

Erst anfangs Januar freilich begann es zu frieren, mäßig zunächst, doch kittete ein starker Schneefall die Eisschollen auf den Flüssen und Buchten zusammen und machte selbst die von Eisbrechern offengehaltene Fahrrinne nach der Hafenstadt schwer passierbar. In der offenen See mehrte sich täglich das Treibeis und bereitete der Schiffahrt manche, aber doch noch keine unüberwindlichen Hindernisse. Der scharfe Ostwind war es zumeist, welcher den Dampfern draußen beschwerlich fiel, da er, hohen Wellengang erregend, verursachte, daß die Schiffe selbst, ihre Schornsteine, Masten und Takelung völlig übereisten. Wie sauer unter solchen Umständen die Arbeit an Bord werden mußte, läßt sich leicht denken. — Die Möglichkeit eines vollständigen Schlusses der Schiffahrt in der Ostsee lag nahe. Daß beladene Dampfer unter solchen Umständen abwartend liegen blieben, war natürlich, umsomehr noch, weil allen Anzeichen nach ein baldiger Umschlag der Witterung bevorzustehen schien.

Das thaten auch die beiden ganz beladenen und seefertigen, nach russischen Häfen bestimmten Dampfer „Baltic“ und „Germania“. Seit einigen Tagen lebten die Kapitäne Friedrichsen und Horstmann und die vollzählig an Bord versammelten Mannschaften in größter Spannung, denn die Wetterberichte aus dem Kanal verkündeten eine ostwärts fortschreitende Depression; der Telegraph meldete den Korrespondentrhedern aus dem Norden verhältnismäßig günstige Eisverhältnisse; auch der Frostgrade wurden weniger.

„Scholl der Wind us den Gefallen dohn, Horstmann, na Westen to lopen?“ fragte Kapitän Friedrichsen seinen Kollegen, mit welchem er an der Koje auf- und abwanderte.

„Dat is keine Frage!“ war die Antwort. „Kiek man bloß mal, wo unklar de Sünne unnergeit. Darto jöckt mi Finger und Föte. Morgen is Dauwäder. Ik bliw de Nacht an Bord, mit Dagwarden will ik dalwartsan gahn.“

„Denn willen wi den Isbräker bestellen. De mutt vörup! Tid hebben wi nich to verlören. Nunes kann wäten, wo bald et wedder anners utsüht.“

Sie gingen an das Hafenbüreau, wo sie den Führer des Eisbrechers fanden, der ihre Ansicht teilte und versprach, frühzeitig zur Stelle zu sein; er hege nicht den geringsten Zweifel, die Dampfer glücklich nach See lotsen zu können.

„Kamen Se mit, lüttje Olle,“ sagte Horstmann. „Wi willen en Glos up gode Reise drinken!“

„Gott segne de Fahrt!“ Mit diesem Wunsche leerten die drei Kapitäne im Schifferhause ihre Gläser. Dann holten die beiden Dampferkommandeure ihre Papiere vom Kontor und erhielten jeder die übereinstimmende Mahnung mit auf den Weg:

„Seien Sie vorsichtig und bleiben Sie mit den Dampfern bei einander, damit Sie nötigenfalls sich gegenseitig helfen können. — Übrigens reisen Sie mit Gott und — riskieren Sie nichts. Ihr Bestimmungshafen ist heutigen Börsenberichten zufolge fast gänzlich eisfrei.“

Richtig lief in der Nacht noch der Wind westlich. Die Luft war bei Tagesgrauen zwar ziemlich dick, aber gut sichtig, trotz leisen Schneefalls. Der Eisbrecher meldete früh durch beharrliches Pfeifen seine Ankunft und zermalmte mit einer Kreisfahrt das Eis des Hafens, in welchem „Baltic“ und „Germania“ festgefroren lagen, ihnen so den Zugang nach der Fahrwasserrinne bahnend, der sie unter guten Wünschen der Hafenwächter rüstig zusteuerten.

Die aufgehende Sonne rötete die den Horizont umlagernde Nebelbank und durchbrach sie mählich; die feurige, glühende Kugel stieg hinter den wie Schattenrisse sich am Himmel abzeichnenden Häusermassen und hohen Türmen der Stadt empor. Dumpf dröhnten an den Bugen der langsam vorrückenden Dampfer die schon von dem Eisbrecher zerkleinerten dicken Eisschollen und flossen zu beiden Seiten, widerwillig sich bäumend, ab. Auf den Kommandobrücken standen die Kapitäne und schauten voraus, sich oft vor Kälte die Hände reibend, während

Digitized by Google

der vorn am Ankerkrahn wachhabende Matrose, mit so schwächlichen Mitteln nicht zufrieden, die Arme kreuzweise in schnellem Tempo aneinander schlug, um nicht zu verklammen. Die andern Leute hatten an Deck genügende Arbeit, alles nach Seemannsgebrauch zu trimmen und zu klaren. In der Kombüse kochte der Kaffee, die Jungens schleppten mit Kannen und Bowls nach dem Logis, wo mancher im Vorbeigehen ein übriges that und einen kräftigen Schluck zur inneren Erwärmung nahm.-

An Bord eines jeden Schiffes pflegt irgend ein erfahrener Kerl mit grauem Kopf und schlauen Augen zu sein, die verkörperte Weisheit, sei's nun der Bootsmann oder der Zimmermann, der so lange schon die See durchfurcht hat, daß er garnicht mehr weiß, wieviele Jahre es her sind. Sowohl die „Baltic", wie auch die „Germania" besaß solchen Schatz. Beider Gedanken steuerten jetzt den gleichen Kurs; die alten Burschen brummten vor sich hin:

„De Luft gefallt mi nich. Wenn dat man god geit! Use Kaptein hadd de Sake man noch en bäten aftöwen schollt. Wer weet, wo wi hen verslagen doht!"...

Auch der Steuermann Jost auf der „Baltic" simulierte ein wenig. Er gedachte des Abschieds von seiner Braut am vorigen Abend. Sie hatte ihm das Herz etwas schwer gemacht und allerlei Befürchtungen ausgesprochen, die er zwar lachend abwehrte, aber doch so ganz nicht abschütteln konnte. Die stiegen jetzt wieder vor ihm auf, er wehrte ihnen jedoch, indem er sich dem Häuschen zuwandte, wo Nero, der Schiffshund, ein riesiger Bernhardiner, welcher freiwillig nie den Dampfer verließ, sein ständiges Lager während der Fahrt nahm, weil ihm der Anblick der wogenden See nicht zu behagen schien.

„Nu, Nero, wat seggst Du?" rief er ihm zu.

Das sonst so freundliche und zuthunliche Tier knurrte sehr ungnädig, ja, machte sogar Miene, nach der ihn streichelnden Hand zu schnappen.

„Na, na, man ruhig! Du hest woll slecht slapen, oder wat fehlt Di sunst?"

Der Hund knurrte wieder und rollte sich, als ob ihm ungemütlich zu Sinne sei, zusammen. Jost ging seines Weges. —

Langsam, aber stetig, strebten die Dampfer vorwärts. Der hohe Leuchtturm an der Mündung des Stroms kam in Sicht und rückte immer näher. Vollständig gesiegt hatte die Sonne noch nicht, tief zu Füßen lag noch leichter Nebel, aber zu Häupten der Himmel erschien klar. Die Flagge der Lotsenstation wehte aus südlicher Richtung, mit leiser Neigung von Osten. In der Bucht lag eine feste Eisdecke, in welcher die hindurch gebrochene Fahrrinne sich deutlich abzeichnete. Endlich erreichte der Convoi das Städtchen, dessen Hafen in der Nähe des Zollhauses ganz eisfrei war. Da Kapitän Horstmann noch ein Telegramm vom Kontor erwartete, so legten die Dampfer an die Landungsbrücke, den Eisbrecher langsam vorausfahren lassend. Der Lotsenkommandeur überreichte selbst die eingetroffene Depesche. Sie enthielt die Nachricht, daß die Eisverhältnisse bei Reval unverändert geblieben seien. Der Beamte wechselte einige Worte mit den Kapitänen, welche die Achseln zuckten, als er meinte:

„Wi kriegen wedder Frost und twarsten scharpen Frost! Das Barometer fluggt in de Höchte, in't Osten klart et up. Ik in Ähre Stelle wurd liggen bliwen un aftöwen, — man kann doch nich wäten..."

„Wi möten Order pareeren," entgegnete Kapitän Friedrichsen, „un wi quält us ock sachte dör. Schipp und Maschinen sind in bester Ordnung, dat Driwis (Treibeis) buten in See kann us nich väl anhebben."

„Nu, denn mit Gott!" rief der Lotsenkommandeur. „Holen Se sich man tosamen! Twee is jümmer bäter os Een. Se könen eenanner bispringen. Wat Winterdags passeert, kann Nunes nich wäten. Jungens, Jungens, Ji kriegt orrig wat to riten, eher Ji mal in See kamt! Süh! Der Isbräker is fix an de Arbeit un quält sick af, all wat he kann."

Ja! Das sah man schon vom Lande aus, und deutlicher noch zwischen den Molen, während die beiden sich gleich wieder in Bewegung setzenden Dampfer nach See hinaussteuerten. Hier war das Eis ungleich stärker als auf dem Strome und schwierig zu forcieren, obgleich der Eisbrecher eine Rinne hergestellt hatte. Jetzt griff er einen Wall von Packeis, der den Zugang zur See noch versperrte, mit aller seiner Macht an.

Beide Kapitäne schüttelten die Köpfe, die weisen Grauköpfe brummten, Steuermann Jost dachte heim, Nero kam seiner Gewohnheit gemäß aus dem Hundehaus hervor, bellte aber keineswegs wie sonst lustig das Land zum Abschiede an, nein, er heulte in wahrhaft entsetzlicher Weise.

„Wat fehlt dem Hund?" fragte Kapitän Friedrichsen.

„Weet nich, Kaptein," war die Antwort. „He is wedder inkropen un ward nu woll still wehrn"...

Wir lassen jetzt die „Germania" vorausfahren

Digitized by Google

und folgen den weiteren Ereignissen an Bord der „Baltic“, die als der kleinere Dampfer sich in bescheidener Entfernung hielt.

Die „Germania“ ging nur langsam vorwärts, da in jenem, den Zugang nach See versperrenden Eiswall von dem Eisbrecher noch keine fahrbare Straße gebrochen war. Letzterer arbeitete mit Gewalt unter der höchsten Anspannung seiner Maschine. Lange schien es, als ob alle Anstrengungen vergeblich sein würden; oft ward ein Zulauf nötig, um durch vergrößerten Anprall die Mauer zu zertrümmern. Dann wieder rannte er fest mit seinem runden überhängenden Buge; es kostete große Mühe und Anstrengung, ihn los- und wieder in die Fahrrinne zu bringen, in welcher allein er seine Kräfte voll entfalten konnte. Aufregend war es, die übereinandergeschobenen Schollen und Eisberge brechen und schlittern zu sehen, sie krachen und donnern zu hören.

Steuermann Jost stand neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke. Friedrichsen hielt sein Fernrohr auf den Eiswall gerichtet. Noch immer war kein Erfolg zu sehen, keine Fortschritte des Eisbrechers zu entdecken. Nero im Hundehause knurrte und heulte jämmerlich.

„Wenn doch de verdammte Hund de Näse man holen woll!“ schimpfte der Kapitän. „Da kann Eener ja verruckt bi warden.“

Jost fühlte sich merkwürdig bedrückt. Es war ihm sonderbar zu Sinne.

„Dat schient nicks nich to helpen, Kaptein!“ äußerte er mißmutig.

„So, Stürmann? Dor, nehmen Se mal det Glas! Ik sage, wi kamen bald dör. Wenn mi nich alles druggt, is dargunnen jetzt apen (offenes) Water to sehen.“

„Se hebben recht, Kaptein,“ antwortete Jost, nachdem er einige Sekunden hindurch das Fernrohr benutzt hatte.

Da erklang auch schon ein Hurrah an Bord des Eisbrechers, die Flagge am Heck desselben ging in die Höhe. Der Weg in die See lag frei, in voller Fahrt schoß der Eisbrecher durch die schmale Öffnung hinaus.

Die Mannschaften an Bord der beiden Dampfer erwiderten das Hurrah, an den Toppen und Gaffeln wehten die Flaggen, langsam und majestätisch folgten „Baltic“ und „Germania“ dem kleinen, aber mächtigen Pionier, welcher, draußen beigedreht, sie vorüberfahren ließ.

„Ik sage, Ji kamt god hen,“ rief ihnen der weißhaarige Kapitän desselben zu. „De Luft klart up, dat sleit doch wedder tum Frost. Gode Reise!“

Friedrichsen und Horstmann nickten dem Alten freundlich zu. Was sie dachten, das äußerten sie nicht, beide kommandierten „Volldampf“; und so steuerten die Dampfer in Kiellinie in die Bucht hinaus, auf deren offenem Wasser nur vereinzelte Schollen und größere Eisfelder sich schaukelten.

Nero heulte und knurrte noch immerfort und schwieg erst dann, als er nach langer Überlegung einen ihm hingeworfenen Knochen in Arbeit nahm.

Die Reise verlief gut und fast unbehindert bis zu der Enge zwischen Warnemünde und Gjedser, wo eine zwar dünne, aber doch feste Eisdecke verhältnismäßig leicht zu durchbrechen war, weil die hier zwischen Deutschland und Dänemark verkehrenden Postdampfer kräftig vorgearbeitet hatten. Weiter nordöstlich befand sich wieder offenes Wasser, aber voller Eisfelder, die einigen Aufenthalt verursachten. Da die Kälte indessen fortwährend zunahm, welche der aus östlicher Richtung wehende, schneidende Wind doppelt fühlbar machte, so ward allgemach der Aufenthalt an Deck sehr unangenehm, vollends noch, als das über Bord kommende Spritzwasser sogleich gefror und vorn auf der Back und an sonst freiliegenden Stellen alle Gegenstände gänzlich übereisete. Die Speigaten konnten nur mit Mühe und unter Anwendung heißen Wassers aus den Dampfkesseln offen gehalten werden. Unter dem Heck über dem Schraubenbrunnen hingen riesige Eiszapfen herab. Der nicht kondensierte überflüssige Dampf verhüllte gelegentlich wie eine weiße Wolke die beiden rüstig arbeitenden Dampfer.

„Wenn dat man god geit!“ wiederholte brummend, und um sich zu wärmen, seine Arme mehrmals übereinander schlagend, der alte Junge, Bootsmann Grisbart. „De Sünn geit klar und in Für und Flammen unner. Dat bedüdd nicks Godes nich! De leewe Gott mag't vorsehn. Dar is nu nicks nich mehr gegen to bruken. Wi sünd'n vör und möt'n dör!“ —

Die Nacht kam heran, das Feuer von Arcona leuchtete auf. Allmählich flaute der Wind ab und schlief endlich ganz ein. Der klarste Himmel wölbte sich über der See, in seltener Pracht funkelten und glänzten die Sterne. Aber die Kälte nahm stark zu. Kapitän und Steuermann auf der Kommandobrücke, die auf Deck und auf der Back aufgestellten Wachen konnten sich kaum vor dem scharfen Froste schützen, den sogar die in ihren Kojen liegenden Leute fühlten. Heißer Thee und Kaffee war Losung und Feldgeschrei, der kleine schmierige Kochsmaat hatte die größte Not, alle Ansprüche zu be-

Digitized by Google

friedigen; er und der Koch waren vielleicht die einzigen an Bord, welchen nicht fror, der eine infolge der unablässigen Bewegung, der andere dank seines Postens am heißen Herde.

Von der vorausfahrenden „Germania“ leuchtete das Hecklicht herüber; die „Baltic“, welche eine verhältnismäßig starke Maschine besaß, konnte leicht dem größeren Dampfer folgen. Allerdings verminderte sich beider Schiffe Fahrt, denn in der See bildete sich neues Eis, welches aber, wie die auch hier und da befindlichen älteren Eisfelder, doch noch bewältigt werden konnte. Wenn weiterhin nicht größere Hindernisse in den Weg kamen, dann war auf glückliche Vollendung der Reise zu rechnen. Aber weder Nero, noch der alte Grisbart hegten solche Erwartung, denn der Hund heulte und knurrte wieder, und der Bootsmann brummte unablässig, mißmutig sein Prümpte Taback von einer Seite des Gaumens auf die andere wälzend:

„Hal de Düwell so'n Nordpolexpeditschon! De Seel' frust Eenen ja in 'n Liwe un der leewe Toback ward in 'n Munne to 'n Isklumpen! Noch hebben wi Gange, aberst dat wahrt kine Stunne mehr, denn kamt wi to sitten, — ja, un wat denn? . . . Süh, süh, dar hebben wi ja all dat Spälwark!“

Durch die Stille der Nacht, nur unterbrochen durch das stetige taktmäßige Arbeiten der Maschine, das Krachen des zerbrochenen Eises und das Rauschen des Wassers, tönte plötzlich ein schriller Signalpfiff von der „Germania“. Das Kommando „Langsam!“ ging sogleich von der Brücke der „Baltic“ in den Maschinenraum hinab, denn das scharfe Auge des Kapitäns gewahrte, daß der Raum zwischen den beiden Dampfern sich verkürzt hatte. Was hat das zu bedeuten? Ist auf der „Germania“ etwas in Unordnung? Vielleicht auch hat nur stärkeres Eis ihren Fortgang gehemmt.

„Stillliggen is nich, Stürmann,“ sagte Kapitän Friedrichsen, „sunst hebben wi den Damper nich mehr in 'r Gewalt. Gew Gott, dat dargunnen kin Malheur passeert is.“

„De Mann an 't Roer (Steuer) klagt ook all, dat dat Schipp swar stüern deit.“

„Dar is nicks up to gewen, Stürmann! De Mann is en bäten verklammt. Laaten Se em aflösen un mit en Kump heeten Koffee updauen! . . . Kiek eens, dat Licht geit fudder . . . Se is wedder in Bewegung. Gott Lof und Dank!“

Wieder schrillten einige Pfiffe, die fast fröhlich klangen und Kapitän Friedrichsen veranlaßten, den Maschinentelegraphen auf „Volle Kraft voraus“ zu stellen. Die „Baltic“ durchschnitt das Eis in der von der „Germania“ gebrochenen Rinne, eine keineswegs leichte Arbeit, da die Schollen bei der furchtbaren Kälte sogleich wieder zusammenfroren. Augenscheinlich waren die Dampfer in älteres Eis geraten, — dort lag ja auch eine Menge Packeis, welches vorhin die „Germania“ aufgehalten hatte.

Steuermann Jost schritt frierend auf der Brücke hin und her. Seine Gedanken eilten nach dem Häuschen am Hafen der Vaterstadt, wo, wie er wußte, jemand seiner gedachte. Dann richtete er seinen Blick hinauf nach dem Sternenhimmel.

„Kaptein,“ rief er plötzlich, „mi ducht, de „Germania“ hett den Kors (Kurs) ännert.“

Friedrichsen sah nach dem Kompaß.

„Ja, wahrhaftig, Se hebben recht, en paar Strich südlicher! . . . Na, wat könt wi dohn? Wi möten folgen. Kaptein Horstmann weet, wat he deit. Dar is woll sunst kin Dörchkamen.“

Jost eilte nach dem Steuerkompaß und fand auch dort seine Beobachtung bestätigt.

Obgleich die „Baltic“ mit Volldampf arbeitete, so machte sie doch nur noch geringen Fortgang. Sichtlich nahm die Stärke des Eises zu. Das Anstürmen der Schollen gegen den Bug wurde immer stärker und etwas bedenklich.

„Laaten Se de Pumpen peilen,“ befahl der Kapitän.

Der Steuermann ordnete das Erforderliche an.

„De troet den Kram nich mehr,“ brummte Grisbart.

„Allens in 'r Riege, Kaptein,“ berichtete Jost. „Kin Druppen Water! De Damper hett ja ook erst nige Platten und Spanten vorn krägen. He kann all wat afholen.“

Gegen Morgen nahm die Kälte noch mehr zu. Das Thermometer auf Deck zeigte 18 Grad unter Null. Trotz der stärksten Anspannung ihrer Maschinen vermochten die beiden Dampfer sich nur noch mit großer Schwierigkeit einen Weg durch das Eis zu bahnen, welches, soweit das Auge reichte, die See bedeckte. Manchmal stockte sogar, wie deutlich durch das Fernrohr beobachtet werden konnte, die vorausgehende „Germania“, ja, mußte sogar rückwärts fahren, um durch einen dann wieder unternommenen Zulauf mit Gewalt das sich ihr entgegenstemmende Hindernis zu überwinden. Die in der Nachhut befindliche „Baltic“ folgte leichter, hatte aber dennoch, da alle Schollen sogleich wieder zusammenfroren, Mühe genug, daß sie nicht stecken blieb. Die Lage der Dinge begann nachgerade

Digitized by Google

kritisch zu werden. Zurück konnte man nicht mehr; wie lange man noch vorwärts kommen konnte, die Frage war schwer zu beantworten. Die Dampfer hatten sich soweit östlich von Arcona entfernt, daß das dortige Feuer und auch die pommersche Küste außer Sicht war.

Wie atmete alles an Bord auf, als nach einiger Zeit ein Strich, wahrscheinlich durch starke Strömung offengehaltenen Wassers erschien. Kräftig durchschnitten die Dampfer, frei gleich entfesselten Rossen auf der Weide, die ruhige See, in der sich die flammenden Gluten der aufgehenden Sonne prächtig spiegelten.

„Dat kenn ick!" murmelte Bootsmann Grisbart. „Dat Plaiseer ward nich lange wahren, denn sind wi wedder belurt und twarsten bannig. Dargunnen is ja all wedder en Isblink!"

Leider täuschte sich der Alte nicht.

Nach wenigen Minuten arbeitete die „Germania" wieder vor einer starken, kaum zu bewältigenden Eisbarriere. Doch gelang es anscheinend, allerdings nach einiger Anstrengung, wie Kapitän und Steuermann der langsam fahrenden „Baltic" zu sehen glaubten.

Plötzlich laute Signalpfiffe! Aus dem Ablaßrohr der „Germania" entwich eine gewaltige Dampfwolke.

„Wat hett dat nu to bedüden?" schrie Kapitän Friedrichsen. „Mankeert wat an de Maschine? Dat weer denn doch! . . Stopp!" signalisierte er in den Maschinenraum hinunter.

Jost fixierte mittlerweile durch das Fernrohr die „Germania".

„Dar is wat an 't Stürgeschirr unklar, Kaptein," sagte er. „Alle Mann loopt na achter. Dat ward sick woll gaue repareeren laaten."

„Willen wi hapen", antwortete Friedrichsen.

Kaum hatte er ausgeredet, so flogen Signalflaggen am Besanmast der „Germania" in die Höhe.

„Gaue use Morrgats her, dat wi antworten könt," rief der Kapitän, „ook dat Signalbook!"

Als Jost zurückkehrte, wehete eine ganze Reihe Signale drüben, aus welchen ohne Mühe entziffert werden konnte:

„Zu Hilfe kommen. Schraube gebrochen!"

„Herr du meines Lebens!" rief Friedrichsen. „Dat is ja en ganz smärige Geschichte!"

Jost hißte das Signal: „Verstanden!"

„Wat is to dohn?" sprach Friedrichsen vor sich hin. „Wi möten ähr äwert Stür ut' n Ise släpen und denn ward sich das äwrige finden."

Die Maschinen arbeiteten gleich wieder mit voller Kraft; die „Baltic" wendete und fuhr dann langsam rückwärts der im Eise festliegenden „Germania" zu. In das Eis selbst hineinzufahren, das mochte Kapitän Friedrichsen nicht wagen, um nicht die Schraube des eigenen Dampfers aufs Spiel zu setzen. Er ließ daher signalisieren:

„Bugsiertrosse mit Boot bringen!"

Das Boot von der „Germania" brachte die verlangte Stahltrosse, welche am Heck beider Dampfer befestigt wurde. Nun schlug die Maschine der „Baltic" wieder langsam an, um die „Germania" in Fahrt zu bringen. Das Manöver gelang auch. Allmählich wurde die Kraft vergrößert, es galt, den beschädigten Dampfer vorerst auf einer Seite frei zu machen. Leider aber riß er auf der andern Seite einen großen Teil des Eisfeldes mit sich fort, in welchem er blockiert gewesen war, ein Umstand, der, weil die „Germania" nicht steuern wollte, als sie in offenes Wasser gelangte, die „Baltic" in eine sehr gefährliche Lage brachte: Der vereinten Kraft der Strömung, des Andrängens von Eis und der des havarierten Dampfers war sie nicht gewachsen.

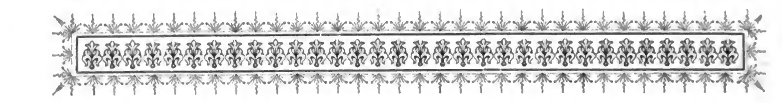
Fürchterliche Minuten folgten. Kapitän Friedrichsen manövrierte mit größter Umsicht und Geschicklichkeit. Nur eben noch vermochte er zu verhindern, das sein Dampfer nicht zwischen das Eis und die „Germania" lief, und damit entging derselbe der Gefahr des Erdrücktwerdens. Der Schraube durfte er nichts mehr zumuten, sie wäre ohne Zweifel in den Eismassen sogleich unbrauchbar geworden. Er ließ das Ruder so legen, daß die „Baltic" auf die freie Seite — das offene Wasser — zu liegen kommen mußte, was auch glücken zu wollen schien. Jetzt war es notwendig, die Maschine rückwärts arbeiten zu lassen. Alles ging soweit gut. Plötzlich aber kam die „Germania", von Eis und Strömung gefaßt, in Bewegung und rannte der „Baltic" mit dem Vordersteven in die Flanke. Ein gewaltiger Stoß, ein unheimliches Krachen! Der Dampfer legte sich auf die Seite; in breitem Strome ergoß sich das Wasser in das hineingerissene, große Loch und überlieferte dem Untergange das unglückliche Schiff, welches, die Schlepptrosse gekappt, mit voller Kraft, von der „Germania" weg, in das offene Wasser fuhr.

„Böte klar!" kommandierte Kapitän Friedrichsen.

(Schluß folgt.)



Digitized by Google



Ein Kuß.

Erzählung in Versen von Adolf Bessel.

(Schluß.)

Manfred sah seinen Kaiser an
Mit klaren, freien Augen,
Der Herrscher aber stand und sann,
Was hier wohl möge taugen.

„Und wen denn glaubtest Du, Gesell,
Im Parke zu umarmen?"

Manfred ward rot, dann bat er schnell:
„Herr, habt mit mir Erbarmen!
Wenn ich auch log, so will ich nie
Der Seele Heil erwerben,
Doch nimmer, nimmer nenn' ich sie,
Und müßt' ich drum auch sterben."

Der Kaiser schaute finster drein:
„Nur Wahrheit kann Dich retten. —
Graf Rainald soll Dein Richter sein.
Geht, legt den Schalk in Ketten!"

Und seinen Kanzler winkt' er her,
Der fern im Saal gestanden,
Das Herz von Sorgen voll und schwer,
Als er in Eisenbanden
Den jungen Knappen stehen sah.
Er dachte angstbeklommen,
Wie die Gefahr ihm selbst so nah,
Daß er ihr kaum entkommen.

Mit stummem Gruß sich neigend trat
Er zu dem Herrschersitze,
Und Friedrich sprach: „Du kennst die That,
Nun mag es Deinem Witze
Gelingen, daß ihr dunkler Grund
Sich unserm Blick erhelle,
Und daß nach strengem Recht Dein Mund
Ein weises Urteil fälle. —
Doch unsrer Herrin sei erlaubt,
Als Balsam ihrer Wunden
Den Spruch zu ändern, wenn sie glaubt,
Daß Du kein Recht gefunden."

Die Kaiserin ward ernst und bleich,
Wie sie das Wort vernommen.
Zwar klang es mild und gnadenreich,
Doch wollt' es ihr nicht frommen.
Auch ward kein Blick mehr dem gesandt,
Zu dem mit allen Sinnen
Noch jüngst sie sehnend sich gewandt,
Und kalt schritt sie von hinnen.

Derweile brauste durch den Park
Ein ungestümes Wetter,
Die Eichen bebten bis ins Mark,
Es flogen Zweig' und Blätter;
Von Blitzen flammte rings die Luft,
Und Donnerschläge rollten,
Als ob sie aus des Grabes Gruft
Die Schläfer wecken wollten.

Die Kaiserin Beatrix lag
Schlaflos auf seidnen Kissen,
Es schreckte jeder Donnerschlag
Ihr zitterndes Gewissen.
Denn Manfreds Schuld war nur gering,
Für die er sollte leiden.
Sie war, als sie den Kuß empfing,
Die Schuld'gere von beiden.
Nun sollte sie sein Richter sein
Und ihn am Leben strafen?
Dann ließ sie wohl der Reue Pein
Nie wieder ruhig schlafen.
Blieb aber unbestraft der Thor,
So möchte mancher staunen,
Und lächelnd würde man ins Ohr
Seltsame Mär sich raunen.
Sie fand im Herzen keinen Rat,
Zu bannen ihre Sorgen.
Indessen hatte sich genaht
Ein goldner Sommermorgen.
Verschwunden war der Wolken Heer
Verstummt des Sturmes Wüten,
Doch Regentropfen hingen schwer
An Blumen noch und Blüten.
Die Vögel sangen hell ihr Lied,
Zu wecken rings die Schläfer,
Und durch das duftende Gebiet
Flog Schmetterling und Käfer.

Auch Rainald hatte in der Nacht
Nicht Schlaf noch Ruh' gefunden;
Wie langsam schlichen, bang durchwacht,
Die flügellosen Stunden!
Ihn quälten Zweifel stets aufs neu',
Ob nicht der Herrscher ahnte,
Daß Dienerpflicht und Gattentreu
Verrat im stillen plante.
Was barg für einen dunklen Sinn
Sein ungewohntes Handeln,
Daß er erlaubt der Kaiserin,
Ein Urteil umzuwandeln?

Digitized by Google

Warum hielt er nicht selbst Gericht,
Wie er es sonst doch pflegte?
Seltsam, daß er die schwere Pflicht
Auf Rainalds Schultern legte.
Nicht Zufall war's. Den ließ ein Held
Wie Friedrich nichts entscheiden.
Nein. — Eine Falle ward gestellt
Den pflichtvergessnen Beiden.
Sie sollten Manfred nur zum Schein
Der Untreu' schuldig sprechen,
Und sollten selbst das Opfer sein,
Den Stab sich selber brechen.
Dann drohte wohl das Schlimmste gar,
Tod oder Schmach in Ketten.
Sein Geist schien aller Hilfe bar,
Um sie und sich zu retten.

Manfred indessen lag und schlief
Mit ruhigem Gemüte.
Ein Traum in jenes Land ihn rief,
Wo Lieb' und Glück ihm blühte.
Verschwunden war die dunkle Welt
In nebelgrauer Ferne;
Von tausend Lichtern aufgehellt,
Sah er das Reich der Sterne,
Und in der Schar der Cherubim
Auf bunten Blumenwegen
Kam leis' die schöne Gertrud ihm
Im Rosenschmuck entgegen.

Da wacht' er auf. Denn vor ihm stand
Der alte, graue Türmer:

„Steh auf, Du unbesonn'ner Fant,
Du Speise jetzt für Würmer!
Kopf ab mit Dir! Was mußt Du auch
Just eine Kais'rin küssen,
Kennst Du so wenig höfschen Brauch,
Wirst Du ihn lernen müssen.
Für Dich sind junge Mägde gut
In Küche oder Keller;
Triebst Du mit ihnen Übermut,
Du lockrer Vogelsteller,
So hätt' kein Hahn danach gekräht.
Statt dessen, welch Beginnen!
Beleidigst Du die Majestät,
Warst Du denn ganz von Sinnen?
Hast sonst doch Witz im Überfluß,
Greifst nicht nach sauren Trauben
Und durftest sicher einen Kuß
Von andren Lippen rauben."

„Das wollt' ich auch", rief Manfred schnell,
Da schmunzelte der Alte:

„Nenn' ihren Namen mir, Gesell,
Du weißt ja doch, ich halte
In solchen Sachen reinen Mund.
Was hast Du auch zu wagen?
Giebst Du mir ihren Namen kund,
Will ich sie heimlich fragen,
Ob Du mit ihr ein Stelldichein
Im Parke abgekartet,
Und sagt sie, daß auf sie allein
Du gestern Nacht gewartet,
Dann flüst're ich's Graf Rainald zu,
Weiß er, was Du verbrochen,
Läßt wohl der Henker Dich in Ruh,
Und Du wirst freigesprochen.
Dem Mädel krümmt man auch kein Haar,
Nichts Schlimmres kann geschehen,
Als daß ihr beide zum Altar
Müßt mit einander gehen.
Hübsch ist sie doch und jung dabei,
Sonst müßt' ich Dich nicht kennen.
Drum mach' geschwind! Mir kannst Du frei
Des Liebchens Namen nennen."

Doch Manfred keine Antwort gab,
Weil er sich zugeschworen,
Zu schweigen wie das tiefe Grab
Vor unberufnen Ohren.
Er hatte kaum die süße Qual
Gestanden seiner Lieben,
Und wäre jetzt ihm keine Wahl
Als Schmach und Tod geblieben,
Wenn das Geheimnis länger noch
Im Herzen er verwahrte,
Er wär' gestorben lieber doch,
Als daß er's offenbarte.
Allein er glaubte nicht an Tod
Von rohen Henkershänden;
Graf Rainald würde diese Not
Mit klugem Geist schon enden.

Bei allen Fragen blieb er stumm,
Mocht' auch der Alte drängen.
Der kehrte jetzt sich mürrisch um
Und rief: „So magst Du hängen!
Mich ärgern über solchen Wicht,
Das könnte just mir fehlen!
Graf Rainald mag nun im Gericht
Mit Dir sich selber quälen.
Er giebt mir keinen Deut dafür,
Daß ich mich heiser schreie.
Komm mit!" Und durch die Kerkerthür
Schritt er hinaus ins Freie.

Der Jüngling folgte schweigend nach
Am hohen Saal vorüber,
Und bald schon stand er im Gemach
Graf Rainald gegenüber.
Der sah ihn an mit ernstem Blick
Und sprach mit fester Stimme:
„In meiner Hand liegt Dein Geschick,
Das gute wie das schlimme.
Du weißt, ich mein's mit Dir nicht schlecht,
Oft konnt' ich Dir's bezeugen,
Doch darf ich nicht das starre Recht
Zu Deinen Gunsten beugen.
War es Dein Wille gestern Nacht,
Die Herrin frech zu kränken,
So steht es nicht in meiner Macht,
Das Leben Dir zu schenken.
Doch jagtest Du ein andres Wild,

Mußt Du's jetzt frei gestehen,
Alsdann soll gegen Dich auch mild
Der Urteilsspruch ergehen.
Verhehle nichts, verkünde schlicht,
Als Du den Kuß Dir raubtest,
Wer war es, deren Angesicht
Du zu berühren glaubtest?“

Und Manfred sprach: „O, Herr, verzeiht!
Gern will ich Euch bekennen,
Ich suchte eine andre Maid,
Doch darf ich sie nicht nennen;
Wie kann ich in der Leute Mund
Das holde Mädchen bringen,
Das tief mir ließ im Herzensgrund
Der Liebe Quell erspringen.“

Der Graf vernahm's. Die Ader schwoll
Auf seiner hohen Stirne.
Dann rief er mit verhaltnem Groll:
„Gleich nenne mir die Dirne!
So sprichst Du Deinem Gönner Hohn
Mit abgefeimten Lügen,
Ist das all' meiner Nachsicht Lohn?
Fürwahr, Du sollst Dich fügen!
Dein eigner Zeuge willst Du sein?
Wer traut denn solchem Thoren!
Ihr Zeugnis rettet Dich allein,
Lügst Du, bist Du verloren.“

„Wohlan denn, sei's! Ich nenn' sie nicht,“
Sprach Manfred ohne Zagen,
„Verurteilt mich nach Recht und Pflicht,
Ich kann es ruhig tragen.
Geküßt hab' ich die Kaiserin,
Doch nimmer war's mein Wille.
Warum kam sie zum Parke hin
In Dunkelheit und Stille,
Warum gab sie mir ihren Mund,
Ließ still den Kuß sich rauben?
Sie that's. War sie mit mir im Bund?
Wer wagte das zu glauben!
Und war sie's nicht, wie mögt Ihr dann
Ihr Wesen wohl erklären?
Den Kuß, den ich ihr abgewann, —
Wollt' sie ihn sonst gewähren?“ —

Bei diesen Worten ward der Graf
So bleich wie weißes Linnen.
Als Manfreds Blick ihn fragend traf,
Wußt' er nicht, was beginnen.
Fand dieser Knabe schon die Spur
Zu dem verborg'nen Werke,
Braucht' es wohl leichter Mühe nur,
Daß man die Wahrheit merke.
Ihn freizusprechen, war jetzt schlimm,
Ihn zu verdammen, schlimmer,
Er spähte dann in seinem Grimm
Nach jedem Hoffnungsschimmer.
Des Kaisers Mißtrau'n war erwacht,
Und wenn es Manfred nährte,
So brächt' er sicher den Verdacht
Bald auf die richt'ge Fährte. —
Nein, ihn zu strafen, war nicht klug,
Das möchte schwer sich rächen.
Wie aber konnte man mit Fug
Ihn los und ledig sprechen? —
Gleichviel. Es gab sonst keinen Rat.
Freut Euch, Ihr Bösewichter!
Jetzt wird der Richter Inculpat,
Der Angeklagte Richter.
Das ist nun zwar so selten nicht,
Nur darf's die Welt nicht ahnen,
Sonst käm' sie aus dem Gleichgewicht
Und rollte schiefe Bahnen.
Für sie giebt nur ein Richter kund,
Wie Recht und Pflicht sich reime,
Es ginge, thät's ein andrer Mund,
Die Ordnung aus dem Leime.
So will's der Brauch; ein Schuster muß
Sich nur mit Schuh'n befassen.
Genug, Graf Rainald kam zum Schluß,
Den Knappen freizulassen.
Nur ein Bedenken war dabei
Und machte ihm Beschwerden:
Sprach ihn die Kaiserin nicht frei,
Wie sollt' es dann wohl werden?
Das war, er sah es mit Verdruß,
Noch eine böse Klippe.
Bekommen hatte sie den Kuß,
Wenn auch von falscher Lippe;
Drum eben wär's nicht wunderbar,
Daß sie nun Rache nähme,
Sie sähe kaum wohl die Gefahr,
In die sie selber käme,
Und sagen mocht' er ihr doch nicht,
Wie er den Fall sich dachte.
Er zog in Falten sein Gesicht
Und sann, wie er's nun machte.

Als er noch grübelnd stand, vernahm
Sein Ohr den Klang der Thüre;
Und Kaiserin Beatrix kam,
Daß sie den Spruch erführe.
Schon längst erstickte Sorg' und Qual
In ihr des Zornes Feuer,
Auch schien ihr lächelnder Gemahl
Ihr gar nicht ganz geheuer.
Scheu sah sie erst den Jüngling an
Und scheuer noch den Grafen;
Ihr Antlitz jäh zu glühn begann,
Als sich die Blicke trafen.
„Welch Urteil spracht Ihr?“, frug sie leis'
Mit angsterfüllten Mienen.
„Gabt Ihr sein Haupt dem Henker preis?
Er möcht' es wohl verdienen,
Doch will ich mild und gnädig sein,
Er suchte mich zu kränken,
Legt ihn in Ketten — oder nein,
Auch das will ich ihm schenken.
Noch ist er jung, die Zeit wird ihn
Wohl Zucht und Sitte lehren,
Drum mag er frei von hinnen ziehn
Und niemals wiederkehren.“

Digitized by Google

Dem Grafen war es wie im Traum,
Als er das Wort vernommen.
So rasch und mühlos hatt' er kaum
Gehofft ans Ziel zu kommen.
Doch war das Rätsel nicht zu schwer,
Auch blieb's ihm nicht verborgen:
Es wurden beide, sie und er,
Gequält von gleichen Sorgen.

Zu Manfred wandt' er nun sich um,
Er winkte ihm zu gehen,
Der aber stand noch immer stumm
Und schien's nicht zu verstehen.
Man nahm ihn fest, man ließ ihn los
Nach Willkür und Belieben,
Jetzt ward er aus der Heimat Schoß
Ins Elend gar vertrieben;
Doch ob er schuldig, ob er's nicht,
Ihm wollt' es keiner sagen,
Er aber drang auf ein Gericht,
Unschuldig durft' er's wagen.

„Ich kann nicht fortgeh'n", sprach er drauf,
„Hab' ich verdient zu leiden,
So muß es nach des Rechtes Lauf
Ein Richterspruch entscheiden.
Und wenn ich Euch nicht zwingen kann
Zu Eures Amtes Pflichten,
Ruf' ich des Kaisers Weisheit an,
Er wird das Dunkel lichten."

Graf Rainald sah die Kaiserin
Bei diesem Wort erblassen,
Auch ihm verwirrte sich der Sinn,
Er konnte kaum sich fassen,
Und bangen Herzens sann er nach,
Welch' Antwort jetzt sich schicke —
Da trat der Kaiser ins Gemach
Mit hoheitsvollem Blicke.

Erst schwieg er eine kurze Frist,
Dann sprach er zu dem Grafen:

„Sag' mir Dein Urteil nun! Wie ist
Der Knabe hier zu strafen?
Du hast doch wohl auf Tod erkannt,
Das fordert sein Verbrechen,
Und unsre Herrin denkt den Fant
Gewiß nicht freizusprechen!
Schaff' drum den Henker gleich zur Stell',
Er harrt des Winks schon lange;
Du aber rüste Dich, Gesell,
Zu Deinem letzten Gange."

Jetzt trat Graf Rainald zögernd vor
Und sprach mit leiser Stimme:

„Herr, leihe gnädig uns Dein Ohr
Und strafe nicht im Grimme!
Als ich die Sache untersucht
Und lange mich besonnen,
Hab' ich als meines Eifers Frucht
Dies Urteil, Herr, gewonnen:
Nicht schuldig ist der Knappe dort
Der That, die er begangen,
Drum geh' er ohne Strafe fort,
Wohin ihn mag verlangen."

Dem Kaiser zuckte um den Mund
Ein Lächeln voll Behagen:
„Willst Du nun Deines Urteils Grund
Nicht auch mir gütigst sagen?"

Graf Rainald ward ein wenig bleich,
Jetzt kam er in die Klippen,
Doch nahm die Kaiserin sogleich
Das Wort ihm von den Lippen:

„Mein Herr und Gatte schließt das Buch,
Die Sache sei entschieden!
Denn ich bin mit dem Urteilsspruch
Des Kanzlers ganz zufrieden.
Ihr wißt ja, was der Knabe sprach,
Er wollte mich nicht küssen,
So that er mir auch keine Schmach.
Man wird ihm glauben müssen."

Der Kaiser sah ihr ins Gesicht:
„Glaub' nicht, daß ich Dich schmähle,
Du traust nun seinem Wort, das spricht
Für Deine gute Seele.
Zwar ist's des Angeklagten Recht,
Den Richter zu belügen,
Doch dieser hat sich nicht erfrecht,
Euch Gläub'ge zu betrügen.
Ja, Euer Urteil traf den Kern
In dieser schlimmen Sache,
Es lenkte Euch ein guter Stern
Der Milde, nicht die Rache.
Nur im Beweise seid ihr schwach,
Doch davon will ich schweigen;
Ich weiß, daß er die Wahrheit sprach,
Und kann es klar Euch zeigen.
Manfred wollt' seine Kaiserin
Mit seinem Kuß nicht kränken,
Nach einer Andren stand sein Sinn,
Mir dürft Ihr Glauben schenken."

Er öffnete mit rascher Hand
Des Zimmers hohe Thüre:

„Kennst Du die Schöne, junger Fant,
Die ich hier zu Dir führe?
Sie gab mir Dein Geheimnis kund,
Weil sie um Dich sich bangte.
War es nicht dieser rote Mund,
Nach dem Dein Herz verlangte?"

Der Jüngling wurde totenblaß,
Als er Gertrudis schaute,
Aus deren Augen jetzt das Naß
Der Thränen niedertaute.
Es wußte keines Hilf' und Rat,
Im Zimmer war es stille.

Digitized by Google

„Ihr“, sprach der Kaiser, „galt die That,
Und ihr des Thäters Wille.
Doch wo sich That und Wille irrt,
Kann man von Schuld nicht sprechen,
Der böse Vorsatz aber wird
Auch ungethan Verbrechen.
Zu strafen ist der schlimme Plan,
Den wir im Herzen hegen,
Er ist so gut, wie schon gethan,
Eh' wir den Finger regen. —
Geht nun, Ihr Beiden! Ohne Scheu
Mögt Ihr zusammen wandern;
Ich statt' Euch aus, und bleibt Euch treu,
So bleibt Ihr's auch den andern.“

Manfred und Gertrud gingen stumm,
Die Blicke sprachen schweigend.
Nun wandte sich der Kaiser um
Und gab, sich leicht verneigend,
Der bleichen Kaiserin den Arm. —
Rings blühte Lust und Wonne:
Die Drossel sang, die Luft ging warm,
Und lächelnd schien die Sonne.

Sommer.

Ein Morgen war es, sonniglau,
Vor langer, langer Zeit,
Als auf dem Frühhorn blinkte der Tau,
Maßliebchen stand weit und breit.

Das Veilchen blaut' im Gras versteckt,
Weiß blühte die Erdbeer' und dicht,
Bisweilen ein Wölkchen die Sonne bedeckt',
Und Alles ward wieder licht.

O! wie liebe ich den Sonnenglast,
Wenn er tanzt über Feld und Hag;
Wie ein feurig Roß rennt er in Hast
Durch den lieben langen Tag.

Auf dem Hügelhang, auf dem Erldicht,
Und über die blumige Au,
Wie er im Schatten des Tanns sich bricht,
Auf dem Strom und dem Meeresblau.

Kein Anblick kann so prächtig sein
Als des wogenden Lichtes Glüh'n,
Wenn es funkelt über dem Wiesenrain,
Daß hell alle Dinge sprüh'n.

O, scheucht von den Augen den trüben Flor,
Seht die Dinge so einzig schön,
Und wie dünkt dem lauschend wachen Ohr
So reich der Erde Getön!

Leichthin durchhasten die Welt wir heut,
Da fällt das Schau'n uns schwer,
Während Schönheit schlummert ringsum verstreut
Auf der Erd', am Himmel, im Meer.

Aus dem Englischen des **James Challen** von **Max Kiesewetter.**

Himmelsspende.

Oft in dunkeln Tagen
Sinken Blumen nieder,
Wecken in den Herzen
Alle Träume wieder!

Aus der Engel Hände
Fallen sie zur Erde —
Daß zur Lust das Leben,
Licht das Trübe werde!

Düfteschwer und trunken
Sinken rote Rosen
In den heißen Nächten
Auf die Liebelosen . .

Weiße Blüten rieseln
Zu den Müden nieder,
Denen längst verhallten
Süße Freundeslieder . .

Ach, und alle greifen
Sehnend in die Lüfte,
Wenn herniederschauern
Jene holden Düfte . . .

O Du weiße Blume,
Die mir streift' die Wangen,
Die voll stummer Andacht,
Bebend ich empfangen —

Sink' auf mich hernieder!
Blühe in mein Leben!
Daß mich Deine Düfte
Auf zur Sonne heben!

Erna Ludwig.

Digitized by Google



Der Klavierspieler.

Von Friedrich Kaßler.

Spät an einem ziemlich trüben Herbstnachmittag besuchte ich in einem unserer Vororte ein Gartenetablissement.

Es war einer der Wochentage, an welchen in solchen Lokalen regelmäßige Tanzabende stattfinden. Daher auch eine ziemliche Menge von Gästen, die wohl der trübe Himmel schwerlich hier heraus gelockt hätte.

Vor meinem Tisch an einem Baume hing das Tanzprogramm: Anfang präzise 7 Uhr!

Und schon hörte ich entfernt einleitende Akkorde von jener maschinensicheren handfesten Art, wie sie von solchen Gelegenheiten jedem bekannt sind.

Aber Alle blieben an ihren Tischen sitzen. Es schien noch niemand Lust zum Tanzen zu verspüren. Gleichgültig hörte ich dem lärmenden Walzer zu, indem ich über die stereotype Pünktlichkeit lächelte, mit der solche Klavierspieler ihr dröhnendes Spiel beginnen, gleichviel ob schon Tänzer vorhanden sind oder nicht. Wie oft schon hatte ich halbe Stunden lang solche Leute einem leeren Tanzsaale aufspielen sehen — laut Bezahlung. — Für mich war es immer ein trauriger Anblick gewesen. — Unter diesen Gedanken begann mich das Klavierspiel drüben unvermerkt zu interessieren. Es schien mir, als läge etwas Trotziges in der Art, wie dieser Mann seinen häßlichen Walzer herunterhieb. — Aber was war das? — Ein Übergang von wunderbarer Zartheit — und daraus rieselten wie Perlen die Töne eines Chopinschen Walzers! — Ich stand auf und ging der Musik nach.

Der Tanzsaal, ein finsteres, baufälliges Haus, stand abseits, allein in einem kleinen Wäldchen, neben dem Garten.

Ich sah von außen durch eines der hohen Saalfenster. Im Saale herrschte Dämmerung. Die Lampen waren noch nicht angezündet. Eben schimmerte ein kleines silbernes Streifchen vom Mond zwischen den Wolken und spiegelte sich mitten im Saale auf dem glattgetanzten Fußboden. Und ganz allein in dem großen Saale am Klavier saß ein schmächtiges Männchen, und spielte zum Tanze auf — so schön, wie ich es noch nie gehört hatte.

Wer hätte danach tanzen können?

Jedenfalls nicht die da draußen im Garten. Ein Kellner lief an mir vorüber. — „Wer ist das, der da drinnen spielt?" fragte ich. — „Der Klavierspieler," sagte er und rannte weiter.

Der Klavierspieler!

Und ich stand wieder und hörte zu.

Ich dachte an Friedrich den Großen, der allein in seiner Kirche saß und sich die Orgel vorspielen ließ. Aber der Mann da drinnen spielte sich selbst vor, und das war das schönste in seinem Spiel.

Wie ist es möglich, dachte ich, daß dieser Mann kein Publikum gefunden hat?

Vielleicht konnte er vor einem Publikum nicht spielen — er hatte es versucht — er mußte es versucht haben —, aber er hatte versagt, und man hatte ihn ausgelacht und hinausgestoßen aus der Gemeinschaft der Kunst.

In diesem Augenblick kam mir diese Gemeinschaft wie eine Rotte von Ausgestoßenen vor.

Vom Garten herüber scholl Gelächter. Der Mann am Klavier zuckte zusammen und spielte plötzlich ganz leise; dann wandte er vorsichtig den Kopf nach der offenen Saalthür. Erst allmählich, als er merkte, daß noch niemand kam, wurde er wieder sicher und versank von neuem in sein früheres Spiel.

So lauschte ich weiter. Auf einmal trippelte neben mir etwas. Ein kleines, weißgekleidetes Mädchen stand in der Saalthür und reckte neugierig das Köpfchen. Die Mondstrahlen guckten hie und da aus den Wolken und tanzten auf dem Fußboden mitten im Saale hin und her. Und leise, auf den Zehenspitzen, wagte sich die Kleine näher und näher, bis sie mitten im Saale stand, und haschte mit den Händchen nach den Strahlen am Boden. Und sie hob ein Beinchen nach dem

Digitized by Google

andern im Takte und tippte mit dem Finger nach dem Monde oben am Fenster.

Der Klavierspieler wußte nichts. Er bemerkte das kleine Mädchen garnicht.

Plötzlich kreischte eine Gesellschaft im Garten. Unter Lachen und Johlen begann ein Wettlauf nach der Thür des Saales.

Mit einem Wehlaut brach die Musik ab.

Ein Kellner stürzte in den Saal und beeilte sich, die Lampen anzuzünden. — Die Tanzlustigen hatten den Saal erreicht und besudelten das Heiligtum mit staubigen Füßen. Ich hielt mir die Ohren zu und rannte fort, aus dem Garten hinaus, bloß um die handfesten, trotzigen Akkorde vom Anfang nicht mehr zu hören, die jetzt kommen mußten.

Aber sie kamen und erreichten mich doch noch. Mir stürzten die Thränen aus den Augen. Und der Mond verhüllte sich in einer schwarzen Wolke.

Die Wolke.

Eine Wolke, eine schwere,
Schwebt herauf den blauen Himmel.
Wolke, wirst Du niederrieseln
Auf die Dächer in dem Städtchen,
Wirst Du draußen auf die Wiesen
Stürzen Deinen Strom von Thränen?!

Doch Du fliehst geschwind vorüber,
Fliehst zu jenen stillen Wäldern,
Zu den Gipfeln jener Berge,
Und Du wirst in dunkler Nacht erst
In das Schweigen eines Thales
Laut aufschluchzend niederrauschen.

Wolke, Gleichnis meiner Seele!
Tiefgeheime Schmerzen trägt sie
Und Gedanken, die nicht weichen:
Schmerzen, die geboren wurden,
Als die erste Morgenröte
Über diese grüne Erde
Ersten Menschen aufgeleuchtet,
Und Gedanken, die gekommen,
Als die ersten Himmelsträume
Ersten sehnsuchtsvollen Menschen
In den grauen Tag des Lebens
Niederfielen, wie die Blumen,
Die das erste Menschenauge
Sah verwelkt vom Strauche sinken.

Aber schweigsam trägt die Seele
Über lachende Gefilde,
Über all das tolle Treiben
Und den wirren Traum des Lebens
Ihren Schmerz, gleichwie die Wolke
Ihren Schatz von warmen Thränen
Über Land und Meere trägt:
Denn zu leiden ist ihr Schicksal.
Und kein Wort kommt auf die Lippen.
Keine Thräne blitzt im Auge,
Doch in ihrem tiefsten Innern,
Wenn sie einsam kann verweilen,
Weint sie schluchzend ihre Schmerzen
Nieder. Aber tausend Blüten,
Sprießen unter ihren Thränen.

Also wird es morgen leuchten
In dem Thal von Gras und Blüten,
Wenn Du heute Nacht, o Wolke,
Es mit Deinen Thränen füllest.

Camillo V. Susan.

Liebe und Leben.

Vergessen sind die Wege
Am Bach schon lang, schon lang,
Und keines weiß, ob gestern
Die Nachtigall dort sang.

Vergessen sind die Schwüre
Der Liebe und der Treu',
Und Keines Herz hat Sehnsucht,
Und Keines Herz hat Reu',

Die Welt hält uns gefangen,
Brach unser Glück entzwei — —
Wir leben ohne Liebe
Und lieben mancherlei.

Fritz Dubl.

Aphorismen.

Die Gedanken eines Dichters sind wie die Bilder der Fata Morgana. Dort wo alle anderen in der Wüste des Lebens nur Sand und wieder Sand sehen, erträumt er sich Oasen, ohne sich an ihnen erlaben zu können.

Ich kann es begreifen, wie ein Mann aus Liebe zu einer Frau zum willenlosen Spielzeug wird, aber die Frau ist mir unerklärlich, die dadurch bewogen wird, ihn zu erhören.

Stefan Zweig.

Digitized by Google

Aphrodite.

Im Mondlicht schimmert der Gebirge Saum —
Nun steigst Du wieder aus des Meeres Schaum,
Nun schmückt Dein Altar sich mit jungem Grün —
Sieh, Aphrodite, Deine Gärten blüh'n.

Sehnsüchtig lockt und klagt die Nachtigall
Und Rosen wuchern über Schutt und Wall,
Wo Deine längst vergess'nen Tempel steh'n
Und stille Pilger Deine Gunst erfleh'n.

Noch wandelst Du im Goldgelock einher,
Noch ist die Erde Dein und Dein das Meer,
Noch harren wir, die Seele voll Vertrau'n,
Das Lächeln Deines Angesichts zu schau'n.

In uns'rer Herzen dämmerstiller Nacht
Hast Du die große Flamme angefacht,
Die große Flamme, die so mächtig lohl
Und stärker ist als Leben, Not und Tod.

Die löscht kein Wetter aus, kein Sturmesweh'n —
Und ob die Berge fallen und vergeh'n,
Ob selbst das Meer verlechzt, die Welt verdorrt,
Die Flamme loht und lodert fort und fort.

Wir heben uns're Hände sehnsuchtskrank —
Reich' Du den Schmachtenden den kühlen Trank —
Lass' uns Dein Antlitz schauen — reglos ruht,
Dich zu begrüßen, Wald und Flur und Flut.

Der Mohn blüht rot, der Rasen dehnt sich weich,
Die Schwäne gleiten lautlos durch den Teich,
Und von der Halde, wo die Hindin grast,
Kommt süßer Duft — wir fühlen, daß Du nah'st!

Georg Edward.

Heiße Hände.

Leg' Dein Herz in meine Hände,
Die sind braun und hart genug,
Schwert und Pflug
Hielten meine Hände.

Und sie bergen mit Mut,

Was sie einmal umklammert,
Und sie streicheln so gut,
Wenn Dein Herz jammert . . .
Darfst nicht ängstlich sein,
Leg' Dein Herz hinein
In meine heißen Hände . . .

Paul Wertheimer.

Das Herz.

Im Hörsaal auf des Lehrers Tische liegt
In einer hellen Schale von Kristall
Ein kleines rotes Ding; darum im Kreise
Steht, aufmerksam des Meisters Worten lauschend,
Die Schar der Jünglinge; durchs offne Fenster
Zieh'n lind herein die weichen Blütendüfte
Des jungen Maitags aus dem nahen Garten.
Und in des Fensters Brüstung hingeschmiegt,
Lugt ungesehn und unsichtbar ein Seelchen,
Entschlüpft wohl einem zarten Blütenbaume,
Neugierig in den kahlen, finstern Raum.
Mit ros'gen Öhrchen unter lichtem Blondhaar
Lauscht eifrig es des greisen Meisters Worten,
Doch plötzlich überfliegt ein Zug von heller
Verwunderung das blütenzarte Antlitz,
Die blauen Augen wandern zweifelnd hin
Bald zu dem kleinen Ding in blanker Schale,
Bald zu des Lehrers ernstem Angesichte,
Und zweifelnd schüttelt es das blonde Köpfchen:
Dies kleine Ding, es wär' ein Menschenherz?
So winzig sollte sein das Menschenherz,
Das solchen Jubel faßt, als blühten strahlend
In Licht und Glanz drin neue Himmel auf,
Und solchen Jammer auch, als stürzten Welten
Darin in Schutt und Asche jäh zusammen?
So klein kann doch das Menschenherz nicht sein! . .

Das blonde Haupt ungläubig schüttelnd, gleitet
Die Zweifelnde facht von des Fensters Rande
Hinunter in den Garten und enteilt
Mit leichtem Schritt in ihres Bäumchens Rinde.

Karl August Hückinghaus.

Tag und Nacht.

Wie manche lange, endlos lange Nacht,
Kein Aug' geschlossen, habe ich durchwacht!
Auf meinen Kissen ruhelos ich lag,
Erwartete den lichtumstrahlten Tag.
Wozu? . . .

Rotglühend aus den Wolken brach
Die Göttin Sonne — und nun war es Tag:

Der Sorgen Feuer war nun voll entfacht,
Das kaum geglimmt in endlos langer Nacht.

Rudolf Stern.

Digitized by Google

Der Bauer von Steltzen.

In Sachsens Vogtland liegt der Flecken Stelzen,
Drin wohnte einst ein bieder Bäuerlein,
An Kindern reich, doch nicht an Gut gesegnet.
Und Gottfried hieß er, wie er sonst sich nannte,
Vermag ich Euch mit Bürgschaft nicht zu melden,
Da sich die Stelzner drüber selbst nicht einig. —

Als Gottfried einst in seinen Federn ruhte,
Träumt' ihm ein seltner, wunderbarer Traum:
Ins schöne Bayerland war er gezogen,
Nach Regensburg, wo er von ungefähr
Sich auf der Donaubrücke stehen sah.
Ein mißgestaltet Zwerglein trat zu ihm
Und drückt' ihm einen Beutel in die Hand.
Es wußte Gottfried nicht wie ihm geschah
Und als voll Neugier er den Beutel öffnet,
Lacht ihn ein Schatz von purem Golde an.
Er sieht sich um — der Geber ist verschwunden.
Da zupft ihn plötzlich was an seinem Arme —
„Gottfried, steh auf, 's ist Zeit!" ruft seine Alte.

Gottfried stand auf und summte vor sich hin,
Er hatte sichtlich gutgestimmte Laune —
Was solch ein Traum nicht Wunder wirken kann!
Und dann beim Frühstück mag er's nicht verwinden,
Haarklein erzählt er sein geträumtes Glück.

Nicht lange brauchte man zu disputieren,
Da wußten Er und Sie schon ganz genau,
Warum dem Bäuerlein der Traum geträumt:
Macht er nach Regensburg sich auf die Socken,
Ist Gottfried sicher ein gemachter Mann.

Und Gottfried greift zum Ränzel und zum Stecken,
Küßt seine Kinder reihnach auf den Mund,
Zuletzt sein Weib und drückt zum längern Abschied
Acht Stück der Hände von verschiedner Größe.

Lang war der Weg. Weil seine Zeit gemessen,
Marschierte Gottfried fleißig immerzu
Und mancher Tropfen perlt' ihm von der Stirne,
Eh' er ans Ziel gelangt. 's war eines Mittags,
Als er bestaubt sein Regensburg erreicht.
Und neues Leben strömt ihm durch die Adern,
Laut und erwartungsfreudig pocht sein Herz,
Wie er durchs Thor zerrissnen Schuhes schreitet.
Natürlich geht er graden Wegs zur Brücke
Und faßt dort Posto, seines Glücks gewärtig,
Doch wie er wartet auch und Umschau hält,
Kein mißgestaltet Zwerglein läßt sich sehen.

Eins schlägt die Uhr, die Uhr schlägt Zwei, schlägt Drei,
Schlägt Vier und Fünfe, Sechse, Sieben, Achte —
Und schlägt noch mehr, ohn' daß das Glück sich zeigt.
Da fällt ihm bald die Butter von dem Brote,
Müd' und verdrießlich blickt er vor sich hin
Und wendet sich gebückt zur nächsten Herberg'.

So ging's am ersten Tag, so ging's am zweiten —
Auch heut' zum dritten scheint es so zu geh'n,
Denn schon ist's Mittag und noch arm der Gottfried,
Der eben nahe am Verzweifeln ist,
Als teilnahmsvoll ein Mann an ihn herantritt,
Und sich erkundigt nach der Falten Ursach',
Die seine Stirne unmutsvoll durchqueren.
Da klagt der Gottfried ihm sein ganzes Leid,
Daß weil er herkam, um des Traumes willen,
Was, wie er merkt, vergeblich ist gescheh'n,
Und daß er kaum noch einen Pfennig hat,
Um seinen langen Rückweg anzutreten.

Da schüttelte der Fremde mit dem Kopfe
Und sagte lächelnd drauf: „Ja, lieber Freund,
Ich find' es wunderlich, auf bloßen Traum
So weit zu reisen — mir auch träumte einst:
Ich sollt' nach Sachsen wandern, in das Vogtland,
Dort liegt ein kleiner Ort, mit Namen Stelzen
— Ich kenn' ihn noch von meiner Wanderschaft
Aus frohen Jahren, die nun längst vorüber —
Dort hob ich — wohlverstanden nur im Traum —
Echt gülden Geld in Massen aus der Erde,
Und auch das Plätzlein, träumte mir genau:
's war unterm größten Kieferbaum des Örtchens,
Der einsam steht an einer Wiese Rande,
Wo ich als Wanderbursch' einst Rast gehalten.
Seht, lieber Freund, hätt' ich's gemacht wie Ihr,
Wär' ich gewiß vergeblich auch gewandert,
Drum ließ ich's lieber sein; doch hier, nehmt das
Als Zehrpfennig für Euern weiten Heimweg."

Er sprach's und schenkte Gottfried einen Gulden.
Fast hätte Gottfried seinen Dank vergessen,
Wie er den Fremden also sprechen hört',
Denn Stelzen kannte er, die größte Kiefer,
Die kannt' er auch, sie stand auf seinem Boden. —

Schnell kaufte er sich Zehrung für den Gulden
Und machte flugs sich heimzu auf die Beine.

Wie er sein Stelzen wieder sieht von ferne,
Die große Kiefer, alles überragend,
Da wird ihm wieder wunderbar zu Mut',
So ähnlich fast als wie in Regensburg,
Da er zum erstenmal die Brücke sah,
Nur seine Hoffnung auf den bald'gen Reichtum
Ist nicht so zuversichtlich mehr wie erst. —

Obwohl zurückersehnt von Weib und Kindern,
Zeigt ihm die Bäurin doch ein scheel Gesicht,
Wie er mit leeren Händen kehrt nach Haus.
Doch Gottfried stört dies nicht und er erzählt
Getreulich, wie sich alles zugetragen,
Nur von des Fremden Traum spricht er kein Wort.

In aller Stille greift er dann zum Spaten
Und schreitet stumm zu Stelzens größter Kiefer
Und gräbt und gräbt — und siehe da! Gar bald
Stößt er auf einen großen Kupferkessel
Und fördert schönes, altes Gut und Geld —
Da füllt er sich die Hosen und das Wams,
So viel er tragen kann und holt den Rest
In einem Karren schmunzelnd dann nach Hause. —

Digitized by Google

Und wie's hier ging dem Bäuerlein von Stelzen,
So geht es manchem Mann auch heute noch:
Er wähnt das Glück in weiter Welt und wandert,
Um es zu suchen, manche liebe Weile,
Dieweils daheim auf eignem Grunde liegt,
Wo's lange ruht und auf die Hebung hofft.

Rudolf Gärtner

Dichtersegen.

Seh' ich zuweilen von ungefähr
Ein Mädel kommen des Wegs daher,
So 'n schuldlos, unerfahren Dinglein,
Mit kurzem Röckchen, Lockenringlein
Oder auch einem dicken Zopf,
So fährt mir's immer durch den Kopf
Und trübt mir meine Seelenruh':
Solch liebes nettes Ding warst Du!
So sah ich Dich in allen Tagen
Den kranken Bruder schieben im Wagen,
So anmutstrahlend schrittst Du dahin,
Neunjährige Samariterin.
So sah auf der Waldwies' ich mit Lachen
Und Necken und Jauchzen Dich „Fangerles“ machen,
So hast auf der blühenden Au im Thal
Du Blümlein gepflückt Anno dazumal,
Und wandest sie mir zu einem Strauß,
Ich aber machte mir garnichts d'raus.
Du standest in meiner Wertschätzung
Wie jedes Mädel und jeder Jung',
Und noch nicht schwer mit Liebe geladen,
Waren wir kindische Spielkameraden.
Jetzt aber, nach fünfzehnjährigem Stocken
Liegen wir uns verliebt in den Locken,
Und traurig schlag' ich an die Stirn
Und klage: „Wo hatt' ich denn mein Hirn,
Daß ich nicht schon früher das Mädel umwarb,
Vor fünf, sechs Monden, eh' sie verdarb?“
Da warst Du noch das unschuldige Ding,
Der drollige, kindliche Schmetterling.
Dann bist Du in den Hamen gegangen,
Ein Gauner hat Dich eingefangen.
Und haftet gleich auf Dir kein Fleck,
Der Schmelz, der Flitterstaub sind weg.
Drum seh' ich zuweilen von ungefähr
Ein kleines Mädel kommen daher,
So trübt mir's meine Seelenruh':
So ein unschuldig Ding warst Du!
Dann bet' ich immer: „Du zarte Blüt'!
O daß der Himmel Dich behüt'!
Und daß Dein Herz Du rein erhältst!
Und nicht in schlechte Hände fällst!
Und wenn Dir einer freundlich thut,
So bleibe brav und stark und gut,
Und spare Deiner Keuschheit Hort
Für den, der einst empfängt Dein Wort.
So, nun geh' hin; Du bist gefeit,
Denn Dichtersegen wird Wirklichkeit.“

Otto Michaeli.

Welkes Laub.

Es hängt ein welker Birkenzweig
An meines Zimmers Wand,
Ihn pflückte einst zur Sommerzeit
Mir eine liebe Hand.

Ach, damals war der Zweig noch grün,
Und hoffnungsgrün mein Herz,
Jetzt hängt er da, verstaubt, verwelkt,
Als teilt' er meinem Schmerz.

Zwei Jahre gingen fast ins Land,
Es fiel von Zeit zu Zeit
Ein Blatt zu Boden hin als Gruß
Aus der Vergangenheit.

Und heute sank das letzte Blatt,
In meinem Auge stand
Vereinsamt eine Thräne noch
Um eine liebe Hand.

Karl Deiter.

Phantasie.

Dämonen ringen
Mit glühenden Augen,
Mit festen Händen
Sich aus der Erde
Der Sonne zu!

Sie kriechen lautlos
Über den Boden;
Sie hauchen sengende,
Zitternde Dünste
In die flimmernde Luft.

Blaue Wolken steigen verschwiegen
Von der dampfenden Erde empor,
Und in ihrem Schoße gebären sie,
Das glühende Kind des Sommermittags:
Die Sehnsucht!

Maria Schneider.





Deutsche Litteratur in Böhmen.

II. Die neuere Litteratur (1780 — 1850).

Von Professor Dr. Alfred Klaar.

(Fortsetzung.)

Nicht auf Dambecks selbständige Verse, nicht auf seine Übersetzung des Popeschen Versuches über die Kritik und der Shakespeareschen Sonette, die für jene Zeit immerhin eine ausgezeichnete Sprachbeherrschung zeigen, haben wir das meiste Gewicht zu legen, wenn wir ihn als wirksamen Mann ins Auge fassen. Von seiner empfindsamen Persönlichkeit ging ein Zauber aus, der die Jugend veredelte; seine Schüler sahen in seinem schwärmerischen Dulderantlitz Züge von Sokrates, Christus und Schiller, das heilige Märtyrerantlitz des Leidenden, der um seine Ideale lebt und stirbt. Er war der Erste, der die Aufmerksamkeit mit Entschiedenheit auf das litterarisch Bedeutsame lenkte, der tiefere Fragen der Kunstphilosophie aufwarf, der Schiller und Goethe vergleichend besprach und vor seine Hörer auf jenes Piedestal stellte, von dem sie fortan auch in Böhmen keine Verkennung, keine Kleingeistigkeit mehr entfernen konnte. In die wunderlichen Worte: „Goethe dichte, Schiller trachte", kleidete er den gesunden Gedanken, daß Goethe ein Vorbild des Wirkens sei. Wie der Philosoph mit dem Schierlingsbecher sammelte er noch, ein Sterbender, seine Schüler um sich und eines seiner letzten Worte war: „Nun werde ich meinen Schiller sehen." Erst in den Tagen Dambecks war die Sonne der klassischen Periode so hoch gestiegen, daß sie auch zwischen die Berge Böhmens ihre Lichtstrahlen werfen konnte. Von ihm ging zuerst ein tieferer echter Kultus der Poesie aus, und wir werden noch sehen, wie es diesem schwächlichen Manne mit der schönen Seele beschieden war, den ersten berufenen Poeten, den dieser unser deutscher Boden hervorbrachte, zu wecken, zu begeistern und zu fördern.

Mit der Kathederpoetik aber wirkte damals in Prag eine andere anregende Kraft zusammen, um eine Zeitlang in josephinischem Geiste die Entwickelung der Litteratur in Böhmen zu fördern. Diese Macht war die Aristokratie, jener freie Lebenskreis, der den Druck der staatlichen Zustände weniger als die Bürgerkreise empfunden hatte und der sich auf einen deutlichen Wink von oben bereit fand, seinen freien Beschäftigungen und Liebhabereien eine in gutem Wortsinne dilettantische, schöngeistige, kunstfreundliche Richtung zu geben. Der Hochadel von Böhmen war um die Wende des Jahrhunderts durchaus deutsch, d. h. er gab sich natürlich, und das Beispiel vom Throne her weckte den Ehrgeiz, sich durch ein gemeinnütziges Wirken in einer bevorzugten Stellung zu legitimieren. Die Litteratur insbesondere wurde Mode in der Aristokratie. Ein liberaler Zug war durch den Josephinismus eingedrungen, ein nationaler trat, gleichfalls von oben her begünstigt, in der Zeit der Freiheitskriege hinzu. Aber schon im Jahre 1781 nannte Graf Nostitz das ständige Theater, das er ins Leben rief, ein Nationaltheater.

Graf Franz Hartig war, wenn wir den Lobrednern jener Tage glauben dürfen, ein begeisterter Verehrer und Förderer der Künste, Graf Kolowrat-Liebsteinsky, dessen Urahn an der Spitze der Zensurierungskommission gestanden hatte, begünstigte die Freiheit der litterarischen Entwickelung. Jahrzehntelang, bis zu seiner Ministerschaft, Oberstburggraf von Prag, zog er Künstler und Schriftsteller von nah und fern in sein Haus. Hier war es, wo Heinrich von Kleist im Jahre 1809 ein neues Drama, vermutlich den „Prinzen von Homburg", vorlas, und wo er die Pläne zu seiner Zeitschrift „Germania", welche alle wehrhaften Männer gegen den Korsen zu den Waffen rufen wollte, entwickelte. Aus dem Kreise der Aristokratie jener Zeit ging aber vor allem ein Mann hervor, dem die Förderung der Litteratur in Böhmen nicht die Erfüllung einer Standespflicht, sondern ein innerstes Herzensbedürfnis und eine rein menschliche Aufgabe war. Dieser Mann, Graf Caspar Sternberg, darf ein Stolz des deutschen Böhmens genannt werden. Soviel er als Sohn eines hohen Aristokraten, eines Kämmerers und Geheimrats seiner Geburt schuldete, das beste verdankte er sich selbst und das deutsche Böhmen diesem Selbst unverlöschliche Anregung und Erhebung zum Echten und Tüchtigen. Ernst und sinnend von Haus aus, zudem ein jüngerer Sohn, ward er früh für den geistlichen Stand bestimmt. Eine Dompräbende in Regensburg war schon dem elfjährigen Knaben zugesprochen; Sternberg griff aber nicht in frühen Jahren nach diesen sich bequem darbietenden Früchten der amtlichen Stellung. Er zog es vor, zu reisen und sich zu bilden. Er hatte die Weihe Italiens empfangen

Digitized by Google

und die Bildung Deutschlands eingesogen, als er im Jahre 1785, etwa 25 Jahre alt, sich als Domherr in Regensburg niederließ, um dort eine Wirksamkeit zu entfalten, deren Spuren noch heute im geistigen Leben der alten Bischofsstadt deutlich hervortreten. Ein Priester Gottes und der Natur, gründete er in Regensburg einen botanischen Garten und eine botanische Lehrkanzel, verbreitete er von da aus die Forschungen seines Freundes Alexander von Humboldt und die Grundsätze der neueren Naturwissenschaft. Seinem rastlosen Bemühen, seiner Anregung, seiner Verwendung bei den Regierungen in Wien und Berlin, die damals noch jeder Art von freier Versammlung mißtrauisch gegenüberstanden, gelang es, die noch heute blühenden Naturforschertage ins Leben zu rufen, und nicht darum allein hat ihn ein bedeutender deutscher Gelehrter, Jakob Nöggerath, den Altmeister deutscher Naturforschung genannt. Denkwürdig wie sein Leben und Wirken in Regensburg war sein Abschied vom Domherrnamt. Sein nächster Vorgesetzter war Dalberg, der Primas des Rheinbundes. Als im Jahre 1805 die Fremdherrschaft immer näher rückte und Dalberg zu dem Eroberer hielt, bat Sternberg wiederholt um seine Entlassung. Als an ihn die Weisung erging, ein Tedeum für die Siege Napoleons zu singen, nahm er seine Entlassung in Regensburg. „In dem Augenblick," schrieb er an Dalberg, „wo vielleicht Deutsche gegen Deutsche kämpfen müssen, um ihre Fesseln desto unauflöslicher zu knüpfen, empört sich das Gefühl eines rechtschaffenen Mannes, und der durch so viele widrige Schicksale gebeugte Geist sehnt sich nach Ruhe und Erholung im Gebiete der Wissenschaften und der Natur." Gemeint war die Ruhe des gesammelten Geistes und die Erholung der schaffenden Kraft, und beide sollten dem Vaterlande zu statten kommen. Als dieser echt deutsche Mann, ein ernster Forscher von weiter Bildung, nach neuerlichen fünfjährigen Reisen, im Jahre 1810 in seine Vaterstadt zurückkehrte, übertrug er die ganze Kraft, zu gliedern und zu schaffen, auf den heimischen Boden. Die schöne Litteratur war um jene Zeit in das seichtere Fahrwasser der Zeitschriften „Hyllos", „Der Kranz", „Die Monatsrosen" geraten; neben tüchtigeren Kräften wie Caroline Woltmann und den genannten Professoren führten Gerle und Schießler, als Autoren Nachahmer Kotzebues, als Kritiker würdige Genossen der vormärzlichen Wiener, das große Wort. Sternberg faßte alle edleren und gediegeneren Kräfte zusammen und führte ein neues, belebendes Element in die geistige Bewegung ein: die innige Befreundung mit der Natur, Blick und Herz für die täglichen Wunder der Schöpfung und der Heimat, eine Begeisterung, die in Denkerköpfen aufleuchtete und in schwärmerischen Herzen zündete. Es war das die Zeit, in der Goethes Genius sich segnend auf die stille Arbeit der Bestrebten in Böhmen herabsenkte, und man kann von dieser Zeit nicht reden, ohne in feierliche Stimmung zu geraten. Oft sind die Sterne schon vom Horizont verschwunden, wenn ihr Licht zu uns herabdringt. So war es mit Schiller und mit Lessing der Fall gewesen. Goethes Stern aber wandelte sichtbar am Himmel, als schon sein Licht in die fernsten Gegenden gedrungen war. Goethes geistige Herrschaft war längst anerkannt, und noch wandelte er persönlich unter den Lebenden, wie ein König verehrt und milde wie ein Vater. Alle ernsten Männer in Böhmen sahen mit Verehrung und Vertrauen zu ihm empor, einige, wie Rat Grüner in Eger und Professor Zauper in Pilsen genossen das Glück des persönlichen oder brieflichen Verkehrs mit ihm, und er selbst nahm mit jener sanft umschließenden Liebe und mit jener vorsorglichen Neigung zu allem Werdenden, die sein Alter verklärte, den innigsten Anteil an dem Lande, in dem er, bald forschend, bald genießend, die schönsten Sommer seines Alters verlebte. Keiner trat ihm näher als Graf Caspar Sternberg; das Streben zum Ganzen, die liebevolle Sorge um alles Werdende, die hochgestimmte und dabei doch arbeitsame Neigung zu allem Natürlichen, die Beschäftigung mit den höchsten wissenschaftlichen Problemen und dem Detail aller Erscheinungen führte die beiden Männer zusammen und begründete eine innige Freundschaft zwischen dem Autor der Farbenlehre und dem Verfasser der Pflanzenkunde in Böhmen. Im Jahre 1823 lernten die beiden einander persönlich in Karlsbad kennen. Das waren Tage der fruchtbarsten Anregung und des eifrigsten Gedankenaustausches. Pflanzen beobachtend und Steine klopfend wanderten die beiden alten Herren durch die Thäler und Wälder von Karlsbad, und bis in die tiefe Nacht hinein unterredeten sie sich als Hausgenossen über die Dinge, die ihnen am Herzen lagen. Bis an Goethes Tod heran währte der lebhafte Verkehr zwischen Prag und Weimar. Von allen Forschungen, Anregungen und Plänen Sternbergs erhielt Goethe Nachricht, und einer der letzten Briefe Goethes — wenige Tage vor seinem Ende — war an Sternberg gerichtet.

„Es ist das Wundersame in Böhmen," hatte Goethe, angeregt durch einen Aufenthalt in der Gegend von Teplitz im Jahre 1813, an Meyer geschrieben, „daß unter Personen, die sich mit einerlei Wissenschaft abgeben, kein Zusammenhang stattfindet, ja nicht einmal eine Bekanntschaft. Dieses Land, als wahrhaft mittelländisch von Bergen umgeben, in sich abgeschlossen, führt durchaus den Charakter der Unmitteilung in sich selbst und nach außen." Diesen Bann der „Unmitteilung" im Goetheschen Sinne zu durchbrechen, war Sternbergs Aufgabe und große Fähigkeit. Er sammelte die Besten um sich, um eine Anstalt zu gründen, welche nach seiner Meinung und seiner Vorstellung nicht irgend einem einseitigen Interesse dienen, sondern alles geistig Bedeutende und alles Denkwürdige des Landes umfassen sollte. Im Jahre 1819 erließ Graf Kolowrat auf Sternbergs Anregung den Aufruf zur Gründung der böhmischen

Museumsgesellschaft. Vier Jahre später, im Jahre der erwähnten Karlsbader Begegnung, trat die Gesellschaft ins Leben und stellte den Grafen Sternberg an ihre Spitze, und nach abermals vier Jahren erschien das erste Heft der Monatsschrift des Museums, die im Beginn deutsch und tschechisch herausgegeben und von Palacky redigiert wurde. Sternberg drückte den ersten Heften das Gepräge seines Geistes auf. Im Programm, das wohl unmittelbar aus Sternbergs Feder stammt, vernehmen wir den Goetheschen Geist der Sammlung, der umfassenden Arbeit. Vornehm und bedeutsam hoben sich die ersten Hefte dieser Monatsschrift gegen die älteren publizistischen Versuche in Böhmen ab. Ein würdiger, dem Positiven zugeneigter Ernst macht sich da geltend, die wissenschaftliche Kritik ist erwacht, die litterarische erstarkt. Man legte einen, dem deutschen Kulturstand entsprechenden Maßstab an die hervortretenden Leistungen, man überschaut das Heimische, aber man verfällt nicht der Pflege des Kleinlichen und dem Dilettantenlob. Auf der ersten Seite dieser gehaltvollen Blätter aber finden wir ein Gedicht, das die böhmische Sage verherrlicht, und der Name des Dichters lautet **Karl Egon Ebert**. Ein Name nur, und zugleich der Beginn einer höher gestimmten deutsch-böhmischen Dichtung. Vieler Aufrufe und Kräfte hatte es bedurft, um den würdigen Platz zu schaffen, auf den das erhoffte Talent sich stellen konnte. Einsam, still war es seines Weges gegangen, um durch die Reife zu überraschen und die Zeit der Erfüllung anzukündigen. Selbst ein vorbereitender und vermittelnder Geist, erschien Ebert, der erste der bedeutenden Poeten der neueren Zeit, an der Schwelle des Jahrhunderts. Aber stimmende Charaktere und Kräfte waren ihm vorangegangen, und es ist interessant, zu verfolgen, wie alle Töne und Anregungen, die sich mühsam emporgearbeitet hatten, in seiner Entwicklung zusammenfluten. Ein Stück Autobiographie Eberts, das mir handschriftlich vorliegt, führt uns ganz unmittelbar zu den Gestalten und Bestrebungen zurück, die wir hier an uns vorüberziehen ließen. Mit der Kathederpoetik war Ebert aufs innigste durch Dambeck verbunden, der die Begeisterung für die Klassiker in dem 16jährigen Jüngling nährte, und Eberts erste Gedichte in dem von ihm begründeten „Hyllos" veröffentlichte. Schwärmerisch hing der Lieblingsschüler an seinem Lehrer und als man den noch an Jahren jungen Meister ins Grab hinabsenkte, da legte ihm der kaum 19jährige Ebert ein Sonett in den Sarg, eine Klage, in der das junge Talent am Schmerze emporreift.

Auch ein sanfter Lichtglanz aus den Tagen der kunstfreundlichen Aristokraten fiel auf die Lebenswege des Dichters; Karl Egon Fürst Fürstenberg, der damals noch souveräne, in Donaueschingen residierende Herr, in dessen Diensten Eberts Vater stand, ein feinsinniger, warmherziger Mann, dem Ebert in feierlich schönen Sonetten ein Denkmal gesetzt hat, hob die Entwicklungszeit des Dichters über alle äußeren Lebenskämpfe hinweg. Und tief und nachhaltig wirkte der vergeistigende, zu stiller Sammlung anregende Goethekultus auf den jugendlichen Ebert ein. Nicht nur, daß er Götz und Wilhelm Meister als Lieblingsbücher verschlang, — ganz unmittelbar streiften die Fittiche des Goetheschen Genius das Haupt des emporstrebenden jungen Poeten. Es war wiederum in Karlsbad, wo Goethe mit Worten der Ermunterung anregend auf den deutschen Geist in Böhmen einwirkte. Es geschah in jenem weichherzigen Marienbad-Karlsbader Sommer des Olympiers, in dem der mehr als Siebzigjährige noch einmal einen Lenz der Liebe durchlebte und auf seine Werbung, wie ich aus lebendiger Überlieferung weiß, die merkwürdige Antwort erhielt, daß die Geliebte dem großen, kaum zu fassenden Glücke, einen Goethe zu besitzen, um so mehr entsagen müsse, als sie sich vorhalte, daß ihr dieses Glück nur kurze Zeit beschieden sein könnte. Gerne und lebendig erzählte die Greisin Juliane Glaser, die Schwester Eberts, von der Begegnung ihres Vaters mit Goethe auf der alten Wiese in Karlsbad. Goethe hatte die ersten Gedichte Eberts gelesen und trat auf den Vater zu, um ihn zu beglückwünschen. Die beiden alten Herren waren, wie Juliane erzählte, gleich groß und einander ähnlich in den Physiognomien. Hocherglühend, gesenkten Blicks stand damals die halbwüchsige Juliane daneben und schwor sich zu, nach Kräften auch ein solches Lob zu verdienen. Als Gattin Rudolf Glasers hat sie durch die thätige Mitwirkung an der Gründung und Leitung von „Ost und West", der ersten, in poetischer Beziehung bedeutenden Zeitschrift Böhmens, sich selbst ihr Wort gehalten. Welche Ermunterung für den Sohn und Bruder, als ihm die Lobsprüche des Olympiers hinterbracht wurden. Als dann Ebert die von den Historikern vom Schlage Cornovas gewiesene Richtung in seinem ersten großen Werke einschlug, als die stille Dichternatur und das große Poetenauge, auf die all die Anregungen gewirkt hatten, sich stärker zu bethätigen begann, als der Jüngling auf einsamen Spaziergängen die Thäler der „Scharka" bei Prag mit den Helden der Sage bevölkerte, als das langersehnte „heimische Epos" erschien, das alles weit hinter sich ließ, was die dichtenden Professoren an Geschichte in Verse umgesetzt hatten, als die „Wlasta", eine Dichtung in Nibelungenstrophen, die von Schwaben her empfangen waren, die Sage vom böhmischen Mägdekriege verherrlichte und zur Modedichtung des Tages wurde, da tönte auch wieder Goethes feinbedingter und fördernder Beifall von Weimar herüber und Goethes durch Zauper vermittelte Worte: „Das Landschaftliche könnte nicht besser gemacht sein", in denen der Meister erkannte, was aus der ersten Hand der Natur empfangen war, machten einen tiefen Eindruck auf Eberts Gemüt und waren mitentscheidend für des Dichters weitere Entfaltung.

Aus dem Gesichtswinkel der Gegenwart bezeichnet

Digitized by Google

man es gern als einen Irrtum, daß damals die erwachende deutsche Dichtung den slavischen Sagenkreis belebte und verherrlichte. Aber man muß sich in jene Zeit versetzen, man muß die Naivität und Arglosigkeit jener zwanziger Jahre kennen, um diesen Zug zu verstehen und man muß nicht vor allem den Rohstoff, sondern den poetischen Kern der Ebertschen Dichtung und der verwandten deutschen epischen Gesänge, die sich an die „Wlasta“ anschlossen, ins Auge fassen, um die echt deutsche Grundfarbe dieser Bewegung zu erkennen. Sprache, Bildung und Kultur waren in jenen Tagen deutsch in Prag, niemand ahnte eine wühlende Gegnerschaft gegen deutsche Kultur auf diesem Boden, und vollends die Vorstellung von einem Rückfall in hussitische Feindseligkeit gegen das Deutschtum Prags war ausgeschlossen. Ein bewußtes nationales Völkerleben war durch die Freiheitskriege erweckt worden, aber seither wieder niedergehalten; Deutschland war mehr als je zerstückelt und alle Wärme flutete in die territoriale Begeisterung hinein. Harmlos griff man zu allen Überlieferungen, die mit dem heimischen Boden zusammenhingen, verherrlichte man auch slavische Sage und tschechische Geschichte. Niemand erblickte darin jene tendenziöse Spitze, die in unseren Tagen gesteigerter nationalen Empfindlichkeit an einem solchen Beginnen hervorträte. Im Charakter jener Dichtungen aber lag die gesättigte Kraft deutscher Kultur und Bildung, die zuerst diesen Boden weihte und über ihn einen poetischen Zauber ausbreitete. In welchem geistigen Zuge stand denn der talentvolle Ebert mit seiner „Wlasta“, mit seinem „Kloster“, mit seinen prächtigen Jugendballaden, unter denen eine, die er noch als Jüngling schrieb, „Schwerting der Sachsenherzog“, vor allen anderen den Preis davongetragen hat? In Form, Stil und Empfindung stellt er sich, ein würdiger Genosse, in die Reihe der Poeten, die durch die neue volkstümliche Renaissance des deutschen Heldengesanges angeregt werden und auf die der Abendglanz der Goetheschen Dichtung fällt. „Wlasta“ und die Balladen rücken nahe an die aus der erneuten Beschäftigung mit dem Mittelalter hervorgegangenen Dichtung Uhlands und seiner Genossen heran, im „Kloster“ vernehmen wir einen edlen, schönen Nachklang deutscher Idyllendichtung, die in „Hermann und Dorothea“ ihren Höhepunkt erreicht hatte. Was Goethe über die „Wlasta“ gesagt hat und wie Ebert sich dagegen verantwortet hat, ist sehr bezeichnend. Goethe fand in der „Wlasta“, wie gesagt, alles Landschaftliche so gut, daß es nicht besser gemacht sein könnte. Aber er vermißte die Kulturfarbe, die lokale und zeitliche Physiognomie der Zustände und Gestalten. Ebert versuchte sich gegen diesen Vorwurf in einem kurzen Aufsatz zu verteidigen, den ich handschriftlich besitze und dessen Hauptargumente seinerzeit durch die Vermittlung Zaupers an Goethe gelangten. Goethe, sagt Ebert im wesentlichen, nimmt Nichtvorhandenes als vorhanden an. Die Chroniken von Cosmas und von dem an Erfindungen bekanntlich so reichen Hajek schildern die Ereignisse des Frauenkrieges so, als ob er sich in nicht ferner Zeit ereignet hätte, ohne irgend eine Zeitfärbung, von der sie natürlich nichts wußten. Die Königinhofer Handschrift, so viele Jahrhunderte später entstanden, — aber schon sehr viele Jahrhunderte, dürfen wir heute hinzufügen —, in denen Sitten und Gebräuche sich längst geändert haben mußten, giebt auch nicht den geringsten Fingerzeig über Zustände, wie sie so lange vorher gewesen sein mochten. Wir glauben Ebert aufs Wort, daß er in Cosmas und Hajek keinen Aufschluß über die Gebräuche des siebenten Jahrhunderts, in das er den Mägdekrieg versetzte, zu finden in der Lage war und wir glauben auch an die diesen Punkt betreffende Verschwiegenheit der Königinhofer Handschrift, die damals, als Ebert an der „Wlasta“ dichtete, just in ihr zehntes Lebensjahr getreten war. In der Art, wie Ebert die Wlasta, den Primislaus und die anderen Gestalten seiner Heldendichtung darstellt, gewahren wir ebensowenig, wie einst Goethe slavische Eigentümlichkeit. Was da ins Spiel kommt, ist ein Gemenge von ganz moderner Frauenemanzipation, zu der sich auch Ebert in seinem Aufsatz anstandslos bekennt, und dem mehr ins allgemeine emporgehobenen Reckentum, wie es sich aus der um jene Zeit neu auflebenden deutschen Helden- und Sagendichtung herausgestaltete. Das Landschaftliche aber, sagt Goethe, könnte nicht besser gemacht sein. Hier entschied auch in der That der unmittelbare Eindruck. Mit ruhigem, großem Poetenauge betrachtete Ebert auf endlosen einsamen Spaziergängen, von denen seine noch unveröffentlichte Autobiographie berichtet, die stillen Thäler der Scharka bei Prag; all dies kam unmittelbar angeschaut und empfunden in sein Gedicht, baute sich in schönen Nibelungenstrophen vor dem geistigen Auge auf. Und das Franziskanerheim hinwiederum, in dem er als Gast der Mönche seine „Wlasta“ zu Ende dichtete, spiegelt sich mit aller Feierlichkeit und Heimlichkeit der Landschaft in seiner stimmungsvollen „Kloster“-Idylle, an der die Freunde in Schwaben draußen so herzliches Wohlgefallen fanden. Was bleibt da viel von slavischer Besonderheit und Geschichte zurück? Nur die Thatsache steht fest, daß deutsche Dichtung auch in neuerer Zeit zuerst und wie bislang keine andere den heimischen Boden mit dem Zauber der Poesie umwob.

In der ruhig und sicher gestaltenden Anschaulichkeit lag Eberts bestes poetisches Können. In der Reflexion, die er liebte, erlahmte mitunter sein Schwung und der lehrhafte Zug einer überwundenen Periode mengt sich bisweilen in die „frommen Gedanken eines weltlichen Mannes“, in denen er viele köstliche Früchte einer milden Weisheit dargeboten und die Nachdenklichkeit oft durch einen Zug herzlicher Empfindung belebt hat. Darstellen war seine starke Seite. Einige seiner wie in Quadern emporgeschichteten Balladen gehören zu den Schätzen der deutschen Litteratur. Auch

Digitized by Google

ein Ton der gemütvollen Innigkeit ist ihm gegeben, ein herzgewinnender Ausdruck der schlichten Selbstbescheidung, die seine melodischen lyrischen Gedichte mit großer Innigkeit durchdringt.

Ein Dichter des Sturmes und des Dranges ist er nie gewesen. Laute der Klage und Anklage, wilde Ausbrüche des Zornes und Töne der schmerzlichen Sehnsucht hatte er nicht auf seiner Leier. So fehlte auch den Dramen, in denen er sich versucht hat, die energischere Bewegung. Von den Epen seiner späteren Zeit zeigt das eine, „Die Magyarenfrau", einen stärker bewegten Zug der Handlung und in den schönen Trochäen einen leidenschaftlicheren Puls des Tempos, durch den der 64 jährige Dichter geradezu überrascht, während das andere „Wald und Liebe" eine liebenswürdige Blüte der Alterspoesie, vom Nachtglanz der idyllischen „Kloster"stimmung überstrahlt ist. Im ganzen aber liegt seine Stärke in den Balladen und Epen seiner Jugend in der von der deutschen Renaissance und dem Ton der Klassiker gleichmäßig beeinflußten, großzügigen Art, in der er die historische Landschaft und die heroische Überlieferung behandelt.

Diese Jugend Eberts war glücklicher gewesen als die der jungen deutschböhmischen Poeten, die etwa zwanzig Jahre später sich in einer neuen Tonart vernehmen ließen. Glücklicher und ruhiger. Unmittelbar nach den Freiheitskriegen lag noch der Glanz des Erfolges auf den öffentlichen Zuständen, und waren noch alle Gemüter von Hoffnung und Zuversicht erfüllt. Man ruhte aus von den großen kriegerischen Zeiten und glaubte in Deutschland und in Österreich an eine schöne innere Entfaltung aller volkstümlichen Kräfte. In diese Zeit fiel Eberts jugendliches Schaffen, das, von den Stürmen des Tages abgewandt, von Klassicität und Romantik gleichmäßig beeinflußt, ein Nachklang der rein litterarischen Entwicklung war. Die Dichter, die zwei Jahrzehnte später auf diesem Boden heranwuchsen, lebten in einer Welt der bitteren Enttäuschung und des Druckes. Alles persönliche Leiden und Klagen, das die Jugend jederzeit auf dem Herzen hat, nahm die Farbe des Völkerleides an, das durch die dumpfe Zeit der heiligen Allianz geschaffen war. Ebert war nicht mehr der Sänger dieser Zeit, er stand wie Grillparzer als Vermittler zwischen zwei Perioden und es ist interessant zu gewahren, wie man sich stofflich noch durch ihn bestimmt und angeregt fühlte und doch dem Stoffe ganz neue Tendenzen und Gefühle einhauchte. Verständnislos freilich stand Ebert nie der Zeit gegenüber und, wie er in seinen alten Tagen, in denen ich ihm noch nahetreten durfte, die aufgeklärte nationale Empfindung unserer Tage verstand, durchblickte er allen Jammer und alle Schmach der Reactionszeit, in die sein Mannesalter fiel.

> Ein Nebel lag, ein dicker Brodem,
> Verbreitet auf dem Häusermeer,
> Und wer da ging, dem war der Odem
> Beklommen und das Herz ihm schwer,
> Er huschte durch den dichten Nebel
> Mit tiefgesenktem Angesicht.
> Am Munde einen harten Knebel,
> An jedem Fuß ein Bleigewicht.
> Und hinter ihm auf dünnen Sohlen
> Mit Katzentritten lind und weich,
> Schlich hochgespannten Ohrs verstohlen
> Der Lauscher, einem Schatten gleich.

Hier ist ein Bild der Zeit, wie es Ebert selbst aufgezeichnet hat. Jüngeren aber war es vorbehalten, ganz unmittelbar den Kampf gegen solche Zustände zu führen und sie führten ihn zum guten Teil mit den Waffen, die ihnen der Altmeister deutscher Poesie in Böhmen geschmiedet hatte. Ganz unmittelbar mit Ebert hängt die Gründung jener denkwürdigen, 1837 begründeten Zeitschrift zusammen, in der die Tonart einer neuen freiheitsdurstigen Zeit zuerst in Böhmen vernommen wurde. Eberts Schwager, der gelehrte Skriptor an der Prager Universitätsbibliothek Rudolf Glaser war der Herausgeber und Redakteur, dessen Gattin, Eberts Schwester Juliane Glaser, eine poetisch begabte Frau, mit ganzem Herzen an dem Unternehmen beteiligt. Die Tendenz, die im Titel ausgedrückt war — die Zeitschrift hieß „Ost und West" — bewegte sich noch im Zuge der gekennzeichneten territorialen Begeisterung. Aber früher hieß es einfach „Nation" für die ganze Bevölkerung des Landes, jetzt unterschied man schon „Ost und West". Freilich glaubte man noch an eine friedliche Vermittlung, an ein Zusammenwogen der Strömungen zu einer gemeinsamen Hochflut, die über die einengenden Dämme hinwegstürmen sollte. Blättert man in dieser Zeitschrift, die schon ganz auf der Höhe deutschen Litteraturlebens steht, an der man von Wien und von Deutschland aus den innigsten Anteil nimmt, an der Kräfte wie Robert Prutz Friedrich von Sallet, Immermann, Leopold Schefer, Julius Hammer, Moritz Carrière u. s. w. mitarbeiten, so fühlt man die Gewitterschwüle der Zeit, das allmähliche Herannahen des Sturmes heraus. Da giebt es anfänglich wohl noch Gottschedische Anklänge, man zählt die deutschen Dichter, die Böhmen aufzuweisen hat, und schulmeistert das Jahrbuch „Libussa", das in den vierziger Jahren in Prag zu erscheinen beginnt und — beiläufig bemerkt, ein lebendiger Anachronismus vormärzlicher Harmlosigkeit — bis an das Jahr 1860 fortgesetzt wird, weil darin vielleicht ein Dutzend zu wenig namhaft gemacht worden.

Auf diese ältere Methode, die Litteraten mehr zu zählen als zu wägen, aber auch auf den wirklichen Reichtum litterarisch bestrebter Männer, die sich auf deutschböhmischem Boden im letzten Jahrzehnt vor 1848 bemerklich machten, wirft es wohl ein charakteristisches Licht, wenn ich hier die vervollständigte Litteratenliste wiedergebe, deren sich im Jahre 1843 „Ost und West" berühmte, um auf die geistige Fruchtbarkeit des heimischen Bodens hinzuweisen. Man findet da freilich auch einige Männer aufgezählt, die

Digitized by Google

sich später, wie Kolar und Swoboda, entschieden auf die tschechische Seite schlugen, die aber um jene Zeit den Bestrebungen der deutschen Zeitschrift „Ost und West" nahe standen. Von diesen wenigen abgesehen, handelt es sich um ausgesprochen deutsche Litteraten. Verzeichnet sind die Namen: Karl Egon Ebert, Uffo Horn, Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Ludwig August Frankl, Seidl, Jarno, Grünwald, Lederer (Verfasser der Lustspiele „Geistige Liebe" und „Kranke Doktoren"), Julius Seidlitz, Wenzel Fritsch, Swoboda, Camillo Hell, Caroline Hell, Franz von Braunau, Päür, Hurka, Margelik, Hausging, Schaffer, Umlauft, J. N. Zimmermann, Jakob Kaufmann, J. Kuranda, Friedrich Bach, Herloßsohn, W. A. Gerle, Drärler-Manfred, Lothar, Hlawaczek, Isidor Heller, J. G. Kolar, Freiherr von Wendt, Adolf Neustadt, Ludw. von Rittersburg, Adolph Horwitz, S. Lucka, J. B. Klauson, Ignatz Grünberg, Th. und F. Kral, Josef Wenzig, Austerlitz, Ludwig und Hermann Neland, Kleroth (Weyrother), B. P. Weber, J. Tandler, Paul Asper, Josef Feistmantel, J. H. Mirani, S. Lemberger, E. A. Jonak, Damaschka, Johann Hille, B. Brühl, A. Pfitzmeier, Fernand (Pseudonym für Ferdinand Stamm), B. Dörfel, J. W. Nahlowsky, M. K. Berger, W. Schuster und Leopold Kompert. Einer oder der andere (wie der in Galizien geborene Drärler) ist wohl auch als treuer Genosse der deutschböhmischen Litteraturbewegung mitgezählt, obgleich seine Wiege nicht in Deutschböhmen stand. Im ganzen ist die Liste eben reich genug, um die Befriedigung der Männer, die das litterarische Inventar machten, begreiflich erscheinen zu lassen.

Aber mit der Zeit treten die Dichterdutzende und die Dutzenddichter immer mehr zurück. Ein tiefernster Ton wird angeschlagen, Forderungen der Menschheit, des unterdrückten Volkstums, der geknebelten Gedankenfreiheit klingen in mächtigen Lauten an. Die Geschichtsbilder werden zu Anklagen, die beschwingten Phantasien zu Forderungen einer besseren Zukunft, das Sehnen und Drängen, das sich in Versen ausspricht, pocht an die Pforten einer befreienden That. Das stürmt und drängt so fort bis an das Jahr 1848 heran. Im Frühling dieses Jahres erscheint die letzte Nummer dieser merkwürdigen gehaltvollen Zeitschrift, ihr Testament ist bezeichnenderweise ein Aufsatz über die Forderung, den Sitz des deutschen Bundes nach Prag, der alten deutschen Kaiserstadt zu verlegen; dann sprengt der Frühling des Befreiungsjahres, in dem die Strömungen sich sondern, alle Forderungen sich klären und praktische Gestalt annehmen, „Ost und West" für immer auseinander.

Alfred Meißner und Moritz Hartmann sind die bedeutendsten deutschböhmischen Poeten dieser Befreiungszeit, die aus dem Litteratenkreise von „Ost und West" als Männer von deutschem Ruhme hervorragen. Der eine, ein Teplitzer von Geburt, Sohn eines Badearztes, Enkel des litteraturfreundlichen Professors, dessen ich gedachte, der andere der Sohn eines Ökonomen im Dorfe Duschnik bei Przibram, finden sie sich als Gymnasiasten in Prag zusammen und schließen in den Übergangsjahren zur Universität ein inniges Bündnis. Die Begeisterung für eine Zukunft, die das Joch der Gegenwart abschütteln soll, führt sie zusammen, der Zug der territorialen Begeisterung, dem sich Ebert zuerst hingegeben, und der mit der kosmopolitischen Völkerliebe zusammenstimmt, die in jenen Tagen kennzeichnend für die Weltlitteratur, zumal für die deutsche ist, legt ihnen Stoffe und Symbole nahe, die der Hussitenzeit entnommen sind. Meißner schreibt seinen „Ziska", eine Folge glühender Gesänge, die alle stürmischen Wünsche und Begehrungen der Gegenwart an eine barbarische Vergangenheit anknüpft; Hartmann veröffentlicht unter dem Titel „Kelch und Schwert", also auf hussitische Zeichen anspielend, seine ersten Gedichte, welche den Klagen aller unterdrückten Völker und den Schmerzen aller leidenden Menschen gelten. Beide sind nie über die Energie dieser Jugendpoeme hinausgedrungen. Prag darf sich den Ruhm nicht nehmen lassen, daß die mächtigsten Laute dieser starken Talente sich hier von den erregten Seelen ablösten und in die Weite hinausklangen. Man darf getrost behaupten, daß Alfred Meißner wie Moritz Hartmann hier ihren blütenreichsten Dichterlenz durchlebten. Meißner hat die stärkeren Farben auf der Palette. In einzelnen seiner Gedichte, wie im „Ende der Gironde", schimmert und leuchtet es nur von Farbe und Glut. Hartmann gebietet über den tieferen, seelenvolleren Klang des Schmerzes, der besonders ergreifend in seinen Elegien anklingt. Auf der Höhe des jungen Ruhmes nehmen die beiden jungen Stürmer und Dränger Abschied von einander, nachdem sie noch einmal in den Tagen des Frankfurter Parlaments, dem Hartmann als Abgeordneter der Heimat angehörte, intimste Gemeinschaft mit einander gepflogen. Die Erinnerung an die deutschböhmische Heimat zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Wirken und ihre weiteren Werke. Hartmann findet sich erst in höherem Alter nach einem wechselvollen Leben wieder in Wien ein, Meißner darf schon nach wenigen Jahren — nachdem eine Untersuchung wegen des „Ziska" niedergeschlagen ist — die Rückkehr in die Heimat wagen und weilt in Prag bis gegen Ende der sechziger Jahre, um sich endlich in Bregenz ein Heim zu gründen. Man kennt das eigentümliche dunkle Geschick, das sich auf Meißners spätere Lebensjahre niedersenkte. Mitten im häuslichen Glück wie im Genusse des Dichterruhms wurde er durch die Mahnung eines Genossen bedrängt, dessen Mitarbeiterschaft an seinen Romanen er zu lange geheim gehalten hatte und der zuletzt seine Forderungen wie ein unbarmherziger Gläubiger geltend machte. Franz Hedrich heißt dieser seltsame Mann, gleichfalls ein deutscher Dichter aus Prag, der im Leben des Dichters eine so düstere Rolle gespielt und den alten

Genossen in die Verzweiflung des Selbstmordversuches hineingetrieben hat. Hier ist nicht der Ort, über den Streit Meißner-Hedrich, der eine weitläufige Erörterung erfordert, ein ausführliches Wort zu sprechen. Franz Hedrich, der Sohn eines Prager Arbeiters, der den Stürmen der Revolution zum Opfer fiel, war eine mannigfach begabte, rauh impulsive Natur. Er hat in jungen Jahren litterarisch und in den bewegten Tagen des Frankfurter Parlaments auch politisch eine Rolle gespielt. Die befreundeten Alters- und Heimatsgenossen aus seiner Prager Zeit, aus deren Gesichtskreis er später, als er in England sein Glück suchte, entschwand, rühmten seine herbe Originalität und seinen scharfen Verstand, und die unter seinem Namen erschienenen Werke: „Brigitta“ und „Geschichten aus dem Hochgebirge“, beweisen ein kräftig darstellendes Talent. Aber seine Ansprüche an Meißners Werke erscheinen durch Trotz und Erbitterung über jedes Maß hinausgehoben. Hedrich hatte eine harte ungefüge Form; Meißner war schon in jungen Jahren zum Meister der Sprache gereift. Hedrich entfernte sich früh nach dem Jahre 1840 von Prag, verkehrte mit Meißner brieflich und kam mit ihm an fernen Orten zusammen; Meißner schildert in einem seiner Romane die deutsche Gesellschaft Prags und überhaupt die österreichische, mit der er durch lange Jahre in intimem Verkehr stand. Schon das sind Gründe genug, um die Übertreibungen in Hedrichs Ansprüchen zurückzuweisen. Wie immer diese traurigste aller litterarischen Fehden einst in eingehenden Untersuchungen entschieden werden mag, jedenfalls bleibt Meißners höchster Dichterruhm von diesem Streite unbefleckt. An Meißners „Ziska“, an seine Gedichte, an die machtvoll rauschenden Triumphgesänge, in denen er die deutschen Siege von 1870 feierte, an sein Epos „Werinherus“, das in der Bregenzer Zeit entstand und am Bodensee spielt, reicht keinerlei Verdächtigung heran. Noch reicher gestalteten sich Sommer und Herbst im Dichterleben Moritz Hartmanns. Eine Fülle von epischen und lyrischen Gedichten, von politischen Satiren und rührenden Gedenkblättern des großen Befreiungsjahres, eine ungemeine Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der psychologischen Novelle ist dem weiteren Schaffen Hartmanns zu danken, und den Deutschböhmen mag es mit Freude und Stolz erfüllen, daß die bestimmenden Eindrücke der Heimat in diesem reichen, schaffenskräftigen Leben sich niemals verwischen. Mitten im politischen Leben Frankfurts schreibt Hartmann die geschichtlichen Epen, denen er den Namen „Schatten“ beilegt, darunter „Sackville“, das wie kaum ein zweites Gedicht die Umgebung von Prag in poetischen Zauber taucht. In seinem kleinen Roman „Der Krieg um den Wald“, in seiner zarten Erzählung „Die Glocke“, in zahlreichen Novellen geben die Erinnerungen an den heimatlichen Boden den Ton an.

Reich ist die Anzahl der Poeten, die sich im Kreise von „Ost und West“ auf dem Prager Boden um Meißner und Hartmann scharen. Kein Gebiet der Dichtung und Litteratur bleibt unvertreten. Wollte ich hier nach Art einer Hauswirtschaft ein Inventar aufnehmen, ich könnte weit über hundert Schriftsteller nennen, die um jene Zeit in Prag zusammen wirkten. Ich will aber nur einige nennen, die eine eigene Richtung vertraten und durch einen eigenen Ton beglaubigt sind. Vor allem den schier vergessenen Lyriker Friedrich Bach, der aus seiner Heimatsstadt Leitomischl nach Prag kam und inmitten der großen politischen Wirren und Klagen die seelenvollsten Laute des individuellen Schmerzes fand. Er erinnert bald an Hölty, bald an Lenau. Aber die Vereinigung melancholischer Weichheit mit kristallheller Klarheit des Gedankenausdrucks giebt seinen Liedern einen eigentümlichen, unverwelklichen Reiz. Seine „Sensitiven“ (1839) längst vergriffen, würden, neu verlegt, heute wieder ein dankbares Publikum finden. Es sind da Töne angeschlagen, die, unberührt vom Wechsel der Ausdrucksformen, wirksam durch alle Zeiten hindurchklingen. Der hochbegabte Mann hatte in Prag einen kurzen Dichterlenz; dann ging er als Arzt nach Orawitza in Serbien und bis an seinen Tod, der im Jahre 1864 erfolgte, hat man kein Lied mehr von ihm vernommen. Eine andere tief angelegte Natur, der Leitmeritzer Josef Emanuel Hielscher, wurde erst nach seinem Tode durch „Ost und West“ zu Ehren gebracht. Er war Soldat, gemeiner Soldat in den Tagen, in denen dienen resignieren hieß, übersetzte auf Märschen und in Biwaks den Byron und pries in schwungvollen Worten die Idealwelt, in die er sich aus der Nüchternheit des Daseins flüchtete. Herloßsohn, in äußerst dürftigen Verhältnissen in Prag geboren, arbeitete sich hier mühsam zum gelesenen Romanschriftsteller empor und durchzog dann abenteuernd die halbe Welt. Die böhmischen Erinnerungen klingen in allen seinen phantastischen Werken nach. Ludwig August Frankl, in Chrast bei Königgrätz geboren, verlebte in Prag einige Jugendjahre und verherrlichte in seinem gelungensten epischen Gedicht „Der Primator“ die altertümlichen Reize der Stadt. Auch in den späteren Werken des um das litterarische Leben Österreichs hochverdienten Mannes, der als feinsinniger Lyriker und großzügiger Epiker zu wenig gewürdigt wird, klingen die heimatlichen Erinnerungen nach. Uffo Horn, ein Trautenauer von Geburt, glänzte durch rhetorische Gaben in Poesie und freier Rede. Seine Stärke lag im schön geschwellten, mit sich fortreißenden Worte. Einige seiner schwungvollen Gedichte wären werth, der Vergessenheit entrissen zu werden. Seine Begeisterung floß stark ins allgemeine und wechselte häufig den Gegenstand. Aber in seiner entzündbaren Natur lag eine gewisse Kraft des Schwunges.

Dem Kreise der Männer von 1848 ist auch Justus Frey, mit seinem wahren Namen Ludwig

Digitized by Google

Jeitteles, beizuzählen, der, etwa gleichzeitig mit Ebert, von Dambeck zu poetischem Schaffen angeregt wurde. Er trat in den zwanziger Jahren als Lyriker hervor, gab im Sturmjahre der Revolution eine freisinnige Zeitschrift heraus, um sich dann ganz auf sein Lehramt, die Professur der theoretischen Medizin, in Olmütz zurückzuziehen und endlich als 75jähriger Mann den Freundeskreis durch zwei Bändchen Gedichte zu überraschen.

Während die hier charakterisierte Gruppe der Poeten in näherer oder fernerer Beziehung zum centralen, hauptstädtischen Leben des Landes stand und ihre stärksten Impulse aus der großen sozialpolitischen Bewegung, die das Jahr 1848 vorbereitete, empfing, entfaltete sich ein stillerer Frühling deutschböhmischer Poesie in dem weltfremden Wälderkranze des Landes. Da schoß aus den Wurzeln volkstümlicher Schlichtheit und sinniger Naturbetrachtung ein dichterisches Talent empor, das weit über seine Heimat hinaus einen neuen Ton der epischen Dichtung angab und dessen Charakter im Bilde der litterarischen Landschaft dem Reize des wildbewegten Stromes, der an Städten und Märkten vorbeirauscht, die Schönheit und Klarheit des stillen spiegelnden Sees in den Tiefen des Forstes hinzugesellt. Adalbert Stifter, der Sohn eines Leinenwebers im Böhmerwaldstädtchen Oberplan, der 1805, vier Jahre später als Karl Egon Ebert zur Welt kam, war wie dieser berufen, als stimmender Geist zu wirken; aber wenn sich in Ebert, talent- und pietätvoll eine große Überlieferung fortspann, so recht eigentlich eine poetische Renaissance, eine Wiedergeburt vollzog, so trat in Stifter etwas organisch Neues, aus dem erweiterten und vertieften Anschauungsleben der Zeit Herausgeborenes, eine aus der Tiefe aufsteigende und weit hinaus wirkende Originalität zu Tage. Unter den Poeten, die ganz dem Boden angehören, aus dem sie hervorgewachsen sind, ist Adalbert Stifter zeitlich und dem Range nach einer der ersten in der deutschen Litteratur. Obwohl ihn sein Leben und Wirken in Wien und Linz später mit mannigfachen Kreisen in Berührung brachte, hat doch seine stille Jugend im Böhmerwalde, seine frühe, im besten Wortsinne fromme Hingabe an die Stimmung einer weltabgeschlossenen Natur, seine Andacht zum vegetativen Werden und Wachsen, die in der ländlichen Einsamkeit früh von seiner Seele Besitz nahm, nicht nur seine Entwickelung bestimmt, sondern seiner ganzen dichterischen Individualität Halt und Gehalt geboten. Das große Poetenauge, das ihm gegeben war, erfüllte sich so sehr mit diesen Eindrücken, daß es, worauf immer es später seine Blicke richten mochte, auf jedes Objekt jenen Reiz und jene Weihe des stillen Wachstums, die uns bei der Versenkung in das Naturleben gefangen nehmen, übertrug. So wurde er in wilder Zeit ein Dichter des Friedens, in einer Periode stürmischer Forderungen der Poet der stillen Selbstbescheidung und der Versöhnung mit den ewigen Gesetzen der Natur. Innerlich war er dabei dennoch mit den tiefsten Bedürfnissen der fortschreitenden Entwickelung durch sein Schaffen so eng verknüpft wie jene, die aus den flammenden Losungsworten des sich emporringenden Volkstums die entscheidenden Anregungen empfingen. Während in anderen deutschböhmischen Dichtern das große freiheitliche Pathos Schillers, der wilde Weltschmerz Byrons und die Renaissance des deutschen Heldengesanges nachklang, fand in Stifters Natur das Element des neuerwachenden Naturkultus, der aus den Leiden des bewegten Lebens zum Universum flüchtet, eine ganz eigentümliche Verarbeitung. Nicht in allgemeinen Reflexionen über das Entstehen und Vergehen, sondern in jener Art, sich in die Natur hineinzusehen und zu fühlen, die das Bewußtsein der Gemeinschaft mit allem Organischen zum eigentlichen Lebensgenuß erhebt, fand und bot Stifter eine Befriedigung, die in so hohem Grade von keinem Schriftsteller vor ihm ausgegangen war. Ihm ward die ganz besondere Gabe, das scheinbar Kleine in der Natur, das sinnlich Feinste der pflanzlichen Welt und der klimatischen Erscheinungen, das uns umgiebt, durchdringt und stimmt, ohne mit heftigen Reizen in unser Bewußtsein zu treten, mit wundersamer Unbefangenheit darzustellen und die Menschen, die ihm dabei folgten, durch die Enthüllung jener Lessingschen größten Wunder, die für den stumpferen Sinn den Schein der Alltäglichkeit angenommen haben, zu bereichern und zu beglücken. Er lehrte vor allem sehen, durch das Auge hindurch empfinden und das in echt künstlerischer, keuscher Weise, indem er das liebevoll angeschaute Naturobjekt mit ruhiger Plastik wiedergab und in den Vordergrund rückte und das Letzte und Geheimste der Empfindung nicht auszusprechen versuchte, sondern wie in der Natur selbst als Erdgeruch, Hauch und Duft aus der Fülle der gespiegelten Erscheinungen hervorquellen ließ. So wurde er im Gegensatz zu jenen Romantikern, die es liebten, aus der typischen Natur eine zweite zauberhafte hervorzuspielen und die dadurch das reale Naturleben zum symbolischen verblassen ließen, zum großen Naturrealisten unserer Novelle, zum ersten Stimmungslandschafter unserer deutschen Erzählung. Hierin vor allem liegt seine Stärke und das Beste, was er in der Menschendarstellung geleistet hat, ist von diesem Zuge mit bestimmt, ist durch diese Naturanschauung, durch dieses keusche Aufhorchen auf das Naturleben in eine eigentümliche Richtung gedrängt. Auch an den Menschen belauscht er vor allem das Stille, allmählich Werdende, Vegetative, er nimmt sie fast nie als Thatmenschen von energischen Willensäußerungen und jähen Entschlüssen, sondern als Naturen innerhalb der äußeren Natur, in ihrem Verhältnis zu den Elementen, in ihrem dämmernden Mitleben und Mitthun im Universum. So führt uns „Abdias“, die schönste seiner Novellen, in eine Dulderidylle hinein, in der alles Thun und Leiden mit den elementaren

Digitized by Google

Bedingungen des Lebens verknüpft ist und aller Schmerz und alle Freude aus der intimen Beziehung der Menschen zur landschaftlichen Umgebung hervorwächst. Als um die Mitte der vierziger Jahre etwa gleichzeitig mit den flammenden Zizka- und Hussitengesängen Meißners und Hartmanns diese merkwürdigen Landschaftsnovellen unter dem charakteristischen Gesamttitel „Studien“ ans Licht kamen, fehlte es nicht an Feingehör und Feingefühl für die urwüchsigen und stilleren Wirkungen, die neben den lauten und dröhnenden ihr Recht forderten, und alle Welt empfand, daß auch hier ein Weg der Befreiung aus dem Druck und aus der Enge des Daseins eröffnet war. Die Zukunft bestätigte diese Empfindung. Stifters Ton, in dem, ganz eigenartig gefärbt, ein Zug der Goetheschen Hingebung an die Natur nachklang, strömt durch unsere Novellenlitteratur hindurch und lädt uns immer wieder ein, an die reine erquickende Böhmerwaldquelle, aus der er hervorflutete, zurückzukehren, und, wenn bei einer unbefangenen Rückschau Moritz Hartmann mit seinem reichen epischen und lyrischen Farbenspiel und der feinen Psychologie seiner Novellen, die schon vor Paul Heyse die merkwürdigen Seelenprozesse des Gesellschaftslebens aus ihrer Verborgenheit hervorzogen, als das stärkste, vielseitigste und fruchtbarste Talent des deutsch-böhmischen Bodens erscheint, so hebt sich Adalbert Stifter, der gleich Hartmann eine allgemein deutsche Bedeutung gewonnen, als die originellste Kraft von der Fülle poetischer Erscheinungen in unserer Heimat ab.

(Fortsetzung folgt.)

Litterarische Notizen.

— Einige Bändchen neuer Lyrik seien hier kurz angezeigt; zu eingehender Würdigung giebt leider keines von ihnen Anlaß. „Sonnenlieder“ von Sturmfeder (Kommissionsverlag von Max Leipelt in Warmbrunn) enthält in glänzender Ausstattung Lieder eines hart mit der Form ringenden aber im übrigen mit Gott und Welt nicht ganz unzufriedenen Dilettanten, der hauptsächlich seine Mutter besingt, der auch die Lieder gewidmet sind, so daß das Pseudonym nicht recht verständlich ist. Was „Sturmfeder“ kann, oder vielmehr, was er leider überhaupt oder doch wenigstens derzeit noch nicht kann, mag folgende Probe erweisen; wir betonen ausdrücklich, daß wir, wie immer in solchen Fällen, ein relativ gutes Gedicht zur Charakteristik herausgegriffen haben:

Dort prangt der Mutter Blumenbeet.
In bunten Farben blühen
Hier Krokus und die Tulipan,
Und Hyazinthen glühen.

So ganz geheimvoll ist der Fleck,
Von Tannen fast verborgen,
Nicht lange sucht der Sonnenstrahl
Danach am frühen Morgen.

Und jeden Tag geht sie hinzu,
Und prüft die schmucke Reihe,
Und lächelt jeder Pflanze zu
Mit ihrer Augen Treue.

Darum ein Heil'ges liegt darauf
Auf dieser Blumenrunde,
Und duftend dringt ein lieber Hauch
Mir dort zum Herzensgrunde.

Wir meinen, daß es keinen Schaden für die Litteratur wie für den Autor bedeutet hätte, wenn die Lieder insgesamt „geheimvoll“ geblieben wären. Auch die junge Dame, die sich unter dem Pseudonym E. v. Wildenfels birgt, war nicht wohlberaten, als sie bereits jetzt ihre „Gedichte“ (Leipzig, Kommissions-Verlag von Julius Werner) hat erscheinen lassen. Von den 30 Gedichten des schmalen Heftchens sind gut 20 gänzlich unreif, von den anderen die meisten mittelgut und nur die wenigsten druckreif. Es ist ein rechtes Malheur, daß junge Dichter und Dichterinnen für ihr Taschengeld keine bessere Verwendung wissen, als es zum Drucker zu tragen. Das deutsche Druckgewerbe kann auch ohne dies leben, der Kommissions-Verlag auch, aber die Litteratur erst recht. Wenn ein ernsthaftes Talent auf diesem Wege in die Oeffentlichkeit tritt, so kann es sich zum mindesten sagen, daß es etwas zu geben hatte; bleibt die Gabe unbeachtet, so mindert dies nicht ihren Wert. Aber wie anders in Fällen wie dieser! Es ist ja möglich, daß aus diesem poetisch angeregten Mädchen mit der Zeit wirklich eine Dichterin wird; angenommen, daß dies geschieht, wie wird sie bereuen, mit so unreifem Zeug hervorgetreten zu sein! Und wird nichts aus ihr, was frommt ihr dies Heftchen? Genau das Gleiche kann von den Gedichten gelten, die Theo. Schäfer (Bern, Steiger & Co.) hat erscheinen lassen. Alles unreif, unausgegohren, unselbständig empfunden und linkisch ausgedrückt. Nur ab und zu blitzt etwas auf, das wie von einem Schimmer poetischer Anschauung verklärt ist. Ein solches Gedicht ist das folgende:

Pan.

Wenn die frohen Sonnenkinder tanzen
In der warmen Sommerluft,
Wälzt Gott Pan behaglich sich und schmunzelnd
Aus der kühlen Wiesenkluft.

Und er legt sich in die helle Sonne,
Sieht in heit'rer Seelenruh
Still dem frohen Sonnenkinderreigen
Ueber Wald und Wiesen zu.

Kommt dann gar ein traulich Liebespärchen
Kosend, küssend, Hand in Hand,
Lacht er lustig auf und fast erschrocken
Fliehen beide weit ins Land.

„Wiesenkluft“ — „Sonnenkinderreigen“ — „fast erschrocken“ — auch dies Gedicht ist wahrlich nicht tadellos. Aber es gestattet doch einige Hoffnung auf die Zukunft, und das genügt uns. Denn, wie oft bleibt dem Kritiker neuer Lyrik auch nur dieser Trost?

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Welter, Nikolaus. Aus alten Tagen. Balladen und Romanzen aus Luxemburgs Sage und Geschichte. Luxemburg 1900. M. Huß.

Busse, Hans H. Blut. Lieder der Liebe. München o. J. Karl Schüler. (A. Ackermanns Nachf.)

Fachkalender für den Kolportage- und Reise-Buchhandel. Bearbeitet von Friedrich Streißler. 7. Jahrgang 1900. Leipzig o. J. E. O. Jahn.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 11. Heft. | Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. | Berlin, 1. September 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

In unserem Verlage sind **soeben** erschienen:

Heliotrop.

Gedichte
von
Ferdinand Hoefer.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**, eleg. geb. Mk. **3,50**.

Ferdinand Hoefer, der in Braunschweig lebende Dichter, hat sich durch seine in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlichten Gedichte längst einen **geachteten Namen** unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart erworben. **Reinheit der Form, Tiefe der Empfindung und männliche Kraft der Gesinnung** zeichnen alle seine Gedichte aus.

Aus meiner Waldecke.

Gedichte
von
Karl Ernst Knodt.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**, eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Es freut uns, den trefflichen Liedern dieses hervorragenden Dichters, der als Pfarrer im Odenwald lebt, den Weg in die Oeffentlichkeit erschließen zu können. Prinz **Emil von Schönaich-Carolath**, sicherlich selbst ein berufener Dichter, dem das Manuskript vorlag, urteilt darüber: „Es ist nichts Erklügeltes in diesen Versen, nur **starkes, reines Empfinden.** Mehrere dieser Gedichte sind **wahre Perlen.** Die schlichte Innigkeit, die Wärme, die Lust an der Natur, die aus ihnen wie Laub- und Schollengeruch hervorströmen, fesseln immer wieder. In der **reinen, frommfröhlichen Stimmung** ist Knodt den meisten unserer dichtenden Zeitgenossen überlegen, wie er auch der **innigste Interpret der unstillbaren, sanften Sehnsucht nach dem Ewigen ist.**"

Gestalten und Bilder.

Dichtungen
von
Wilhelm Idel.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,50**; eleg. gebd. Mk. **3,50**.

Im vorliegenden Bande bietet der rheinische Dichter Balladen von knapper Sprache und dramatisch belebter Handlung, stimmungsvolle Naturbilder, zarte Lieder, schwungvolle Oden und fein zugespitzte Distichen. Eine **Fülle mannigfaltiger, dichterischer Gaben von edlem Gehalt in schöner Form.**

Gedichte

von
Rosa Rübsaamen.

Ein Band. Min.-Format schönster Ausstattung. Eleg. geh. Mk. **2,—**; eleg. gebd. Mk. **3,—**.

Die Verfasserin dieses Büchleins gehört zu den **wahrhaft begabten deutschen Dichterinnen** der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist eine **seltene Musik der Form,** sowie **Tiefe des Empfindens und Kraft des Gestaltens.** Wir wagen es, eine Sammlung zu bieten, weil wir hoffen, daß jeder Leser dieses Bändchens ein Freund und Empfehler desselben werden wird. Neben hochdeutschen Gedichten enthält das Buch auch prächtige Dialekt-Gedichte in der heimischen Mundart der Verfasserin, der des Siegerlandes.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt** in **Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstigen auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene An-

Digitized by Google

frage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion“ auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion“ und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte ꝛc. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung“ bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung“ stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den

sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVII

sowie für den nun erscheinenden **Band XXVIII** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

E. Pierson's Verlag (Rich. Lincke) in Dresden.

Die **Verlagsbuchhandlung** übernimmt Werke aller Art in Eigen- und Commissions-Verlag. Specialrichtung: Belletristik (Romane, Novellen, poetische und dramatische Werke).

Die **Buch- und Kunstdruckerei** liefert geschäftliche und private Drucksachen jeden Umfanges in moderner Ausstattung tadellos, schnell und preiswert.

Die **Litterarische Agentur** offeriert Zeitungen etc. Feuilleton-Romane von Autoren ersten Ranges in jedem Umfange und in jeder Preislage.

Kataloge gratis und franko.

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: Th. L. Colmar i. E. („P.“ „Spr. 1, 2.“); H. M. G. Neckarbischofsheim („H.-N.“); H. M. Zell a. Z. („M.-L.“) J. f. Bern („N.-St.“):

Th. B. Münster i. W. Die „S.“ waren leider für uns nicht verwendbar; die Skizze in Versen wollen wir lesen.

☞ Alle bis 30. Juni d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 11. Hauptblatt: 15. August 1900, Umschlagbogen: 16. August 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 12. Hauptblatt: 31. August 1900, Umschlagbogen: 1. September 1900.

Von Band I, II, III, XIII und XIV der

„Deutschen Dichtung“

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

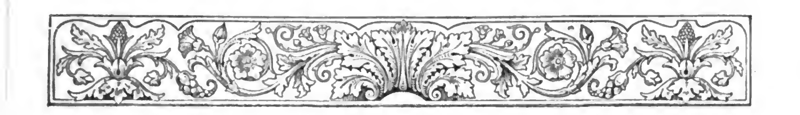
I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“. — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer, Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda, Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Im Eise.

Skizze von Philipp Kniest.

(Schluß.)

Die Mannschaft, vollständig auf Deck versammelt, gehorchte sogleich, keine Unordnung und Hast kam vor. Auch auf der „Germania“ wurden Böte zu Wasser gebracht. Um eine Explosion der Kessel zu vermeiden, trafen die Leute an der Maschine die nötige Vorsorge. Der abgelassene Dampf strömte mit lautem Geräusch aus. Nur mit Not konnten die Leute noch etwas von ihren Habseligkeiten, vermochte der Kapitän aus der Kajüte die Schiffspapiere und das Journal zu retten und in die glücklich auf Seite liegenden Böte zu bringen. Die Endkatastrophe des Sinkens war jeden Augenblick zu erwarten.

„Wat hebben Se noch bi den Hund to dahn?“ rief ärgerlich der Kapitän dem Steuermann zu, der sich vergeblich bemühete, Nero aus dem Hundehause hervorzubringen und mitzunehmen. Der aber wollte nicht, knurrte und heulte, biß sogar um sich.

„Denn doch, wat Du wullt un lide, wat Du magst,“ sagte Jost und schwang sich über Bord in das Boot.

„Na, endlich!“

„Der Gerechte erbarmt sich auch des Viehes, Kapitän!“

„Erst kamen wi aberst! . . . Fatet de Remens an, Jungens, un ritet (reißt) all, wat Ji könt, dat wi ut de Wallung (Strudel) kamt, — et geit for't Lewen!“

Die Leute ruderten mit äußerster Kraftentfaltung. Die „Baltic“ versank immer mehr, schon spülten die Wellen über das Deck hin. Da sprang Nero auf die Brücke mit lautem, in ein klägliches Geheul übergehendem Bellen, als ob ihm garnicht gefalle, was er sehen mußte. Plötzlich verstummte er. — Der Dampfer war verschwunden, nur die Masten ragten noch aus dem Strudel hervor, auf welchem Fässer, Ballen und andere Gegenstände schwammen, die lose auf Deck gelegen hatten.

„Dat is en slauket Geschäft west,“ brummte Grisbart. „Wat nu noch kummt, möten wi aftöwen. Väl to biten un bräken, gifft et bi so'ne Isjagd un Nordpolexpeditschon nich. En Gluck man, dat ick min Kautje up Nummer Säker brocht hebbe!“

Welch' ein trübes Begrüßen an Bord der „Germania“!

„Wi hebben beide use Pflicht dahn,“ tröstete Kapitän Horstmann den Kollegen.

„Dat is wahr,“ antwortete Friedrichsen. „Un darmit könnt wi to. Aberst die Advokaten un Dispacheurs kriegen wat to dahn. De warden dat so all so vertakelte Klugen noch mehr vertakeln un denn mit de Tid et woll wedder utenanner kriegen . . . Is Din Damper dicht bläwen, Horstmann?“

„Gott Lof und Dank, ja!“ . . .

„Wat nu?“ fragten nach einer Weile, als sie in der Kajüte saßen, die beiden Kapitäne einander fast wie aus einem Munde.

„Wi sitten in'n Ise un möten hier sitten bliewen so lange, as't Gott gefallt un nich noch wat Slimmers kummt. Proviant und Water is äwerleidig an Bord, wi könt de Geschicht en paar Wäken lang utholen. An Land is nich to gelangen un en Signal is ook nich darhen to kriegen. Dat Eenzigste is noch, bi Nacht Blaufür aftobrennen. Et kann ja doch wesen, dat irgendwer Arg darut hadd und de starke Gripswolder (Greifswalder) Damper us to Hulpe koom.“

„Willen dat Beste hapen, man ik glöw an den Damper nich recht,“ antwortete Friedrichsen. „De Sake möten wi jetzt nehmen as se is, aberst den Mot nich verleeren. Unverhofft kummt oft, — de leewe Gott gifft us woll noch an Chance, dat wi nich to versupen brukt as verklammte Müse . . . . Min Stürmann hatt mi up en goden Gedanken bracht, et hangt von Umstänne af, of da uttoföhren is.“

„Du makst mi neeschierig, Friedrichsen! Wat hebben Ji denn utklamüsert?“

„Wi möten en Segelsläven (Schlitten) na de faste Wall schicken, dat wi Hulpe kriegen.“

„Dunner un Doria! Dar hebben Ji den Nagel up'n Kopp dropen! Aberst, aberst, de Utföhrung?“

„Dar laat't wi den Stürmann for sorgen, Jost is Hans in allen Högen.“

Digitized by Google

„Denn wacker Hand an't Work! Gott segne Rat und Dat! Min Meister bi de Maschine is ook so'n Tausendsasa, — wat Din Jost nich weet un kann, dat versteit und deit der! . . Nu is't aberst Tid, in de Feddern to krugen, en rejellen Slap to dohn un den morgenden Dag for dat Einigte sorgen to laten. Ja, ja, ja, ja! Dieses Tages Qual war groß, seggt jawoll Wallenstein up'n Theater."

Da die „Germania" große Räume für Passagiere besaß, so fanden alle Leute der untergegangenen „Baltic" bequemes Unterkommen. Sie saßen gemütlich mit ihren glücklicheren Kameraden beieinander. Bei Jan Maat greift ein Mißgeschick nie tief. Und so erklang dann bald fröhliches Singen, muntere Scherzrede und helles, herzliches Lachen. Nur Bootsmann Grisbart hockte allein in einem Winkel und räsonnierte laut vor sich hin:

„Snackt und lacht Ji man to! Wer weet, up wat for'n Elend de Sünn noch ons hier schient. En Wrack in 'n Jse, ik weet, wat dat bedüdd! Nunes kann seggen, of Eener von us up Kösters Kamp (der Friedhof) to liggen kummt."

„Von 'n Ende to 'r Wende, Bootsmann!" rief ihm Einer zu.

„Wenn de Sünn von 'n Hewen fallt, sitt 't wi Alle in 'n Düstern," ein Anderer.

Alle lachten aus vollem Halse. Der Lärm hörte erst auf, als Jost hereintrat und rief:

„Lüde, Ji könt ja woll kin Ende un Tall finden! Nu gane to Koje! Morgen is ook noch en Dag, un wenn 't so kalt blifft, denn bruk Nums de Beene to smären, de loopen vonsulben."

Das Wort half. Die Leute gingen und rollten sich in doppelte und dreifache wollene Decken, denn es fror draußen nordpolmäßig.

Hell und klar brach der neue Tag wieder an. Rings um den Dampfer erstreckte sich, soweit das Auge reichte, eine spiegelblanke, selten durch rauhe Stellen unterbrochene Eisfläche.

„Hadden wi Striedschoh," (Schlittschuh) meinte der Spaßmacher an Bord, „dann konnen wi loopen. Nu möt 't wi mit kole Föte up Deck rumklabastern. De Holschen (Holzschuhe) sind ja tum Unglück bi Moder bläven, ja, de hett un god böten (heizen), wenn ähr frust."

Des Zimmermanns Vorräte an Planken reichten nicht hin zur Anfertigung eines Segelschlittens, wie Steuermann Jost, der einen solchen jedoch nie gesehen hatte und seiner nur aus Abbildungen sich erinnerte, zu bauen beabsichtigte. Not bricht Eisen und anderes, und so beschloß man, Holz im Zwischendeck loszubrechen, wobei sich denn auch die gewünschte Gelegenheit ergab, die Leute durch Beschäftigung bei Laune und Gesundheit zu erhalten. Bald waren denn auch alle Mann wacker dabei, einen Teil der Ladung zu löschen und vorläufig auf Deck zu verstauen, eine Arbeit, die unter Anführung des Spaßmachers gar munter von statten ging. Im Maschinenraum glühete lustig das Herdfeuer, nachdem Jost mit dem Meister eine Zeichnung des Schlittens entworfen und die Maße festgestellt hatte. Die Funken sprühten, Hammer und Ambos dröhnten, die schlittschuhähnlichen Eisen für die Seitenplanken und das Steuerruder entstanden, wurden geschliffen und geschärft. Auch der Zimmermann fand genügendes Holz zur Arbeit. Die Anfertigung des Mastes und Segels und des nötigen Tauwerks verursachte einige Schwierigkeiten, da sich ja an Bord eines Dampfers wenig taugliches Material auftreiben ließ. Doch half man sich mit dünnen Spieren, mit einem rauchgeschwärzten Stagsegel und Flaggen. Auf Jost's Frage, wer Segelmacherarbeit verstände, antwortete der Spaßmacher:

„Dat Neihen hebbe ik all bi Moder lehrt, aberst so 'n Wiwerkram is for de Katte un holt nich. In Hamborg bin ik ens up 'n Segelboden west un weet nu so 'n bäten von de Seesniderei Bescheed. Man her mit den Lappen, Stürmann! Jungens, wer en Stoppnadel in sine Kiste hett, de laat se mal antröden! Ik will up de Naht losstöten as de beste Zägenbuck (Ziegenbock) an 'n Lanne deit."

An Deck polterten Fässer und Ballen und gelangten durch die Luken wieder an ihre Plätze; in der Vorkajüte saß, eine muntere Weise pfeifend, unser Spaßmacher, schnitt das Segel zurecht und arbeitete mit einer Stopfnadel nach der andern in dem mürben, schwärzlichen Stoffe herum, das allmählich in die Gestalt eines handlichen Bootssegels sich wandelte. —

Der Wind schlief ganz ein, die Sonne schien freundlich herab auf die „Germania," — ein heiteres Bild mitten in der Eiswüste. Ja, wer das nicht besser wußte. Ernst, furchtbar ernst, war die Lage des Dampfers und seiner Besatzung.

Schaaren wilder Enten und Gänse flogen mit heiserem Geschrei gen Süden, nur zu sicher anzeigend, daß der Frost, welcher sie von ihren gewohnten Stätten vertrieben hatte, ein langes, strenges Regiment führen werde.

Bei Dunkelwerden rückte die Mannschaft wieder in die Vorkajüte, wo der glühende Ofen eine behagliche Wärme verbreitete. Es währte nicht lange, so erklangen die Weisen einer Ziehharmonika,

Digitized by Google

nach welcher die Leute sich munter im Tanze drehten. Die beiden Kapitäne schauten eine Weile zu, redeten gelegentlich ein gutes und freundliches Wort und gingen dann wieder in ihre Kajüte zurück, um Berichte an die Rhederei abzufassen, die Jost, von einem Matrosen begleitet, versuchen sollte, nach irgend einer Poststation zu bringen, nebst einigen, nach verschiedenen Häfen abzulassenden Telegrammen.

Jost in seiner Koje konnte lange keinen Schlaf finden. Im Geiste sah er sich auf dem Segelschlitten, mit Windeseile der nächsten Küste zu fahrend. Freundliche Bilder umgaukelten ihn endlich im Traume: die Reise war glücklich vollendet, ein liebes Gesicht sah er nahe dem seinigen, eine bekannte Stimme rief ihm zu: Willkommen in der Heimat! Er erwachte am Morgen mutig und hoffnungsvoll, warf sich rasch in die Kleider und eilte an Deck. Aber — wie erschrak er!

Eine Schneedecke verhüllte alle Gegenstände, lag auf dem Eise rings um den Dampfer, und noch unabläßig schneite es weiter, ein südwestlicher Wind strich durch die nebelige, kaum sichtige Luft. Unter solchen Umständen durfte man nicht wagen, die geplante Expedition auszuführen, die nicht nur gefährlich war, sondern ihren Zweck obendrein auch verfehlt haben würde. Unmutig betrachtete er das fertig dastehende Fahrzeug, welches in allen Teilen seinen Angaben entsprach. Da klopfte Grisbart ihm auf die Schulter und sagte:

„Stürmann, nix for ungod! Dat Dings da is ganz fein for 'ne Lustreise, — aberst Lüde, de wat utrichten un ähr Lewen nich leichtsinnig up 't Späl setten willen, dörst dar nich mit unner Seils gahen. Ik bin faken (oft) in Holland west, ik weet, wat darto hört: en Boot mutt up de Stellage stahn! Geit denn up 'n Ise wat miß, denn kann man sich doch helpen un bruk nich up 'n Grund to duken (tauchen)."

„Bootsmann, Ji hebben recht," entgegnete Jost, sich sogleich an Kapitän Horstmann wendend, der auf der Kommandobrücke nach Wind und Wetter schaute. Nach kurzer Besprechung stellte er das kleinste Boot zur Verfügung, indem er hinzusetzte, daß er heute die Abfahrt nicht gestatten könne, weil das Wetter in einer Krisis begriffen und bei dem hohen Barometerstande sehr bald wieder größere Kälte und aufhellende Luft zu erwarten sei.

Die vorgeschlagene Veränderung wurde sogleich vorgenommen und Grisbart zum Begleiter Josts bestimmt, Proviant, Wasser, ein Kompaß und Seekarten in das ganz schmucke, schiffsmäßig erscheinende Fahrzeug gebracht.

Kapitän Horstmanns Wetterprophezeiung erfüllte sich. Nach vierundzwanzig Stunden klärte sich der Himmel auf, bei östlichem Winde war die Kälte erträglich, die Schneedecke auf dem Eise erwies sich kaum einen halben Zoll dick. —

. . . Jost und der Bootsmann standen gerüstet, die Fahrt anzutreten. Das Eisboot kam glücklich über Bord. Sie stiegen ein, setzten das Segel, machten einige, die gute Manövrierfähigkeit erweisende Gänge und verfolgten dann unter Jubel und guten Wünschen ihren westlichen Kurs. Pfeilschnell schossen sie davon und kamen bald außer Sicht.

In unglaublich kurzer Zeit erreichte das Boot sein Ziel, den Hafen von Saßnitz auf der Insel Rügen, dort fast wie ein vom Himmel herabgekommenes Wunder angestaunt. Jost erkundigte sich sogleich nach dem Abgange des nächsten Eisenbahnzuges und ob der Anschluß nach Stralsund sicher sei. Dann gab er die Telegramme auf, traf am Hafen einige Anordnungen inbetreff des Bootes und reiste mit Grisbart zu Lande weiter.

Die Telegramme verursachten bei den Rhedern und Versicherern große Erregung und führten zu Anfragen bei den verschiedenen Bergungsgesellschaften. Von Dänemark und Schweden war wegen der dort herrschenden Eisblockade keine Hilfe zu haben. Nur der auch schon von Jost direkt benachrichtigte Rheder des Greifswalder Eisbrechers erklärte sich bereit, einen Versuch wagen zu lassen, dessen Gelingen bei der großen Stärke des Küsteneises aber fraglich sei. Jost und Grisbart sowohl, die am nächsten Morgen eintrafen, wie auch die Briefe der Kapitäne, erläuterten die näheren Umstände des Unglücks.

Wie herzlich begrüßte den unvermutet Eintretenden die liebliche Braut! Grisbart sprach bei den Frauen der Kapitäne und den Angehörigen der Mannschaften beider Dampfer vor, um zu erzählen. Das war eine Aufgabe, bei deren Erfüllung ihm zuletzt der Kopf so schwer, der Gang so unsicher wurde, daß sein Hauswirt — Grisbart war unverheiratet — sich glücklich schätzte, als er ihn in seinem Bette sicher vor Anker gelegt hatte.

*

Auf der „Germania" konnte man den Erfolg von Josts Fahrt nur hoffen, — Gewißheit war begreiflicherweise vorerst nicht zu erhalten. Tage banger Erwartung kamen. Glücklicherweise blieb das Wetter bei gelindem Frost gut.

Wie oft richteten sich die Ferngläser nach

Digitized by Google

Westen und Süden. Sollte nicht irgendwo am Horizont eine Rauchsäule, das Zeichen herannahender Rettung, aufsteigen? Eitle Hoffnung! Nichts zu sehen, so klar die Luft auch war! Man mußte besorgen, noch lange im Eise sitzen zu bleiben, vielleicht gar schlimmes Ungemach zu erleben. Wenn nur das Wetter heiter blieb und keine Stürme eintraten, die den Dampfer, hilflos wie er war, ins Verderben ziehen mußten!

Die Kapitäne beschlossen, die Rationen zu vermindern. Räsonnierend zwar nahmen die Leute diese Verfügung auf, aber sie bestritten die Notwendigkeit nicht und versuchten, sich durch Rauchen und Tabackkauen schadlos zu halten.

„Snört de Smachtreemens faste, Jungens," rief der Spaßmacher. „Man kann nich wäten, wo lange Kaptein Knapphans dat Regeer hett."

Mittlerweile suchte der Bergungsdampfer „Rugia" mit Aufwand aller Kraft und der äußersten Energie seitens seines Führers und der Geschicklichkeit der vorzüglich eingeübten Mannschaft die Eisbarriere vor der Küste zu durchbrechen. Die Arbeit gelang, aber erst nach mehreren Tagen und nach ganz ungewöhnlich großen Anstrengungen. Die weitere Fahrt des mit einer außerordentlich starken Maschine versehenen Dampfers, auf welchem man durch den an Bord befindlichen Steuermann Jost, der gleich wieder nach Greifswald hatte abreisen müssen, genau den Schiffsort der „Germania" kannte, ging leichter von statten, aber doch langsamer, als bei offenem Wasser möglich gewesen wäre. Da die „Rugia" über elektrisches Licht verfügte, so war auch die Nachtfahrt ganz sicher, ja, bot sogar bei der weithin reichenden Wirksamkeit des Scheinwerfers einige Vorteile zur Auffindung des havarierten Dampfers, von welchem nach Eintritt der Dunkelheit selbstverständlich auch Feuersignale erwartet werden konnten.

Welch unbeschreibliche Aufregung entstand auf der „Germania", als in einer Nacht die Wache Kapitäne und Mannschaften allarmierte mit der Botschaft, daß am Horizonte sich ein heller Schein zeige, eine Lichtsäule, die, weil im Westen, kein Polarlicht sein könne.

„Gott sei Dank!" rief Kapitän Horstmann, der durch das Fernrohr in der Lichtwolke den dunkeln Körper, von welchem sie ausging, ein Schiff, entdeckt hatte. „Dar kummt de Damper von Gripswolde!"

Er befahl, von Zeit zu Zeit die Kanonen zu lösen. Nötig war das kaum, denn sehr bald stellte sich zweifellos heraus, daß der Dampfer in grader Richtung sich näherte, also die „Germania" gesehen haben mußte. Der Scheinwerfer war fest auf dieselbe gerichtet.

Noch aber vergingen viele Stunden, ehe der Erlöser so nahe kam, daß das Geheul seiner Dampfpfeifen, — Musik in den Ohren der Germanialeute — deutlich herüberschallte.

Gegen Sonnenaufgang lag endlich die „Rugia" auf Seite des Dampfers, den sie ohne Aufenthalt in's Schlepptau nahm, um ihn nach Saßnitz auf Rügen, als dem nächstgelegenen Hafen, zu bugsieren, den beide Schiffe, freilich nicht ohne Schwierigkeiten, aber doch glücklich erreichten.

Die Kapitäne und Mannschaften belegten dort sogleich Verklarung, den Advokaten und Dispacheuren überlassend, den einigermaßen schwierigen Fall auseinanderzusetzen und den Schaden auf die Interessenten zu verteilen.

Der Verlust an Geld und Gut war groß, der gute Dampfer „Baltic" lag im nassen Grabe zum Nimmerwiederauferstehen. Durch Gottes gnädige Bewahrung war aber kein Leben verloren gegangen, außer dem des Schiffshundes Nero, der seinen Dampfer nicht verlassen wollte. Niemand hatte von Hunger und Kälte ernstlich gelitten. Manche andern im Eise besetzte Dampfer gerieten bei eintretendem Tauwetter und den heftigen Stürmen in die größte Bedrängnis; ihrer viele mußten von der durch Entbehrungen und Frost hinfällig und krank gewordenen Mannschaft, die unter Lebensgefahr an das Land zu flüchten suchte, verlassen werden; ja, einige waren gänzlich verschollen, — nie wieder hat man von ihnen gehört: sie sind mit Mann und Maus untergegangen.

So geschehen im Winter des Jahres 1893.

*

Bootsmann Grisbart gab das Fahren auf und bezog eine Prövenwohnung im Schifferhause seiner Vaterstadt, wo er den alten Mitinsassen, wenn ihm Gott das Leben erhält, noch lange von seiner letzten Winterreise vorbrummen wird. Kapitän Friedrichsen übernahm das Kommando der „Germania", da Horstmann ein Amt am Lande erhielt. Steuermann Jost wurde Kapitän eines neuen Dampfers und feierte während des Baues desselben fröhliche Hochzeit. Ihm war das Ende der „Baltic" der Anfang zu einem Glücke geworden, das ihm nie untreu werden möge.

Jan Maat aber geht leichtherzig immer wieder nach See, sei's nun Sommers- oder Winterszeit. Der Seemann handelt ja, auch unbewußt nach dem Worte: Navigare necesse est, vivere non est necesse.

Digitized by Google



Der Linnendieb.

Eine Alt-Münchner Geschichte

von

Helene Raff.

Weil doch so mancher gern mit Fleiß,
Was er von seinesgleichen weiß,
Bemüht ist nachzusagen —
So will ich's gleichfalls wagen
Und nacherzählen auf gut Glück
Von Münchner Frau'n ein artig Stück.

*

Wohl war Alt-München eng und klein —
Doch schmucke Frau'n und Jungfräulein,
Gemacht zum Frei'n und Minnen,
Die gab's genug darinnen.
Die spannen, wie's der Vorzeit Brauch,
Ihr Linnen selbst und webten's auch
Und wahrten zierlich, blank und rein
Das zarte Gut gehäuft im Schrein. —

Am frühen Morgen war's einmal,
Als blendend warmer Sonnenstrahl
Herabschien auf die Auen,
Da gingen viele Frauen,
Zu waschen an der Isar Strand
Ihr Leinenzeug und ihr Gewand.

Es tummelte manch Mägdlein sich,
Das Röcklein schürzend emsiglich,
Und stieg, mit leichter Müh' entschuht,
Bis zu den Knöcheln in die Flut. —
Sie tauchten ohne Unterlaß
Ein jeglich Stück in's klare Naß;
Und war es rein befunden,
So ward es ausgewunden,
Geschäftig in den Korb gethan
Und flink auf sonn'gen Wiesenplan,
Wo mehr schon ihrer lagen,
Zum Trocknen hingetragen. —

Und bei der Hände fleiß'gem Thun
Ließ man die Zünglein auch nicht ruhn,
Die Arbeitszeit zu würzen,
Mit Reden sie zu kürzen;
Die ältern Frau'n berieten da,
Was alles in der Stadt geschah,
Die jüngern kos'ten munter.
Und immer mehr hinunter
Zog sich die Schar am Ufersand,
Schutz suchend vor dem Sonnenbrand
Schon tönt ihr Lachen fern und weit. —

Da kam in tiefer Traurigkeit
Den stein'gen Pfad von ungefähr
Ein junger Spielmann eben her.

Hans Oberstolz, der hatt' nicht Geld
Nicht Gut noch Freunde auf der Welt;
Die Fiedel bracht' ihm kärglich Brot —
Nichts war sein eigen als die Not
Und seine Wohlgestalt allein —
Die hätt' nicht können größer sein,
Wär' er ein Prinz gewesen,
Zum höchsten Thron erlesen.
Wie war die Haut so weiß und zart,
Wie goldig schimmert Haar und Bart! —

Er barg im Geh'n die linke Hand
Tief unter sein zerfetzt' Gewand
Und stöhnte schwer bei jedem Tritt. —
Als er zur Nacht den Wald durchschritt,
Da brachen plötzlich mit Gewalt
Strauchritter aus dem Hinterhalt;
Von Waffen hatte Hans nicht viel:
Ein Messer und sein Saitenspiel,
Das war zur Abwehr nicht genug. —

Sie raubten, was er bei sich trug,
Den Lohn, den man ihm eben
Im Hochzeitshaus gegeben,
Drin er gespielt des Tags vorher —
Und schalten noch, daß es nicht mehr!
Der Wildeste nahm gar zum Tort
Dem Jüngling seine Fiedel fort,
Das war, was ihn zumeist geschmerzt;
Er kämpfte drum und rang beherzt —
Umsonst! — Die Wehr zog einer blank
Und traf ihn, daß die Hand ihm sank —
Dann floh'n sie tief in Waldesschoß
Und ließen ihn so arm und bloß. —

Matt wankt' er hin am Wegesrand;
Könnt' er verbinden nur die Hand,
Von der die Tropfen rinnen,
Mit einem Streiflein Linnen! —

Digitized by Google

Zur Bleiche kam er an dem Hag,
Wo all' das weiße Leinen lag,
Er wird's gewahr — sein Wandern stockt —
O wie der Anblick ihn verlockt!
Ein solches Tüchlein, weiß und fein,
Der Wunde würd' es Balsam sein. —
Doch wie er such' und spähe,
Kein Mensch war in der Nähe,
Der mitleidvoll des Armen Not
Ersah und ihm ein Linnen bot.

„Müßt' in der Stadt ich darum flehn,
Ich weiß, vor Scham würd' ich vergehn;
Nun liegt es da so nah bei mir —
Warum ist, ach, nur niemand hier,
Der mir ein Stücklein reiche?!
Ich nehm' es von der Bleiche —
Und ist nur erst mein Blut gestillt,
So bin ich sicherlich gewillt,
Das Tuch zurückzutragen —“

Er weiß nicht — soll er's wagen?
Das Stehlen hat er nicht gelernt —
Was hilft's? — Der Eigner ist entfernt —
Zum mind'sten würd' er milde sein,
Wenn er dich säh' und deine Pein;
Die Not bricht Eisen — greif nur zu! —

Ein Linnentuch faßt Hans im Nu,
Und schon bestürzt, daß er es nahm,
Rennt er davon in wilder Scham.
Doch kaum, daß er ein Stück geflohn,
Ruft einer Stimme rauher Ton:

„Heda! Wohin, mein lockrer Faul?
Heraus mit dem, was Du entwandt!“ —

Der Arme blickt sich zögernd um
Und bleibt vor Schrecken starr und stumm —
Denn der dort naht, gefällt den Spieß,
Den er dem Flüchtling dräuend wies,
Ein Stadtknecht war's, der ihn gesehn. —
O weh, nun ist's um Hans geschehn! —

Er denkt: „Soll ich noch rascher fliehn?“ —
Doch allzu schimpflich däucht es ihn;
Gewiß auch würd' ihm nachgesetzt,
Dann wär' er wie ein Wild gehetzt.
Viel besser: frei bekennen!
So hört er auf zu rennen,
Und als ihm nun der Stadtknecht nah',
Mit offner Demuth spricht er da:

„Nicht leugnen kann ich, was Ihr saht —
Doch schwer genug ward mir die That:
Die Wunde hier hat so gebrannt —
Das Tüchlein hab' ich drum entwandt;
Ich geb's zurück — hier, bitte nehmt —
Und laßt mich ziehen, so beschämt.“ —

Deß lacht der Wächter hart und grob:
— „Nichts da! Ich bin nicht dumm, Gottlob!
Ihr kommt mir nicht mehr von der Stell'. —
Ein windig fahrender Gesell',
Das seid Ihr jeden Falles;
Wer weiß, ob das auch alles,
Ob Ihr nicht mehr und öfters stahlt?
Ich bin vom Rat dafür bezahlt,
Daß ich hier wache vor dem Thor,
Wo mancher schon sein Gut verlor;
Zum hohen Rate folget mir,
Man giebt Euch sicheres Quartier.“ —

— „Doch niemals stahl ich — sicherlich —
Häuft nicht weit größre Schmach auf mich
Als ich verdient und laßt mich gehn.“ —

„Ward solche Frechheit je gesehn?
Bursch, geh' mit mir!“ —

Hans kommt in Wut —
Ihn packt der Knecht — er wehrt sich gut,
Doch hindert ihn sein wunder Arm —
Sein Gegner aber schlägt Alarm.
Da kommen andrer Wächter drei
Zur Hilfe schleunig noch herbei.
Nun mußt' es freilich glücken —
Die Hände auf dem Rücken
Stand Hans gar bald gefesselt da,
Der bleich und still zu Boden sah.
Mit Stößen über Stock und Stein
Trieb man ihn in die Stadt hinein,
Und seiner Dränger einer spricht:
„Nun, Bürschlein, geht es zum Gericht.“ —

Als er so schritt in Pein und Gram,
Da eben unterm Stadtthor kam
Geschwind auf engen Wegen
Ein Mägdlein ihm entgegen;
Die war den Frauen an dem Strand
Mit Trank und Speise nachgesandt.

Sie stutzt — sie jammert der Gesell' —
Und plötzlich rinnt ein Thränlein hell
Herab auf ihre Wangen,
Als er vorbeigegangen.

Sie hielt der Wächter einen an
Und fragte:

„Was doch that der Mann,
Daß man ihn führt gebunden?“ —

Das ließ sich schnell erkunden;
Und als man ihr es kundgethan,
Da kam sie großes Mitleid an.

Sie ging und dachte unterm Geh'n,
Nicht ohne oft sich umzuseh'n,
Was irgend sie beginne,
Daß er der Straf entrinne.
Ein jeglich fremdes Leiden schnitt
Ihr in das Herz, das selber litt:
Jung-Anna, seit sie Waise war,
Sie lebte schon so manches Jahr

Digitized by Google

In einer Muhme Mundgewalt,
Die oft genug sie quält' und schalt.
Gar traurig war der Maid zu Sinn —
Und hätt' sie nur gewußt, wohin
Und wer ihr gäbe das Geleit —
Sie wär' entflohn, Gott weiß wie weit! —

So kam sie hin zum Isarstrand,
Wo sie die andern Frauen fand —
Und eilig hub sie an die Mär,
Wer eben ihr begegnet wär',
Und welch ein Kleines er beging. —
Die Frauen staunten ob dem Ding. —

„Ein Linnen, sagst Du? — Sonst nichts mehr?
Und wirklich — gar so schön ist er?“ —

— „Fürwahr, er ist so wohlgethan,
Wie Keinen meine Blicke sah'n.“ —

Da sprach die Eine:

„Weh' der Not!
Mir ahnt, daß ihm der Galgen droht.“ —

Drauf riefen andre gleich entsetzt:

„Gehängt?! — Ei Base, scherzt nicht jetzt!
So furchtbar ahndet man die That?“ —

— „Gewiß! Mein Mann ist ja vom Rat!“ —

Die Frauen seh'n betreten drein. —
So kleine Schuld — so große Pein!
Gar manche faßt ein Schauern.
„Der Jüngling kann mich dauern;
Mir wird um's Herze völlig eng,
Die Strafe wär' doch allzu streng —
Zum Fraß für Kräh'n und Raben
Solch einen schönen Knaben!“ —

Das ist ein Flüstern und Geraun —
Da kommt ein neues Crüpplein Frau'n. —

„Wir bitten Euch: o lauft nur schnell!
Im Turm der Stadt sitzt ein Gesell,
Der könnte kaum noch schöner sein —
Ich sah ihn just durch's Fensterlein.“ —

— „Sogleich! Wir folgen ungesäumt,
Ist nur die Wäsche weggeräumt;
Beraten laßt uns alle nun,
Was für den armen Dieb zu thun.“ — —

Dem Hans derweil erging es schlimm;
Es hatt' ihn seiner Häscher Grimm
Im festen Turm geborgen
Bis an den nächsten Morgen.

Früh weckt man ihn:

„He! Aufgewacht!
Nun wirst Du zum Verhör gebracht.“ —

Hans, da man ihn gar streng verhört,
Bekennt, wie ihn die Not bethört,
Erzählt, was ihm geschehn im Tann,
Und ruft der Heil'gen Zeugnis an,
Daß keinen Fehl er je beging,
Als den, dabei man just ihn fing. —
Doch der erboste Wächter schwur:

„Bei Gott! Das lügt der Fremdling nur —
Wer weiß, was noch geschehen,
Hätt' ich ihn nicht gesehen!“ —

Und minder noch ward Hans geglaubt,
Daß Geld und Fiedel ihm geraubt;
Die Wunde zeugt für ihn allein —
Die mag von andern Händeln sein!

Der Richter, der den Vorsitz führt,
Lauscht seinen Worten ungerührt
Und furcht die Stirne mächtig:

„Das scheint mir höchst verdächtig!
Mit solchem Volk säumt man nicht lang —
Auf Diebstahl steht nach Recht der Strang;
Drum laßt den Spruch uns fällen,
Man hänge den Gesellen!“ —

Und da ihm jeder Beifall gab,
So brach man über Hans den Stab.
Der klagte nicht mit Weh und Ach —
Zu bitten, schien ihm feig und schwach;
Nur auf die Lippen biß er sich,
Daß alles Blut daraus entwich. —
Die Herren sprachen vom Gericht:

„Ein ganz verstockter Bösewicht.“ —

So ward denn, wie's dem Recht gebührt,
Zur Richtstatt Hans hinausgeführt. —
Wie weht so frisch und klar die Luft,
Wie grüßt so lind der Rosenduft!
O Tag im Sonnenglanze,
O Flur im grünen Kranze —
Wes Brust von Jugendkraft geschwellt,
Der scheidet schwer von dieser Welt! —

Da sie ihn sah'n, so schön und bleich,
Ward doch das Herz den Richtern weich —
Es konnten selbst die Schergen
Nicht ganz ihr Mitleid bergen. —
Was frommt's!? — Es käme nun zu spät,
Dieweil der Spruch zu Recht besteht;
Nur schnell erleid' er sein Geschick!
Der Henker rüstet schon den Strick. —

Ernst stehn herum die Herrn vom Rat —
Ei seht, was plötzlich dort sich naht! —
In eiligem Gewimmel,
Gleich wie den klaren Himmel
Im Herbst durchkreuzt der Schwalben Flug,
Erscheint ein langer Frauenzug! —

Digitized by Google

Die Herren schau'n wie sprachberaubt —
Der Ältste spricht und wiegt das Haupt:

„Ihr Herrn, es nimmt mich Wunder, traun —
Was wollen alle diese Frau'n?" —

Sie wallen paarweis' Hand in Hand,
Gar schmuck im Feiertagsgewand,
Die eine blond, die andre braun,
Lieblich und ehrbar anzuschau'n. —

So mit gesenkten Augen trat
Die Schar der Frauen vor den Rat —
Und die Frau Bürgermeisterin,
Ein Weib, von Gliedern stark und Sinn,
Hub an in Aller Namen:

„Daß wir so kühnlich kamen,
Nehmt, strenge Herrn, in Gnaden auf.
Ihr ließt dem Rechte seinen Lauf,
Dem Recht, des Buchstab ward gekränkt;
Doch bitten wir, daß Ihr bedenkt:
Des armen Sünders klein' Vergeh'n
Ist an uns Frauen nur gescheh'n,
Denn unser war das Linnen,
Mit dem er floh von hinnen.
Laßt Gnade nun ihm angedeih'n!
Kein Weib ja würde sich's verzeih'n,
Wenn um das Linnen, das sie spann,
So schmählich sterben sollt' ein Mann.
Gewiß, er ist kein arger Dieb;
Schenkt ihm das Leben — uns zu lieb!" —

Der Rat steht ganz versteinert da,
Und Keiner weiß, wie ihm geschah;
Den meisten geht es wider'n Strich. —
Der Bürgermeister räuspert sich
Und spricht:

„Euch Frau'n und Mägdelein,
Und Euch, liebwerte Hausfrau mein,
Ist, wie exempla zeigen,
Nur wenig Rechtssinn eigen.
Denn wenn wir diesem Dieb verzeih'n,
Wird's Sporn den andern Dieben sein;
Auch ändert's nicht des Rechtes Gang,
Daß, was er nahm, nicht von Belang. —
Ich sag', solch' allzumild Begehr
Stammt von des Diebes Schönheit her —
So daß er nicht das Tuch nur stahl,
Nein, Eure Herzen allzumal." —

Betroffen schwieg der Frauen Kreis —
Aus Scham ward manche Wange heiß,
Da sprang Jung-Anna vor geschwind —
Und rief, das sonst so zage Kind:

„Ihr Herrn — daß Gnade wir begehrt,
Das scheint Euch nur des Spottes wert?
Als wär' am Menschenleben
Kein Anteil uns gegeben,
Da doch kein Mann auf Erden schritt,
Um den ein Weib nicht Schmerzen litt!
Ja wahrlich, starr übt Ihr das Recht:
Der steter Frevel sich erfrecht
Und der sich einmal nur vergaß —
Die richtet Ihr nach gleichem Maß!
Soll nicht beim Recht auch Liebe sein,
Wer ginge dann zum Himmel ein?
Auch Gott, der litt und starb als Mann,
Nimmt seiner Mutter Fürwort an!
O thut wie er! — Sonst trifft Euch Fluch —
Heischt nicht ein Leben für ein Tuch!" —
Wer von Euch Herren irgend nur
Der Frauen Lieb' und Huld erfuhr,
Soll dessen jetzt gedenken
Und uns Erhörung schenken!" —

Sie schwieg, die Hand auf's Herz gepreßt,
Und hielt sich an der Nächsten fest.
Still war's — und manchem Ratsherrn däucht,
Sein Auge werde seltsam feucht. —
Die Frauen reckten da zuhauf
Erhob'ne Hände flehend auf;
Und er, dem als dies Bitten galt,
Der Dieb, so jung und wohlgestalt,
Nicht dacht' er mehr an Tod und Schmach,
Nur noch an sie, die für ihn sprach. —

Vom Rat begann ein Schöffe laut —
Der war seit Monden erst getraut —:

„Ihr Herrn, beweibt und unbeweibt,
Ihr wißt doch: unbeweglich bleibt
Kein Mann von rechten Sitten
Bei holder Frauen Bitten.
Es wär', weiß Gott, auch schlechter Dank,
Sie, deren Liebe sonder Wank
An uns und unsern Kinden
Wir frohen Sinn's empfinden,
Zu kränken durch ein rauhes Nein,
Wenn fremder Not sie Mitleid weih'n.
Darum, so ziehe ich den Schluß,
Daß man den Frauen folgen muß!" —

Und sieh: es riefen ihm im Nu
Ringsum die Männer Beifall zu.

Der Bürgermeister sprach:

„Es sei!
Wir stimmen all dem Redner bei;
Weil für den Sünder, der dort steht,
Die Frauen also warm gefleht,
So sprechen wir ihn gnädig
Von Schuld und Strafe ledig;
Nur zieh' er aus der Stadt sogleich
Und meid' auf immer ihr Bereich!" —
Da war der Frauen Jubel groß.
Und Hans ward seiner Fesseln los;
Er dankte gar bescheiden
Und schwor, die Stadt zu meiden.
Auch grüßt' er mit gebognem Knie
Die Frauen all — und suchte sie,
Der er verdankt' so mild Gericht —
Sie war entfloh'n, er sah sie nicht. — —

Digitized by Google

Wie nun der Herrn und Frauen Schar
In Fried' und Freud' vereinigt war
Durch die erfüllte Bitte,
Ging Hans mit müdem Schritte
Zum Thor hinaus so ganz allein —
Und stand und sah vom Wiesenrain
Zur Stadt zurück, die ihn verstieß,
Wo er sein bestes Glück verließ. —

Wer tritt heran mit leichtem Fuß
Und spendet ihm verschämten Gruß?
Ist das ein Traum — Jung-Anna hier?!
Da sinkt der Spielmann hin vor ihr
Und spricht mit leisem Beben:

„So folgt ins öde Leben
Mir der Erinnrung Trost doch nach,
Daß ich ein einzig mal Euch sprach,
Daß ich Euch danken konnte,
In Eurem Blick mich sonnte,
Der, wand'r ich gleich auch noch so weit,
Mir leuchten wird für alle Zeit.“ —

Fast schalkhaft sah die Maid auf ihn. —

„Da wär' Euch wenig Trost verliehn —
Hört an — und sei's Euch nicht zu leid:
Da Ihr zu stolz zum Betteln seid
Und Euch die Not sonst stehlen lehrt,
Muß man Euch schenken unbegehrt. —
Ach! scheltet mich darum nicht dreist,
Ich bin auf Erden ganz verwaist;
Hier eingenäht im Mieder ruht
Mein klein ererbtes Muttergut. —
Zum Wandern hab' ich Mut genug! —
Die Wunde — seht — die man Euch schlug,
Gewiß, die würde bälder heil,
Würd' linde Sorgfalt ihr zu teil. —
Wie blickt Ihr so versteinert drein!
Muß ich denn förmlich um Euch frein?“ —

Dem Mann, dem wär' vor Wonnen
Kein Wörtlein schier entronnen. —
Nun erst mit hellem Jubellaut
Sprang er empor, und hielt die Braut,
Die er so schnell gefunden,
In Seligkeit umwunden. —
Mit einem Arm hebt er sie auf
Und trug sie frisch den Berg hinauf —
Da schaut' ein kleines Gotteshaus
Aus Baumeswipfeln fern heraus —
Und Hans empfing dort am Altar,
Ein Gut, das nicht gestohlen war! —

*

Die Mär ist alt und doch nicht alt. —
Sie wiederholt sich vielgestalt,
Da heut noch manches, was man sieht,
Durch Frauen-Will und -Wunsch geschieht,
Und allen Frauen auf der Welt
Ein wohlgestalter Mann gefällt. —
Ihr dürft mir traun, weil ich es schreib',
Denn selbst bin ich doch auch ein Weib!



In der Ernte.

In tiefer, tiefer Abendruh'
Horcht' ich den reifen Ähren zu,
Was sie sich heimlich sagten.
Es ging ein Flüstern lind und leis',
Ein Raunen lief ringsum im Kreis:
Da merkt' ich, was sie klagten.

Sie klagten ihren nahen Tod.
Sie sagten: Noch ein Morgenrot,
Dann müssen wir verderben . . .
Doch werden wir der Menschen Brot,
Ihr Leben fordert unsren Tod:
Auch das ist heil'ges Sterben!

Karl Ernst Knodt.

Verlobung.

Der Pfad, auf dem wir kamen, ich und Du,
Liegt nun im Dunkel und das Licht entschwand —
Nur ferne Stimmen trägt der Wind uns zu —
Und meine Lippen ruh'n auf Deiner Hand.

Ich weiß, Du hast für mich Dein Haar bekränzt,
Und Deine Wangen glühten, als ich kam,
Ich sah auch, wie so hell Dein Aug' geglänzt,
Als ich von Deiner Stirn die Rose nahm.

Mir winkten viele Blicke lächelnd zu —
Ich ging vorüber und mein Herz blieb kalt —
Die ich gewählt aus Tausenden, bist Du,
Nur Du, solang mein Fuß auf Erden wallt!

Der Saal ist leer, die Tänzer gingen müd',
Der letzte Wagen rollt durch's öde Thor —
Wir aber rasten, wo der Flieder blüht
Und wo die Welle schläft im stillen Rohr.

Kein Laut ertönt. Wir blicken nicht zurück.
Wohl dehnt das Land sich dunkel vor uns aus —
Wir schreiten, ich und Du mit uns'rem Glück,
Vertrauend, hoffend, Hand in Hand hinaus.

Georg Edward.

Digitized by Google

Der arme Spielmann.

Mein Herz so stell' doch Dein Pochen ein,
Heut wird sie gewiß nicht mehr kommen;
Sie sieht ja aus wie ein Nixchen fein,
Ein Nixchen, das kann Dir nichts frommen!

Es wogt ihr das Haar in Locken wild
Um ihr reizend ovales Köpfchen,
Wär' sie ein leibhaftes Menschenbild,
Sie trüge zwei brave Zöpfchen!

Wär' sie ein leibhaftes Menschenbild,
Es würden ja nimmer im Dunkeln
Ihre Äugelein, so braun und mild,
Unheimlich beginnen zu funkeln!

Sie käme dann auch zum Stelldichein
Und ließ' mich so lange nicht warten;
Sie sitzt mit dem alten Geck allein
Und die beiden legen sich Karten!

Und nachts, wenn alles im Schlummer ruht,
Da wühlet der Alte im Golde;
Die Prachtgewänder, sie steh'n Dir gut,
Die kauft er so gern Dir, o Holde! —

So folg' dem Alten denn zum Altar
Und in seines Palastes Wildnis;
Doch einst steigt auf im Herzen Dir klar
Mein nimmer vergessenes Bildnis —

Das ist der Tag, da wirst Du alsdann
Deines Daseins Öde verfluchen;
Ich aber durchstreif' den Märchenlann,
Um nach neuen Liedern zu suchen!

Max Kiesewetter.

Auf der Wanderschaft.

O nimm den Stab mir aus der Hand;
Weit komm ich her, so weit!
Wohl kennst Du nicht mein Vaterland;
Es liegt in der Ewigkeit.

Aus der Ewigkeit, da komm ich her,
Geh wieder zur Ewigkeit.
Wohl wird das Herz mir bang und schwer,
Gedenk ich, wie weit, so weit.

O nimm den Stab mir aus der Hand;
Nur eine Spanne Zeit
Darf ich verweilen bei Dir im Land,
Immer zu gehen bereit.

Und Du? wo Deine Wiege stand,
Und wo Dein Sarg wird steh'n —
Du kommst aus meinem Heimatland,
Mit mir ans Ziel zu geh'n.

Hans M. Grüninger.

Frühlingssegen.

Ich fühle Deine Hand in meiner Hand
Und höre Deines Herzens leisen Schlag
Und ringsum streut der neue Frühlingstag
Den Blütensegen auf das weite Land.

Wir tauschen selig Blick um Liebesblick
Und leise sät der helle Sonnenschein
Ein stilles Ahnen in die Herzen ein
Von einem fernen, ungeahnten Glück . . .

Stefan Zweig.

Das einsame Herz.

Wie gleitet still der Schnee hernieder
Und hüllt die Welt in Schweigen ein!
Bald streut der Frühlingswind ihr wieder
Die Blüten in den Schoß hinein!

Doch liegt ein Herz in Wintersbanden,
Hat es der starre Schnee bedeckt —
An keinem Ufer wird es landen,
Wo Lenzeswind die Blumen weckt.

Die Erde schläft. Ein Vogeltriller
Begrüßt sie neu im Morgenrot . .
Das Herz schlägt stiller nur und stiller,
Sein bleiern Schlafen gleicht dem Tod.

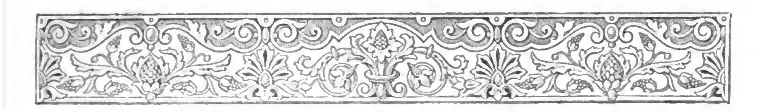
Die Erde träumt von Sonnentagen.
Das Herz wird nicht in Traum gewiegt —
Verlor'ner Jugend banges Klagen
Auf seinem dunklen Grunde liegt.

An keiner Quelle schöpft es Leben —
Von keinem Feuer wärmt's ein Schein!
Lockt nichts sein Innres, neu zu weben?
Will Liebe ihm kein Weckruf sein? — —

Einsam und frierend liegt's darnieder,
Und liegt so bis zum jüngsten Tag,
Wo sanft am Himmelslichte wieder
Der Herr es einst erwärmen mag.

Erna Ludwig.

Digitized by Google



Die zweite Ehe.

Von J. See.

Wenn ich heute als ältere Frau diese Erinnerung an einen traurigen Abschnitt meines Lebens niederschreibe, so thue ich es einzig für andere. Eine Warnung soll es nicht sein, denn ich weiß sehr wohl, daß man Erfahrung nur aus dem eigenen Leben schöpft und den Leiden und Freuden eines andern Menschenherzens fremd und ungläubig gegenüber steht.

Also keine Warnung. Dennoch wäre es möglich, daß diese Blätter Einer in die Hände fallen, die eben vor einer Entscheidung steht, ähnlich derjenigen, vor der ich einst stand.

Vielleicht kehrt sie um. Ich glaube es selbst nicht. Es muß wohl jeder sein bißchen Glück und Leid selbst erleben und ertragen. Die Überzeugung aber, die ich ausspreche, habe ich mit meinem Herzblut errungen und deshalb sage ich es laut: Keine Frau dürfte eine zweite Ehe eingehen. Es ist in der Natur begründet, daß es nicht sein sollte. Nur einmal kann sie den Tag erleben, an dem sie unentweiht vor dem Altare stehen darf, und nur einmal die Stunde, wo man ihr das erste Kind in die Arme legt.

Viele Jahre sind vergangen, seit ich jung gewesen bin, aber noch erinnere ich mich deutlich, als wäre es gestern gewesen, des Abends, der Stunde, in welcher mein Leben die tragische Wendung genommen hat.

Es ist am Vorabend meines zweiten Hochzeitstages. Meine Eltern und mein künftiger Gatte haben mich eben verlassen. Ich sitze am Schreibtisch, habe das Nötigste geordnet und da ich müde bin, will ich mich zur Ruhe begeben. „Morgen kommt die Mutter schon des Morgens," denke ich, „denn morgen ist mein Hochzeitstag."

Ich bin allein im Zimmer, doch höre ich ganz deutlich, wie hinter mir plötzlich eine fremde Stimme ruft:

„Närrin! Was faselst Du von einem Hochzeitstag? Dein Hochzeitstag war vor zehn Jahren. Weißt Du es nicht mehr? Erinnerst Du Dich nicht mehr?"

Ich blicke um mich in dem stillen, halbdunklen Raum. Natürlich ist niemand da. Leer und einsam ist es ringsumher und ich schlage die Hände vors Gesicht und weine bitterlich. Zum erstenmal sehe ich alles von einem grellen Licht beleuchtet, zum erstenmal ordne ich meine Gedanken, sehe voll Angst in die Zukunft, voll Wehmut in die Vergangenheit . . .

Meine Eltern waren Österreicher, wir lebten in Wien. Von meiner Kindheit weiß ich nichts zu berichten, wenigstens nichts, was hierher gehört. Ich hatte einen Bruder und eine ältere Schwester. Meine Eltern lebten in bescheidenen, geordneten Verhältnissen und erzogen wurde ich nicht besser und nicht schlechter, als die Mehrzahl aller Mädchen.

Als ich achtzehn Jahre alt war, kam ein junger Mann, Alfred S., viel in unser Haus. Er war aus Deutschland, sollte ein Jahr in Wien leben und war an meinen Vater empfohlen worden.

Ich sah bald, daß meine Eltern wünschten, er solle meine Schwester heiraten, doch schien es mir, als ob die lebhaften Augen des hübschen, jungen Herrn öfter nach mir blickten, als nach der Schwester. Bald bezweifelte niemand in der Familie mehr, daß er sich für mich interessiere. Alle waren beglückt. Was ich selbst dazu sagte? Nicht eben viel. Ich war stolz, eitel und befriedigt. Ich hatte ihn auch recht lieb, aber was wußte mein achtzehnjähriges Herz von Liebe!

Es war ein Kinderspiel, diese Verlobungszeit, und dennoch so schön. Ich denke noch an dieses scheue, halb ängstliche, halb glückliche Gefühl, an die schüchternen ersten Küsse, an die Veilchensträuße, die er mir täglich brachte, an die weiten Spaziergänge in der Umgebung Wiens, die wir an kühlen Maiabenden unternahmen. Man erlebt eben alles nur einmal und nur einmal ist man jung.

Dann denke ich an den Hochzeitstag, erinnere mich, wie ich im weißen Gewand, das mir herrlich schien, mit der Mutter zur Kirche fuhr, wie stolz ich mich fühlte, der Mittelpunkt der bewundernden Aufmerksamkeit zu sein, und wie all die thörichten

Digitized by Google

Gedanken vergessen waren und versanken, als ich neben ihm kniete und wir den Schwur leisteten, der uns vereinen sollte, so daß nur mehr der Tod uns trennen könne. Deutlich sehe ich noch alles vor meinen Augen: die Kirche, durch deren bunte Scheiben das goldene Sonnenlicht flutete, meinen jungen Gatten, wie er neben mir kniet und den Schwur spricht, mit bleichem Antlitz und bebenden Lippen.

Weiter denke ich an die kurze Hochzeitsreise mit ihren vielen Thorheiten und Kindereien. Wir waren hinausgefahren in die Welt mit dem leichten Sinn von zwei Menschen, die zusammen nicht fünfzig Jahre zählen. Der Abschied vom Elternhause war zwar thränenreich gewesen, fiel mir aber doch nicht schwer. Was fiel mir damals überhaupt schwer?

Es wurde mir auch nicht schwer, mich in meiner neuen Heimat, in Berlin, zurecht zu finden. Wir lebten — was man so nennt — recht glücklich. Wir zankten uns manchmal, versöhnten uns stets und erst viel später, als denkende, reife Frau sah ich ein, daß jene erste Zeit meiner Ehe gleichmäßig weit entfernt war vom wirklichen Glück, wie vom wirklichen Leide.

Nach einem Jahre veränderte sich vieles, denn da wurde mein Kind, meine kleine Marie, geboren. Wie lebhaft gedenke ich jener Stunden mit all ihrer Qual und Seligkeit und der folgenden Tage, als ich im halbdunklen Gemach lag, wie ich erschöpft, ermattet und doch selig den schwachen Atemzügen des Kindes lauschte.

Damals ahnte ich zum erstenmale etwas von der wahren Bedeutung des Lebens und damals liebte ich zum erstenmale den jungen Gatten und Vater, der mir immer wieder und wieder mit feuchten Augen die Hand küßte. Damals zog in mein Herz die Mutterliebe ein, jene Liebe, die die stärkste ist im Leben der Frau, die sie empor hebt über sich selbst, der nichts unmöglich dünkt und nichts untragbar.

Die Zeit verflog unglaublich rasch. Schon feierten wir den ersten Geburtstag unseres süßen kleinen Töchterchens. Gab es wirklich noch irgendwo auf der Welt ein ähnliches Kind? War wirklich noch eines eben so schön, klug und lieb? Für die Kleine, wie für uns war es ein Glück, daß nach kaum zwei Jahren der kleine Fritz geboren wurde und daß Mariechen von ihrem Piedestal herabsteigen mußte.

Wenn ich an jene Jahre zurück denke, so will es mir scheinen, als wäre damals Alfreds Gestalt in den Hintergrund getreten; die Hauptsache waren mir damals doch wohl meine Kinder. Die Ereignisse meines Lebens bildeten die kleinen Krankheiten der Kinder, ihre ersten Zähne, die Geh- und Sprechversuche, ihre Ungezogenheiten und Klugheiten.

Wir lebten äußerst zurückgezogen und pflegten nur wenig Verkehr. Alfred war kein Freund der Geselligkeit und ich selbst hatte zu wenig Beziehungen in der fremden Stadt. Alfreds Familie lebte in Süddeutschland, die meine, wie gesagt, in Wien.

Nur Victor P., der einzige, intime Freund meines Mannes verkehrte viel in unserem Hause. Er war dort so heimisch, als gehörte er durch Familienbande zu uns. Victor war nur um wenige Jahre älter als Alfred, aber in seinem Wesen und Gebahren um vieles reifer und männlicher als dieser.

Ich hatte gleich ein großes Vertrauen zu Victor gefaßt. Ich kannte niemand, und habe auch in meinem späteren Leben nie mehr jemand kennen gelernt, den ich so hoch geschätzt, verehrt und dem ich ebenso vertraut hätte. Er war und blieb der edelste Mensch, der mir im Leben begegnet ist.

Ich war nicht eitel und nicht kokett. In welchem jungen Weibe jedoch wohnt nicht etwas von diesen beiden Eigenschaften?!

Ich sah ganz klar und wollte doch nicht sehen, daß ich Victor teuerer war, als ich hätte sein sollen, daß er mehr als Gefallen an mir fand, daß er mich liebte. Diese Erkenntnis verdankte ich allein dem Instinkt der Frau, der ja gerade nach dieser Hinsicht so ausgeprägt ist. Niemals hat zu jener Zeit ein Blick oder Wort Victors mir auch nur zu einer Vermutung Veranlassung gegeben.

Sechs Jahre waren wir nun verheiratet und feierten mit den Kindern und Victor fröhlich den Weihnachtsabend, als Alfred am ersten Weihnachtstage an einer Lungenentzündung erkrankte. Bei seinem schwächlichen Körper nahm die Krankheit bald einen gefährlichen Charakter an und am Neujahrstage stand ich, eine noch nicht fünfundzwanzigjährige Witwe, am Lager des toten, jugendlichen Gatten.

Ich habe ihn betrauert und viel um ihn geweint, aber ich weiß jetzt, daß es eine Trauer giebt, die mehr weh thut, Thränen, die bitterer sind.

Zu meinen Eltern konnte ich nicht zurückkehren; materielle Gründe fesselten mich an Berlin. Victor ordnete meine Verhältnisse, übernahm die Leitung des Geschäftes, das er für uns fortführte, und sorgte in zartester Weise für mein und der Kinder Wohl.

Digitized by Google

Ich selbst widmete mich vollkommen der Pflege und Erziehung meiner Kinder.

Nach langer Zeit erst erkannte ich, daß Victor ernstlich um mich warb. Ich war nicht überrascht, doch auch nicht erfreut. Er wartete mit unendlicher Geduld. Nach vierjähriger Witwenschaft gab ich ihm mein Jawort.

Viele Gründe bewogen mich dazu. Vor allem die ehrliche Zuneigung, die ich zu dem treuesten aller Freunde hegte, dann das Bewußtsein, meine Eltern zu beglücken, und auch der Wunsch, der in der Brust jedes Weibes lebt, zu lieben und geliebt zu werden, das fröstelnde Gefühl der eigenen Schwäche in der Einsamkeit, die mich umgab.

Maßgebend aber war mir schließlich doch die Hoffnung, meinen Kindern einen zweiten Vater zu geben. Ich Thörin dachte, daß der heilige Begriff „Vater“ sich einfach umtauschen ließe wie ein Kleidungsstück.

Daß es eine Thorheit war, erkannte ich zuerst an jenem Abend, dem Vorabend meines zweiten Hochzeitstages. Da hätte ich Jahre meines Lebens dahingegeben, um den Schritt ungeschehen zu machen, den ich gethan.

Wie lange ich brütend vor meinem Schreibtisch saß, weiß ich nicht. Schließlich erhob ich mich und ging in mein Schlafzimmer, das ich seit Alfreds Tode mit den Kindern teilte. Die kleine Nachtlampe warf einen matten Schein auf die Betten der Kinder. Über jedem Bettchen hing ein kleines Bild Alfreds, das die Kinder stets nach dem Gebet küßten.

Durften sie dies auch fürderhin?

Mein Mädel war mein Liebling, war sie doch mein erstgeborenes Kind, sie, die mich gelehrt hatte, Mutter zu sein. Neben ihr kniete ich nun und blickte auf das schlafende Kind. „Verzeiht mir, denn ich gehe von Euch. Nie wieder kann ich für Euch sein, was ich bis jetzt gewesen bin — einzig und allein Euere Mutter. Nie wieder könnt Ihr für mich sein, was Ihr bis jetzt gewesen seid — einzig und allein meine Kinder. Fortan steht ein Dritter zwischen uns. Morgen fahre ich fort mit dem fremden Manne und verlasse Euch zum erstenmale seit Euerer Geburt. Ich empfinde die Scham und die Schande einer zweiten Ehe. Ich war verblendet und Ihr müßt verzeihen.“

Die Zeit kennt kein Erbarmen und geht ihren Gang, ruhig, unerbittlich. Nur allzu bald folgte jener bangen Nacht der Morgen. Die Kinder waren schon aufgestanden und überschütteten mich mit Fragen, für wie lange ich verreisen wollte und was ich mitbringen würde. Sie versprachen aber, sehr artig bei der Großmama zu sein.

Marie war jetzt neun Jahre alt, ein kluges, gewecktes Kind. Ihr sagte ich das schwere Wort, daß Victor nun ihr Vater sein würde. Sie freute sich. „Ich habe ihn sehr lieb,“ sagte sie. „Er ist so gut zu Dir und zu uns.“ Die Worte des Kindes klangen mir wie Erlösung und Vergebung.

Meine Eltern und zwei Freunde begleiteten uns zum Standesamt. Wir wünschten beide keine Hochzeitsfeierlichkeit, und als ich in meinem dunklen Straßenkleide neben Victor stand und der Standesbeamte uns aufforderte zu unterschreiben, was nun gesetzlich geordnet sei, als er mich anrief bei dem Namen, der Alfreds Name war, da stand vor meinen Augen der sonnendurchleuchtete Dom in Wien und ich sah wieder die fröhlichen, geputzten Menschen. Vor dem Altar stand damals mit Myrte und Schleier ein thörichtes, glückliches, junges Ding und neben ihr ein Bräutigam, der auch jung, auch thöricht, auch glücklich gewesen. Damals wechselten die beiden den Schwur ewiger Treue und heute ruht der eine in kühler Erde, der Wind streift über sein Grab und sein treues Weib schließt eine zweite Ehe mit seinem besten Freunde . . .

Der feste Druck von Victors Hand erweckte mich aus meinen Träumereien. Seine Augen strahlten vor Glück. Er gedachte in diesem Augenblick nicht des Toten, wohl aber der vielen bangen Jahre des Harrens. Nun war sein Wunsch in Erfüllung gegangen und als Dank für seine Liebe zerstörte ich von dieser Stunde an den Frieden seines reinen Lebens, unterwühlte ihn mit den Kämpfen und Zweifeln meiner eigenen, zerrissenen Seele.

Wir reisten ab. Zwei Wochen nur wollten wir fortbleiben und ich gewahrte Victors Erstaunen, als er sah, wie schwer mir der Abschied von den Kindern wurde.

Die Zeit der Reise verlief für uns glücklicher, als ich zu hoffen gewagt hatte, dank seiner großen Liebe, seiner unendlichen Güte. Er war wirklich glücklich, und ich fand etwas Ruhe in dem Bewußtsein, daß er nicht ahnen konnte, welche Empfindungen mich bestürmten. Unaufhörlich hing mein Sinnen und Denken an der Vergangenheit. Die Erinnerung an Alfred war halb verblaßt gewesen. Jetzt trat seine Gestalt wieder lebendig vor meine Augen und bitter empfand ich die Lächerlichkeit einer zweiten Hochzeitsreise.

Ich wollte den Teueren nicht verletzen, doch wie oft drängte es mich, ihm zuzurufen: „Du armer Thor! Wie willst Du es fertig bringen,

Digitized by Google

Funken zu holen aus einer Asche, die verglimmt ist? Wie willst Du mir das Paradies zaubern, das ich längst betreten und wieder verlassen habe? Wie willst Du mir die Unschuld wieder geben? Wußtest Du nicht, oder hast Du es vergessen, wie lange ich schon Gattin, wie lange schon Mutter bin?"

Schmerzlich empfand ich die Sehnsucht nach meinen Kindern. Ich wollte es ihm verheimlichen, er fühlte es doch. Das Eintreffen der Post war der Höhepunkt des Tages für mich. Ich hatte, Gott sei gelobt, die besten Nachrichten vom Hause. Meine Mutter und die Kinder schrieben täglich.

Mariechen schrieb schon recht geläufig. Fritz ersetzte den mangelnden Stil durch viele gemalte Küsse. Sie mußten mir natürlich alles genau berichten. Ich erfuhr, wie sie jeden Tag verlebten, was sie gespielt und was sie gegessen hatten, daß Fritz unlängst während der Rechenstunde geweint hatte, daß Marie den Strumpf nicht zu Ende stricken könne, daß ihr neues Winterkleidchen, das die Schneiderin gebracht, zu eng sei, und daß alle Haare an dem Schwanz von Fritz' Schaukelpferd ausgefallen seien.

In den ersten Tagen las ich Victor freudestrahlend die Briefe vor. Er hörte sie an und lächelte dazu. Er sagte kein Wort, aber ich fühlte, daß er mich närrisch fand, und nun behielt ich sie für mich.

Eines Tages blieb der Brief zur gewohnten Poststunde aus. Ich verzehrte mich vor Angst. Nichts hatte mehr Interesse für mich. Ich wollte nichts mehr hören und sehen, bis die beruhigende Antwort auf meine Depesche eingetroffen war.

Damals sprach Victor zum erstenmale mit mir über den wunden Punkt. Er that es in seiner gütigen, liebevollen Weise. Er sagte, wie schwer es gerade für ihn sei, mich nach dieser Richtung hin zu tadeln, doch hoffentlich hätte ich in den langen Jahren die Überzeugung gewonnen, wie sehr ihm das Wohl der Kinder am Herzen liege. Eben weil er die Kinder liebe, bäte er mich, keine Abgötterei mit ihnen zu treiben, sondern sie zu schlichten, einfachen Menschen zu erziehen. Er schloß mit den Worten: „Glaube mir, sie sind mir teuer, und sollte der Himmel uns Kinder schenken, so stünden diese beiden nicht hinter unseren eigenen zurück."

Ich blickte ihn an und sah ein Leuchten seiner Augen, wie die Ahnung des Vaterglücks. Eine neue Angst erfüllte mich. Wie hatte er gesagt? „Unsere eigenen." Ja, das war das richtige Wort. Die Kinder waren meine Kinder, nicht „unsere". Plötzlich erinnere ich mich — ich weiß nicht warum — an einen Brief Alfreds, den dieser während einer kurzen Geschäftsreise an mich gerichtet hatte. Der Brief hatte eine Einlage von Figürchen aus buntem Papier enthalten und dabei standen die Worte: „Diese giebst Du unseren geliebten Kindern."

Nach einer dreiwöchentlichen Abwesenheit kehrten wir nach Berlin zurück und versuchten uns einzurichten in unserem neuen Leben. Ich denke jetzt oft, daß es Victor gelungen wäre, mich glücklich zu machen und ich ihn beglückt hätte, wären die Kinder nicht gewesen. Sie bildeten die Mauer zwischen uns.

Eifersüchtig beobachtete ich sein Verhalten ihnen gegenüber. Er gab sich anfänglich große Mühe, sie an sich zu fesseln und zugleich seine Pflicht zu erfüllen. Er tadelte sie, wo sie einen Tadel verdienten, und wollte sie auch strafen, wenngleich niemals in ungerechter Weise. Es wäre dies gewiß nötig gewesen bei Kindern, die von einer Frau erzogen und in mancher Art auch verzogen waren. Mein Verstand sagte mir, daß er im Rechte sei, doch mein Herz litt es nicht.

„Du liebst sie eben nicht, sonst könntest Du nicht so hart sein," war der stete Vorwurf, den ich ihm machte. Allmählich gab er nach und nun fühlte ich mich verletzt durch seine Gleichgiltigkeit ihnen gegenüber.

Mein ganzes Gebahren war vollauf dazu angethan, sie ihm zu verleiden. Niemals konnte er mit mir einen Spaziergang unternehmen ohne die Begleitung der Kinder.

Wollte er mit mir ein Theater oder Konzert besuchen, so lehnte ich in den meisten Fällen ab, um den Abend mit den Kleinen zu verbringen.

Es scheint mir jetzt, als ob eine böse Macht mich in jener Zeit aufgestachelt hätte. Litt Victor unter diesen Verhältnissen, so litt ich, bei Gott, nicht minder als er. Ich fühlte, daß die Kinder nie weniger liebenswert gewesen als jetzt. Schon machte sich an ihnen die ungleiche Art der Erziehung fühlbar. Mit dem unglaublich feinen Spürsinn des Kindes empfanden sie den Zwiespalt, machten sich ihn nutzbar und erlaubten sich dabei mancherlei.

Marie, die durch das stete Zusammenleben mit mir ohnedies früh reif war, führte oft Reden, die alles weniger als kindlich waren. Fritz war um vieles harmloser. Er war Victors Liebling. Auch dies kränkte mich, denn eben Marie war es, an der mein Herz mit doppelter Leidenschaft hing.

Zwei Jahre waren vergangen. Ich hatte selbst kein Glück gefunden und den treuen Freund um sein

Digitized by Google

Glück betrogen. Dann trat das ein, was ich zuerst gefürchtet, und in letzter Zeit wieder zu fürchten vergessen hatte.

Ich fühlte mich Mutter. Dieses Ereignis machte Viktor froh und glücklich. Seit den ersten Tagen unserer Ehe hatte ich ihn nicht mehr so heiter und hoffnungsvoll gesehen. Es schien, als ob er von dem Kinde die Befreiung und das Ende unseres Kummers erwartete.

Mich erfüllte alles mit dumpfer Angst. Ich wußte deutlich: Das konnte kein Glück für uns Alle werden. Ich schämte mich meines Zustandes vor den Menschen, vor mir selbst, sogar vor meinen Kindern.

Wieder wie an meinem Hochzeitstage, sagte ich mir: „Welche Komödie, welche Nachahmung des wahren Lebens. Du hast ja schon alles früher erlebt, es liegt ja alles weit hinter Dir!"

Das Kind wurde geboren; es war ein Knabe. Viktor war selig. Während der Tagesstunden fühlte ich mich stets leidlich. Des Nachts aber, wenn ich nicht schlafen konnte, huschten eigentümliche Schattenbilder die Wand meiner Krankenstube entlang. Immer wieder sah ich, was einst gewesen, wähnte mich in einem andern Zimmer, sah mich als Mutter, sah Alfred an meinem Bette sitzen und in meinen Ohren klangen die thörichten, stolzen Worte der glücklichen jungen Eltern.

Mein Seelenzustand war vor der Geburt des Kleinen, — verglichen mit dem jetzigen — ein fast friedlicher zu nennen gewesen. Mit Grauen fühlte ich, daß ich das Kind, das ich geboren, nicht liebte. Ich that meine Pflicht an ihm: mehr nicht. Es gedieh prächtig und hätte wohl die Freude einer Mutter sein müssen. Und doch, ich konnte nicht.

Victor hingegen liebte es abgöttisch und um dieser Liebe willen zürnte ich ihm.

Es zerriß mir das Herz, wenn ich sah, wie er den Kleinen liebkoste, wie er nie müde wurde, ihn auf den Armen zu halten, mit ihm zu spielen und zu scherzen, um wenige Minuten später Marie zerstreut die Hand zu reichen, Fritz flüchtig auf die Backe zu klopfen.

Er ahnte wohl, was in mir vorging und that sich nun Zwang an. Nur heimlich trieb er noch seine Abgötterei mit dem Kinde. War ich fortgegangen, so brachte er diese Stunde bei dem Kleinen zu; allmählich begann er sein Vaterglück scheu vor mir zu verbergen.

Was wäre wohl aus uns geworden, wie lange hätte dieser traurige Zustand gedauert, wenn nicht ein Jahr nach des Kleinen Geburt ein unseliges Ereignis eingetreten wäre, das Alles, Kampf und Zwiespalt, nur nicht das Leid zu Ende brachte.

Die tückischeste aller Krankheiten, die Diphteritis, schlich in unser Haus. Der Kleine bekam sie und Marie, die ihn geherzt und geküßt hatte, wurde ebenfalls davon ergriffen. Unsern Fritz konnten wir noch glücklicherweise zu rechter Zeit isolieren.

In böser, gefährlicher Art trat die Krankheit auf und die Erinnerung an diese entsetzlichen Stunden konnte bei mir nur verwischt werden durch die entsetzlicheren, die ihnen folgten. Ich denke nur mehr des dritten Tages der Krankheit. Der Arzt war schon drei mal dagewesen. Jetzt begleitete ihn Victor, als er sich zum Gehen rüstete und ließ die Thüre offen stehen. Ich konnte deutlich hören, wie mein Mann mit erstickter Stimme frug, ob es keine Hoffnung gäbe.

„Es ist merkwürdig", erwiderte der Arzt, „ich habe, trotz des zarten Alters des Knaben, gerade für ihn viel Hoffnung. Bei ihm scheint die Krankheit nicht so bösartig aufzutreten. Das Mädchen hingegen schwebt in höchster Gefahr. Für sie fürchte ich das ärgste. Übrigens, lieber Freund, darf man niemals verzagen."

So lauteten die Worte, die wie Brand auf mein wundes Herz fielen. Ich stand eine Weile still, hörte die Thür schließen, dann war alles ruhig. Da kam es über mich. Alles, was in den letzten Jahren in mir gekämpft und getobt, was ich gelitten und gerungen, es wallte zusammen in einem einzigen Gefühl der Todesangst.

In die Kniee sinkend hob ich die Arme hoch und schrie mehr, als ich rief:

„Herr im Himmel, wenn Du wirklich barmherzig bist, dann erbarmst Du Dich meiner, erhörst mich in meiner Verzweiflung. Wenn Du mir eines meiner Kinder nehmen mußt, dann nimm nicht Marie — nicht Marie!"

Ob ich dann besinnungslos geworden, weiß ich nicht, doch kam ich dann zu mir, als ich Victor neben mir stehen sah, oder zum mindesten einen Mann mit einem weißen, starren Antlitz, der Victor glich. Ich wußte, daß er mein heißes Gebet mit angehört, und erkannte selbst in diesem entsetzlichen Augenblick die Tragweite dessen, was ich gethan.

Er sprach kein Wort, wandte sich, ging ins Nebenzimmer und setzte sich an das Bett des Kleinen.

Diesen Platz verließ er nicht mehr bis — —

Noch in derselben Nacht erfüllte sich das Wunder, um das ich so heiß gefleht hatte. Das Fieber verlor sich bei Marie und tobte nun in den zuckenden Gliedern des unglücklichen, kleinen Knaben. Als

Digitized by Google

der Morgen graute, lag er still und tot und ich fiel ohnmächtig nieder bei dem Anblick des bleichen, kleinen Wachsbildes.

Marie war auf dem Wege der Besserung, ich aber lag an diesem und dem folgenden Tag in meinem Zimmer in dumpfer Verzweiflung. Meinen Gatten sah ich nicht. Plötzlich hörte ich ein Geräusch und wußte, ohne daß man es mir sagte, was vorging. Ich stand auf, kleidete mich an und eilte in das Kinderzimmer. Ich sah noch den kleinen Sarg, den Victor mit den ersten Frühlingsblumen schmückte.

„Ich gehe mit Dir", rief ich.

„Nein", sagte er kurz und hart. „Mein Kind begrabe ich allein."

Er ging und ich blieb zurück, kauerte in einem Lehnstuhl und blickte auf das leere Bettchen. Im Geiste folgte ich meinem Manne auf seinem trostlosen Gang. Ich sah ihn an dem Grabe stehen, einsam und allein, und sah ihn seine Hoffnung und sein Lebensglück in die Erde senken, denn mit dem Kinde verlor er auch dessen Mutter, die Geliebte, der er die Jugend- und Mannesjahre vergeblich geweiht hatte.

In dieser Stunde habe ich mit den heißesten Schmerzen meiner Seele gebüßt, was ich an ihm gesündigt, und in dieser unvergeßlichen Stunde habe ich ihn zum ersten male geliebt mit der reinen, vollen Leidenschaft der Gattin.

Ich saß noch in meiner Ecke, als ich ihn zurück kommen hörte, und lauschte, wie er in sein Zimmer ging, die Thüre hinter sich schloß.

Lange, lange saß ich noch, bis ich ein Schluchzen vernahm, das so gequält, so entsetzlich klang, wie es sich nur der Brust eines Mannes entringen kann.

Da stand ich auf und ging zu ihm. „Victor", sagte ich und meine Stimme war ruhig und fest, „Victor, vergieb mir. Vergieb mir alles und laß mich ziehen. Ich kann Dein Weib nicht mehr sein und hätte es nie sein dürfen. Was ich gethan, soll keine reine, keusche Frau thun. Gesündigt habe ich nicht nur gegen Dich und mich, auch gegen den Todten, der mir hätte heilig sein müssen. Sein Schatten ist zwischen uns gestanden und hat uns nicht froh werden lassen. Ich will heimkehren in die Vaterstadt mit den Kindern, die nur die meinen sind, und Gott mag uns Allen gnädig sein."

Er blickte mich an mit müden, traurigen Augen. „Geh!" sagte er, „ich habe Dich geliebt, seit ich Dich gesehen habe, auch damals, als Du noch die Gattin meines Freundes gewesen bist. Das war wohl meine Sünde. Ich liebte Dich, als Du mein Weib wurdest, wie ich Dich heute noch liebe, aber ich will nicht mehr leben mit Dir, denn stets müßte ich unseres todten Kindes gedenken und ewig Deine Stimme hören, wie Du zum Himmel um seinen Tod gefleht hast. Geh, ich kann Dir nicht verzeihen."

Das waren seine Worte.

Als Marie vollkommen genesen war, zog ich, eine gebrochene, gealterte Frau mit meinen Kindern in die Heimat zurück. Wir drei gehörten zusammen. Ich lebte fortan nur mehr den Kindern in des Wortes wahrster Bedeutung.

Aus ihnen wollte ich etwas Prächtiges schaffen, und dieses Eine ist mir gelungen.

Schon lange ist meine Tochter eine glückliche Gattin und Mutter, mein Sohn ein braver, tüchtiger Mann.

Victor schreibt mir von Zeit zu Zeit. Er lebt das Leben eines ernsten, einsamen Mannes. Ich weiß, er hat mir verziehen, denn nach vielen Jahren sandte er mir eine Blume von unseres Kindes Grab.

Das ist die Geschichte meiner zweiten Ehe.

An Heinrich Heine.

Und ob sie weltern und wüten,
Und ob sie zetern und schrei'n —
Sie schmücken mit leuchtenden Blüten
Dir doch den Hügel und Stein.

So oft ein Lied sie singen,
Das Deine Muse uns gab,
Schwebt sanft auf tönenden Schwingen
Ein Knösplein auf Dein Grab. —

Zum Himmel duften die Blüten
Von Deinem Hügel und Stein . . .
Dieweil sie weltern und wüten,
Dieweil sie zetern und schrei'n.

Otto Eugen Heinrich.

Digitized by Google



Deutsche Litteratur in Böhmen.

II. Die neuere Litteratur (1780 — 1850).

Von Professor Dr. Alfred Klaar.

(Schluß.)

Gerne und mit gutem Rechte stellt man dem Dichter der „Studien“ einen zweiten Böhmerwaldpoeten, der im Jahre 1816 als Bauernsohn in dem Dörfchen Friedrichsthal das Licht der Welt erblickte, Josef Rank, den volkstümlichen Schilderer von Land und Leuten an die Seite. Rank, der in einem reicher bewegten und wechselvolleren Leben als Stifter die Weihe und Keuschheit des Heimatgefühls behauptete, hat in der That ein mehrfaches Anrecht auf so vornehme litterarische Nachbarschaft. Nicht nur die Herkunft, auch die „Andacht zum Kleinen“, auch die gesunde Unbefangenheit des liebevollen Anschauens verbindet ihn mit dem großen Heimatsgenossen. Doch ist dabei ein wesentlicher Unterschied der Naturen im Auge zu behalten. Stifter ist durch und durch der originelle Landschafter unserer Litteratur geworden. Rank stellt sich, beweglicher und anschmiegsamer, in die Reihe jener Genremaler, die in den dreißiger und vierziger Jahren der Einkehr in das Volkstum huldigen und durch ehrlichere, ernstere und bedeutsamere Behandlung des bürgerlichen und bäuerlichen Lebens dem Volke einen höheren Begriff von sich selbst und eine bewußtere und stolzere Liebe zu seinen Charakteren und seinen Ueberlieferungen erwecken. Während Stifter ganz ohne „Tendenz“ im gewöhnlichen Wortsinne aus dem Nächsten, das ihn umgab, die Kraft und Stimmung des Universums heraussah, arbeitete Rank mit Bewußtsein als ein Genosse von Gotthelf und Auerbach, zu denen er sich gerne bekannte und mit denen ihn die ausgesprochene gemeinsame Tendenz verband, auf die Renaissance des volkstümlichen Lebens hin, pflegte er — freilich immer als Künstler — jene Bestrebungen, die man heute unter dem Namen der Folkloristik zusammenfaßt und trat damit in den Zug einer großen deutschen Bewegung, in deren Bereich sein Mitthun, wie die Lobsprüche Jacob Grimm's beweisen, als talent- und verdienstvolles große Anerkennung fand. In ihm lag nicht die große Originalität und Tiefe, die Stifter zu eigen waren, aber ein glücklicher Sinn für die Beobachtung des Menschlich-Lebendigen und Eigenartigen, ein schönes Talent der Detailmalerei, eine unverfälschte Freude am Volkstümlichen — Gaben, die sein freundliches Kompositionstalent veredelten und seinen Erzählungen, zumal seinen ersten „Böhmerwaldgeschichten“ und seinem Roman „Achtspännig“, bleibenden Wert verliehen.

Innig verwandt mit diesen beiden Poeten erweist sich ein dritter, dessen Schaffen in ganz anderen Jugendeindrücken wurzelt und dessen reiche poetische Hinterlassenschaft eine ganz andere Welt abspiegelt und der nichtsdestoweniger in der Keuschheit des Naturgefühls an Stifter erinnert und in der hingebungsvollen Liebe zum volkstümlichen und Ueberlieferten noch innigere Töne anzuschlagen wußte als Josef Rank, Leopold Kompert, ein Münchengrätzer von Geburt, der das Volksleben der Juden in Böhmen in seinen Meisternovellen mit realistischer Kraft und zugleich mit größter gemütlicher Anempfindung veranschaulicht. Kompert enthüllte die Poesie der Armut, der Gedrücktheit und des innigen Familienlebens, die im Verein mit der Treue zu alten Ueberlieferungen ein eigentümliches, volkstümliches Leben in der verpönten „Gasse“ herausgestaltet hatten. Von seinen Ghettonovellen bis zu seinem psychologischen Roman „Zwei Ruinen“, in dem er den Uebergang aus der alten in die neue Zeit in lebhaften Farben und mit tiefer Empfindung vergegenwärtigt, bietet er in einer langen Reihe von Erzählungen eine ganze Entwickelungsgeschichte des deutschböhmischen Judentums, die sich aus einer Reihe künstlerisch bedeutsamer Bilder zusammensetzt. Er hat später auch auf dem Gebiete des Wiener Romans Eigentümliches und Poetisches geschaffen; aber sein Lebenswerk liegt in seiner denkwürdigen Ghettopoesie, in der er mit einer Liebe, wie vor ihm vielleicht nur Jean Paul, an die Beladenen und Bedrückten herantritt, aber auch mit einer reifen plastischen Künstlerschaft, die dem großen Schwärmer von Bayreuth fernlag, die Zustände und Menschen veranschaulicht. Wenn Stifter für das weite Gebiet der Novelle einen neuen Ton angegeben hat, so war es Komperts Verdienst ein neues Gebiet der Poesie zu erschließen, das seither von mancher tüchtigen Kraft bebaut worden ist.

Auch die zuletzt charakterisierte Gruppe der Poeten, die äußerlich und unmittelbar von den politisch-sozialen Stürmen, die zum Jahre 1848 hin-

Digitized by Google

drängen, nicht berührt zu werden scheinen, hängt in ihrem Schaffen doch tief innerlich mit den Ideen und Empfindungen, die den nächsten Lauf der Geschichte bestimmen, zusammen. Selbst Stifter, der scheinbar ganz abgekehrt vom Wechsel weltlicher Dinge mit einer im höheren Wortsinne frommen Naturstimmung sein ganzes Dasein erfüllt, ist im Innersten mitbewegt von den großen Hoffnungen und trüben Enttäuschungen der Politik — er will durch seine Poesie für eine Volkserhebung im eigentlichen Wortsinne wirken, das Sichaufsichselbstbesinnen der Menschen mit Bewußtsein herbeiführen und fördern — der Revolution selbst freilich steht er ähnlich wie Grillparzer als ein tiefempfindender Freund des Volkstums und als ein Gegner wilder, ausschreitender Bewegungen mit geteilten Gefühlen gegenüber und zieht sich zuletzt immer bewußter auf sein Naturevangelium zurück, um für sich und andere eine Welt der Harmonie aus den Wirren zu retten. Der den gesellschaftlichen Fragen unvergleichlich näherstehende Rank bethätigte sich im politischen Leben als Abgeordneter der Linken im Frankfurter Parlamente, wo er es mit Hartmann hielt, und eine entschieden freiheitliche Gesinnung bekundete, der er bis an das späte Ende seiner Tage treu geblieben ist. Aus Komperts Novellen, die jede äußerliche Tendenz von sich fern hielten, sprachen in der Tiefe große Menschheits- und Gesellschaftsfragen, die der Lösung harrten und so wob sich ein Band zwischen den Dichtern der volkstümlichen Renaissance und den leidenschaftlichen Sängern des Welt- und Völkerschmerzes, das sie geistig verknüpfte und alle mit einander standen im Zeichen der Zeit, die gegen die „heilige" Allianee der Fürsten die heiligere der Volksgenossen herausgestaltete und die durch den Mund der Dichter in verschiedenen Tonarten dem erwachenden Volksgeiste zurief: „Ermanne Dich, erkenne wer Du bist!"

Mit der Starre der Reaktionszeit endet freilich der deutsch-böhmische Dichterlenz, dessen Erwachen und Entfalten ich hier zu schildern versuchte. Von außen her wirkt Druck und Enttäuschung, aber auch von innen her manche Ernüchterung auf die schwärmerischen Geister ein, die in ihrer Poesie die Erfüllung aller Blütenträume vorweggenommen hatten. Die kosmopolitische Dämmerstimmung weicht der Erkenntnis, daß die Entwickelung des deutschen Volkes in sich selbst ruhen müsse, um auf sicherem Grunde vorwärts zu schreiten, und tritt immer mehr gegen das nationale Bewußtsein und gegen den volkstümlichen Selbsterhaltungstrieb zurück. Ost und West trennt sich scharf und die von den Slaven aus nationalem Egoismus bis zu einem gewissen Grade preisgegebenen Ideale des Jahres 1848 finden ihre Verteidiger nur noch in der großen deutschen Litteratenschaar, die ursprünglich alle Welt in einem Strome mit sich fortzureißen gedachte. Aber auch dieser Kämpfer bemächtigt sich eine schwere und tiefe Enttäuschung: was sie vom Morgen erwarteten, sehen sie in eine weite Ferne hinausgerückt, Schmerz und Zorn gewinnen in ihren Gesängen, wie in Hartmann's „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", das Uebergewicht über die Hoffnungsfreudigkeit und den Heldenkult, der Bund der Männer aber, der an Ort und Stelle das Letzte und das Höchste zu erreichen glaubte, wird durch erneuten Druck und wohl auch durch brutale Gewalt auseinandergesprengt und läßt dem jüngeren Geschlechte der Reaktionszeit zunächst nur eine von der trüben Zeit umflorte Erinnerung an schönere und größere Tage zurück. Mancher Liedermund verstummt für immer; manche Natur zieht sich scheu auf ihr Selbst und ihr abgeschlossenes Innenleben zurück und die unerschütterlichen Freiheitskämpfer, wie Hartmann, tragen ihre apostolische Sendung in die weiten Lande hinaus, bis ihnen eine späte Rückkehr ins Vaterland ermöglicht ist.

Rückblickend aber erkennen wir heute, welche große Überlieferung die erste Hälfte des Jahrhunderts auf deutsch-böhmischem Boden geschaffen und welche Schätze sie der zweiten hinterlassen hat. Alle großen Anregungen lebten hier in starken Persönlichkeiten auf. Auf Eberts Poesie der ruhigen Anschaulichkeit und des zarten Empfindens folgt die Sturm- und Drangperiode, die aus der Tiefe der volkstümlichen Empfindung emportaucht und prächtige Blüten zeitigt. Neue Töne drängen herein, aus dem „Reiche", aus Wien, wie aus der Weltlitteratur — der Weltschmerz Byrons kommt von Englands nebligen Küsten herüber, Heines schlichte und ironische Klagen finden Wiederhall, Börnes kritischer Geist berufene Nachfolge, Grün und Lenau, Freiligrath und Herwegh erwecken verwandte Klänge und der Geist des jungen Deutschlands flammt in freiheitstrunkenen Herzen auf. Die Josephinische Anregung findet gerade in der Zeit der Unterdrückung ihr erfüllendes Wort. Einst lehrhaft, nimmt sie jetzt eine poetische Gestalt an und durchdringt die lebendigen Schöpfungen der Dichter. Auch ganz unmittelbar kommt die Erinnerung an den großen Menschenschätzer zu Worte. Schöner hat kein Poet, auch Anastasius Grün nicht, die Leiden des großen Märtyrers auf dem Throne besungen als Moritz Hartmann, das deutsche Dorfkind aus Duschnik. Seine jugendlichen Gesänge waren die ersten Kaiser Josef-Denkmale, die in Deutschböhmen entstanden sind. Zugleich begünstigt die aus dem Goethekultus hervorwachsende Naturbefreundung die Einkehr in das Volkstum, aus der eine neue Litteratur von erquickender Ursprünglichkeit hervorwächst. Ein großer Reichtum und innerhalb dieses Reichtums doch eine eigentümliche Grundstimmung, eine dunkle Färbung der starken Blüte, die in eine melancholische Vergangenheit zurückweist. Nicht das Wellengekräusel der Lyrik, nicht die mächtige Brandung des Dramas — der ernste, schwere Wogenschlag des Heldengedichts entspricht am besten der inneren

Digitized by Google

Melodie jener deutschböhmischen Poeten, die die großen Regungen der Zeit in sich aufnehmen. Wie viel Schönes auch die Lyrik jener deutschböhmischen Periode bietet, so viele sich auch mit mehr oder weniger Glück im Drama versuchten, ihr entscheidender nachwirkender Charakter lag im Heldengesange und in der empfindungsstarken Erzählung. Ein tiefer Ernst, eine Neigung, weit auszuholen und breit zu gestalten, ein Zug des Schwerblütigen und Schwerflüssigen charakterisiert ihre besten Erzeugnisse von dauerndem Wert. In neuerer Zeit wurden hellere Töne angeschlagen, leichtere Formen gepflegt und lichtere Eindrücke bevorzugt, aber die Ueberlieferung der Hochstimmung und des Ernstes ist aus jenen großen Tagen der deutschböhmischen Litteratur erhalten geblieben. Während das Neue in vielversprechender Mannigfaltigkeit die fortwirkende Triebkraft bezeugt, ist uns der Ertrag jener Periode bereits zum unverlierbaren Besitz geworden, ein großes Erbe, das von jeder Generation zu wahren und „neu zu erwerben“ ist und dessen wir uns mit den Worten des herrlichen Dichters, dessen Gunst das Wiedererwachen deutschböhmischer Litteratur übersonnte, berühmen dürfen: „Dies ist unser, so laßt uns sagen, und so es behaupten.“

III. Die neueste Litteratur (1850 — 1900).

Von Dr. Rudolf Fürst.

Dem Wetterkundigen aller Nationen deutete es stets auf Sturm, wenn längst verflossene Zeiten und Sitten in der Dichtung ihre Auferstehung feierten. Sei es, daß man, wie dies Deutsche und Engländer zu verschiedenen Zeiten thaten, in die Vergangenheit des eigenen Volkes zurückblickte und in der treuherzigen Wucht solcher nationalen Renaissance Trost und Kraft suchte; sei es, daß man gleich den vorsichtigen Franzosen räumlich und zeitlich noch ein paar Schritte weiter that, um unter dem Schutz des orientalischen Turbans Meinungen zu vertreten und Zustände zu verspotten, die ein nur mit dem modernen Barett bewehrter Kopf zu seiner eigenen Sicherheit hätte unerörtert lassen müssen; oder sei es endlich, daß man in Zeiten der Reaktion es für klüger fand, die Gegenwart mit ihren Fährlichkeiten vorsichtig bei Seite zu lassen und in die Vergangenheit wie in ein seliges Arkadien sich zurückzuziehen. Alle drei Momente müssen berücksichtigt werden, will man die sogenannte „böhmische Renaissance“, wie sie vor und unmittelbar nach dem Jahre 1848 zu beobachten ist, richtig verstehen. Hierzu kommt, daß schon damals unseren deutschen Dichtern aus Böhmen ein besonders reger Sinn für Volkstum eigen war, der nur freilich dank gewisser politischer Lieblingsideen der Zeit, wie die Polenliebe, der Philhellenismus, sich der schwächeren, unbeachteten und dadurch gewissermaßen exotischen Nation zuwandte. Wie deutsch sie fühlten und dachten, wie eng sie an dem deutschen Volk hingen, das haben einige jener angeblich kosmopolitischen Dichter in der Paulskirche in die Blätter der Geschichte eingetragen. So hat auch Alfred Meißner in seinem „Žižka“, diesem ungemein starken und farbigen Kampflied gegen geistliche und weltliche Despoten, seine Stellung zu dem tschechischen Stamm aufgefaßt; alles Volkstum, das da lebt auf Erden, ist ihm „ein Heiliges für alle Zeiten“. Weicher noch und wärmer stand Moritz Hartmann zu seinem Heimatland. So beklagt er auch in seinen „Böhmischen Elegien“ das Volk, dem das „heilige Korn, das es in alle Welt gegossen“, nicht Früchte, nur rosenlosen Dorn gebracht hat, das ausgeschlossen blieb vom Völkerlenz, das an entweihten Altären kniet, für dessen Leid kein mitfühlend Herz schlägt. Der geistige Druck, unter dem die „böhmischen Bauern“ schmachteten, wird in einem schönen Gedicht an ihrem Verhältnis zu Kaiser Josef gemessen. So spricht auch der Roman vom „Krieg um den Wald“, der in Hartmanns Heimatsdorf Duschnik spielt, ausschließlich von den Mühseligen und Beladenen. Freilich gab's neben diesen und manchen anderen Dichtern (wie K. E. Ebert und den Autoren, die den Kreis von „Ost und West“ bildeten), die alle mit heiligem Eifer in die Vergangenheit sich versenkten, doch auch andere, die, wie wir oben andeuteten, mehr praktischen Zielen nachgingen. So muß dem Taschenbuch „Libussa“ des Kreisrats P. A. Klar, so dankenswert die Gründung eines solchen Allmanachs auch erscheint, in der Reaktionszeit der fünfziger Jahre eine allzu ängstliche Rücksicht auf beide Nationalitäten, eine nicht immer glückliche Vorliebe für „altslavische“ Litteratur, verbunden mit großer Achtsamkeit nach oben, zum Vorwurf gemacht werden. In interessanter Weise liefen in den Fünfziger Jahren solche vormärzliche Tendenzen und auf der andern Seite fortschrittliche Regungen nebeneinander her. In den Jahren, in denen die „Libussa“ noch erschien, gab der junge, aus Ungarn stammende Litterat Isidor Gaiger während seines kurzen Aufenthaltes in Prag eine täglich erscheinende Litteraturzeitung: „Österreichisches Morgenblatt“ heraus, an der Adolf Stahr, Julian Schmidt und andere vielgenannte Schriftsteller jener Tage mitarbeiteten und in der der treffliche Kunsthistoriker A. W. Ambros zuerst als geistvoller Kritiker hervortrat. Auch Josef Bayer begann damals seine von modernem Geiste erfüllte Thätigkeit als bedeutender Ästhetiker. So kreuzten einander engherzige territoriale Bestrebungen und beherzte Versuche, in das große deutsche Geistesleben hineinzuwirken.

Digitized by Google

Auch der Bühne suchte sich die „böhmische Renaissance" zu nähern: so in Uffo Horns „König Ottokar", und noch zu Ende der sechziger Jahre in Josef Weilens „Drahomira", einem Trauerspiel, in dessen Mittelpunkt die ein wenig an Medea erinnernde Heldin steht, das aber den Kampf zwischen Christentum und Heidentum zum Hintergrund hat. Neben solchen ausschließlich böhmisch-geschichtlichen Stoffen nimmt die historische Erzählung, die sich ganz von den Tendenzen des Tages abwendet, einen verhältnismäßig bescheidenen Raum ein. Hier mag der naive Franz Isidor Proschko (geb. in Hohenfurth), der Verfasser des liebenswürdigen Gedichtes „Die kleine Versetzerin", Erwähnung finden. Seine geschichtlichen, gewandt erzählten Novellchen liegen an der Grenze der Jugendschriftstellerei.

Aber den Tüchtigen war gerade die Welt, die sie umgab, nicht stumm. Die politischen Wirren hatten den größten deutschen Dichter Böhmens, den durch und durch national gesinnten Adalbert Stifter (geb. in Oberplan) wohl tief berührt, aber keineswegs von dem Pfad, den er aus innerem Beruf betreten hatte, verdrängt. Schon in den bedeutungsvollsten seiner älteren Arbeiten, die in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre erschienen, hatte sich Stifter der Naturanschauung und der Geschichte ergeben, ja er hatte sich in diese Gebiete geflüchtet, da seine eigenartig scheue, in tiefstem Grund optimistische Natur vor dem Menschenherzen, seinen Geheimnissen und Rätseln zurückbebte. Aber Stifter ist so sehr Künstler, daß er selbst in dieser mehr äußerlichen Betrachtung des Menschen, in der Art, wie er das Verhältnis der Familien und ihrer einzelnen Glieder schildert, den großen Volksschriftsteller bekundet. Mehr noch aber, als durch die Volkstypen, die er geschaffen, so vorzügliche sich auch in der späteren Sammlung „Bunte Steine" finden mögen, wird er durch die fast einzige Auffassung der heimischen Natur, durch die geniale Erkenntnis des zarten und innigen Verhältnisses zwischen Natur und Naturmenschen einer der größten Maler von Land und Leuten. Erst als er in höheren Jahren sich bezwang und die Menschen von der Natur abzulösen suchte, als er mit unkünstlerischer Überschätzung des Realen an den historischen Roman ging, erst da verließ Stifter die Bahn, die er so lange ruhmvoll gewandelt.

An Stifter schloß sich, nicht direkt von ihm beeinflußt, eine Anzahl tüchtiger Volksschriftsteller. Zu ihnen zählt der früh gestrandete Moritz Reich (geb. in Rokitnitz). Reichs Dorfgeschichten weisen originelle Prägung auf. Er besitzt derben Humor, ein scharfes Auge für das Wesen der Menschen und schreckt auch vor den Nachtseiten des Lebens nicht zurück, denen er mit ansehnlicher psychologischer Schärfe, freilich auch mit einem entschiedenen Hang zum Grellen und gleichzeitig zum Übersinnlichen entgegentritt. Sein Meisterstück hat er in der Darstellung des „Jägers auf den Bergen" geliefert, der die eigene Mutter beim Wildern trifft und zum Amt führt. In der Neigung zum Gräßlichen ist dem Ostböhmen ein Böhmerwäldler, Josef Meßner aus Prachatitz, verwandt, der noch unter dem Einfluß der jüngeren Räuberromantik steht und von Mord und Totschlag, von geheimnisvollen Schmugglerbanden, aber auch vom Verbrecher aus verlorener Ehre, wie wir ihn durch Schiller, H. v. Kleist und die Kriminalgeschichte des 18. Jahrhunderts kennen, zu berichten weiß. Auch Meßner und seine Menschen stehen in einem fast geheimnisvoll innigen Verhältnis zur Natur, die hier freilich nicht so mild und freundlich wie bei Stifter, weit öfter vielmehr feindlich und drohend erscheint. Hervorragendes hat Meßner in der Schilderung des wandernden Handwerksburschen geleistet, der ja allgemach aus der Litteratur verschwindet und den Meßner, selbst jahrelang ein Wanderbursche, genau kennen gelernt hatte. Auch in historisch-patriotischen Romanen hat er Begabung gezeigt. Am weitesten in unsere Zeit ragt der allen Deutschböhmen werte Josef Rank (geb. in Friedrichsthal). Auch durch Ranks Bilder aus dem Böhmerwald geht ein optimistischer Zug, nicht im Sinn von Stifters pantheistischer Alleinheit, aber insoweit, als ehrliches, tüchtiges Streben auch wirklich zum Sieg führt, als in der rauhen Hülle die weichsten Herzen schlagen. Da gelingt es einem Prachtmenschen, den durch die Trägheit der Eltern und die Untüchtigkeit der Brüder ganz versumpften Hof wieder hoch zu bringen und Weib und Kinder klug und gütig zu ziehen; da ringt sich ein tüchtiges junges Ehepaar trotz des Grolles des Vaters zu Ansehen und Wohlstand durch; da findet ein Knechtlein aus dem Böhmerwald durch einen mutigen Streich sein Glück in der fremden Hauptstadt, aus der er aber schleunig wieder in die Heimat flieht, und ein schönes Dorfmädchen kommt, unberührt vom Schmutz der Großstadt, in seinen Wald zurück. Prächtig sind Ranks Volksgestalten, sind die zwar vorwiegend heiteren, aber doch in die Tiefe gehenden Schilderungen aus dem ländlichen Familienleben; neben der würzigen Waldesluft aber kannte er auch die Fäulnis, wie sie der Abhub der Großstadt zeitigt.

Zu den Volksschriftstellern möchten wir auch den Trautenauer Uffo Horn rechnen, den schicksalsreichen Freiheitsfechter, dem man in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet hat. Er ist neben Stifter der einzige deutsche Schriftsteller Böhmens, der einer solchen Auszeichnung gewürdigt wurde. Horn hängt aufs innigste mit jenen zusammen, die sich auf historisches Gebiet begeben, um die demokratisch-liberalen Tendenzen, zu denen er sich oft und freudig bekennt, freier zum Ausdruck bringen zu können. Sein noch vor dem Revolutionsjahr erschienener Roman „Der Bauernesel" zeigt die von der Obrigkeit gequälten und von den Jesuiten schlau ausgenützten Bauern und ist Hartmanns „Krieg um den Wald" eng verwandt. Aber Horn hat, unbeschadet aller Tendenz, doch tiefe Blicke in

Digitized by Google

das Leben seiner Heimat- und Zeitgenossen gethan, er hat sie in ihrer deutschen Gebirgsmundart, wie in ihrem böhmelnden Jargon doch sehr scharf und stellenweise mit packender Realistik abgeschildert. Er ist ein tiefer Kenner des Volkscharakters, des deutschen wie des tschechischen, des Bauern-, Schmuggler- und Grenzwächterlebens, und seine Zeitbildchen sind auch dann noch echt, wenn er hin und wieder das Kostüm eines früheren Jahrhunderts wählt oder auf manchen sozialen Schaden, wie die Behandlung der adeligen Präceptoren, hinweist. Minder glücklich ist er dort, wo er das Milieu seiner Heimat zur Erzählung ziemlich schaler und mitunter unsauberer Badegeschichten benützt. Seinen späteren historischen Novellen ist ein gewisser Sinn für Kolorit nicht abzusprechen, mag der Autor nun ein beschauliches Bild von Gellerts Leben in Karlsbad entwerfen oder sich der komplizierten Natur des italienischen Malers Tempesta zuwenden. Desgleichen sind seine an Hartmanns Beispiel gebildeten Revolutionserzählungen mit Feuer und Geschick geschrieben. Fast überall weiß er mit einem feinen Faden an seine deutsch-böhmische Heimat anzuknüpfen. In beklemmender Luft mußte ein anderer wackerer Volksschilderer, Leopold **Kompert** aus Münchengrätz, atmen, aber er verstand es, die Thore des Ghettos weit zu öffnen und einen frischen Luftzug einzulassen. Seine Ghetto-Geschichten sind bereits im vorigen Abschnitt gewürdigt worden, aber kaum minder liebenswert scheint uns der Dichter, wenn er mitten ins moderne Leben tritt und etwa die Geschichte zweier Wiener Kinder erzählt. Hier erinnert er in der Art, wie er die Errungenschaften des modernen Liberalismus, Volksschule, Volksgerichte behandelt, wie er fast unbewußt ein Band zwischen Juden und Christen webt, an Berthold Auerbach. Aber mit vorurteilsloser Güte steht er den „moralkranken" Kindern und ihrer Schuld gegenüber, und manches humoristische und sinnige Beiwerk, wie die Amsel, die in die Gerichtsverhandlung hineinzwitschert, gemahnt an große Menschenmaler und Humoristen, wie Charles Dickens.

Auf dem Gebiet des **politischen Romans** ist vor allem Alfred **Meißner** zu nennen. Das düstere Schicksal, das sich an die Romane dieses gewiß hochbegabten Autors knüpft, und der Anspruch Franz **Hedrichs** auf die Urheberschaft einzelner dieser Romane ist bereits im vorigen Abschnitt gestreift. Der tieftraurige Streit hatte kein litterarisches bedeutendes Objekt. Mit gewöhnlichen Mitteln arbeitend, mitunter in einer eigentümlich „böhmelnden" Sprache abgefaßt, sind diese Romane Meißners, dessen eigentliche Begabung wir noch kennen lernen werden, gewiß nicht mustergiltig. Die „Prinzessin von Portugal", der Roman, in den Hedrich sein Anagramm einwob, ist vollends eine platte Abenteurergeschichte mit einer um des Kitzels willen ganz äußerlich angehefteten Unsauberkeit. Wir wollen uns hier mit einem Blick auf das nach Gutzkowschem Muster in neun Bände ausgedehnte Romanungetüm „Schwarzgelb" begnügen, das als pastöses Gemälde der österreichischen Gesellschaft in der Reaktionszeit gedacht war. Ganz mit Eugène Sues Mache, die in jedem Kapitel neue Kreise und neue Leute auftreten und die alten zum Zweck erhöhter Spannung bis auf weiteres verschwinden läßt, finden wir da ein ziemlich wüstes Durcheinander von Politik, aristokratischen Liebesaffären, unschuldigen Häftlingen, Gendarmen, Falschmünzern, Kokotten, geheimen Gesellschaften und Personen, die sich in mehrfachen Gestalten zeigen, von Staatsmännern und Potentaten unter leichter Gesichtslarve, finden wir endliche lange politische Auseinandersetzungen, gepaart mit rätselhaftem Mord und Totschlag. Der Roman hat viel Wirkung gehabt, und Meißner war stolz auf seinen Erfolg. Weit erfreulicher als diese nun schon ziemlich verblaßten Romane muten Meißners Novellen an. Zum Teil eigene Erlebnisse verwertend, versteht er es aufs beste, Situationen, Schicksale, Charaktere, auch Tendenzen novellistisch darzustellen, wobei seine Sprache viel leichter, gewandter, bezeichnender ist, als in der Mehrzahl jener Romane.

Aber auch in der **Novellendichtung** wird Meißner übertroffen. Moritz **Hartmann** ist nicht nur mit Stifter der bedeutendste Poet, den Deutschböhmen hervorgebracht, er ist auch der eleganteste und graziöseste deutsche Erzähler Böhmens. Hartmann ist in seinen Stoffen und seiner Darstellung, so gern er sich einen „Deutschböhmen", einen „Prager Musikanten" nennt, den Schranken des Heimatlandes am meisten entwachsen, er ist ein deutscher Schriftsteller schlechtweg geworden. Gewiß ist Hartmann kein tiefbohrender Psycholog, kein untrüglicher Seelenkundiger, aber er fabuliert ausgezeichnet, er ist kein ungewöhnlich tiefer, aber ein ungewöhnlich reicher und anmutiger Dichter. Sehen wir von seinen liebenswürdigen Tagebuchblättern ab — auch in seinen Erzählungen finden wir allenthalben den Stempel des Weltmannes und Weltreisenden, nicht aber den des einsam über Problemen Sinnenden. Schöne, auch dämonische Frauen und Mädchen, die der „schönste Mann der Paulskirche" auf seinen Fahrten getroffen, darunter solche, die in den Augen der Welt ihre Ehre verloren hatten, tauchen in seinen Büchern wieder auf, die wilden Tage von 1848 werden neu, der Byron-Kultus zuckt da und dort, merkwürdige Gesellen, die der „Unstäte" in allen Weltgegenden auflas, eigentümliche, oft pikante Begebenheiten, die er durchlebte, hübsche Streiche, die er mit ansah, Reichtum und Armut dicht neben einander, das alles kreuzt sich in seinen Erzählungen; selten einmal ein psychologisches Problem, wie etwa das vom getäuschten Gatten oder von der Liebe eines kindlichen Mädchens; dagegen wiederholt religiöse Konflikte, die Unduldsamkeit der herrschenden Sekte geißelnd; Flüchtlingsgeschichten mit gut nationalen Accenten und Erzählungen aus den Bürgerkreisen Böhmens. Dann eine ganz eigentümliche Species von Märchen für Er-

Digitized by Google

wachsene: fast alle ironisch, viele aber von den uralten Märchenmotiven durchsetzt, manche mit satirischem, andere mit wehmütigem Ausklang. Und diese ganze Fülle von Stoffen, die wir eben nur andeuten konnten, hat Hartmann in durchaus schlichter, einfacher Weise behandelt, ohne all die Kunstgriffe zur Spannung des Lesers, wie sie seine Zeitgenossen liebten. Besonders wohlthätig tritt diese künstlerische Keuschheit in seinen größeren romanartigen Schöpfungen, so in dem als Fragment hinterlassenen „Andenken der Mutter“ und in den historischen Novellen hervor.

Neben Hartmann finden wir eine nur kleine Anzahl von Autoren, die der Novelle ohne örtliche und zeitliche Beschränkung ihres Stoffgebietes huldigten. Da mag jener Karl Braun v. Braunthal, den Gottschall wegen seiner angeblich verwilderten Genialität und sexuellen Roheit schilt, Erwähnung finden. Was ich von ihm kenne, sind nur flache moralische Geschichten mit außerordentlich edlen Jünglingen und Jungfrauen, teils edlen, teils reuigen Vätern und nicht ganz einwandfreien Stiefmüttern; dazu nicht eben tiefere Satiren auf Frauenemancipation und ähnliches. Auch der in Jungbunzlau geborene Journalist, der Genosse von Kompert und Hartmann und spätere Sekretär Brucks, Isidor Heller, mag als Erzähler genannt sein, obgleich er durch überspitzte Probleme und ein wirres Schachtelsystem eben nicht erfreulich wirkt.

Eine eigenartige Stellung nimmt auf dem niemals besonders fröhlichen Prager Boden Eduard Pokorny ein. Die humoristische Litteratur hat, da man Äußerungen politischer Satire, wie Hartmanns „Reimchronik des Pfaffen Mauritius“ kaum hierher rechnen mag, in Deutschböhmen niemals geblüht. Da machte denn Pokorny zunächst mit seinen urbehaglichen, mitunter auch recht sinnigen Erzählungen aus dem Alltagsleben eine erquickende Ausnahme; aber auch seine litterarischen, parodistischen Späße sind voll trefflicher Drolligkeit, das Kauderwelsch in seinen Römerdramen und das „Pech“ seines nach Arkadien verschlagenen modernen Dichters läßt an Lustigkeit nichts zu wünschen übrig.

Am Schluß dieser Übersicht epischer Prosa mag auch das Epos im engeren Sinn Erwähnung finden: das bedeutendste ist ohne Zweifel der „Ahasverus“ des unerschrockenen Kunstkritikers Seligmann Heller (aus Raudnitz), der in seiner großartig angelegten und in großem Stil durchgeführten Terzinendichtung eine Art „Lied der Menschheit“ an den Mythus vom ewigen Juden anknüpfte. Als Epiker trat auch Ludwig August Frankl (aus Chrast) hervor. „Der Primator“ leidet durch die unerhörte und kaum motivierte Grausigkeit des Vorwurfs, während „Don Juan d'Austria“ geschickt das Interesse für historische Persönlichkeiten, wie Barbara Blomberg und die vom Dichter frei erfundene Gestalt der Tochter des Cervantes, auszunützen weiß. Sehr sauber sind Alfred Meißners epische Versuche, Hartmann beherrschte ebenso das Idyllische („Adam und Eva“), wie das Machtvolle („Sackville“).

Wenden wir uns nun dem Drama zu. Wir sprachen schon von Horns „Ottokar“ und von Josef Weilen (aus Tetin) und seinem Trauerspiel „Drahomira“. Das Heimatgefühl, das diese Autoren in der Wahl der Stoffe bekundeten, trat glücklicher in Weilens „Edda“ hervor; das Volkstum ist hier mächtiger als alle Bande des Blutes. Ähnliches spricht aus dem Trauerspiel „Rosamunde“, in dem sich Weilen in bewußten Gegensatz zu Friedrich Halm stellt. In seinen verschiedenen historischen Dramen versteht es Weilen besser, den Ton einer Zeit oder einer Klasse, als die dramatische Ökonomie zu wahren. Ähnliches gilt von seinen Festspielen. Im stilisierten Stück thaten sich ferner der Trautenauer Vincenz Weber und der Reichenberger Weltpriester Wilhelm Gärtner hervor. Weber hatte schon in den vierziger Jahren mit seinem Drama „Spartacus“ einen vollen Erfolg errungen, ohne jedoch mit seinen späteren dramatischen Arbeiten durchdringen, ja ohne auch nur eine Bühne für ihre Darstellung finden zu können. Gärtner, der von Tieck, Halm, Hebbel warm als Dichter begrüßt wurde und besonders dem ihm geistig verwandten Hebbel nahe trat, war ein breites und frisches Talent, das nur durch den Hang zu allzu üppig wucherndem Detail die Form verlor. Dies gilt von seinen beiden Dramen „Andreas Hofer“ und „Simson“. Das Zeitstück hat meines Wissens nur in Alfred Meißner einen nennenswerten Vertreter aufzuweisen. Sein „Reginald Armstrong“, der mit wechselndem Erfolg über die Bühne ging, nahm den Kampf zwischen Kapital und Intelligenz zum Vorwurf und erwarb sich durch viele Feinde manche Ehre. Auch andere dramatische Arbeiten Meißners, wie namentlich „Der Prätendent von York“ hatten vorübergehenden Erfolg. Als Dramatiker einer späteren Zeit, der indes so früh vom Lebenswerke abberufen wurde, daß wir ihn den geschichtlich gewordenen Persönlichkeiten anreihen müssen, ist Carl Thomas (Carl Thomas Richter), ein vielseitiger Mann, zu nennen, der Nationalökonomie an der Prager Universität lehrte, und zugleich eine rastlose poetische Thätigkeit entfaltete. Außer Novellen hat er eine Tragödie „Samson“ geschrieben, die Wirkung auf der Bühne hatte und namentlich litterarisches Interesse erweckt. Im Lustspiel gingen die graziösesten Arbeiten („Gleich und gleich“ und „Buridans Esel“) von Hartmann aus. Zu nennen wären ferner der aus Böhmen stammende Freiherr von Marsano, dessen kleine, in glatten Versen abgefaßte Verkleidungskomödie „Die Helden“ sich trotz ihres Zopfstils Jahrzehnte lang auf allen Bühnen hielt, und die Prager Michael Klapp und Julius Rosen. Klapps feingestimmtes, von Bauernfeld nicht unbeeinflußtes Gesellschaftsstück „Rosenkranz und Güldenstern“ ging über viele Bühnen, Rosen (Duffek) sorgte manches Jahr für den Alltagsbedarf des

Digitized by Google

Theaters und war mitunter so glücklich im Griff, daß selbst Mitterwurzer einen und den anderen Schwank Rosens in sein Repertoire aufnahm. Auch ein älterer Lustspieldichter, J. Lederer, der sich im Gesellschaftsstück und der Charakterkomödie versuchte, fand Anerkennung.

Mehr als über das Drama wird über die Lyriker zu sagen sein. Auch in Deutschböhmen sangen viele, und nicht wenigen war Gesang gegeben. An der Spitze der Lyriker, vielleicht nicht als ihr eigenartigster, aber als ihr vielseitigster, am stärksten fesselnder, als einer, der Form und Sprache am souveränsten beherrschte, wird immer Alfred Meißner seinen Platz behaupten. Diesen Ruhmeskranz kann ihm kein Hedrich vom Haupte reißen. Schon seine Jugendgedichte, so stark sie auch unter dem Einfluß Heines und seiner „großen Schmerzen“ stehen mögen, zeichnen sich durch wundervolle Form, durch erstaunliche prosodische Vielseitigkeit, mehr noch durch kraftvolle nationale und soziale Accente aus. So spricht der Poet im Jahr, da sein „Žižka“ erschien, wegen dessen man ihn leichtfertig des Verrates an seinem Volkstum beschuldigt hat, seinen politischen Lebenswunsch aus:

„Ein Deutschland, groß und mächtig,
„Ein Deutschland, stark und frei,
„Einmütig und einträchtig
„Deutschösterreich mit dabei!“ . . .

Die politische Lyrik, die den Unterdrückten anfeuert, die zum Kampf aufruft, findet in Meißner einen glühenden Vertreter. Aber auch rein Menschliches fühlt sein Herz mit: „Sie leiden alle, was klagest du?“ ruft er bei Betrachtung der Natur sich selbst zu, und er trifft mit einem begabten Vertreter unserer modernen Dichtung in dem Gedanken zusammen:

„Die Mutterschaft tilgt alle Schuld am Weib,
„Die Mütter nur sind Heilige auf Erden.“

Mit den Jahren, da er zu Heine auch in persönliche, treu gehegte Beziehungen getreten ist, herrscht Heinesche Ironie, Heinescher Stimmungswechsel, dabei auch Heinesche Grazie vor. Machtvoll aber schwellt das Jahr 1870 die nationale Begeisterung des Dichters an. Flammend wendet er sich gegen Napoleon, mit Jubel begleitet er den Siegeszug des deutschen Heeres, mit schmerzlichem Spott wendet er sich gegen den offiziösen Preußenhaß des damaligen Österreich:

„Auf dem Hut die rote Feder, steigt auf seinen Gaul der Schmock,
„Dem Neapel, dem der Welfe, dem der Papst bezahlt den Rock.“

Er wirft den Deutschösterreichern vor, sie hätten, bevor sie noch slavisch sprechen könnten, deutsch zu fühlen schon verlernt, und prophetisch ruft er seinen Landsleuten zu, auch ihnen werde es noch einleuchten:

„Das stolzeste Gefühl auf Erden
„Es ist und bleibt: ein Deutscher sein!“

Einfacher und inniger ist die Lyrik von Moriz Hartmann. Auch ihm fehlt nicht die bestechende Form, aber er singt nur seinen eigenen Ton. Hartmann ist merkwürdig selbständig in seiner Lyrik. Seine Balladen klingen nur eben in der Form an die Meister, an Uhland, „die Nachtigall, die holde und kampfbewährte“, und an Mörike, an. Von Heine sind nur Spuren vorhanden, so in den freien Rhythmen der Meerlieder, in den ironischen historischen Romanzen, wohl auch in der Reimchronik. Ist auch fast die ganze Versdichtung seiner jüngeren Jahre der Politik geweiht, so ist er doch nur sehr bedingt den politischen Lyrikern anzureihen: dazu sind seine Gedichte, auch wenn man sie von aller Tendenz loslöst, viel zu frei von Schlagworten und Gemeinplätzen. Mit Recht durfte Hartmann von sich sagen:

„Was ich gethan im Leben und im Buche,
„Ich that es nie als lobbedürftiger Lärmer“

und weiter:

„Kein Lied entsteiget meinem Busen,
„Deß' Stirn nicht die Freiheit küßte,
„Die schönst' und edelste der Musen.“

Auch nachdem er den Freiheitssang von „Kelch und Schwert“ überwunden hat und Balladendichter geworden ist, wird er seiner Tendenz, die sich gegen die Übergriffe der Mächtigen richtet, nicht untreu. So hat er wie für die Völker, auch für die Volksklassen ein warmes Herz sich gewahrt und das berühmte Wort von der Heiligkeit des Dienstbotenschlafes geprägt. Was sich sonst in Hartmanns Lyrik spiegelt, ist ein treues Bild seines Seelenlebens. Die Konfessionspoesie herrscht vor. Die Sehnsucht des Verbannten kehrt immer wieder, ein Liebesintermezzo zeigt die Gefühle des vielgewanderten, hart mitgenommenen reifen Mannes. Eine spätere Sammlung „Zeitlosen“ bringt eines seiner schönsten Gedichte „Pyräus“, manche gnomisch-sinnige, manche ironische Romanze. Schwungvolle „Symphonien“ vermitteln Gedanken über Welt und Menschen. Was der Reisende in Bulgarien, in der Bretagne erhört und erlesen, lernen wir in meisterhaften Nachdichtungen kennen.

Die lyrischen Dichter, die wir neben diesen beiden Meistern besitzen, sollen nicht überschätzt werden. So fehlt dem ehrwürdigen L. A. Frankl die rechte Ursprünglichkeit des Lyrikers. Zwar ist auch ihm manches schöne Gedicht gelungen, so das tief und glücklich empfundene „Er weiß es besser“, oder das sinnige „Rede nicht“. Aber seinen Kinderliedern fehlt die Naivetät, seinen Schilderungen aus dem Orient die volle Farbe. Auch eine gewisse Unbehilflichkeit der Form durchbricht mitunter den Fluß der Verse und deutet auf allzurasche Produktion. Am besten gelingt es ihm, historische Stoffe in Balladenform zu kleiden, obgleich sich auch da, wenngleich selten, störend harte Stellen finden. So bildet auch das erste censurfrei gedruckte Blatt „Die Universität“ mehr ein rühmliches Erinnerungszeichen an das unerschrockene Wirken des Mannes, als an das Können des Dichters. Im ganzen wird der treue Eckart ganzer Schriftsteller- und Künstlergenerationen und Herausgeber des „Sonntagsblattes“ auch als Poet noch lange freundliches Gedenken finden.

Eine interessante Erscheinung ist der Prager Josef Mauthner, dessen Gedichte erst kurz vor seinem tragischen Ende (1890) in weiteren Kreisen bekannt

Digitized by Google

und erst nach seinem Tode gesammelt wurden. Ein Poet von starker und eigentümlicher Begabung, hat er, der eigentlich nur Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinn schrieb und nie an die Veröffentlichung dachte, nicht alles zur vollen Reife gebracht. Relativ am höchsten ist seine Liebeslyrik voll glühender Sinnlichkeit zu schätzen. Sehr richtig hat er als politischer Lyriker das moderne Tschechentum beurteilt; den deutschen Siegen von 1870 stand der einstige Barrikadenkämpfer von 1848 fremd gegenüber.

(Schluß folgt.)

Litterarische Notizen.

— Wir schätzen Robert Hamerling viel höher ein, als es die Litteratur-Kritik und -Geschichtsschreibung neuester Schule thut, und halten ihn für einen wahrhaft bedeutenden Dichter, der noch in Zeiten gelten und gelesen werden wird, wo dieselben Litterar-Historiker, die heute für ihn nur Tadel, für den großen Stefan George nur Lob haben, emsig darauf bedacht sein werden, an diese ihre kritischen Leistungen möglichst wenig zu erinnern. Hamerling bleibt uns ein sehr bedeutender Dichter, und seine Verkleinerer gefallen uns in diesem ihrem Thun gar nicht, aber seine Verhimmler gefallen uns auch nicht. Eine so kritik- und geschmacklose Bewunderung, ein solcher Götzendienst, wie ihn z. B. Herr Rabenlechner mit seinem Heros treibt, ist rundweg abzuweisen, und das Gleiche gilt von dem Versuch, Hamerling wie einen Klassiker zu behandeln und seine unreifen Schülerreime nun als wichtigen Fund auf den Markt zu werfen. Robert Hamerling hat seine Jugend bekanntlich hinter Klostermauern verbracht und war damals auch fromm; als Fünfzehnjähriger nun hat er während einer Krankheit ein Gedicht in Canzonen geschrieben und seinem Lehrer gewidmet: „Eutychia oder Die Wege zur Glückseligkeit. Lehrgedicht in drei Büchern von Rupert J. B. Hammerling, Schüler der 2. Humanitäts-Klasse. Dem Hochwürdigen, Hochgelehrten Herrn P. Leander Knöpfer, verdienstvollstem öffentlichen Lehrer der Religionswissenschaft am k. k. Gymnasium zu den Schotten in Wien in tiefster Verehrung geweiht von Einem seiner dankbaren Schüler" — so der Titel, während das Motto lautet: „Ante mortem nemo beatus." Sagt dies nicht eigentlich schon genug?! Nun berücksichtige man aber ferner, daß Hamerling in seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft", die doch wahrlich durch alles andere eher ausgezeichnet sind, als durch allzu strenge Selbstkritik, von dieser Schülerarbeit berichtet, daß der „verdienstvollste Lehrer der Religionswissenschaft", P. Knöpfer ihm nur darüber sagte: „Ich bewundere Ihren Fleiß", während er selbst der „Eutychia" wie ähnlichen Arbeiten aus dieser Zeit nichts weiter nachzusagen weiß, als daß sie „einen Grad poetischer Fertigkeit" zeigen, „welche die durchschnittliche Fertigkeit vierzehn- bis sechzehnjähriger Knaben im Versemachen doch wohl überragt." Dies ist denn auch der „Eutychia" ohne weiteres zuzugestehen, aber mehr nicht; es ist sogar im Inhalt eine auffallend unreife Schülerarbeit, die eigentlich nur die Exhorten P. Knöpfers in Verse bringt. Was nun fängt man mit einer solchen Arbeit an? Der verständige Biograph wird sie charakterisieren, vielleicht auch einige bezeichnende Stellen mitteilen; Herr Dr. M. Rabenlechner aber gab natürlich statt einer Charakteristik einen Hymnus und statt der Proben das Ganze. Aber damit nicht genug! Nun findet ein anderer Enthusiast, Herr Dr. Max Vancsa, in einer „feuchten Vorratskammer" des Pfarrhofs zu Gaunersdorf, wo P. Knöpfer zuletzt wirkte, die Reinschrift der „Eutychia", während Herrn Rabenlechner nur der Entwurf vorlag und weil diese im Einzelnen Textvarianten enthält, so druckt er die Schrift als besonderes Büchlein (Stuttgart und Wien, Jos. Rothsche Verlagshandlung), natürlich mit einem eingehenden Vorwort und dem textkritischen Apparat als Anhang! Weiter kann die Geschmacklosigkeit nicht getrieben werden, und es ist schon aus diesem Grunde im Interesse des Andenkens Robert Hamerlings gegen solches Beginnen Verwahrung einzulegen. Aber dies ist nicht der einzige Grund, nicht einmal der wichtigste, um derlei abzulehnen. Das Büchlein erschien als Heft der „Allgemeinen Bücherei", herausgegeben von der „Oesterreichischen Leo-Gesellschaft". Diese katholische Gesellschaft wirkt vielfach verdienstvoll; daß sie katholische Tendenzschriften verbreitet, ist ihr gutes Recht. Aber der Mann Hamerling gehört durchaus nicht in ihr Lager, und darum ist es sehr, sehr unrecht, ihn auf Grund einer Knabenleistung für dies Lager zu reklamieren. Hamerling selbst hätte gewiß gegen jeden solchen Versuch Verwahrung eingelegt; den Willen eines Toten zu respektieren, sollte aber nicht bloß für uns Weltkinder, sondern auch für fromme Leute ein Gebot der Pietät sein. — nz —

— „Der Preis ist — im Hinblick auf den gebotenen Genuß — sehr mäßig", schließt eine Besprechung die uns der Verlag des Büchleins „Im Lande der Quellen. Sage und Dichtung. Von Simon Salomon" (Trier Fr. Lintz'sche Buchhandlung) gleichzeitig mit diesem selbst übersendet. Nun kostet ja das Büchlein, dessen illustrierter Umschlag übrigens einen andern Titel: „Eifel-Sagen" aufweist, thatsächlich nur M. 1,50, aber jenen Satz vermögen wir uns doch leider nicht anzueignen; der Genuß erscheint uns noch viel mäßiger, als der Preis. In überaus blütenreicher, leider nicht immer korrekter Sprache werden uns einzelne Sagen aufgetischt, deren Kern nur selten deutlich erkennbar wird, so breit und ermüdend ist das allzu schwungvolle poetische Gerede.. Man hört immer nur einen Versemacher und nirgendwo das Volk.

— Ein recht nettes Büchlein ist Otto Piepers „Ut 'ne lütt Stadt. 'ne plattdütsch Geschicht. Mit Biller von Georg Braumüller." (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.) Natürlich wandelt der Verfasser in Fritz Reuters Spuren; namentlich die Art, Ernst und Scherz zu mischen, ist formal ganz Reutersch; im übrigen wollen wir den Verfasser nicht mit dem Meister vergleichen. Das harmlose Büchlein wird den eifrigen Freunden des Plattdeutschen vermutlich ganz willkommen sein; ruhigere Betrachter dieses Litteraturzweigs werden vielleicht auch diesmal finden, daß es nun so lange des plattdeutschen „Snakens" genug ist, bis nicht wieder ein tüchtiger Poet einen neuen, wichtigen Ton findet, wie ihn Reuter fand. Die „Biller" von Braumüller sind sehr hübsch; einige (so das Seite 41) gehören zu dem Besten, weil Charakteristischsten und Lebensvollsten, was wir in letzter Zeit auf dem Gebiete der Buchillustration gesehen haben.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Finckh, Ludwig. Freue du, du Süße. Lieder. Dresden und Leipzig 1900. E. Piersons Verlag.

Fuchs, Hermann. Das Elend. Soziale Tragödie in sechs Aufzügen. Weinheim o. J. Verlag von Fr. Ackermann.

Weiß, Berthold. Ein Tag. 2. Aufl. Leipzig o. J. Wilhelm Friedrich.

Bernstein, Ed. Zur Frage: Sozialliberalismus oder Kollektivismus? Berlin 1900. Verlag der Sozialistischen Monatshefte.

Bunte Blätter. Bern 1900. o. V.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google



Herausgeber: Karl Emil Franzos.

XXVIII. Band. 12. Heft. Verlag: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. Berlin, 15. September 1900.

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Abonnements durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Post-Zeitungs-Katalog 1857.
Preis vierteljährlich (6 Hefte) 4 Mk. — Zwölf Hefte bilden einen Band. — Einzelne Hefte 1 Mk.
Inseraten-Preis 40 Pfennige für die dreigespaltene Nonpareillezeile. Aufträge an die Verlagsbuchhandlung, sowie an alle Inseratenbureaux.

Inhalt

Abonnements-Einladung.

Mit dem nächsten Hefte beginnt das erste Quartal des **XXIX.** Bandes der **„Deutschen Dichtung"** und wir beehren uns hiermit, zum Eintritt ins Abonnement, resp. zur Erneuerung desselben ergebenst einzuladen.

Daß die **„Deutsche Dichtung"** der Aufgabe, die sie sich gesetzt hat, bewußt ist, erweist der Inhalt der bisher vorliegenden **achtundzwanzig** Bände. Keiner litterarischen Partei unterthan und keine bekämpfend, durch die Mitarbeit der besten Dichter und Schriftsteller unserer Zeit gekräftigt, aber jedem jungen, ernst strebenden Talent zugänglich, ist diese Zeitschrift eine Heimstätte der künstlerisch wertvollen Produktion geworden und wird es bleiben.

Daß Redaktion und Verlag Alles, was an ihnen lag, gethan haben, um den XXIX. Band der Zeitschrift seinen Vorgängern zum mindesten ebenbürtig zu gestalten, wird schon das erste Heft erweisen. Wir fügen nur bei, daß auch die vielbemerkte

Rundschau über die Berliner Theater

aus der Feder des Herausgebers auch im neuen Bande erscheinen wird.

Die „Deutsche Dichtung" erscheint wie bisher am 1. und 15. jeden Monats in Heften von $3^1/_2$—$4^1/_2$ Bogen größten Lexikon-Formats und elegantester Ausstattung. Preis für das Vierteljahr (6 Hefte) 4 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie der unterzeichnete Verlag nehmen Bestellungen entgegen.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

An die P.T. Freunde der „Deutschen Dichtung"

richten wir hiermit das ergebenste Ersuchen, uns zum Zwecke der Aussendung von Probenummern freundlichst Adressen solcher Persönlichkeiten, die sich voraussichtlich für eine Zeitschrift vom Inhalt der „Deutschen Dichtung" interessieren, zukommen lassen zu wollen. Porto-Ausgaben werden wir bereitwilligst ersetzen.

Für jede solche kleine Mühewaltung sei hiermit im Voraus bester Dank gesagt.

Berlin W. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Eine größere Berliner Verlagshandlung gediegenster Richtung, die sich seit lange eines wohlbegründeten Ansehens erfreut, erklärt sich zur Uebernahme des

Verlags poetischer Werke

auf eigene Rechnung oder gegen Kostenzuschuß bereit. Thatkräftigster Vertrieb zugesichert. Offerten (zunächst jedenfalls ohne Manuskript, aber mit genauer Angabe des Umfangs und Inhalts) unter „Verlag 100“ Berlin W., Postamt 62 postlagernd erbeten.

Zur Beachtung. Mitteilungen geschäftlichen Inhalts (Abonnement und Inserate betreffend) sind nur an die Verlagshandlung, **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin W, 10,** Von der Heydtstr. 10, Beiträge, Recensions-Exemplare und alle sonstwie auf den Inhalt bezüglichen Zuschriften und Sendungen nur an die **Redaktion der Deutschen Dichtung, Berlin W. 10,** Von der Heydtstr. 10, zu richten. Einsendung größerer Beiträge (Novellen, Dramen, Epen, Essays) bitten wir keinesfalls ohne vorhergegangene Anfrage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion“ auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion“ und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte &c. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung“ bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

Den P. T. Abonnenten der „Deutschen Dichtung“ stehen

Einbanddecken

für 1,80 Mark, in reichverzierter Leinwand in den Farben resedagrün — stahlblau hergestellt, zu den **sämtlichen bisher erschienenen Bänden I—XXVIII** sowie für den nun erscheinenden **Band XXIX** als Aufbewahrungsmappe zur Verfügung.

Bestellungen sind an die Bezugsstelle unserer Zeitschrift zu richten, auch nimmt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung solche entgegen.

Berlin W. 10. **Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.**

Von Band I, II, III, XIII und XIV der „Deutschen Dichtung“

besitzen wir noch einen kleinen Vorrat, den wir zum Preise von Mark 2.— für den Band broschiert (oder in Heften) abgeben. Einbanddecken (Original-Decke mit reicher Gold- und Farbenpressung) liefern wir zum Preise von je Mk. 1.80.

Der Inhalt unterliegt keinem Veralten. Jeder Band enthält nämlich zahlreiche Novellen, Erzählungen, Epen, Dramen, Selbstbiographien und Gedichte der hervorragendsten deutschen Dichter der Gegenwart, ferner Essays der bedeutendsten Litterarhistoriker, und ist mit Autographen (Band I—III auch mit Portraits und Band I außerdem mit sonstigen Illustrationen) geschmückt. Es bildet also jeder dieser Bände eine

glänzend ausgestattete Anthologie,

die ein ebenso wertvolles als billiges Geschenkwerk ist.

Aus dem reichen Inhalt sei hier nur angeführt:

I. Band.

Ein Doppelgänger. Novelle von **Theodor Storm.** — Die Heimkehr. Erzählung von **Ludwig Anzengruber.** — Ein Irrtum. Novelle von **Karl Emil Franzos.** — Auf der Schwelle. Novelle von **Ludwig Laistner.** — Von Angesicht zu Angesicht. Lustspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Cesario. Novelle in Versen von **Otto Roquette.** — Epische Dichtungen von **Adolf Friedrich Graf von Schack:** Rose und Nachtigall. Medusa. — **Gustav Freytag.** Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben“. — Ein Damenabenteuer. Von Alfred de Musset. Übersetzt von **Otto Gildemeister.** — Parabeln von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aphorismen von **Friedrich Hebbel.** (Ungedruckter Nachlaß.) — Autographen (Sprüche und Gedichte), sowie Portraits von **Freytag, Hamerling, J. V. v. Scheffel, A. von Werner, Scherer. Storm, Scherr, Karl Goldmark, Schack, Stieler, Roquette, Bauernfeld.** — Essays von **Karl Emil Franzos, Anton von Werner, Wilhelm Jensen, Ludwig Pietsch** u. a. — Lyrische Gedichte von **Scheffel, Fontane, Fr. Th. Vischer, Hamerling, Stieler, Konr. Ferd. Meyer, E. von Wildenbruch, Julius Wolff, Rudolf Baumbach, Fulda. Bodenstedt,** u. v. a. — Mädchenrache. Komödie von **Bauernfeld.** — Zeichnungen von **Josef Victor von Scheffel, Anton v. Werner, Alexander Liezen-Mayer, Karl Gehrts** u. v. a. — Lied-Kompositionen von **Karl Goldmark Albert Becker, Albert Wallnöfer, Heinrich Hofmann** u. a.

II. Band.

Die Pariser Februar-Revolution. Zur Geschichte des Bürger-Königtums in Frankreich.

Digitized by Google



Der zerbrochene Heiligenschein.

Eine Legende

von

Marianne Wittich.

Tief in den bayrischen Bergen, die ja bekanntlich aller Wunder voll sind, halbwegs zwischen einem See aus einem großen klaren Smaragd und dem Feenschlosse eines verwunschenen Prinzen liegt ein schmales Felsenthal mit einem eigensinnigen Zickzackriß in seiner Sohle — einem sprudelnden Bache. Das Wässerchen springt ausgelassen von einer sonnigen Höhe über moosige Felstrümmer zu einer schwarzen, schaurigen Klamm, dem echten Höllenrachen, hinunter. Von dort aus führt denn auch ein schmaler pechdunkler Pfad zu jenem überheizten, unterirdischen Raume hinab, den wir selbst unserem auserlesensten Feinde nur in unseren verschwiegensten Gedanken als Sommerkurort für seine sittlichen Gebresten wünschen.

Da heraus schlüpfte an einem brühsiedeheißen Augusttage, an dem es auch einem richtigen Höllenbraten in unserem kühlen, feuchten, deutschen Vaterlande ganz mollig werden kann, ein niedliches ebenholzschwarzes Teufelchen. Die zierlichen Hörner schauten wie bei einem jungen Böckchen nur eben aus dem Wollhaar; zackige Fledermausschwingen spreizten sich am Rücken herunter, und mit drolligen Klauenfüßen hüpfte der kleine Dämon über die Felsbrocken.

Alles Leben einschläfernd schwebte der Mittagszauber über dem kleinen Thale. Nur das flimmernde Licht trieb noch sein emsiges Gaukelspiel, und die Wellen murmelten wie im Traume. Hin und wieder klappten die perlmutterfarbenen Schmetterlinge träge mit den buntbeschuppten Flügeln; ein paar weiße Glocken nickten schlaftrunken auf schwankem Stengel.

Der Teufel kletterte ein Stück am Bachrande hinauf, ärgerte sich über die heilige Stille und ließ einige kantige Steine abwärts poltern, ohne indes damit den mindesten Harm anzurichten. Schließlich hockte er mißmutig, das Kinn auf die Fäuste gestützt, in dem grünsamtnen Moospolster eines Felsblockes nieder. Keine Gelegenheit zu dem kleinsten Unthätchen, zu der geringfügigsten Teufelei; — nichts als der barste, klarste, unzerstörlichste Gottesfriede! —

Als nun der Wicht seine verwegenen Blicke längs des ganzen Thales auf- und niederspazieren ließ, erschaute er plötzlich oberhalb seines Sitzes am anderen Ufer des Rinnsals das holdeste Wunder. Behutsam die weichen rosigen Füße setzend, trippelte da über das rauhe Gefels im vollen Sonnenscheine, daß die goldenen Locken nur so Strahlen warfen, ein zartes weißgliedriges Engelchen mit glänzenden Taubenflügeln an den runden Schultern und staunte aus großen blauen Kinderaugen zu dem Teufel nieder, desgleichen es noch nie gesehen hatte.

Dem Höllenbuben that das schlimme Herz in der Brust einen gewaltigen Satz: Nun konnte sich etwas ereignen; und daß es nichts Gutes wurde, dafür wollte der Bösewicht schon sorgen. Vorerst saß er sittsam da und ließ den Engel näher kommen, machte auch die frömmsten Augen, die solch ein kleiner Schlingel gar gut zuwege bringen kann. Endlich stand ihm die zarte Lichtgestalt gerade gegenüber und betrachtete ihn mit unverhohlener Verwunderung.

Der Teufel nickte ihr aufs freundlichste zu und begann nach Kinderart das Gespräch:

„Wie heißt Du denn?"

„Goldine!" erwiederte der Engel, und es ging wie Glöckchenklingen durch das Thal. „Und Du?"

„Karfunkel!" war die Antwort. Dabei fuhren aus den blitzenden Teufelsaugen ein paar rötliche Strahlen, daß die Wellen des Baches aufflammten.

Der Engel lachte schüchtern. Der schnurrige Name kitzelte ihm so wunderlich das harmoniengewöhnte Ohr.

„Wo kommst Du denn aber hergeschneit, Du weißes, weiches Wesen; und was suchst Du hier auf der harten, schmutzigen Erde?" fragte Karfunkel weiter.

Digitized by Google

„Nun, doch vom Himmel natürlich: und das Christkind schickt mich, das Gute zu fördern und das Böse zu hindern,“ plapperte Goldine schnell und wichtig, als wenn sie eine auswendig gelernte Lektion aufsagen müßte. Und dann schaute sie den eben gewonnenen Gefährten so recht treuherzig an und meinte kläglich:

„Ach, könntest Du mir nicht vielleicht was Böses zeigen, das ich abwenden sollte? — Ich kenne ja das Schlimme garnicht und weiß nicht, wie es aussieht. Wie vermöchte ich es dann zu hindern?“

Das Teufelchen lachte verschmitzt: Da war es besser instruiert! Übrigens fiel ihm schon immer ganz von selber ein, was das Böse an einer Sache sei. Alles, was es unternahm, wurde stets und unter jeder Bedingung nichts anderes, als eine kleine oder große Teufelei.

„O, zerbrich Dir nur darüber nicht den Kopf,“ meinte es ernsthaft und altklug. „Komm, laß uns lieber spielen und nicht auf gut oder böse warten. An diesem verlorenen Platze kann doch weder eins, noch das andere passieren!“

Damit sprang der kleine Satan empor, trat auf ein paar glatte Steine im Bachbette und reichte seine gelenkige schwarze Krallhand hinüber. Das Englein blickte noch einmal sorgenvoll ringsum, ob nirgends eine dräuende Pflicht in der sonnigen Einöde emporwachsen möchte, legte dann vertrauensvoll die weiße Patsche in die Teufelsfaust und ließ sich zum anderen Ufer ziehen.

Eigenartig reizend sah es aus, wie Himmels- und Höllenkind da mitten im funkelnden Sonnenscheine standen und die blitzenden Wellen um der Beiden Füße spielten.

Einträchtig kauerten die neuen Freunde dann zwischen Vergißmeinnicht und Farrenwedeln nieder und spritzten sich, mutwillig kichernd, die blanken Wassertropfen ins Gesicht.

Goldine wurde immer zutraulicher, wühlte mit den rosigen Fingern in ihres Spielgefährten dunklem Kraushaar und befühlte neugierig die Hörnchen, ließ auch gutmütig Karfunkel nachsehen, ob wohl in ihren üppigen Goldlocken ähnliche verborgen seien. Dabei entdeckte der Teufel den schimmernden Heiligenschein, der wie ein feiner Goldreif um das Engelsköpfchen schwebte.

Ohne Fragen und Besinnen ergriff er ihn mit den frechen Satanshänden, hielt ihn wie einen Rahmen vor Goldinchens süßes Gesicht und freute sich, wie es mit erschrockenen Augen herausschaute. Als er aber mit der eigenen schwarzen Fratze das gleiche Spiel trieb und dabei mit schelmischem Blick das äußerste Zungenspitzchen zwischen den Lippen hervorgucken ließ, mußte der Engel doch wieder lachen.

Dann ließ Karfunkel die Wellen durch den goldenen Kreis gleiten, daß helle Wasserperlen aus dem Bache aufsprühten und wie ein zarter Regenbogen in der Sonne schillerten, steckte Goldine einen Vergißmeinnichtstrauß ins Blondhaar, wand auch ein paar blütenschwere Stengel um den glänzenden Ring und preßte ihn schließlich auf seinen eigenen schwarzen Struwwelkopf.

Goldine hatte dem Spiele lachend und jauchzend zugeschaut, auch wohl zaghaft mitgethan. Solch ein kecker, lebhafter Spielkamerad war ihr bisher niemals vorgekommen; und noch nie war es einem Englein eingefallen, mit seinem Heiligenscheine zu tändeln. Nun sah sie bewundernd, wie dem blitzäugigen Buben der himmlische Glanz um die düsteren Locken leuchtete. Der Teufel schaute in ihre herrlich strahlenden Augen und drückte schnell den Reif fester, um die Hände zu neuem Spiele freizubekommen.

Da klang ein lieblicher und doch schriller Ton durch die laue Sommerluft, als wenn ein kostbares Glas bei unachtsamem Stoße zerspringt; eine Wolke zog vor die Sonne und nahm Leuchtkraft und Farbenzauber von dem lachenden Landschaftsbilde. Ein herbstlicher Schauer fuhr dem Engelskinde über die nackten Glieder: es blickte unwillkürlich nach einem Schutze, einer Hülle umher. Zugleich erscholl ein höhnendes Gelächter, das an allen Felsen Widerhall fand; und klirrend fielen die Stücke des zerbrochenen Heiligenscheines zu Boden.

„Der muß nun wohl gelötet werden!“ rief der Teufel, welcher der armen Goldine jetzt plötzlich größer, schlanker, erwachsener vorkam, spöttisch kichernd. „Gehab Dich wohl indes, und gute Verrichtung! Wenn Du wieder mal nicht weißt, was gut oder böse ist, kommst Du mich rufen!“

Damit verneigte er sich zierlich und verschwand so plötzlich in seiner Felsspalte, daß man garnicht sah, wohin er eigentlich geriet. —

Da saß nun das traurige Engelsmädchen mutterseelenallein in dem öden, dämmrigen Felsthale und weinte die bittersten Thränen. Schwarze Flecken verunzierten seine weißen Glieder, und es mußte sich mühsam im Bache davon reinigen, doch wollte ihm das rosige Fleisch durchaus nicht mehr so leuchtend erscheinen, wie vordem. Die Schwingen waren ihm schwer und wie gelähmt. Es sammelte seufzend die Stücke des Heiligenscheines zwischen den Felsbrocken und preßte die Scherben mit bebenden

Digitized by Google

Fingern aneinander, aber sie hafteten nicht, schlossen sich nicht wieder zu dem schimmernden Rund, das sonst des Engleins Entzücken gewesen; und was das schlimmste war: ein Splitter fehlte und ließ eine Lücke.

Trotz allen Suchens konnte Goldine das winzige Stück nicht finden. So mußte sie denn endlich, da der Abend niedersank und ihre Flügel sie der scheidenden Sonne nicht nachtragen wollten, sich aufraffen und mühevoll einen Ausgang des Thales erforschen. Den fand sie denn auch, ehe es vollends Nacht wurde.

Mit kläglich zerschundenen Händen und Füßen stand sie im dunklen Bergwalde auf schlüpfrigen Tannennadeln, sah weder Weg noch Steg und wollte in herzbrechendem Jammer vergehen. Wunderlicherweise fiel ihr nicht einmal das kleinste Gebet, geschweige denn einer der himmlischen Gesänge ein, die sonst in krystallener Reinheit von ihren unschuldigen Lippen quollen. Nur der Name der Jungfrau Maria stieg endlich, wie der Gedanke des notleidenden Kindes an die Mutter, in ihrem gequälten Herzen auf.

Aber auch er allein that schon eine bescheidene Wirkung. Gleich einem rätselhaften Schweifsterne glühte es plötzlich im Geklüft zwischen den Tannen auf; und dumpfe Hammerschläge brachen die drückende Stille.

Goldine schritt zagend dem Lichte zu und gelangte durch Spalten im Gestein vor die Öffnung einer Felshöhle. Darin schwang ein hinkender Mann den dröhnenden Hammer. Das Engelskind trat ihm furchtsam zur Seite und wies ihm, als er voll Staunen aufsah, mit vorgestreckten Armen in der Höhlung der Hände den zersprungenen Reif.

Da schlug der düsterblickende Geselle eine gellende Lache auf. Wie Wetterstrahl zuckte es aus seinen stahlblauen Augen und um den höhnischen Mund und zog tausend Falten in das leidenschaftdurchwühlte Antlitz.

„Ei, was läuft mir denn da zu? Will eine junge Bathilde wieder mit mir Handel treiben? — Was soll der Lohn sein für die kunstreiche Flickarbeit? —“ rief er laut und begleitete jeden Satz mit neuem Hohngelächter.

Goldine blickte ihn nur stumm mit den großen traurigen Augen an; und als er eine schwere Thräne nach der anderen langsam über ihre blassen Wangen rinnen sah, wurde er ruhig, erfragte klug und schnell ihre klägliche Geschichte, schmunzelte nur ein wenig über den kecken Teufelsjungen und brummte in den gegabelten Bart: „Immer noch die alte Brut!“

Dann hieß er das zitternde Kind am Feuer niedersitzen, stärkte es mit grober Kost und gab ihm Felle zum Nachtlager.

„Morgen reden wir weiter!“ sprach er halb spottend, halb tröstend und überließ die Todmatte dem peinlösenden Schlummer. —

Beim neuen Tageslichte besah er lächelnd die Trümmer des zerbrochenen Kleinods, während Goldines Augen ängstlich an seinen ausdrucksvollen Zügen hingen, und meinte dann:

„Der Schaden kann geheilt werden, und Wieland, der Schmied, ist der Arzt dafür. Ich bess're Dir den Bruch im Golde! — Aber das fehlende Stück muß ersetzt werden, und zum Flicken brauche ich Edelmetall von der feinsten Sorte. Leider war sie allzeit sehr rar, und so mangelt mir Vorrat. Suche danach und bring' mir Deinen Fund, so wird Dir geholfen.“

„Und wo finde ich das köstliche Gold?“ fragte das Engelskind, in dessen Augen frohe Hoffnung aufglänzte.

„Nicht in Stollen und Schachten, nicht im Geröll von Bächen und Berglehnen! — Einzig am vierten Finger der Rechten eines Mannes oder Weibes: ein glatter Ehering ohne Tadel mit ungetrübtem Glanze! Nur wer dem Gemahl, seit die Wünsche sich auf einander wandten, alles zuliebe gethan, nie aus Selbstsucht, immer aus ehrlichem Willen zu des anderen Wohl, dessen Reif ist zu meinem Werke brauchbar. Ruht ein Fleck auf dem Ringe, so gieb Dein Forschen nur auf, — dann ist's fruchtlos. — Und nun mach' Dich auf den Weg: Deine Wanderschaft ist langwierig!“

Goldine lächelte ungläubig. Sie war besten Mutes voll, ließ sich willig einen groben Kittel überwerfen und die Taubenflügel darunter verbergen, steckte ein Stück Brot zu sich und brach mit freundlichem Dank und Gruß auf.

Der wunderliche Wirt gab ihr kein Segenswort mit auf den Weg.

„Im Winter, wenn der Nordwind die Angelländer samt ihrem Fischgerät davonbläst, ziehe ich zum Wolfssee hinauf oder auch in meine alte Schmiede im Schwarzwalde, daraus mich erbärmliches Gesindel, das den siechen Leib in der Quellen stärkender Flut waschen kommt, vertrieben hat. Berge ihnen das Bad Gift zur bösen Gabe!“

So brummte der finstere Mann. Mit dem Finger aber wies er einen fast unsichtbaren Pfad durch Felsgeklüft und Tannicht, auf dem Goldine mit ihren flinken Engelsfüßen schon davonschlüpfte. Ein Mensch hätte nie Zu- und Ausgang gefunden.

Digitized by Google

Nach mühsamem Klettern gelangte sie in belebte Gegenden, denn was der Schmied floh, suchte sie.

Auf für den Menschenfuß unzugänglichem Geklipp sammelte sie Edelweiß und bot die Sträußchen in den Sommerkurorten feil, wo unzählige Gäste zusammenströmen und alte und junge Ehepaare auf Weg und Steg zu treffen sind.

Da streckte sich manche Hand mit dem glatten Goldreife nach den zarten Samtsternen aus und reichte sie der gleichgeschmückten Gefährtin; mancher Ring funkelte blendend in der Sommersonne und schien so makellos, als sei er frisch aus des Goldschmieds Schrein hervorgegangen. Wenn aber Goldines durchdringende Himmelsaugen forschend näher zuschauten, zeigten sich stets Flecken auf dem Metall und trübten den Glanz. Hunderte von wahrhaft glücklichen Paaren mochten sich der herrlichen Natur freuen: Goldines Pfad kreuzten sie nicht.

Aber gut und böse lernte das dumme Englein unterscheiden, denn vor seinem klaren Blick lagen die Menschenherzen wie schöngedruckte Bücher offen, und es buchstabierte darin an Gedanken und Gefühlen herum, wie ein ABC-Schüler in der Fibel an den dicken Lettern. Bald las es geläufig, und seine Erkenntnis wuchs mit der Zeit erschreckend.

Manche kalte, gleichgültige, finstere Miene der Geber begleitete das zarte Blumengeschenk; die schlimmsten Überraschungen aber bereiteten dem Engel jene, die beim Überreichen der Blüten am süßesten lächelten.

„Ob mich die Leute wohl recht bewundern? Doch sehr nett und rücksichtsvoll von mir!" dachte Einer, ein steifnackiger, weisheitsgenudelter Professor und schmunzelte selbstgefällig.

Die Gemahlin, hold, blond und weiblich, dankte mit seelenvollem Augenaufschlage. Innerlich schalt sie: „Alter Komödiant! Daheim giebt's das nicht. Man kann nur springen und sorgen. Der Gebieter brummt sonst!" —

„Ich habe doch ihr schönes Geld," meinte ein Zweiter, ein schneidiges Kerlchen, jeder Zoll der Leutnant in Zivil, bei sich. „Da muß ich schon ein übriges thun und ein bißchen den Verliebten spielen, — besonders solange Schwiegermama noch lebt und die Grille mit den wohlthätigen Stiftungen hat. Schließlich wird das brave Biederweib doch einsehen, daß all ihr Mammon bei so liebem Menschen am besten aufgehoben ist."

Und sie, das verwöhnte Goldtöchterchen, die blasse, übersättigte, junge Frau, ließ die schlichten, grauen Blumen achtlos auf dem nächsten Ruheplatze liegen. —

„Reizend ist sie doch, meine Kleine!" freute sich ein flotter Rittergutsbesitzer und beugte sich zu dem kichernden, schwatzenden Geschöpfchen an seiner Seite nieder, — schon hoffte Goldine — „ein bißchen sehr dumm zwar, aber es steht ihr niedlich, — und ist bequem."

Traurig wandte sich der Engel ab.

Viele schauten sich zärtlich in die Augen und führten heimlich den erbitterten Kampf um die Herrschaft im Hause. Diese wünschte eine gesellschaftliche Stellung, jener Protektion und Beförderung. Noch ein paar andere wollten ungestört ihrer Wissenschaft, ihrer Kunst leben können; und sie alle hatten ihren Zweck durch eine „passende" Heirat zu erreichen gesucht. Den meisten Frauen war's um ein gesichertes Heim, um Namen oder Rang zu thun gewesen. Die Männer mochten ihr Junggesellenleben nicht fortführen, wollten sich „rangieren", brauchten eine Haushälterin, die nicht kündigen kann, eine Pflegerin für die alten Tage. Sinnlichkeit galt bei aller Welt als Liebe und wurde glühend bewundert, wenn sie allein bei der Wahl den Ausschlag gab.

Kein Mensch dachte an die Flecken auf den Ringen; und Goldine suchte vergeblich.

Wohin sie aber ihre Schritte wenden mochte, überall traf sie auf einen schlanken braunen Knaben, dessen spottfunkelnde Augen ihrem verwundert forschenden Blick begegneten. Bald war's ein Savoyarde mit dem Murmeltier unter dem Arme, bald ein spanisch parlierendes Stutzerchen, bald gar der Piccolo mit der kurzen Jacke, beide Hände voller schäumender Bierkrüge, oder der an der Promenade lungernde Eselsjunge, der den Zügel seines Grauchens lässig in der Rechten hielt und ihr so seltsam bekannt vorkam. Und immer erschien ihr der Bube, wenn sie gerade am sichersten hoffte, das heilige Gold an den Fingern zweier glückstrahlender Menschen entdeckt zu haben.

Wie aus der Erde gewachsen stand der Schlingel dann plötzlich vor ihr und starrte ihr so keck ins Antlitz, daß sie stets in schreckhafter Verwirrung die Hand mit dem Sträußchen sinken ließ und sich erst wieder faßte, wenn das liebende Paar längst um eine Wegbiegung oder im Menschengedränge verloren war. —

Der Sommer neigte sich zu Ende; das Gold auf den Feldern sank in schweren Schwaden nieder, — das Gold für den Heiligenschein hatte sich nicht gefunden.

Digitized by Google

Wieder kauerte Goldine, spätblühende Alpenblumen suchend, in einem weltfernen Felsthale. Alpenrosen umsproßten sie, und der Enzian zauberte ihr ein Stückchen Himmel auf die Erde. Aber sie sah die Pracht ringsum nicht. Sie stützte den Kopf, um welchen die verräterischen Locken in festen Zöpfchen geschlungen waren, auf die Hände, und schwere Thränen netzten die schlanken Finger; alle Rundlichkeit hatten sie eingebüßt, und die Grübchen auf den Knöcheln waren längst verschwunden.

„Ach, nie, — nie sehe ich die himmlische Heimat wieder!“ schluchzte die Ärmste, denn ihre Fittiche hatten die Schwungkraft nicht zurückerlangt.

Da fühlte sie eine sehr sanfte Berührung an ihrer Schulter; und doch rieselte ihr ein süßer Schauer über alle Glieder. Ihr Herz pochte freudiger Ahnung voll. Neben ihr stand, nicht in himmlischer Strahlenglorie, sondern sanftleuchtend wie Mondenschein, die Jungfrau Maria und blickte sie mit den meertiefen Augen, drin alle Lust und alles Leid der Welt versunken zu sein schienen, gütig an.

„Du mußt recht suchen!“ sagte die Holdselige, nahm das verirrte Himmelskind an der Hand und führte es leicht hinschwebend zu einer Stätte, wo im Schutze einer Felswand eine arme Hütte wie hingekauert lehnte. Ziegen weideten im Gestrüpp; ein dürftiges Kartoffelfeld reifte der Ernte entgegen. Es mußte der steinigen Wildnis mühsam abgerungen sein.

Schon von weitem vernahm man Lärm und wüstes Gezänk. Eine Frau schlug auf einen Mann ein. Der trunken Taumelnde suchte sich vor den Fäusten seiner Zuchtmeisterin zu retten und flüchtete endlich ins Haus, wo er schlafbefangen zusammenbrach. Kaum sah das Weib, daß der schwer Bezechte fernerem gütlichen Zuspruch unzugänglich geworden sei, so schleppte sie ihn auf ein ärmliches Lager, achtete aber sorgsam darauf, daß sein buschiger Kopf mit dem verwüsteten Antlitz nicht zu Schaden komme. Sie zog dem Hilflosen die schweren Holzschuhe von den Füßen, stellte geronnene Milch, Käse und Brot auf den rohen Tisch und ging, die Hacke geschultert, hinaus auf den Acker, wo sie ihr erregtes Gemüt durch hastig hervorgestoßene Selbstgespräche erleichterte und beschwichtigte.

„Lump, Du schlimmer — guter,“ murmelte sie. „Ob er's wohl lassen kann, der Bub', der arge! — Bald ein Wochen sechser sind's seit dem letzten Mal. — Ist mir ja nicht um mich, zwing' schon allein die Arbeit. Hätt's ja besser, wenn ich ihn laufen ließ, wie ihn sein wilder Sinn treibt . . . Aber am Zaun soll er mir nicht sterben, ... ein freudig Alter soll er erleben . . . und frei in den Himmel eingeh'n nach seinem seligen End'!“ —

Nun kamen ihr ein paar Rührungsthränen, und sie fuhr mit der Schürze über das pockennarbige Gesicht.

„Hat mich ja doch genommen dazumal, als mich keiner mehr mocht', — als mir die Blattern das feine Gesicht gegerbt haben und von den dicken Zöpfen ein dünnes Schwänzel blieb. — „Bist doch allweil die gleiche Reserl, . . . die Dirn' mit dem Goldherzen und den flinken Händen; jetzt, da die andern den Rücken dreh'n, ist Dir der Lumpenkerl wohl am End' gut genug?“ — Da ist mir die große Lieb' ins Herz geschlagen, ... und ich zwing's doch noch! — Der Lumpenkerl soll er nicht bleiben vor sich und den Menschen und dem lieben Gott . . . Wegen meiner, — na, — da kunnt' er leicht noch wüster sein!“

Zerrissen und abgebrochen kamen die holprigen Reden hervorgepoltert, und Seufzer und Schluchzen machten sie noch undeutlicher. Aber die himmlischen Gäste, welche unsichtbar neben dem armen Weibe standen, faßten doch den Sinn der Worte.

Dann führte die Jungfrau Goldine in die elende Hütte, wo der arme Trunkenbold eben aus dumpfem Schlummer auffuhr und „Reserl, gut's Reserl!“ murmelte. — „Thu's ja nit gern, lieb's Weiberl! — Nur wenn mir der Böj' die glatten roten Wangen, die er Dir gestohlen hat, bei 'ner andern zeigt, . . . und Dein goldig's Herzel ist nicht bei mir, ... da sauf' ich halt die schlimmen Gedanken fort und komm heim zu Dir, ... ein trunkner Lump . . . . mit dem alten ehrlichen Sinn . . .“

In lautem Schnarchen verlor sich die rührselige Rede.

Maria aber zog aus dem tannenen Tischschube eine Pappschachtel, nahm daraus zwei schlichte Ringe und gab sie Goldine. Dann ließ sie zwei schwere Goldreife in das Kästchen fallen und war verschwunden. —

Goldine aber eilte hinaus in die Berge. Sehr herbstlich war's da geworden und der Menschenschwarm zerstoben. Morgens reifte es stark über Schlehdorn und Vogelbeeren.

Aber der Engel war von frohester Hoffnung durchglüht. Nach mancherlei Irrgängen erreichte er endlich Wielands Schmiede.

„Rüste zum Umzuge!“ brummte der Alte. „Willst wohl bei mir überwintern?“

Goldine antwortete nicht. Bescheiden legte sie die Ringe in des kunstreichen Mannes Hand.

Digitized by Google

Er lächelte zum erstenmale ohne Spott. „Purer Tomback!“ sagte er. „Aber es thut's.“ Und griff zu Hammer, Zange und Lötkolben. Leuchtend im himmlischen Glanze fügte sich der zerbrochene Reif so glatt und fest zusammen, daß kein kleinster Riß oder Buckel den gebesserten Schaden verriet.

Der Engel jauchzte, daß die russige Schmiede süßer Harmonien voll ward, küßte dem Meister, wie er auch mürrisch wehrte, dankbar die harte Hand und schwebte langsam, den Strahlenkranz um die goldenen Locken, einem rosigen Abendwölkchen zu, mit welchem er in Duft und Farben zerfloß.

„Geh leis' mit meinem Herzen um . . .“

Geh leis' mit meinem Herzen um,
Drin schläft ein wildes Weh,
O laß es schlummern, weck' es nicht,
Daß nimmer es aufersteh! —

Das mir so früh die Stirn gefurcht,
Das mich so ernst gemacht,
Das Weh, das mir gab der Thränen so viel,
Das den Schlaf mir nahm in der Nacht. —

Geh leis' mit meinem Herzen um,
Das einst so geblutet hat
Und laß es an dem Deinen ruh'n
Still, wie an Grabesstatt. —

Geh leis' mit meinem Herzen um,
Drin schläft ein wildes Weh,
O laß es schlummern, weck' es nicht,
Daß nimmer es aufersteh! —

Rudolf Gärtner

Herbstruhe.

Nun sank das Korn; die Sichel ruht;
Die Wagen zogen schwer nach Haus.
Nicht schäkert mehr das junge Blut;
Es ruhen alle aus.

Geborgen wieder vor der Not,
Wie schliefen sie so dankbar ein!
Wohl rann der Schweiß; doch wenn das Brot
Ihn lohnt, so mag es sein.

Es muß so sein! und wohl dem Mann,
Der, von des Tages Mühe fern,
Im Hochgefühle ruhen kann:
Die Pflicht, ich that sie gern.

Hans M. Grüninger.

Verschiedene Wege.

Du hängst an meinem Halse
Und bist doch nicht mehr mein!
Du wandelst meine Wege,
Und doch geh ich allein!

Du schaust nach roten Rosen,
Nach weißen seh' ich aus —
Es blüht in Deinen Händen,
In meinen welkt der Strauß.

Hans Gabriel.

Es war einmal . . .

Rings wird es still, der Tag verglüht,
Die Sonne strahlt im Untergang,
Und Nebel braut im Thal . . .
Da tönt in mir ein altes Lied,
Ein längst verklungner Jugendsang —
Es war einmal.

Schon naht die Nacht mit leisem Flug,
Des Mondes Schimmer leuchten matt
Und Sterne ohne Zahl . . .
Und wieder nun im Lebensbuch
Hat leise sich gewandt ein Blatt —
Es war einmal . . .

S.

Begegnung.

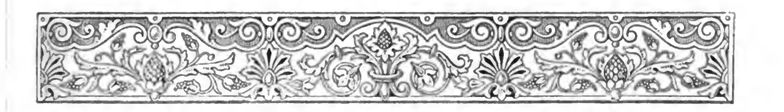
Das hat sich wirklich gut getroffen,
Daß Du so bald Dich von dem Schlag erholtest,
Ob Du zuerst vor Schmerz gleich sterben wolltest.
Ei gelt!

Man lebt nur einmal in der Welt —

„Und tausendmal begräbt man all sein Hoffen.“

S. J. Rosenthal.

Digitized by Google



Deutsche Litteratur in Böhmen.

III. Die neueste Litteratur (1850 — 1900).

Von Dr. Rudolf Fürst.

(Schluß.)

Für die Lyrik können uns zwei Anthologien als Führer dienen. Die ältere Generation ist in den einzelnen Jahrgängen des Taschenbuches „Libussa" (1843—60) vertreten. Wir finden da — neben vielen der schon Genannten — den gedankenschweren Josef Bayer, die poetischen Erzähler Karl Victor Hansgirg und Ernst Gnad und neben vielen Wackeren auch den gräflichen Fabrikdirektor Karl Hugo Rößler aus Postupitz, der für jeden Helden der Reaktion, für Jellacić, Haynau, Schwarzenberg, Windischgrätz einen servilen Bückling in Bereitschaft hat. Historisch von Interesse ist ein Versuch, den ein Prager Schriftsteller, Heinrich von Lobsdorf, im Jahre 1871 unternahm, als er in seiner Anthologie „Lieder der Heimat" Lyriker der verschiedensten Generationen aneinander reihte. Für uns heute ist es von Reiz, an der Hand dieser Sammlung den Strömungen nachzugehen, die das Geistesleben von Deutschböhmen dazumal durchfluteten. Da klingen so ziemlich alle Töne an, die das Jahrhundert angeschlagen hatte. Schiller wirkt noch in den kosmisch-philosophischen Gedichten von Wilhelm Dolfel und in einem Negativ der Ballade vom Grafen von Habsburg, als dessen Verfasser F. Paiir zeichnet. An Goethe erinnert durch geschichtliche Beziehung der Naturdichter Anton Fürnstein, an dessen Schaffen der Altmeister freundlichen Anteil genommen hatte. An Rückert gemahnen die Parabeln von Braun von Braunthal, in den Pfaden Uhlands wandelt außer Herloßsohn noch Ferdinand Stamm, der auch als didaktischer Volksschriftsteller geschätzt wurde. Sehr stark ist, wie wir schon andeuten konnten, der Einfluß Heines; sein begabtester Schüler ist ohne Zweifel Julius Lippert, der bekannte Politiker und Kulturhistoriker, mit seinen kecken und flotten „Fliegenliedern", die sich gegen die von der Reaktion beliebte Bevormundung richten. An „Almansor" erinnert Josef Feistmantel, die „Loreley" wirkt beängstigend auf Theodor v. Grünwald ein, das treulose Liebchen mit den Blumen und Sternen beklagt A. Wanka, und die Melodien der „Prinzessin Sabbath" singt David Mendl; auch der wackere alte Krieger Wilhelm v. Marsano stellt das bekannte innige Verhältnis zwischen Blumen, Liedern, Thränen und Rubinen wieder her. Die Romantik wirkt in Ernst Gnad, Julius Gundling, dem Verfasser vieler Romane, Eduard Hlavaczek, der wohl viel Eichendorff gelesen hat, nach. An Seume und Freiligrath wird man durch den Dramatiker Gärtner, an Hebbel durch den Dramatiker Weber erinnert. Den Volkston suchen Uffo Horn und Josef Weilen anzuschlagen. Auch bestimmte Tendenzen treten immer wieder auf: religiöses Gefühl bekunden neben Proschko besonders Franz Ferdinand Effenberger und Juliane Glaser, die Schwester Karl Egon Eberts, Verständnis für die soziale Not verrät Hansgirg und der allerdings recht optimistische Cölestin Johne. Das „böhmische Bewußtsein" hat noch eine stattliche Reihe von Bekennern, wie Grünwald, Horn und die jung verstorbene „Naturdichterin" Katharina Klauczek, Rudolf Müller predigt Versöhnung der beiden Nationalitäten. Ausgesprochene nationale Gesinnung findet man befremdender Weise nur bei Gärtner und Henrik Schmidt. An wirklich selbständigen Talenten ist kein Überfluß: wir wüßten nur Franz Hedrich, die Politiker David Kuh und Ignaz Kuranda, Josef Virgil Grohmann und Alfred Klaar — damals im Anfang seiner Entwicklung — zu nennen. Noch möge hier eines von Scheffel stark beeinflußten Lyrikers gedacht werden, der noch nicht zu Lobsdorfs Mitarbeitern zählte: es ist der früh verblichene Paul v. Portheim, dem manch schöner, eigener Ton gelang.

Ein knapper Abriß mag noch der eben im Wirken und Schaffen stehenden Generation gegönnt sein. Der heiße Prager Boden ist nicht geeignet, allzu viele Knospen zur Entwickelung zu bringen. Die Mehrzahl der dort Verbliebenen hat sich der Tagesschriftstellerei zugewendet. Um so rühmenswerter ist das kleine Häuflein derer, die auch in Prag unbeirrt zu höheren Zwecken heranwuchsen.

In erster Reihe war hier bis vor kurzem (nun hat er seinen Wohnsitz in Berlin genommen) als mutiger Führer, als Klärer und Mittler Alfred Klaar zu nennen. Was dieser Mann für das geistige Leben Deutschböhmens bedeutete, ist bekannt: wie er ein Vierteljahrhundert bildend und läuternd, mit allen

Digitized by Google

glänzenden Eigenschaften seines Geistes und Gemütes der Kunstkritik vorstand, wie er sich in seinen Reden und Vorträgen, gleichwie in seinen kritischen Essays als Denker und Sprachkünstler von seltener Vollendung bewährte. So wie seine Gedichte durch schwellende Fülle der Empfindung und der Gedanken, dann durch die meisterliche Form erfreuen, so seine zahlreichen Festspiele und Prologe durch mitreißenden Schwung und die seltene Gabe, die einzelne, flüchtige Erscheinung und Gelegenheit sub specie aeterni anzuschauen. Auch in der feuilletonistischen Skizze, namentlich aber auch im Lustspiel sind dem rastlos thätigen Manne Leistungen von Wert zu danken.

Neben Klaar, der Kritiker der „Bohemia" war, wirkte (und wirkt noch) als Chef-Redakteur desselben Blattes ein Schriftsteller von seltenem Reichtum und größter Vielseitigkeit der Begabung: Josef Willomitzer, derzeit zweifellos der bedeutendste in Deutsch-Böhmen wirkende Erzähler. Hatte er schon im journalistischen Kampfe durch die Überlegenheit seiner Laune oft befreiend und klärend gewirkt, so zeigt er die ganze Fülle seines eigenartigen Könnens in seinen, nun in drei Bänden vorliegenden Scherzgeschichten („Ins Blaue hinein", Lauter Unica", „Das unheimliche Gebiß u. A.) In originellster Weise vereinigt er eine ins Märchenhafte und Barocke schweifende Lust am Fabulieren mit seltenem Scharfblick für Zustände und Tendenzen der Gegenwart, die erbarmungslose Wahrheitsliebe und den schonungslosen Witz des Satirikers mit feinstem sittlichem Gefühl und einem weichen und reichen Gemüt. „In den letzten Jahren," begrüßte P. K. Rosegger Willomitzers erste Sammlung, „bin ich keinem Humor begegnet, der so souverän die Flächen des Lebens belächelt und die Tiefen mit so fröhlichem Ernste durchgründet", und sein Urteil wird von einer jährlich wachsenden Gemeinde von Lesern bestätigt. In der Heimat bereits lange nach Gebühr geschätzt, gilt Willomitzer nun auch in Deutschland als das was er ist: ein humoristischer Poet von reicher Begabung, der die Humoresken-Schreiber gewöhnlichen Schlages um Hauptеslänge überragt. Für gleich stark aber halten wir jene politisch-satirischen Capriccios in Versen, wie er sie unter verschiedenen Zeichen in so reicher Menge der Münchener „Jugend" bescheert, Stachelverse und Scherzgedichte, die oft durch eine Zeile, eine Wendung, einen Reim die packendste Wirkung erzeugen.

Einer der vielseitigsten unter jenen Schriftstellern Deutsch-Böhmens, die sich bereits bewährt haben, aber noch im vollen Zuge des Wirkens stehen, ist Heinrich Teweles, ein witziger Kopf von reger Initiative, schlagfertiger Formgewandtheit und stilsicherer Energie des Ausdrucks. Die langjährige Thätigkeit eines Dramaturgen am Deutschen Landestheater und mannigfaches treu nationales publizistisches Wirken haben dem rastlos thätigen Manne immer noch Zeit gelassen, sich in größeren Arbeiten, wie Novellen, die Verständnis für die sozialen Fragen der Zeit bekunden, und in „Linguistischen Plaudereien", die in humoristischer Form sprachwissenschaftliche Belehrung bieten, zu bethätigen. Verdientes Glück hatte er namentlich mit seinen kleineren dramatischen Arbeiten, in denen sich gute Technik mit dem Sinn für wirksame Pointe vereinigt.

Ein Dichter von tiefster Ehrlichkeit des künstlerischen Empfindens ist Friedrich Adler. Auch er hat sich von früh auf seine eigene Weise geprägt, und jedem einzelnen seiner in zwei Bändchen vorliegenden Gedichte sieht man es an, wie der Dichter heiß und lange mit dem gekämpft hat, was er künstlerisch gestaltet. Großzügig sieht Adler ins Leben, und die Gestalten, die ihm dieses bietet, weiß er bald mit feiner Satire, bald mit tiefem Mitgefühl nachzuzeichnen. Die Freude am Glück, die heitere Lebensbejahung, die seinen neueren Gedichten eignet, steht ergänzend zu dem düsteren Ton seiner Jugenddichtung. Als Übersetzer wird Adler längst mit Ehren genannt, nun ist er auch mit Glück in die Reihe der Bühnendichter getreten.

Im Zeichen der „Moderne" steht ein hochbegabter junger Poet, Hugo Salus, der mit entschiedenem Erfolg als Lyriker hervorgetreten ist. Salus vereinigt ein überaus graziöses Formtalent mit Originalität und Kühnheit der Motive. In kecken Tändeleien und tiefer greifenden Stimmungsgedichten hat er für seinen Ton weithin Aufmerksamkeit zu wecken verstanden und gehört zu jenen wenigen deutschböhmischen Dichtern, die in der Ferne ungleich geschätzter sind, als in der eigenen Heimat. Außer ihm wäre als Vertreter der jüngsten Richtung noch R. M. Rilke zu nennen. Zuweilen schlägt er Töne an, die dem Stimmungsleben die zartesten Seiten abgewinnen. In jüngster Zeit hat auch Emil Faktor ansprechendes lyrisches Können gezeigt.

Der Bühne sind noch manche litterarische Kräfte Deutsch-Böhmens in den letzten Jahrzehnten näher getreten. Julius Kehlheim (mit dem wahren Namen Antoinette von Giorgi) hat mit ihrer „Jakobäa von Jülich" einen achtbaren Versuch im ernsten Drama gemacht. Gräfin Christiane Thun-Hohenstein, die auch als Märchenerzählerin einen glücklichen Ton anschlug, hatte mit ihren Dramolets Erfolg auf der lebendigen Bühne; Peter Riedl versuchte sich in allen Gattungen des Dramas, am glücklichsten in der Renaissance-Komödie. Romane schrieben Nora von Görner, ferner S. Kohn, ein für die spannende Erzählung begabter Schriftsteller, der namentlich für seine Ghettogeschichten ein großes Publikum fand. Mit Novellen und Epen trat Josef Haase hervor

Draußen im Land steht alles unter dem Zeichen nationaler Abwehr. Leier und Schwert! ist hier die Losung. Eine volkliche Kampfdichtung hat sich entwickelt, und der Drang der letzten Jahre wirkte befruchtend auf diese Strömung. Zu diesen Tyrtäen gehören Theodor Hutter, Anton Aug. Naaff, Anton

Digitized by Google

Thorn, der auch Romane, historische Erzählungen und Epen, sowie Theaterstücke verfaßte, Michael Urban, Amand Paudler, Ernst Rzesacz (auch Epiker), Heinrich Swoboda (Epiker und Dramatiker), Karl Gawalowski. Besonders erwähnt seien auch die Volksschriftsteller Raimund Maras und Johann Peter. Zur Kräftigung unseres Volkstums ist ferner die Pflege der Dialektdichtung warm zu begrüßen, die einzelne publizistische Organe Deutsch-Böhmens sich zur Aufgabe gemacht haben. Noch hat kein großes Talent Böhmens deutsche Mundarten der Litteratur eingefügt, schon aber haben sich Männer und Frauen durch vorbereitende Schritte Verdienste erworben. —

Noch mag an beachtenswerte Talente deutschböhmischen Ursprungs erinnert werden: Franz Herold ist ein Lyriker, der tiefe Einkehr in sein Inneres mit echt künstlerischer Anschauung von Natur und Menschen vereint; Peter Philipp hat als Dramatiker, Satiriker und Lyriker Ansehnliches geleistet; Anton Rittel verdanken wir die köstlichen Geschichten vom Hockewanzel; Richard v. Kralik versenkte sich liebevoll in die deutsche Vergangenheit; Robert Steinhauser bethätigte sich als Dramatiker, Eugen Brauy und Robert Pohl schrieben kleine Erzählungen, Julius Vatter vertritt den leichten, anmutigen Humor; Franziska v. Kapff-Essenther, die jüngst ein so tragisches Ende fand, war eine geschätzte Mitarbeiterin angesehener Familienblätter, ohne in ihren Romanen tieferen Problemen aus dem Wege zu gehen; desgleichen bekundet Auguste Hauschner psychologische Tiefe in ihren Romanen und Novellen; düstere soziale Satyren veröffentlichte Klaus Krauß.

Drei von unseren Landsleuten sind längst in die Reihen der gelesensten und genanntesten Schriftsteller getreten: Bertha v. Suttner, Fritz Mauthner und Ossip Schubin (Lola Kirschner). Man weiß, wie Frau v. Suttners Roman „Die Waffen nieder" eine Idee volkstümlich gemacht und wie sich die Dichterin unermüdlich in den Dienst dieser Idee gestellt hat. Man erinnert sich, wie Fritz Mauthners litterarische Parodien „Nach berühmten Mustern" durch ihre verblüffende Stilsicherheit Aufsehen und großes Ergötzen erregten, wie er sich in den Dienst der neuen Kunst stellte, wie er dann selbst als produktiver Dichter hervortrat, und besonders mit seinem geistreich und originell gestalteten historischen Roman „Hypatia", später mit seinem, die gährenden Ideen der Zeit kühn erfassenden Roman „Kraft" die Höhe des Erfolges erreichte. Und man vergesse nicht, daß Ossip Schubin nicht bloß durch die breite Entfaltung eines vorher wenig gekannten Milieus, sondern doch auch durch die Vertiefung in das Seelenleben einzelner Individuen, namentlich in ihren ersten Arbeiten, Verdienstliches geleistet hat.

So zeigt sich auf allen Gebieten der Litteratur in Deutsch-Böhmen ein reges Leben, das der ernsten Überlieferungen der Vergangenheit würdig ist, aber auch den nationalen Empfindungen und den brennenden Fragen der Gegenwart gerecht wird.

Tau.

Ins dunkle Zimmer hab' ich mich gesetzt,
Hab' meine Seele mit dem Tau genetzt,
Der sich aus Deinen Worten senkte sacht
Auf mich in friedensvoller Sternennacht.

Wie Abendtau die Knospe neu belebt,
Daß sie nach Tagesglut sich frisch erhebt —
So fiel er labend auf mein müdes Herz,
Und tausend Blüten streben himmelwärts . . .

Im dunklen Zimmer tönt Dein Friedenswort,
Und klingt in mir mit stillem Segen fort;
Und gleich der Erde feucht erquickten Auen
Will warm der Blick in Thränen übertauen.

Erna Ludwig.

Friederike.

Zu Sesenheim im Pfarrhausgarten
Sitzt Friederike, krank und schwach,
Haucht in die Hände, die erstarrten,
Und sinnt verflognen Zeiten nach.
Sie blättert in vergilbten Blättern.
Welch' morgengoldne Luft war das,
Als sie dies Lied in schwarzen Lettern
Von roten, warmen Lippen las:

„O welch ein Glück, geliebt zu werden!"
O welch ein Leid, verschmäht zu sein.
Am Rasenhang in Moos und Erden
Birgt sie die Stirne mit Gewein.
Wenn ihr von ihm auch nichts geblieben,
Kein Lichtstrahl ihren Herbst erhellt:
Sie starb an eines Gottes Lieben
Und überdauert Zeit und Welt.

Otto Michaeli.

Digitized by Google

Sommer-Tagebuch.

I.

Durch die Föhren wie Sturmeslaut
Geht ein rauschender Psalter;
In Wind und Licht übers Heidekraut
Taumeln schimmernde Falter.

Helle Dörfer und Höhen weit
Und winddurchwogte Wälder;
Stille, wohlige Erntezeit
Schreitet fern über die Felder,

Ein wehender Wolkenschatten fliegt
Weither durch den Sommergarten, —
Um wunschlos heitre Herzen schmiegt
Sich heimlich ein Erwarten . . .

II.

Ich hatte plaudernd Dich nach Haus gebracht,
Ging heim durch mondlos stille Mitternacht,
Das Herz im Traum, entblößt die heiße Stirne.
Ein Fahrrad glitt mit grellem Licht vorbei,
Ich hörte hoch im Forst der Eule Schrei
Und trank den Glanz der funkelnden Gestirne.

Was Du geredet, lag mir noch im Ohr.
Mir war, als fliege alte Zeit empor, —
Und plötzlich fühlt' ich: hier ist kein Entrinnen.
Ich glaubte mich so hart und so gefeit,
Nun kam's mit stiller Flut von weit, von weit,
Und wogte wühlend mir in wirren Sinnen.

Ein Nachtigallensang klang süß und fern,
Aus seiner Bahn gerissen brach ein Stern
In jähem Sturz durch den verklärten Reigen, —
Auf reifen Feldern lastend lag die Luft,
Schwül aus den Gärten troff der Rosenduft,
Und taumelnd, stammelnd schritt ich durch das Schweigen....

III.

Wir beide auf sonniger Bank allein,
Um uns die Heide im Abendschein
Und summenden Sommers Getriebe.
Und Du zeigst weit übers Thal hinaus:
„Siehst Du dort drüben das weiße Haus?
Dort wohnt er, den ich liebe.“

Und träumend lehn' ich mich zurück
Und sehe, wie Dir hold das Glück
Rötet die jungen Wangen.
Ganz still ist mir die Brust und frei,
Verstummt ist Wunsch und Sehnsuchtsschrei
Und die Sünde schlafen gegangen.

IV.

Weißt Du, was die Stille spricht
Spätnachmittags im Walde,
Wenn das verklärte Sonnenlicht
Auf zitternden Kiefernspitzen liegt
Und drüben auf heller Halde?

Sie spricht: Die Welt ist märchenschön,
Hat viel der goldnen Gaben,
Doch willst Du heim aus Flut und Föhn,
Aus Marktgewühl und Kampfgetön,
Dann komm! ich will Dich laben.

Wenn mannhaft ward Dein reisiges Herz
Und herb und hart Dein Wille,
Dann löf' ich Dich von Schmach und Schmerz,
Und Du findest die Pfade sonnenwärts
Bei mir, der Stille, der Stille . . . .

V.

Ein stilles, silbergraues Meer
Liegt das reifende Haferfeld.
Weißlinge flattern drüber her,
Und drüben sind schon segenschwer
Die goldenen Garben gestellt.

Rastende Schnitter am Bergeshang,
Von Frieden das Antlitz erhellt;
Schwankende Wagen den Rain entlang, —
Wie Jauchzen geht es und Sensenklang
Durch die wonnezitternde Welt.

Otto Oppermann.

Digitized by Google

Nachtstimmung.

Still und ruhig schläft die Erde,
Alles liegt in tiefem Traum,
Alles ruht, in Fried' gebettet:
Menschenkind und Blum' und Baum.

Über Schmerz und Qual und Jammer,
Übers bitt're Thränenland
Hat die Nacht, die dunkle, gute,
Schwarze Schleier ausgespannt.

Und die weißen, hellen Sterne
Wachen, wie ein silbrig' Heer,
Bis des Tages Bote eindringt
Störend in das Schlummermeer.

Still und ruhig schläft die Erde,
Alles liegt in tiefem Traum,
Nur mein Herz, von Wunden blutend,
Weinet wie ein Weidenbaum . . .

Jonas Fränkel.

Parvenants.

Wo der Wald ist abgehaut,
Klettert aufwärts balde
Gelber Ginster, Heidekraut
An der nackten Halde.

Und der Riesen trug, der Berg,
Die kein Sturm gebogen,
Sieht von niedrigem Gezwerg
Schnell sich überzogen. —

Sind die Starken hin einmal,
Wird — so geht's im Leben —
Kleingesindel aus dem Thal
Nach den Höhen streben.

Th. Vulpinus.

„Mit jedem Tag, mit jeder Nacht . . .“

Mit jedem Tag, mit jeder Nacht
Ist eine neue, rote Blume
Am Baum meiner Liebe aufgewacht —,
Und in den Strahlen der Sonne verblühte
Die, welche der vorige Morgen gebracht.
So ewig streben sie und beben
In Dir, Du Sonne, Du, ihr Leben;
So blühen sie selig und neigen zur Gruft
Sich lächelnd — aber die Sommerluft
Hat ihre Düfte in schweren Wogen
Schmeichelnd in Deine Nähe gezogen.
Da schweben sie leise
Und küssen Dich
Und strömen sich aus
Und verschwenden sich.

Maria Schneider.

Der Volksliebling.

Er kommt daher, und Jubelrufe klingen,
Und wenn er spricht, die Menge schweigt und lauscht —
Und Du, von Ehrbegier das Herz gebauscht,
Sehnst innig Dich, es auch so weit zu bringen.

Erst lerne mit der Mode umzuspringen,
Sieht es nicht mehr, das Thema rasch getauscht!
Predig' den Haß, ein Trunk ist's, der berauscht,
Mit Liebe wird es nie so gut gelingen.

Die kecke Stirn brauch' ich nicht anzupreisen:
Du läßt, was Du gesagt, nicht untergraben,
Und wenn sie Dir das Gegenteil beweisen.

Notwendig sind noch manche andre Gaben,
Witz, Eleganz und ein Organ von Eisen,
Nur eines mußt Du nicht: Charakter haben.

Friedrich Adler.

Der junge Wanderer.

Er atmet Ährenduft . . . es schimmert goldig
Das reife, ährenvolle Korngefilde.
Der linde Sommerwind streift, kaum berührend
Das Halmenmeer, des jungen Wand'rers Wangen . . .
Und stille steht er . . .
Ach! Es spürt den Segen,
Der auf den Ähren ruht, die junge Seele!
„O könnt' auch ich, Du Herr, fürs Leben reifen,
Um eines Menschen würd'ge Frucht zu tragen!“

Rudolf Stern.

Digitized by Google

Nettelbeck.

„He, Seemann, sperre die Ohren auf
Sollst fahren den König von Polen!
Und nimmt Dein Schiff nicht den schnellsten Lauf,
So soll Dich der Teufel holen.
Wir müssen zur Nacht noch in Danzig sein,
In unsrer Stadt, der getreuen.
Von polnischen Thalern sind zwanzig Dein,
Fahr gut, sonst wirst Du's bereuen!"

So sprach der Schlachtzizen hoffärtiger Chor;
Schon drängen zum Abend die Stunden.
Der Seemann kratzte sich hinter dem Ohr,
Ihm wollte die Sache nicht munden.
„Ihr Herren verzeiht. Mein Wimpel weht
Schwarzweiß von Gaffel und Rahe,
Und nur von der preußischen Majestät
Ich meine Befehle empfahe!"

Den Polen der Zorn auf der Stirne stand,
Manch Arm war zum Schwerte gefahren.
„Aus der Sandbüchs' kommst Du, dem Knauserland,
Und wagst solch freches Gebahren?
Den Ränkeschmied auf dem wackligen Thron,
Du nennst den hinkenden Friedrich
Mit Polens König in einem Ton?
Nein, Bursche, Du schätzt uns zu niedrig!

Doch sei's drum. Wir lassen Dir selber die Wahl,
Das dünkt uns gütig und edel:
Du fährst, und wir doppeln die Thalerzahl,
Sonst spaltet dies Schwert Dir den Schädel!"
So höhnten die Herren. Der Jüngling erblaßt;
Kein Weg, daß die Flucht er ergriffe.
„Ich war auf so zwingenden Grund nicht gefaßt,"
Sprach er trotzig, „Ihr Herren, zu Schiffe!"

„Du hast Dich besonnen, Du wähltest recht!"
Der Marschall sprach es mit Lachen,
„Doch es fährt unsern König kein fremder Knecht,
Erst muß man zum Polen Dich machen!"
Und sie stülpten aufs Haupt ihm den polnischen Hut
Von der polnischen Königsgarde.
Heiß brannte dem Preußen aufs wallende Blut
Die Schmach der fremden Kokarde.

Da schlug der Marschall den Mantel zurück
Und wies auf den Gürtel, den breiten.
Drin stak manch prächtiges Waffenstück,
Darauf er die Hand ließ gleiten.
„Nun merk, wer die Mütze vom Haupte thut,
Beleidigt das heilige Polen.
Und seh ich Dein Antlitz ohne den Hut,
Laß ich sprechen die Reiterpistolen!" —

Und sie gingen an Bord, und die Fahrt begann.
Wie prunkten die Herren von Stande!
Mit ihnen der König, ein schweigender Mann
In reichgeschmücktem Gewande.

Gut wehte der Wind, und es trug sie mit Macht
Der Bogat brausendes Stürmen.
Schnell nahte das Ziel, und sie ruhten zur Nacht
Im Schatten von Danzigs Türmen.

Doch des jungen Nettelbecks Lippe sprach
Keinen Dank dem klingenden Lohne.
Der Spott der Polen im Sinne ihm lag,
Die ihn zwangen mit Schimpf und Hohne.
Zuwider war ihm der goldene Preis,
Seiner Ohnmacht klägliche Steuer.
In seinen Händen brannte ihm heiß
Das polnische Geld wie Feuer.

Zur Heimat lenkt er den Kiel erbost,
Wo die Buchen das Pommerland böschen.
Nicht das brausende Meer, nicht der pfeifende Ost
Kann die nagende Schande ihm löschen. —
Und als er landet an Kolbergs Strand,
Da trat ihm ein Krüppel entgegen,
Zerschmettert das Bein, zerschossen die Hand,
Kaum konnt' er den Armstumpf regen.

Und es rührte den Jüngling das fremde Leid.
Von Herzen kam ihm die Frage:
„Nun sagt mir, Ihr Armer, von wannen Ihr seid,
Wie kam Euch so bittere Plage?"
Da leuchtet des Mannes umdüsterter Blick,
Hell glänzten die Züge, die harten:
„Nicht dürft Ihr bedauern mein traurig Geschick,
Ich focht unter Friedrichs Standarten!

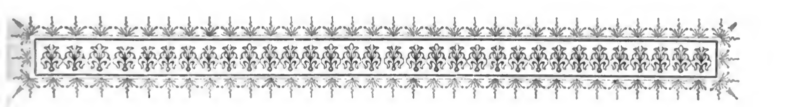
Unter seinem Blick stand ich oft in der Schlacht,
Wenn uns tausend Feinde umdräuten.
Ich weinte mit ihm bei Kolin in der Nacht, —
Und jubelte mit ihm bei Leuthen!
Als bei Torgau die heiße Stunde uns schlug, —
Wir brauchten die Kolben wie Knüppel —
Friedericus! rief ich, dann hatt' ich genug; —
Seit dem Tag bin ich ein Krüppel." —

„Und hast Du gestritten für Friedrichs Ruhm,"
Rief der Seemann mit schimmernden Augen,
„So soll denn, zu ehren Dein Heldentum,
Das polnische Gold mir taugen!
Und mußt' ich auch dienen den fremden Herr'n,
Mich beugen den frechen Gewalten,
Mein Vaterland Preußen, Friedericus mein Stern,
So hab' ich's doch allweg gehalten!

Es hat doch jegliches Ding seinen Zweck,
Und das Gute steht fest auf dem Grunde,
Das lernte ich, Joachim Nettelbeck,
Von neuem in dieser Stunde.
Das Schandgeld der Spötter, nun hat es genügt,
Zu lindern des Armen Gebresten.
Du aber dort oben, der's also gefügt,
Du führst es doch immer zum besten."

Julius Koch.

Digitized by Google



Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe

von

Christian August Vulpius, Johann Ladislaus Pyrker, Ludwig Tieck, H. K. Friedrich Peucer, Joh. Gabriel Seidl, Louis Schneider und Alfred Meißner.

Gleich allen ähnlichen Veröffentlichungen, deren diese Zeitschrift im Laufe der Jahre so viele gebracht hat, will auch die folgende nur eine Anzahl bescheidener Illustrationen zur deutschen Litteraturgeschichte bringen. Auch hier hält die Reihe nur ein Faden zusammen: die Beschränkung auf solche Briefe, die für die Schreiber bezeichnend oder durch ihren Inhalt irgendwie bemerkenswert sind. Die Anordnung ist auch diesmal die chronologische, nach dem Geburtsjahr der Dichter.

In den Kreis um Goethe führt das folgende Schreiben seines Schwagers, Christian August Vulpius (geb. 1762). Es ist an Theodor Hell (K. G. Th. Winkler) in Dresden, den Herausgeber der „Abendzeitung" gerichtet und lautet:

Weimar, den 9. März 1828.

Verehrtester Freund!

Kaum hatte mich der Fernhintreffer von meiner Krankheit losgemacht, so warf Morbona Goethe an. Da haben wir viel gelitten und besonders 4 Tage lang sein Leben aufgegeben. Endlich aber siegte seine herrliche, starke Natur und er ist jetzt, glauben und hoffen wir, Gott sey Dank, gerettet. Schwach ist er noch, doch heiteren Geistes wieder.

Ich habe seine Wiedergenesung besungen, kurz, aber wirklich aus Herzensempfindung. Lassen Sie das Gedicht in der Vespertina abdrucken (die nie ins Zuchthaus kommen wird), trotz der Pustkuchen und Schütze. — —

Was macht Boettiger?

Gott erhalte Sie gesund. Bleiben Sie der Freund Ihres

Vulpius.

Die Krankheit Goethes scheint nicht bedeutend gewesen zu sein; sie findet sich sonst nicht erwähnt. Gerade in den ersten Märzwochen von 1828 scheint Goethe geistig besonders angeregt gewesen zu sein; die Gespräche, die er in dieser Zeit mit Johanna Schopenhauer, Kanzler Müller, Heinrich Meyer, namentlich aber mit Eckermann führte, sind sehr inhaltsvoll (vergl. Biedermann, „Goethes Gespräche", VI. 267 ff.). Ob Hell das Gedicht in der „Vespertina", wie Vulpius die „Abendzeitung" nennt, abdruckte, haben wir nicht feststellen können. Die Kämpfe der Pustkuchen, Schütze und Genossen gegen Goethe und seinen Kreis sind allbekannt. Mit K. A. Boettiger, dem „Freund ubique", blieb Vulpius immer in leidlichen Beziehungen.

Viele Dichter — und es waren nicht etwa durchweg kleine Leute — sind immer der tröstlichen Überzeugung gewesen, daß ihnen nur der richtige Verleger gefehlt habe, um unsterblich zu werden, und wie auch der Laie darüber lächeln mag, ein Korn Wahrheit wäre bei näherem Zusehen oft genug auch in solchen Behauptungen zu finden; ein Teil des Schicksals jedes Dichters, und kein geringer, liegt auch in den Händen seines Verlegers. Aber nur eben ein Teil, und daß es ein Verleger war, durch dessen Macht ein sehr mittelmäßiger Poet für einige Jahrzehnte selbst in den Augen der Einsichtigen zu einer bedeutenden, selbstschöpferischen Kraft, und für die große Menge geradezu zum Klassiker gestempelt wurde, dies Kuriosum verzeichnet unsere Litteraturgeschichte nur einmal. Der Verleger hieß Cotta, der Dichter Johann Ladislaus Pyrker (geb. 1772). Das „Morgenblatt", die „Allgemeine Zeitung" und alles, was vom Hause Cotta abhing — und wie wenige hingen damals nicht von ihm ab! — versicherten so lange, daß die „Tunisias" und „Rudolf von Habsburg" epische Meisterwerke seien, bis man sich kaum mehr wunderte, als der Verlag die beiden Werke in seine Lieferungsausgabe der Schiller und Goethe, Herder und Wieland aufnahm. Allerdings arbeitete auch der Dichter durch seine persönlichen Beziehungen redlich daran mit. Ein kleiner Dichter, aber ein großer Lebenskünstler verstand sich Pyrker auf die Reklame im höchsten Stil, wie kein anderer Poet seiner Zeit; der Bischof von Zips, dann Erzbischof von Erlau, der Günstling des Wiener Hofs und Freund Metternichs war ja in der Lage, für seinen Dichterruhm zu arbeiten und arbeiten zu lassen. Wie er sich als Poet auf große Aufgaben warf, so weist auch seine Wohlthätigkeit, wie sein Mäcenatentum einen großen Zug auf; nur unter Umständen freilich verschmähte er auch kleine und kleinste Mittel nicht. Seinen großen Mitteln ist es z. B. gewiß nicht beizuzählen, wie er, seiner „Tunisias" zuliebe, das Märchen seiner angeblichen Sklaverei in Algier in Umlauf brachte oder doch die Wiederholung und Ausschmückung durch unzählige Federn

Digitized by Google

duldete, und auch die folgenden Briefe an Deinhardstein zeigen ihn an der kleinen Arbeit für seine Größe. Der erste lautet:

Wohlgeborner Herr Professor!

Ich habe die Ehre Ihnen hiemit das Werkchen aus Italien und jenes von Bamberg über meinen Rudolph v. Habs. zu übersenden, und zugleich das besprochene Heft Sophronizon zur Durchsicht beizulegen, welches letztere ich mir zu seiner Zeit wieder erbitte. — Die Rezension des Hrn. Voß im Sophronizon über Rudolph ist ein Jahr früher im Sophronizon erschienen, und in Hormayers Archiv v. J. abgedruckt zu finden. Jenes Heft habe ich nicht zur Hand.

Ich verharre mit größter Hochachtung Ihr
ergebenster Freund
J. L. Pyrker.

Wien, 30. Juny 1827.

Wie man sieht, nennt sich der ehrwürdige Erzbischof von Erlau den „ergebensten Freund“ des jungen Professors am Wiener Theresianum (einem Gymnasium für adlige Jünglinge), denn der Mann ist sehr viel für Journale thätig. Was das „Werkchen aus Italien“ gewesen sein mag, wissen wir nicht; jenes „von Bamberg“ lautet mit seinem vollen Titel: „Über die Maschinerie in Homers Gedichten und in Pyrkers Rudolf von Habsburg“, Bamberg 1827; der Verfasser der Schrift, die anonym erschienen war, war derselbe Söller, der 1840 bei Cotta den „Commentar zu Pyrkers Werken“ veröffentlichte. Daneben wird auf eine andere Rezension des „Rudolf“ hingewiesen und wo dieselbe zu finden ist.

Der zweite Brief, fünf Jahre später geschrieben, klingt noch viel vertraulicher, denn Deinhardstein war inzwischen Redakteur der mächtigen „Wiener Jahrbücher“ geworden. Diesmal handelt es sich um einen Aufsatz, den Pyrker über die epische Maschinerie bei Homer und in seinen eigenen Werken, also dasselbe Thema, das er 1827 durch Söller hat bearbeiten lassen, selbst geschrieben hat und gern in den „Jahrbüchern“ gedruckt sehen möchte. Der Brief lautet:

Wohlgeborner
Lieber Herr Professor!

Ihre Zuschrift vom 31. Jänner hat mir eine große Freude verursacht, denn er (sic!) ist voll von Beweisen Ihres unausgesetzten Wohlwollens für mich, und was besonders tröstend ist, voll Theilnahme an meinen lit. Arbeiten. Obschon ich recht bald mündlich mit Ihnen über den besprochenen Aufsatz zu sprechen das Vergnügen haben werde, indem ich Ende d. M. als Orator der großen Landesdeputation, die Sr. M. zu seinem vollendeten 40. Regierungsjahre Glück wünschen soll, nach Wien komme, so will ich Ihnen doch hier das Nöthigste darüber vorläufig bekannt geben. Denselben Aufsatz, wie ich ihn Ihnen übersandte, theilte ich seit der Ankunft des durch Sie verbesserten dem Hrn. Prof. Meinert, einem alten Bekannten von mir, und jetzt später dem Hrn. Prof. Enk mit. Der erstere stimmt, wie Sie, für die Bekanntmachung der darin geäußerten Ideen über die homerische Maschinerie; der letztere ist ganz entgegengesetzter Meinung. Ich theile Ihnen ihre Briefe im Auszuge mit. Ich antworte seitdem Hrn. Enk, daß ich durch seine Einwürfe nur noch verstrickter in meiner Meinung in Hinsicht der homer. Maschinerie geworden. Ohne Zweifel war Vielgötterei vor, und noch lange nach Homer vom Hämus bis an die Apenninen. Der Glaube an sie, da wir sie nicht kennen, mag anders motivirt gewesen seyn — genug: Homers Werke waren beinahe ein halbes Jahrtausend nach seinem Tode unbekannt, bis sie unter den Pisistratiden gesammelt wurden. Seitdem kennen wir nur homerische Götter mehr. Erst Aristophanes, dann später Lucia von Samosata, trieben nach homerischen Worten und Stellen mit ihnen ihr freches Spiel. Künstler und Dichter schöpften den Stoff ihrer Meisterwerke aus ihm. — Der Jupiter des Phidias zu Olympia mit seinen den Olymp erschütternden Brauen (von welchem Cicero mit so großer Ehrfurcht spricht) — die Pallas in Athen und tausend andere stammen aus der Ilias her. Wenn man mit der Geschichte in der Hand die Entstehung aller damaligen Templa, Fana, und Delubra nachweisen könnte, so würde es sich ergeben, daß die Gebilde darin sich ebenfalls daher schreiben. Homer hat das Vorhandene dichterisch aufgefaßt, und in seinem Epos launig genug angewendet. Wie konnte er an diese Götter glauben, wie er sie darstellte? — er, der, wie gesagt, weit vollkommenere Menschen schildert? Denken Sie, nebst den bereits von mir angeführten Stellen, an jene, wo die „seligen Götter“ in ein unendliches Lachen ausbrechen, als der arme häßliche Vulkan ihren Nektar und Ambrosia duftenden Ring umhinkt — und noch mehr, als er sie alle zu Zeugen ruft, wie er die im Ehebruch mit dem Mars (Ares) ertappte Gattin, Aphrodite, mit unlöslichen Banden gefesselt hielt?! — und das wäre kein Humor? Und unter solchen Göttern hätte Homer in der Ilias das, was wir „die Vorsehung in Hinsicht der Leitung menschlicher Angelegenheiten“ — nennen, verstanden? Wie viel aus dieser künstlerischen Darstellung in den Umfang der religiösen Begriffe des gemeinen Volks übergegangen sey, wissen wir zwar nicht, aber gewiß hat man in den Mysterien ganz andre gelehrt.

Dieß und dergleichen schrieb ich Herrn Enk, und ich glaube, daß er, auf diese Bahn geleitet, vielleicht noch in manchen Stücken von seinen Ideen über die Maschinerien Homers zurückkommen wird. In Hinsicht der meinigen sagte ich ihm nur:

Digitized by Google

Nachdem, laut der angeführten Stelle aus dem H. Hieronymus, schon im 4. Jahrhundert communis opinio doctorum war, daß (nach den Stellen des H. Paulus) der leere Luftraum voll unter sich feindseligen Gewalten sey — so hätte ich schon vor 20 Jahren nicht so unrecht gethan, als Dichter, nicht als Exeget, derselben Meinung zu seyn, und mein Wunderbares auf einen zwar wenig erkannten, aber nicht haltlosen Grund zu bauen. (Die Stelle des H. Hier. fand ich erst unlängst.)

Somit gebe ich Ihnen meinen Aufsatz noch einmal frey, und bitte, daß Sie selben für die Jahrbücher ganz nach Ihrem Gutdünken bearbeiten mögen. Für den 1. B. die Tunisias dürfte er wohl schon zu spät kommen; denn Cotta verspricht ihn bis zur Ostermesse zu liefern — somit könnte er dem 2ten Rudolph, aus den Jahrb. genommen, beigefügt werden. Enk will die günstigen Rezensionen des In- und Auslandes über meine Maschinerie sammeln, und in eine seiner Rezensionen einschalten — überhaupt selbe in poetischer Hinsicht würdigen.

Goethe schickte mir seine im J. 1825 besonders abgedruckte Iphigenie und schrieb die Worte eigenhändig hinein:

Dem verehrten Dichter der Tunisias
dankbar J. W. Goethe.
Weimar 28. August 1831.

Auf baldiges Wiedersehen mich freuend Ihr
ergebenster Freund
Erlau, 7. Febr. 32. J. L. Pyrker.

Der Brief bedarf für diejenigen Leser, die Pyrkers Ansichten über die homerische Maschinerie sowie die in seinen eigenen Epen kennen, keines Kommentars; er wird diesen, allerdings gewiß nicht zahlreichen Lesern besonders wertvoll sein. Die andern aber werden aus diesem Brief allerdings nur beiläufig erfahren, um was es sich handelt; aber das wird ihnen ja wohl genügen; wer Goedekes Urteil, daß Pyrkers epische Maschinerie „verunglückt" sei und „fast nach Schönaich zurückreiche" für ungerecht hält, mag ja selbst nachprüfen. Nur darauf sei hingewiesen, daß die beiden Kritiker, deren Ansichten Pyrker mitteilt, von sehr verschiedenem Werte sind. Meinert war ein mittelmäßiger Polyhistor, Michael Enk von der Burg, der Freund und Lehrer Friedrich Halms, wohl der feinste Ästhetiker des vormärzlichen Österreich. — Daß Pyrker sich an Goethes Widmung freute, ist gewiß verständlich, aber es ist auch an sich nicht unverständlich, daß Goethe dem hochgestellten Manne diese Freude erwies.

Einige kurze Briefe aus den folgenden Jahren sind nur eben Begleitschreiben zu neuen Auflagen der „Werke", den „Perlen der heiligen Vorzeit" (1841) und den „Liedern der Sehnsucht nach den Alpen" (1845), sie seien hier nicht mitgeteilt, wohl aber das letzte Schreiben Pyrkers an Deinhardstein, das in seiner Menschlichkeit sympathisch berührt:

Wohlgeborner Herr Reg. Rath!
Theuerster Freund!

Bisher habe ich alle Briefe durch meinen geistl. Sekretär müssen beantworten lassen, aber heute raffe ich mich zusammen um Ihnen selber zu schreiben und Ihnen, wie auch Ihrer lieben Fr. Gemahlin und Kindern zu danken für die Theilnahme, die Sie mir alle bezeugen, und die mich tief gerührt hat. Ja, mir ist es sehr schlecht gegangen. Nach halben Dezember wurden meine Brustleiden immer heftiger, und am 30. Jänner wurde ich abermals mit allen h. Sterbesakramenten versehen, ich hoffte nicht drei Tage mehr leben zu können. — Bald darauf gab ich alles Medizíniren auf und fing an Buttermilch zu trinken — doch von diesem allem mündlich mehr. Nachdem ich durch 20 Tage außer ein paar Löffel voll klarer Suppe nichts essen konnte, fing ich vor 3 Wochen wieder etwas Weniges zu genießen an, und kann jetzt schon in dem Zimmer herumwanken, das ich durch 3 Monate nicht verlassen habe. Ich bin unbeschreiblich entkräftet. Gleich nach Ostern — 5. April gedenke ich, will's Gott, nach Wien aufzubrechen. Indessen Ihnen Allen ein herzliches Lebewohl von Ihrem

ergebensten Freunde
J. L. Pyrker.

Erlau, den 2. März 47.

Noch im selben Jahre (2. Dezember 1847) ist Pyrker in Wien gestorben.

Zu den vielen Plänen, mit denen sich Deinhardstein in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens trug, um auf der Bühne, von der ihn ein neues Geschlecht verdrängt hatte, wieder festen Fuß zu fassen, scheint auch die Dramatisierung eines Romans von Ludwig Tieck gehört zu haben. Auf seine Anfrage, ob dieser die Bearbeitung für die Bühne gestatte, erwiderte der greise Dichter (geb. 1773):

Berlin, d. 16. Febr. 53.

Geehrter Herr Regierungsrath!

Ich danke sehr für Ihren freundlichen Brief und wünsche, daß viele Menschen meinen Roman mit Ihren Augen ansehen mögen. Jedes gedruckte Buch ist dem Publikum und der Willkühr eines Dichters anheim gegeben, so daß ich Auerbach nicht begriff, als er gegen die Birch-Pfeiffer eine Klage erhob. So haben Sie denn meine volle, aufrichtige Zustimmung zu Ihrem löblichen Vorhaben, und ich habe es späterhin ernsthaft bereut, als ich im Jahre 1799 unsern Kotzebue mit einer zu spitzigen Antwort abfertigte, der mir anbot, meine Genovefa verkürzt, aber ohne alle Zusätze, auf die Bühne zu bringen.

Digitized by Google

Leben Sie wohl; ich wünsche Ihrer Arbeit alles Glück, und wenn Sie einen Moment der Ruhe finden, wünschte ich von Ihnen zu erfahren, welchen Ausgang Ihr für mich erfreuliches Unternehmen gefunden hat. Die Sache ist, nach meiner Einsicht, mit großen Schwierigkeiten verbunden. Addio! herzlichen Gruß vom Krankenbette von

L. Tieck.

Welches Werk gemeint ist — vielleicht der 1840 erschienene Roman Tiecks „Vittoria Accorombona" —, wissen wir nicht mitzuteilen, da der Plan Deinhardsteins nicht zur Ausführung gekommen ist, und sich auch in der Correspondenz Deinhardsteins, soweit sie uns zugänglich ist, keine Andeutung darüber findet. Wie lebhaft der achtzigjährige Greis bedauert, vor 54 Jahren Kotzebues Anerbieten, seine „Genovefa" auf die Bühne zu bringen, abgelehnt zu haben, ist von großem psychologischen Interesse — namentlich da der Jüngling damals sicherlich litterarisch würdiger dachte als der Greis, denn was hätte Kotzebue aus dieser romantischen Dichtung gemacht! Eine ähnliche, dann auch durch die Thatsachen begründete Voraussicht war es ja auch, die Auerbach alles aufbieten ließ, um die Dramatisierung seines „Lorle" durch die Birch-Pfeiffer zu verhindern, ein Bestreben, das freilich selbst nach dem heutigen Stande der litterarischen Gesetzgebung aussichtslos wäre, und damals vollends vergebliche Arbeit bleiben mußte.

Gleichfalls an Deinhardstein ist der folgende Brief eines Getreuen Goethes gerichtet. Heinrich Karl Friedrich Peucer (1779—1849), der auch als Übersetzer und Dramaturg eine vielseitige litterarische Thätigkeit entfaltete, war damals Direktor des Oberkonsistoriums zu Weimar. Sein Brief, drei Monate nach Goethes Hinscheiden geschrieben, lautet:

Verehrtester Herr und Freund!

Sie erhalten diese Zeilen durch unsern Hofschauspieler und Opernregisseur, La Roche, einen sehr braven Bühnendarsteller, besonders im Fach der Charakterrollen. Er hofft, auf Ihrer Hofbühne zum Gastspiel zu gelangen. Da die Zeitungen soeben melden, daß nach Hrn. Schreyvogels Zurücktritt die Bühnenangelegenheiten Ihrer Hauptstadt vorzüglich Ihrer Leitung untergeben sind, so werden Sie viel zur Erfüllung seines Wunsches mitwirken können. Ich empfehle Ihnen diesen wackeren Künstler auf's beste.

Durch Ihre Aufforderung zur Mitarbeit an Ihren gediegenen Jahrbüchern der Literatur fühle ich mich sehr geehrt; ich fürchte aber, daß mir meine Berufsgeschäfte, zumal in diesem Jahre, wo im Herbst unser Landtag eintritt, für welchen noch unendlich viel vorzubereiten ist, kaum gestatten werden, Ihrem freundlichen Antrage und meinem Wunsche zu entsprechen. Hoffentlich wird der Zuwachs Ihrer Beschäftigung durch die überkommene Theaterleitung Ihrem Bemühen für die Jahrbücher keinen Eintrag thun.

Goethes Hintritt war uns ein zerschmetternder Schlag. Hofrath Meyer und Geheimerath v. Müller sammeln alle Tage die wenigen Geister hier, die dem großen Dahingeschiedenen am treuesten huldigen, in einer kleinen Abendgesellschaft, wo wir uns in seinem Andenken beleben und stärken. Auch ist es möglich, daß diese Vereinigung auf die Fortsetzung von „Kunst und Alterthum" fördernd einwirken wird.

Ihr Andenken lebt unter uns unausgesetzt. Neuerlich erst wurde es durch eine wackere Gastdarstellung Ihres Hans Sachs, durch Hrn. und Mad. Devrient von Dresden (zuletzt in Hamburg) neu aufgefrischt. Dieses Künstlerpaar wird uns in diesen Tagen wieder verlassen.

Wir wünschen Ihren poetischen, literarischen und dramaturgischen Bestrebungen das beste Gedeihen und empfehlen uns insgesammt zu freundlichem Wohlwollen, besonders aber

Ihr

ganz ergebener Diener

Peucer,

Obercons. Direktor.

Weimar

den 9. Juni 1832.

Der „sehr brave Bühnendarsteller", Karl La Roche, erreichte sein Ziel; Deinhardstein, seit 13. Mai 1832 Vice-Direktor des Burgtheaters, ließ ihn zu einem Gastspiel zu, das zum Engagement führte. Seit 8. April 1833 Mitglied des Burgtheaters, wurde La Roche an dieser Stätte einer der berühmtesten Schauspieler des ablaufenden Jahrhunderts, ein Stolz und Schmuck seiner Bühne. Deinhardstein hatte allen Grund, den Empfehlungsbrief Peucers zu segnen; als sich der begabte, aber leichtfertige Direktor durch seine Lässigkeit sehr berechtigte Vorwürfe zuzog, konnte er zum mindesten auf das Verdienst hinweisen, La Roche für das Burgtheater gewonnen zu haben. — Deinhardsteins „Hans Sachs" (mit dem Prolog von Goethe) war ein Repertoirestück der Weimarer Bühne. Über Deinhardsteins Besuch in Weimar, seine Beziehungen zu Goethe wie zu den andern hervorragenden Persönlichkeiten Ilm-Athens hat die „Deutsche Dichtung" (Band V, Seite 154 ff.) eingehende Mittheilungen gebracht.

Es gab eine Zeit, da sehr ernsthafte Leute den guten Johann Gabriel Seidl (geb. 1804) neben Lenau und Grün stellten, also den bedeutendsten Lyrikern ihrer Zeit beizählten — und wie anders beurteilen wir ihn heute! Immerhin hat er seinen festen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur in Österreich, und seine beiden folgenden, an Deinhardstein gerichteten Briefe sind auch in ihrer Tonart für den ebenso sanften, als beharrlichen Mann bezeichnend. Der erste stammt aus seinem 32. Lebensjahre,

Digitized by Google

wo er in dem kleinen Hauptort der südlichen Steiermark als Gymnasiallehrer thätig war, und lautet:

Cilli, im Mai 1836.

Hochgeehrter Herr und Freund!

In dankbarer Erinnerung an die warme Theilnahme, welche Sie mir von jeher bewiesen haben, erlaube ich mir, Ew. Hochwohlgeboren ein Exemplar meiner neuesten Dichtungen als Zeichen meiner Hochachtung zu übersenden. Vielleicht wär's einmal, wenn die Lyrik in den Jahrbüchern der Litteratur auch zur Sprache kommen sollte, möglich, meiner Bestrebungen in diesem Fache eine Erwähnung zu thun. Wenigstens ist dies eine Auszeichnung, deren ich mich durch meine mehr als zwölfjährige litterarische Thätigkeit nicht ganz unwürdig erwiesen zu haben glaube.

Ferner wage ich es, dieser Bitte noch eine andere beizufügen. Ew. Hochwohlgeboren erhielten durch den Redakteur der Modezeitung, Herrn Fr. Witthauer, mein zweiaktiges Lustspiel: „Die Unzertrennlichen", worüber Sie sich, wie mir Witthauer im Laufe des Jahres schrieb, dahin zu äußern geneigt fühlten, „daß es aufgenommen, angenommen sei und in nicht gar langer Zeit zur Darstellung kommen werde". Da es mir, vorzüglich wegen der Folgezeit, von Wichtigkeit ist, mit einer Kleinigkeit wenigstens eine Anstalt in Anspruch zu nehmen, welcher ich mich nach und nach mit kräftigerer Wirksamkeit zuzuwenden versuchen werde, so ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, mir in dieser Hinsicht eine, Ihrer gütigen Äußerung entsprechende Weisung ertheilen lassen zu wollen.

Mich in dieser und jeder andern Sache vertrauensvoll Ihrer oft erprobten Freundschaft empfehlend, verbleibe ich

Ew. Hochwohlgeboren ergebenster
Joh. Gabriel Seidl
k. k. Professor.

Deinhardstein war ein Meister im Versprechen, aber ein Stümper im Einhalten; im Repertoire des Burgtheaters, das er damals leitete, findet sich das Lustspiel nicht, nur Seidls Genrebild „'s letzte Fensterln" ist unseres Wissens auf die Bühne gekommen. Noch weniger aber hielt Deinhardstein natürlich ein, was er nie zugesagt hatte, und so findet sich auch, soweit wir es feststellen konnten, in den „Wiener Jahrbüchern" keine Recension von Seidls „Georginen" und „Bifolien", die beide 1836 erschienen. Doch machte Seidl trotzdem auch als Dichter gute Karriere, eine gleich gute, wie als Beamter; er wurde 1840 Kustos des k. k. Münz- und Antikenkabinetts in Wien, und kurz darauf Zensor, war also nun auch Deinhardsteins Kollege und ein mächtiger Mann. Der folgende Brief, der um einen Beitrag Deinhardsteins für den XXV. Band von Seidls Taschenbuch „Aurora" wirbt, ist von der bangen Ahnung durchzittert, daß diese Herrlichkeit nicht lange mehr dauern werde:

Geehrtester Herr Regierungsrath!

Durch die Zeit gedrängt, bin ich so frei, Sie an ihr gütiges Versprechen in betreff meiner „Aurora" zu erinnern, der Sie zu ihrer silbernen Hochzeit einen poetischen Beitrag zugesagt haben. Überraschen Sie mich, verehrter Freund, recht bald damit. Es thut in so trüber Zeit Noth, durch gemeinschaftliche Erinnerung an eine friedliche Vergangenheit der allerseits einstürmenden Sorgen sich zu beschwichtigen, und der Empfang eines Gedichts aus Ihrer Feder verspricht mir einen Moment, wo ich um zwanzig Jahre wieder zurücklebe. Wie hat Ihnen mein Aufsatz über die Lyriker zugesagt? Werde ich bald die Korrektur erhalten?

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren ergebenster
Joh. Gabriel Seidl. Wien, 7. III. 1848.

Die Ahnung trog nicht; schon sechs Tage später gab es in Österreich keine Zensur und keine Zensoren, und bald auch keine Taschenbücher mehr. Seidl ist 1875 gestorben; er hat seinen Dichterruhm lange überlebt. Gleichwohl fand sich ein tapferer Verleger, der 1877 seine „Gesammelten Werke" brachte; der tollkühne Mann erzählte uns einmal, er habe im ganzen elf Exemplare davon verkauft, was hoffentlich keine Prahlerei war.

Man kennt den merkwürdigen Lebenslauf Louis Schneiders (geb. 1805), der es allmählich, dank seiner Schmiegsamkeit und Geschicklichkeit, vom wandernden Komödianten bis zum Vorleser und Vertrauten zweier preußischen Könige brachte. Neben anderen, minder guten Eigenschaften ist ihm auch ein gefälliges Eingehen auf die unzähligen Wünsche, die dem nur allzu einflußreichen Manne geäußert wurden, nachzusagen. So zeigt er sich auch in dem folgenden Schreiben, das an Eduard Maria Oettinger, den bekannten Bibliographen (1808 — 1872) gerichtet ist und sich vermutlich auf dessen „Bibliographie biographique," die im Herbst 1849 erschienen ist, bezieht. Im übrigen bedarf der Brief keiner Erläuterung. Er lautet:

Potsdam, den 22. November 1849.

Mein verehrter Freund!

Bis heute mußte ich warten, um Ihnen doch irgendetwas bestimmtes, einem vorläufigen Resultat ähnliches mittheilen zu können. Der Geburtstag der Königin, die Anwesenheit einer Menge hoher Herrschaften und die deswegen herrschende Unruhe machten jeden Schritt zwar nicht unmöglich, würden aber seinen vernünftigen Eindruck verfehlt haben.

Zuerst also die allerdings unbegreifliche Nachricht, daß Herr von Humboldt bis gestern, wo ich zum letztenmale mit ihm darüber sprach, Ihr Dedikations-Exemplar noch nicht erhalten hatte.

Digitized by Google

Da Sie mir geschrieben, daß er es gleichzeitig mit demjenigen für Seine Majestät erhalten habe, so war ihm und ist mir dieses Ausbleiben unerklärlich. Er hat gleich nach Berlin geschrieben, ob es vielleicht dort für ihn abgegeben ist? Er sprach sich sehr anerkennend über das Verdienst und den Fleiß dieses Buches aus und die Dedikation machte ihm ersichtliche Freude. Ich besprach mit ihm den besten Weg, wie man die Aufmerksamkeit des Königs wohl, nicht blos vorübergehend, darauf lenkt, und er erbot sich selbst, das Werk in geeigneter Stunde zu überreichen, was jedenfalls das beste ist, was irgend einem Autor passiren kann! — Humboldt ist täglich Mittags und Abends in der Gesellschaft des Königs und kann also jedenfalls den günstigen Augenblick besser erfaßen als ich, da ich einstweilen nur gerufen werde, wenn man mich braucht.

Ich habe Herrn von Humboldt so viel Böses und Unvortheilhaftes gesagt über Sie, Ihre Wünsche und Ihre Arbeit, daß Ihnen in Leipzig die Ohren geklungen haben müßen, habe ihn auch gebeten, die Überreichung so einzurichten, daß ich wo möglich in der Nähe bin und das Gespräch von Seiten Seiner Majestät darauf hingeleitet wird. Thut er das, oder vielmehr, gestaltet es sich so, daß er es thun kann, so denke ich sehr über Siezu schimpfen! —

Gerne hätte ich mit meiner Antwort noch gewartet, bis ich auch irgend ein Resultat melden konnte. Aber Ihre Reise am 27. zwingt mich, wenigstens das bis jetzt Erreichte zu melden.

Ich habe daher gestern den Brief und das Exemplar für Seine Majestät Herrn von Humboldt selbst übergeben und wir müssen nun warten, was eine günstige Stunde erzeugt.

Mit herzlichem Gruß und einer Empfehlung für Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin bin ich wie stets, Ihr aufrichtiger Freund

L. Schneider.

Wir schließen unsere kleine Auswahl mit einem Brief Alfred Meißners (geb. 1822) an Bauernfeld:

Prag, 12. Dez.

Mein hochverehrter Freund!

Zwölf Tage lang bin ich mit einer Halsentzündung zu Bette gelegen und so komme ich erst heute dazu, Ihnen zu dem ungeheuren Erfolg, den Sie erlebt und noch erleben, zu gratuliren. Als beträfe es ein Werk von mir, so hastig hab' ich an dem Abend der Aufführung nach den Blättern gegriffen und als mir der eintönige Siegesjubel entgegenscholl, da wünschte ich in einer Aufwallung von Freude und Rührung nur Eins: bei Ihnen sein zu können und Ihre Hand zu schütteln. Wann wird dies mir vergönnt sein?

Die Erfolge sind Ihnen nichts Neues. Doch, glaube ich, kann man, wie Sie, der größten gewohnt sein und von jedem neuen Erfolg aufs neue beglückt werden. Es muß der höchste Triumph sein, zu fühlen, daß uns im Laufe der Jahre keine der Kräfte, durch die wir einst siegten, verloren gegangen oder daß sie durch neue ersetzt sind. Das müssen Sie, hochverehrter Freund, jetzt empfinden.

Vielleicht schreiben Sie mir einmal ein paar Zeilen in einer Stunde, wenn Sie ausruhen, dann vergessen Sie nicht, mir zu sagen wie Frau von Wertheimstein sich befindet.

Meine Krankheit hat mich im Arbeiten sehr zurückgeworfen und so werde ich wohl mein Trauerspiel, trotzdem es beinah fertig ist, wohl noch für diese Saison liegen lassen, damit es wieder, wie mein erstes, in die späte Jahreszeit hineinkomme. Das kleine Lustspiel — ein bloßer Schwank übrigens — überbringt Ihnen dieser Tage einer meiner Bekannten, der Mitarbeiter suchend, — für ein Journal, das er hier gründet — nach Wien geht. Sie werden mir rathen, ob etwas damit zu machen ist, und im Fall Sie es spielbar finden, Ihre Meinung sagen, ob ich es zweckmäßiger anonym oder mit meinem Namen an Laube senden soll?

Leben Sie recht wohl, verehrter Freund! Möchte es mir vergönnt sein, noch im Laufe dieses Winters nach Wien kommen zu können! Prag ist wahrhaft schrecklich, und scheint mir um so schrecklicher, nachdem Ihre Anwesenheit hier mir zeigte, daß es doch anders sein könnte, wenn Menschen hier lebten. Das waren heitere Tage.

Und nun: Leben Sie wohl. Behalten Sie in freundlichem Andenken

Ihren ganz ergebenen

Meißner.

Der Brief enthält keine Jahreszahl; er dürfte wohl 1856 geschrieben sein, wo Meißners „Reginald Armstrong" bereits über die Bühne des Burgtheaters gegangen war, während er ein anderes Trauerspiel „Der Prätendent von York" eben vollendet hatte. Zu welchem Erfolg er Bauernfeld gratulierte, war diesem, als er uns den Brief 1887 zur Veröffentlichung übergab, nicht mehr erinnerlich. „Ich weiß nicht," sagte er uns wörtlich, „worüber der Meißner gar so aus dem Häusel war; er war ein liebenswürdiger Kerl und hat gern Angenehmes gesagt." Auch über Meißners kleines Lustspiel wußten wir nichts Näheres zu erkunden. Seine Klage über das „schreckliche Prag" ist nicht allzu ernst zu nehmen; jedenfalls waren die Jahre, die er dort verlebte, die besten im Leben des Mannes, der dann, freilich durch sein eigenes Verschulden, ein so trauriges Ende finden sollte.

Digitized by Google



Dichter-Biographien.

Die drei Dichter-Biographien, denen diese Anzeige gerecht werden soll, sind sehr verschieden angelegt. Das eine Buch ist der erste Versuch in deutscher Sprache, Leben und Schaffen eines bedeutenden Dichters des Auslands gründlich darzulegen; das zweite bietet eine eingehende, für das große Publikum bestimmte Lebensbeschreibung Goethes; das dritte endlich, mehr ästhetische Würdigung als eigentliche Biographie eines Dichters unserer Tage, will gleichfalls einen breiteren Kreis gewinnen.

Frederi Mistral, der bedeutendste provencalische Dichter der Gegenwart, ist nun auch in Deutschland weit bekannter, als er es noch vor zehn Jahren war. Als die „Deutsche Dichtung" damals (Band VIII, Seite 218 ff.) eine Übersetzung seines „Trommler von Arcole" von August Bertuch veröffentlichte, äußerte ein großes deutsches Blatt bei der Besprechung des betreffenden Heftes: hier liege „eine Probe französischer Provinz-Poesie" vor, an sich garnicht übel, aber „auch in der Lyrik ist Paris Frankreich". Der Kritiker — und wie erstaunt wäre man, wenn wir seinen Namen nennen wollten! — wußte also nicht einmal, daß das Provencalische eine selbständige Sprache ist. Das würde heute wohl keinem Gebildeten mehr passieren; Übersetzungen, Vorträge, einzelne Aufsätze haben die neuprovencalische Dichtung und ihren bedeutendsten Vertreter auch in Deutschland bekannt gemacht. Und nun liegt auch eine fleißig und sauber gearbeitete Monographie über ihn vor: „Frederi Mistral, der Dichter der Provence" (Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1899); ihr Verfasser ist Nicolaus Welter, ein junger Luxemburger, dessen dramatische Dichtung „Siegfried und Mesulina" vor einigen Monaten auch in dieser Zeitschrift (Band XXVII, Seite 151 ff.) verdiente Würdigung gefunden hat. Rechnet man eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Darstellung, die zuweilen nur allzu lebhaft, dann wieder etwas trocken ist, sowie eine üble Neigung zum panegyrischen Ton ab, so wird man auch den Litterarhistoriker Welter fast ebenso freundlich begrüßen dürfen wie den Dichter. Freilich ist, eben weil Welter alles, was Mistral geschrieben hat, in den höchsten Tönen belobigt, das Biographische und die Schilderung von Land und Leuten, obwohl auch sie ein wenig zu enthusiastisch gehalten sind, dem Leser wertvoller als die ästhetische Analyse. Aus diesem Grunde sind denn auch die ersten Kapitel des Buches, welche die Heimat und den Entwicklungsgang des jungen Dichters schildern, weitaus die hübschesten im Buche.

Frederi Mistral ist am 8. September 1830 auf einem Bauernhof bei Maiano in der Provence geboren. Der Vater, Francès Mistral, war nach Welters Schilderung ein braver, tüchtiger, frommer Landwirt, die Mutter eine schöne, naive Frau von lebhafter Phantasie. Die erste Ausbildung erhielt der weichmütige, verträumte Knabe in dem Lyceum zu Avignon; von den französischen Dichtern wirkten namentlich Victor Hugo und Lamartine auf ihn ein; nach ihrem Vorbild machte er zunächst französische Verse. Das darf nicht verwundern; wohl gab es auch nach dem Verblühen der provencalischen Kunstdichtung des XIII. und XIV. Jahrhunderts einzelne Dichter in dieser Sprache, doch „gefielen sie sich zumeist nur in sentimentalen Schäferspielen oder in trivial-komischen Reimereien, und die Lieder, die vom Volke gesungen wurden, waren größtenteils derbe Trinklieder oder freche Schlüpfrigkeiten". Erst Jóusè Roumanille (geboren 1818) gab der Poesie in provencalischer Sprache wie eine feinere Form so einen höheren Inhalt; als er 1845 der Lehrer Mistrals im Lyceum zu Avignon wurde, bestimmte er auch diesen, in der Heimatsprache zu dichten. Das war, sagt Mistral selbst, „die Morgenröte, auf die meine Seele harrte, um zum Lichte zu erwachen". Nachdem er das Lyceum absolviert, verbrachte er einige Jahre in dörflicher Einsamkeit, studierte dann die Rechte zu Aix und ließ sich endlich in Maiano nieder. „Hier lebte er", erzählt Roumanille, „inmitten der Felder, die er liebte. Er beaufsichtigte die Arbeiten und legte, wenn nötig, selbst mit Hand an den Pflug. Jung, schön, reich und geliebt, sang er in seiner lachenden Einsamkeit, die er nur selten und nur auf kurze Zeit verlassen sollte."

Mistral ist nicht der zeitlich erste, wohl aber der bedeutendste Dichter der neuprovencalischen Schule. Als Roumanille 1852 wagen konnte, mit der ersten Anthologie: „Li Prouvençalo" hervorzutreten, zu der Saint-René Taillandier die Vorrede schrieb, wußte er keinem besseren das einleitende Gedicht anzuvertrauen, als dem 22jährigen Mistral, der die Aufgaben des jungen Kreises in die frischen, fröhlichen Worte kleidete:

> Und wollt ihr wissen, warum zumal
> Wir Blümlein gesammelt in Berg und Thal
> Und auf den Heiden, den weiten;
> Warum wir all mit Liedeston,
> Die Troubadoure von Avignon,
> Von San Roumié und von Selon,
> Aus Stadt und Land herschreiten?
>
> Wir fanden nämlich im Stall versteckt
> Die Sprache der Provencalen, bedeckt
> Mit kläglichem Bettlerkleide:
> Das Antlitz braun von der Sonnenglut,
> Die Schultern verhüllt von der Lockenflut,
> Trieb sie barfuß, mit trübem Mut,
> Die Gänse auf die Weide.
>
> Da kam just eine Jünglingsschar,
> Die nahm der Hirtin Schönheit wahr
> Mit tiefgerührten Sinnen.
> Nehmt sie drum auf mit Herz und Hand!
> Sie wirkten ihr ein neu Gewand
> Und schmückten sie mit Schleif' und Band,
> Ganz wie die Städterinnen.
>
> Und heute wollen wir nun all
> Von Ost und West mit Liederschall

Digitized by Google

Zu unsrer Fürstin wallen;
Mit Veilchenkranz und Rosenkleid
Dann schmücken wir die Hirtenmaid,
Daß sie in ihrer Lieblichkeit
Muß jedermann gefallen.

Der Erfolg der Anthologie war ein erfreulicher; schon wenige Wochen nach dem Erscheinen konnte Roumanille die Genossen zu einem Kongreß in Arles versammeln; noch zahlreicher besucht war eine Zusammenkunft im August 1853. Aber schon hier war die Eintracht keine ungetrübte mehr und bald standen sich die ohnehin an Zahl geringen, von den Parisern belächelten, von dem eigenen Volke zunächst noch nicht genügend gewürdigten Dichter in zwei getrennten Häuflein gegenüber, die sich grimmig befehdeten. Die Gründe waren zunächst nicht persönliche, sondern sachliche; namentlich die Frage der Orthographie erhitzte die Gemüter, also dieselbe formale Schwierigkeit, die überall zu besiegen ist, ehe die litterarische Renaissance einer in der Kunstdichtung vertrockneten, durch Jahrhunderte nur im Volksmund erhaltenen Sprache glücken soll. Die Marseiller Dichter entschieden sich für das phonetische, Roumanille und seine Anhänger, darunter Mistral, für das etymologische Prinzip, also genau derselbe Streit, der zehn Jahre vorher unter den Tschechen, zehn Jahre später unter den Rumänen ausgekämpft wurde; wie im Osten verschärften auch in der Provence bald persönliche Dinge den Widerstreit der Meinungen. Die „Etymologen" nun traten im Mai 1854 zum „Bund der Feliber" zusammen. Welter berichtet darüber:

„Mistral war es, der den Gedanken zu dem Bunde gegeben hatte, und er fand auch den Namen für die neue Verbrüderung. Er fühlte, daß es hierzu einer Bezeichnung bedürfe, die bis dahin noch nicht gebraucht worden war, und deren unklarem Inhalt und unbegrenzter Tragweite der Reiz des Unbekannten, des Geheimnisvollen anhaftete. Nun hatte er einst aus dem Munde einer alten Frau ein Lied gehört, worin der Knabe Jesus vorgeführt wird, wie er im Tempel mit „li sèt Felibre de la lèi" disputierte. Das wollte dieser Name besagen? Mistral selbst und keiner nach ihm hat es genau erfahren können; die richtige Herkunft und die eigentliche Bedeutung des Wortes ist noch nicht ergründet worden. Aus dem Zusammenhang der eben citierten Stelle geht aber hervor, daß es ungefähr gleichbedeutend sein muß mit ‚Lehrer', ‚Schriftgelehrter'."

Der kleine Bund empfing wie seinen Namen auch sein Bundeslied von Mistral:

Wie Freund' und Brüder im Verein
Zieh'n singend wir ins Land hinein;
Der Vogel liebt sein Nest im Haine,
Es liebt das Kind sein Mütterlein;
Und unser Land im Sonnenscheine
Dünkt uns ein Paradies zu sein.
Wir sind freifröhliche Gesellen
Für die Provence in Lieb entbrannt;
Wir sind die losen, sangeshellen
Feliber vom Provencerland.

Im Jahre 1855 konnte sich der kleine Bund auch sein bescheidenes Organ schaffen; wie fast überall in solchen Fällen war es auch hier ein Kalender: „Armana Prouvençau". Der erste Jahrgang erschien in 500 Exemplaren, der für 1900 in weit mehr als 10 000 Auflage. Auch hier war und ist Mistral die wichtigste, die treibende Kraft. Neben Balladen und Liedern schrieb er für den Kalender volkstümliche Aufsätze, Bauernregeln und gemeinnützige Rezepte, Märchen und Schnurren.

Im Jahre 1859 erschien als Frucht siebenjähriger Arbeit das Werk, das Mistrals Namen berühmt machen sollte, das Epos „Mirèio". Der Erste, der darauf aufmerksam machte, war Lamartine — und in welchen Ausdrücken! Hier einige Sätze aus seiner Besprechung:

„Heute bringe ich euch frohe Kunde. Ein großer Dichter ist uns geboren. Wenn auch das Abendland keine mehr hervorbringt, der Süden zeugt deren immer noch. Es liegt eine Kraft in der Sonne. Ein homerischer Dichter ist es; ein Dichter, wie Deukalions Menschen aus einem Steine geboren; ein griechischer Dichter in Avignon . . . O Dichter von Maiano, Du bist wie eine Blüte der plötzlich aufbrechenden provencalischen Aloe, und Deines Werkes Duft wird in tausend Jahren nicht verwehen."

Derlei Dithyramben wirken immer bedenklich. Warum auch, frägt man sich, diese kühle vorsichtige Beschränkung auf tausend Jahre, da es doch ein „homerischer Dichter" ist?! Auch wären hunderttausend oder eine Million Jahre um kein Haar unvernünftiger. Aber sich dadurch das eigene Urteil zum Ungünstigen bestimmen zu lassen, wäre ebenso verfehlt, als wenn man mit Welter daran dächte, es ernsthaft zu nehmen. Nehmen wir Lamartines Schwülstigkeiten als das, was sie sind, einen Beitrag zur Charakteristik des alternden Dichters, und suchen wir uns über „Mirèio" unser eigenes Urteil zu bilden. Es liegt in drei deutschen Nachdichtungen vor, einer 1880 erschienenen von Betty Dorieux-Brotbeck, die als erster Versuch auf bisher unbegangenen Wegen ihre Mängel hat, aber von dem sonst so enthusiastischen Welter mit Unrecht als „gänzlich verfehlt" abgewiesen wird, und einer 1893 erschienenen von August Bertuch, die auch wir als sehr tüchtige Leistung schätzen. Eine dritte, eben angekündigte Übertragung kennen wir noch nicht.

„Mirèio" ist ein Idyll, dessen Wert in dem Glanz und der Farbe einzelner Schilderungen und Episoden liegt. Die Handlung ist nicht bloß „einfach", wie Welter meint — das wäre an sich gewiß kein Tadel —, sondern auch sentimental, steht also im denkbar schärfsten Gegensatz zu allem „Homerischen". Die schöne, reiche Mirèio liebt den armen Korbflechter Vincèn; ein wohlhabender Freier, den sie abweist, der Stierbändiger Ourrias, verwundet aus Rache den glücklichen Vincèn, der aber von einer Hexe heil gemacht wird, während der Stierbändiger in der Rhone ertrinkt. Durch seine Thränen bewegt Vincèn seinen Vater, den Korbflechter, nun bei dem reichen Bauern Ramoun, dem Vater Mirèios, für ihn um die Hand der Geliebten anzuhalten, doch wird der Alte abgewiesen. Mirèio pilgert darauf zu den Schutzheiligen der Provence, wird auf dem Weg von einem Sonnenstich betroffen und stirbt in den Armen des herbeigeeilten Vincèn, der auch bald sterben und dann mit der Geliebten in einem Grabe ruhen wird. Dies die Fabel, und diese ist für ein episches Gedicht gewiß nie gleichgültig; es kommt doch wahrlich auch darauf an, was der Dichter berichtet, und nicht bloß, wie er es thut. Nun denn, das „Was" ist bei Mistral, wie hier so überall, schwach, sehr schwach sogar, und als großer Epiker wird er schon aus diesem Grunde nie und nimmer gelten dürfen, aber das „Wie" ist zumeist vortrefflich; die Genrebilder, die landschaftlichen Schilderungen sind eben so schön wie charakteristisch, die eingewobenen Lieder aber bezeugen den Lyriker voll Glut und Innigkeit. Der Schatten, den das Licht wirft, braucht kaum erst umschrieben zu werden; von einer Komposition ist kaum noch die Rede, nicht einmal von einer schwächlichen, und das dünne, gewaltsam verknotete Fädchen der Handlung dient eben nur als Schnur für die Aufreihung der Episoden, aber diese sind eben schön, und einzelne sind Perlen. „Ein unendlicher Wirbeltanz des Lebens umschlingt uns mit seinem Lärm, seinem Glanz und

Digitized by Google

seiner Glut", urteilt ein moderner französischer Kritiker mit Recht, und selbst von den Phrasen Lamartines klingt uns, wenn wir diese Schilderungen lesen, eine nicht mehr phrasenhaft, sondern als ein schönes Wort, wie es nur ein Dichter für einen Dichter finden kann: „Il y a une vertu dans le soleil!" Man lese das Magalilied oder die Schilderung des sommerlichen Ährenfeldes, um nur zwei Prachtstücke hervorzuheben, und wird die Empfindung haben, als hätte hier die Natur des Südens selbst Stimme gewonnen und spräche zu uns. Kein großer Dichter, kein großer Epiker, aber ein sehr bedeutender Schilderer, der vortrefflich sieht und ebenso gut zu sagen weiß, was er gesehen, ein Sagendichter voll ernster Kraft und dabei ein echter Lyriker von zugleich zarter und heißer Empfindung — so stellt sich uns der Dichter der „Mirèio" dar. Nur bleibe man uns damit vom Leibe, einen Teil seiner Lieder „dem Besten der Goetheschen Lyrik an die Seite zu stellen", wie es der Niederländer Pol du Mont und mit ihm Welter thut, denn das ist nicht bloß geschmacklos, sondern glattweg Unsinn, und vollends wollen wir mit der Erinnerung an den „alten Dichterkaiser" verschont sein, wie Welter den — Homer nennt. Um Himmelswillen!

Viel lieber folgen wir Welter, wo er nicht urteilt, sondern darstellt; so wenn er übersichtlich über die Folgen berichtet, die der Erfolg der „Mirèio" für das Felibertum hatte. Eine Reihe neuer Talente tauchte auf; es wurde eben nun modern, in neuprovencalischer Sprache zu dichten, während es früher unmodern gewesen; Blumenspiele und ähnliche Gelegenheiten förderten den Eifer. Aber daneben enthüllte der Felibrige auch bald seinen politischen Kern. „Zweck des Felibrige ist, der Provence ihre Sprache, ihren Charakter, ihre ungehinderte Entfaltung, ihre Nationalehre und den Schwung ihres Geistes zu erhalten, denn die Provence gefällt uns so, wie sie ist. Unter Provence aber verstehen wir ganz Südfrankreich" — so schon das Statut von 1863. In der Folge war es namentlich Mistral, der diese nationale, anti-centralistische, gegen Frankreich oder doch gegen Paris frondierende Tendenz immer schärfer herausarbeitete. Wie ein Echo dieser Bestrebungen klang aus Spanien das neu erwachte Lied der „Catalonen", namentlich Jacinto Verdaguers, die zu den spanischen Dichtern und dem Madrider Litteratentum in ähnlichem Gegensatze standen, und sich zudem den Provencalen durch ihre Sprache und Geschichte nahe fühlten. Aber dabei blieb es nicht. Schon sehr früh sprach Mistral den phantastischen Gedanken aus, der dann in der Folgezeit immer mehr Macht über ihn gewann:

> — daß, als Hort der Christenheit,
> Die drei katholischsten Nationen
> Mit der Provence als führend Haupt
> Bald unter einem Scepter wohnen.

Man sieht, Mistrals „Idèio latino" will nichts Geringeres, als die Vereinigung Frankreichs, Spaniens und Italiens unter provencalischer Führung. Gleichermaßen aus Gemütsgründen, wie aus politischem Instinkt tritt die ultramontane oder doch katholische Tendenz hinzu. Das stärkste Bindemittel — das fühlen selbst diese seltsamen Politiker — wäre doch der gemeinsame Glaube. Seltsame Leute aber bleiben sie deshalb doch, und Mistral wie seine Genossen sind, auch wenn Catalonen und Provencalen einander noch so fleißig ansingen, nur als Dichter ernsthaft zu nehmen.

Seinem ersten großen Epos ließ Mistral 1867 eine zweite umfangreiche Dichtung „Calandau" folgen. Sie liegt in keiner deutschen Nachdichtung vor, und ein selbständiges Urteil vermögen wir also hier nicht zu gewinnen; immerhin gewährt eine sehr eingehende Inhaltsangabe von Welter, der auch einzelne, hübsch versifizierte Proben eingefügt sind, auch uns eine gewisse Orientierung. Wenn Welter recht hat, wenn wirklich die Kritik dem Buche durchweg hohes Lob spendete, während sich nur das größere Publikum kühl verhielt, so genügt diese Orientierung allerdings nicht, denn wir wären vom Gegenteil überzeugt gewesen. Die Handlung ist noch viel gewaltsamer und sentimentaler, als die der „Mirèio" — so viel Edelmut und Banditentum wäre für Deutschland nur in einem Kolportageroman möglich —, die Komposition verzwickt; den größten Teil der Handlung erfahren wir durch Erzählungen der Beteiligten, nicht durch unmittelbare Darstellung; und an Unwahrscheinlichkeiten ist hier so ziemlich das stärkste geleistet, was uns in einer epischen Dichtung der Gegenwart bekannt geworden ist. Bleiben nur einige schöne Naturbilder, in welchen namentlich die Fähigkeit, überaus üppiges Detail zu einem Gesamteindruck zu binden, womöglich noch deutlicher hervortritt als in „Mirèio", aber deshalb bleibt es uns doch unverständlich, wenn Welter damit schließt, daß „die Litterarhistoriker von „Calandau" mit Worten höchsten Lobes sprechen werden", während die Zahl der Leser allerdings eine beschränkte bleiben müsse. Besser verstehen wir uns mit ihm, wenn er die „Goldinseln", die 1874 erschienene Sammlung lyrischer und lyrisch-epischer Dichtungen Mistrals rühmt; über den Lyriker haben wir schon geurteilt, mindestens gleich hoch stehen uns die lyrisch-epischen Stücke, deren wichtigste den Lesern dieser Zeitschrift vor Jahren in August Bertuchs Übersetzung bekannt geworden sind (namentlich in Band XVI); hier ist insbesondere, im Gegensatz zu den größeren Epen, auch die Klarheit der Contouren zu rühmen. Zwei Jahre später wurde Mistral zum „Capoulié" (Hauptmann) des Felibrige ernannt, eine Würde, die er bis 1888 bekleidete; von seinen Dichtungen dieser Jahre sei hier nur an „Nertò", ein anmutiges liebenswürdiges Idyll (vergl. die eingehende Besprechung in „D. D." Band XIII S. 55) erinnert; die wesentlichste Arbeit dieser Zeit aber war eine lexikographische, der „Trésor dóu Felibrige", ein Wörterbuch des Neuprovencalischen, das sehr gerühmt wird. Das letzte größere Werk Mistrals ist eine dramatische Dichtung, „La Reino Jano" („Die Königin Johanna"); auch hier sind die lyrischen Stellen die besten; selbst Welter kann nicht umhin, zu bemerken, daß das Drama „einen ausgeprägt opernhaften Charakter" trage. Wie weit das Neuprovencalische, wie er und seine Freunde es schreiben, als eine dauernde Schöpfung von bleibender Bedeutung anzusehen ist — sie halten zwischen dem Idiom der Troubadoure und den heutigen Dialekten die Mitte —, muß die Zeit erweisen, und ebenso ist die Frage, ob dem Felibrige jemals ein politischer Einfluß innerhalb Frankreichs gegönnt sein kann, offen zu lassen; jedenfalls aber ist Mistral selbst zwar ein, sowohl in seiner Heimat, als auch von seinem deutschen Biographen maßlos überschätzter, aber doch bedeutender und interessanter Dichter.

Liest sich Welters Buch über Mistrals Dichtung wie ein begeisterter, ja stellenweise verzückter Dithyrambus, so weiß Georg Witkowski in seinem „Goethe" (Leipzig und Wien, E. A. Seemann und Gesellschaft für graph. Industrie. 1899) den Ton, dem es auch wahrlich an Wärme nicht fehlt, weit wirksamer zu nüancieren. Das Buch ist die tüchtige, pietätvolle, wohl orientierende Arbeit eines Gelehrten, der sein Leben hauptsächlich in den Dienst der Goetheforschung gestellt hat, also den ungeheuren Stoff sehr gut beherrscht.

Digitized by Google

Von den zuletzt erschienenen, vor vier Jahren an dieser Stelle besprochenen „Goethe-Biographien“ (Band XIX, S. 149 ff.) lebt eigentlich nur noch eine, die von Richard M. Meyer; die Werke von Eugen Wolff und S. M. Prem, mit denen wir uns damals auch noch beschäftigen mußten, sind seither in jenen Orkus hinabgesunken, der schlechten Büchern gebührt, den Käseladen oder die Papierstampfe. Als ein Konkurrenzwerk zu Meyers „Goethe“ ist auch diese Arbeit Witkowskis vielfach aufgefaßt und behandelt worden; es liegt aber eigentlich kein innerer Grund dafür vor, denn beide Bücher sind sehr verschieden und wenden sich auch an verschiedene Kreise. Meyers Buch, „das kluge Buch eines klugen Mannes“, wie wir es damals charakterisiert haben, wird vornehmlich dem gebildeten Leser von modernem Geschmack munden, der auch eine derartige Arbeit nur dann recht genießen kann, wenn sie mit prickelnder Aperçus und Antithesen, mit blinkenden Oxymoren und Parallelen ausgestattet ist; dies alles findet er bei Meyer, zudem neben Geistreichigkeiten auch wirklichen Geist. Aber noch eine andere Eigenschaft des Buches rechtfertigt jene Bezeichnung, die wir Meyers Buch beigelegt haben; der Autor, ein Mann von brennendem, durch seine Laufbahn als Universitätslehrer aus äußeren Gründen nicht genügend gestilltem Ehrgeiz, hat sich auch insofern als ein kluger Mann erwiesen, weil er sehr wohl wußte, daß ein Buch über Goethe, das heute einen großen momentanen Erfolg haben soll, ein Zeitbuch sein, d. h. vornehmlich darauf ausgehen muß, darzustellen, was Goethe unserer Zeit ist und sein kann. Ganz anders Witkowski; er hat viel weniger Geist als Meyer, ist aber andererseits auch von Geistreichigkeit im unguten Sinn völlig frei, er ist viel uninteressanter, aber auch viel sachlicher als sein Vorgänger. Was er bieten will ist eine schlichte, verständige Darstellung von Goethes Leben und Werken, nicht viel mehr als ein besseres Schulbuch, aber in dieser Beschränkung ein recht respektables, brauchbares und empfehlenswertes Buch. Störend ist ab und zu ein Mangel an Takt, an stilistischem wie an kritischem Takt; da dieser Mangel nur zuweilen hervortritt, so suchen wir den Grund dafür wohl nicht mit Unrecht darin, daß das Buch etwas hastig geschrieben wurde. Gewisse Ungleichmäßigkeiten der Darstellung bestärken uns in dieser Ansicht; Wichtiges ist zuweilen etwas knapp ausgeführt, dann wieder minder Wichtiges breit ausgesponnen; uns will scheinen, als ob die richtige Oekonomie, die letzte Feile fehlen würde. Auf Einzelheiten erschöpfend einzugehen, verbietet der Raum; auch kann es selbst dem kundigen Leser des Buches gleichgültig sein, wie viele Urteile des Autors über einzelne Werke Goethes er unterschreiben kann oder nicht, geschweige denn dem Leser einer Anzeige, wie weit der Kritiker und der Autor übereinstimmen. Nur vor einem sei gerechter Weise gewarnt: nicht etwa das ganze Buch nach den ersten Seiten zu beurteilen. Es ist nicht leicht, von einer so unsäglich reichen Individualität, wie es Goethe ist, ein knappes Gesamtbild zu geben; einem Mann von Witkowskis Art liegt die Aufgabe überhaupt nicht, und darum kommen diese ersten Seiten kaum über die Phrase hinaus. Das nimmt man duldsam hin, wenn die Phrase allgemein genug gehalten ist, um noch eine leidlich verständliche Auslegung zu gestatten (z. B. „Goethes Kunst ist schöne Wahrheit“ oder „Goethe ist einer der glücklichsten Menschen gewesen, die jemals gelebt haben“), aber ungeduldig wird der Leser, wenn sich bei der Phrase überhaupt nichts mehr, oder doch nur Schiefes denken läßt. Eine der böseften Stellen dieser Art steht auf S. 1, wo das Anwachsen des Goetheschen Einflusses mit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches in Zusammenhang gebracht wird!! Denn nun besitzen wir „die Uebereinstimmung von Ideal und Leben“, und darum wird auch Goethe geschätzt. . . Wir halten das Reich hoch und lassen uns die Freude daran durch nichts verbittern, aber in den politischen Strömungen der letzten 30 Jahre die Mächte finden wollen, die uns goethereif gemacht haben, das ist ein Einfall, der nicht verdient, ernsthaft genommen zu werden. Wie gesagt, man thut gut, die ersten Seiten nicht zu beachten, um über die im Detail brave und brauchbare Arbeit nicht ungerecht zu urteilen.

Diese Bezeichnung verdient das Buch, obwohl auch an Flüchtigkeitsfehlern reichlich viele zu verzeichnen sind. Hier nur einige Beispiele. Auf S. 4 findet sich die Behauptung, daß Goethes Thätigkeit als Zeichner „zum größten Teil mit Unrecht als dilettantisch angesehen werde“, auf S. 18 wird mit gleicher Sicherheit gesagt: „Aber er ist hier (im Zeichnen) nie über den Standpunkt eines höchst begabten Dilettanten hinausgelangt“. Auf S. 20 lesen wir: „Erst durch Leiden sollte, wie bei vielen, auch bei ihm das christliche Bewußtsein geweckt werden“; auf S. 86: „Daß Goethe Lavater offen bekannte, er sei kein Christ, nahm ihm dieser nicht übel“; auf S. 128: „Der Gott Spinozas wird auch der sein, der Eins und Alles ist“, und auf S. 173: „Goethes Haß gegen den christlichen Glauben und seine Formen“ u. s. w. Auch aus der Folgezeit weiß Witkowski ebensowenig als irgend ein anderer Forscher etwas von Goethes „christlichem Bewußtsein“ nachzuweisen — wie also ist die Stelle auf S. 20 zu verstehen? Ähnlich, wenn im Buche immer wieder von Goethes Beschäftigung mit Spinoza die Rede ist, während es auf S. 27 heißt: „Weder damals (als Knabe) noch später hat Goethe dem abstrakten Denken Geschmack abgewinnen können“. Das kommt davon, wenn man rasch schreibt und dann sein Manuskript nicht überliest.

Schließlich noch ein Wort über den Illustrationsschmuck des Buches. Es ist der erste Teil einer neuen Sammlung biographischer Werke, die unter dem etwas seltsamen Titel „Dichter und Darsteller“ erscheint, weil sie sich auf Dichter und Schauspieler beschränken will; Herausgeber ist Dr. Rudolf Lothar in Wien. Es gehört zu den Grundsätzen der Serie, die einzelnen Bände reich zu illustrieren, und es ist dagegen auch an sich gewiß nichts einzuwenden — im Gegenteil! das bedeutet einen Vorzug der Serie vor ähnlichen Unternehmungen, z. B. den „Geisteshelden“. Aber allzuviel ist immer von Schaden, selbst wenn alles gut wäre, und nun bringt zudem der Wunsch, die einzelnen Bände möglichst reich zu illustrieren und dabei doch in den Grenzen eines vernünftigen Etats zu bleiben, auf die kuriosesten Sprünge. So sieht Witkowskis „Goethe“ wie ein Bilderbuch aus, und leider nicht immer wie ein gutes. Was soll z. B die Landkarte des alten Frankfurt, oder die Abbildung der — Treppe im Römer, auf der Goethe der Kaiserkrönung beiwohnte, was „der älteste Vorhang des Leipziger Theaters“, das Porträt Rousseaus, oder gar Newtons in dem Buche?! Derlei würde in einem Werke, das doch ernsthaft zu nehmen ist, selbst dann stören, wenn die Illustrationen durchweg gut reproduziert und gut gedruckt wären, was aber leider auch nicht der Fall ist.

Am besten hat uns von den Büchern, mit denen wir uns heute zu beschäftigen haben, das dritte gefallen: Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster (Leipzig, B. G. Teubner, 1900), denn es ist fein, gewissen-

Digitized by Google

haft und geschmackvoll von der ersten bis zur letzten Zeile, nicht allein durch die Urteile, sondern auch durch die Form ein Beweis künstlerischen Sinns, in seiner Art selbst ein Kunstwerk. Es ist aus Vorlesungen hervorgegangen und der Autor bittet in einem kurzen Vorwort: „Möge man an das Büchlein keine allzustrengen Anforderungen stellen. Es will nur um die Schöpfungen des Dichters alte Freunde enger vereinen und neue ihm gewinnen." Diese Sätze gehören zu den wenigen im Buche, die uns nicht gefallen haben. Ein Mann wie Köster muß wissen, daß seine Arbeit in ihrer Art auch recht strengen Anforderungen genügen kann, und wüßte er es nicht, so sollte er doch die seltsame, übrigens unerfüllbare Bitte um Nachsicht anderen überlassen. Was aber den zweiten Satz mit einer der wenigen gewundenen Wortstellungen, die uns im Buche aufgestoßen sind („neue ihm" statt: „ihm neue"), betrifft, so enthält er Selbstverständliches, denn ein Buch über einen bedeutenden Dichter kann nicht gut einen anderen Zweck haben, als tiefer in sein Verständnis hineinzuführen. Im übrigen haben wir nur anzuerkennen, daß Kösters Buch diesen Zweck erfüllt. Mit den dickleibigen Bänden von Bächtolds Kellerwerk kann und will es nicht rivalisieren; diese Bände enthalten ja das Quellenmaterial, wohl aber mit Bächtolds selbständiger Zusammenfassung dieses Materials. Es ist uns kein Zweifel, daß der Nichtschweizer Köster, der Keller schwerlich persönlich gekannt hat, seine Dichtungen viel besser verstanden hat, als des Dichters langjähriger Freund und Landsmann Bächtold. Auch die schlichte, dabei überaus sorgliche, auf Anschaulichkeit und Präzision bedachte Form verdient, wie bereits erwähnt, volle Anerkennung.

Schon das erste Kapitel giebt ein sehr klares und wohlunterrichtendes Bild der Knaben- und Jünglingszeit; nur das Verhältnis zur Mutter scheint uns ein wenig zu licht, die Schwester Regula wohl zu ungünstig dargestellt; hätte Köster, gleich uns, den Haushalt des alternden Dichters und Regulas Walten in demselben aus eigener Wahrnehmung kennen gelernt, er würde begriffen haben, daß sie mit vollem Recht und aus den verständigsten Gründen „ein etwas unfreundlicher Hausgeist" war. Das zweite Kapitel legt die Entwicklung des Lyrikers Keller dar; jeder Kundige weiß, daß es bei derlei Arbeiten ohne ein gewisses Konstruieren nicht abgeht, bei dem dies und jenes Detail ein wenig gewaltsam behandelt wird, aber der Respekt vor dem Dichter hält Köster dabei immer in guten Grenzen; er vergißt nie, was andere moderne Litterarhistoriker so gerne übersehen, daß ein Dichter nicht deshalb seine sämtlichen Werke geschaffen hat, damit der Herr Professor dann in der Analyse erweise, ein wie verflucht geistreicher Kerl er selber ist. Nur Kellers Ohr für Musik scheint uns von Köster zweifellos überschätzt, sonst hätte Keller nicht auch Gedichte geschrieben, die durch jede andere Eigenschaft mehr ausgezeichnet sind, als durch ihren Wohllaut. Das dritte Kapitel schildert die Heidelberger und Berliner Zeit; klar und gerecht findet Köster als Ergebnis:

„Fassen wir die Summe von Kellers bisherigem Leben noch einmal zusammen, so finden wir, daß er als Knabe und Jüngling in allzu großer Freiheit, halb Naturbursche, halb Autodidakt, aufgewachsen ist. In Künsten und Wissenschaften hat er dabei ziellos genascht. Daß es ihm äußerlich so schlecht ergangen, das war eine Härte des Lebens, über die er sich beklagen durfte und die er doch tapfer getragen hat. Daß er aber innerlich durch so viele Jahre hin sich gar nicht gedeihlich entwickelt hatte, dafür war niemand verantwortlich zu machen als er selbst. Durch seine Nachgiebigkeit gegen sein eigenes Ich trug er den größeren Teil der Schuld an der peinlichen Verzögerung."

Das nächste Kapitel bringt eine Analyse des „Grünen Heinrich"; auch unser Autor, wie wohl jeder ernste und nachdenkliche Leser, scheint der ersten Fassung den Vorzug zu geben, ohne dies freilich mit klaren Worten auszusprechen. Warum er dies unterläßt, ist uns nicht recht klar. Die größere Abgeklärtheit und feinere Durchbildung der zweiten Fassung in allen Ehren, aber wieviel ist dabei verloren gegangen, darunter die Hauptsache: der einzig mögliche, der tragische Ausgang. Ein greiser Berliner Dichter, der zur Zeit, wo Keller den Roman ruckweise schrieb, viel mit diesem verkehrte und der hoffentlich unserer Anregung, seine Erinnerungen an Keller für diese Zeitschrift aufzuzeichnen, noch entsprechen wird, ist im Besitz von Beweisen, daß Keller schon damals ab und zu an einen ähnlichen Ausgang seines Helden gedacht habe, wie ihn nun die zweite Fassung bringt, und daß er selbst oft genug geklagt habe: „Armer Heinrich, am Vieweg mußtest Du sterben!" — d. h. Keller gab dem angeblich rücksichtslosen Drängen des Braunschweiger Verlegers Vieweg, der in Wahrheit eine Engelsgeduld erwiesen hat, die Schuld, daß er sich zum tragischen Ausgang entschlossen habe, weil dieser binnen wenigen Tagen zu schreiben gewesen. Aber das können nur Anwandlungen gewesen sein; der Roman ist in beiden Fassungen auf einen tragischen Ausgang angelegt, und daß dieser in der zweiten fehlt, ist ein künstlerischer Mangel derselben, den keine sonstigen Vorzüge auszugleichen vermögen.

Zu den Kapiteln, welche die „Leute von Seldwyla" und die „Züricher Novellen" behandeln, hätten wir nur Randglossen zu machen, die auf kleine Verschiedenheiten in der Wertbemessung der einzelnen Stücke hinauslaufen; nur über den „Martin Salander", der doch ein verfehltes Werk ist und bleibt, hätten wir von einem so ehrlichen Kritiker, wie Köster, ein minder gewundenes Urteil erwartet. Ebenso meinen wir, daß sich über Kellers traurigen Zustand in seinen letzten Jahren nur entweder nichts oder die volle Wahrheit sagen läßt.

Indes, auch dies ist nicht erheblich. Die Hauptsache ist: das ist ein gutes Buch, und wir freuen uns, daß es geschrieben worden ist.

—nz —

Aphorismen.

Es wäre noch die Frage, welcher Mann seine Frau edler und reiner liebt, derjenige, der ihr einen Fehltritt verzeiht, oder der andere?

Selbstvertrauen ist wie ein starkes Getränk. Ein wenig stärkt, zuviel berauscht und macht uns blind.

Stefan Zweig.

Digitized by Google

Litterarische Notizen.

— Ein deutscher Buddhist (Oberpräsidialrat Theodor Schultze). Biographische Skizze von Dr. Arthur Pfungst. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1899. — Vielleicht vermag nichts die Thatsache, wie stark sich in den letzten Jahren in Deutschland wieder das metaphysische, oder, sagen wir, das religiöse Bedürfnis regt, und zugleich die gleichfalls unleugbare Thatsache, daß es nicht die offiziellen, gebahnten, sondern die seltsamsten Nebenwege einschlägt, um zu einem, den Einzelnen befriedigenden Ziel zu gelangen, treffender zu illustrieren, als daß es nicht bloß in England, sondern auch bei uns wirkliche, unverfälschte, überzeugte Buddhisten giebt. Wohlgemerkt, wirkliche Buddhisten, also nicht etwa Menschen, die dem Gedankenkreise des Buddhismus Einzelnes entnehmen, oder sich ihm so weit nähern, wie dies der „Buddha unserer Zeit", Schopenhauer, gethan, sondern die sich als gläubige Anhänger der buddhistischen Religion bekennen. Ein solcher Mann war der preußische Oberpräsidialrat Theodor Schultze, der, 1834 zu Oldenburg geboren, schon in seiner Jugend seltsame Wege einschlug. So betrieb er z. B. sein Brotstudium, die Rechte, als Autodidakt, und belegte nur so viel Kollegien, um nicht aus den Listen der Universität gestrichen zu werden. In Kiel bestand er sein Staatsexamen glänzend. Nach diesem Examen ermahnte ihn der Vorsitzende der Prüfungskommission, „er möge sich nichts auf seine Leistungen einbilden. Diese Ermahnung übte einen so deprimierenden Einfluß auf sein tief empfindendes Gemüt aus, daß er . . . dadurch in jahrelange Melancholie verfiel." Also eine abnorm geartete Schwärmernatur, wie sich dies auch später erwies. Im Jahre 1848 in Schleswig-Holstein angestellt und seit 1863 Regierungsrat, blieb er, bei der Okkupation durch die Verbündeten, zunächst im Dienste, hielt es aber für erforderlich, sich vorher von König Christian IX. persönlich des dänischen Beamteneides entbinden zu lassen. Natürlich wurde er darauf von der preußischen Regierung alsogleich entlassen. Dr. Pfungst meint, diese Maßregel bilde „wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der preußischen Verwaltung"; wir meinen, daß anders überhaupt nicht verfahren werden konnte. Offenbar betrachtete sich der Beamte Schultze lediglich als persönlichen Diener seines Königs, nicht als Staatsdiener; darum kümmerte ihn die Frage, ob die Besetzung der Herzogtümer durch Preußen eine rechtlich und moralisch begründete Maßregel war, nicht, noch mehr, er zweifelte vermutlich auch gar nicht, daß sie dies war, weil er doch wohl sonst nicht daran gedacht hätte, den neuen Machthabern zu dienen; ihn kümmerte einzig das persönliche Verhältnis zum früheren Herrn! Das ist nicht bloß eine, um ein gelindes Wort zu gebrauchen, unrichtige und unmoderne, sondern praktisch unmögliche Auffassung; mit solchen Beamten kann eine neue, nationale Verwaltung in einem jahrzehntelang gewaltsam entnationalisierten Lande einfach nicht durchgeführt werden. Schultze wurde nun Geheimer Hofrat in Oldenburg, trat dann 1866 wieder in preußische Dienste, ließ sich 1888 pensionieren und ist 1898 gestorben. In seinem Privatleben war er nicht minder ein Sonderling, wie in seiner amtlichen Laufbahn. Er arbeitete z. B. auch Sonntags stets im Büreau, wie an jedem Wochentage, mied alle Geselligkeit, verbat sich als letzten Wunsch das Setzen eines Grabsteins und das Anlegen von Trauerkleidung. Er war unvermählt. Wann er sich dem Buddhismus ergeben hat, sagt sein überaus panegyrischer Biograph und Glaubensgenosse nicht; jedenfalls lange vorher, ehe er 1885 eine metrische Uebersetzung eines buddhistischen Kanons veröffentlichte, allerdings anonym. Erst 1891 trat er mit dem Buche: „Vedanta und Buddhismus als Fermente für eine künftige Reorganisation innerhalb des europäischen Kulturkreises" auch mit Nennung seines Namens als Autor in die Oeffentlichkeit. Das Problem des Buches läßt sich dahin formulieren, „ob der Kulturwert des Christentums oder der Kulturwert des Buddhismus der größere für die Menschheit gewesen ist, beziehungsweise nach menschlicher Voraussicht für die Zukunft werden kann." Für Schultze steht der größere Kulturwert des Buddhismus und die Zukunft dieser Religion außer Frage, gewiß ein seltsames Ergebnis, das nur durch die kompliziertesten individuellen Voraussetzungen für Einzelne zur Wahrheit wird. Die Bedeutung von Schultzes und seiner Nachfolger Lebensarbeit ist an sich eine sehr problematische, sofern man nach ihren Früchten oder auch nur nach der Möglichkeit, Früchte zu erzielen, fragen wollte, aber als ein Beitrag zur religiösen Bewegung unserer Zeit sind sie von hohem Interesse und darum haben wir auf die Broschüre hingewiesen, weil sie zugleich als Einführung in diese merkwürdige Bewegung dienen kann, der freilich aller Eifer ihrer Jünger niemals eine größere praktische Wichtigkeit wird schaffen können.

— „Fraue Du, Du Süße." Lieder von Ludw. Finckh. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag, 1900. Wieder ein Buch, dessen Existenz einem nicht recht begreiflich ist. Man wird einwenden: Die Firma druckt alles, was ihr zum Kommissionsverlag angeboten wird, was also der Autor bar zu bezahlen gewillt und in der Lage ist; und Herr Finckh wollte und konnte bezahlen — was wäre da schwer begreiflich?! Einiges doch; Herr Finckh ist Symbolist, ahmt Dehmel und Bierbaum nach, versucht es auch mit Falke, widmet diesem einen Abschnitt seiner Lieder; da liegt doch der Gedanke nahe, daß er einem seiner Meister seine Gedichte vorgelegt und von ihnen Rat erbeten hätte, ob er bereits jetzt mit einer Sammlung hervortreten dürfe. Wäre dies geschehen, das Buch wäre ihm und uns erspart geblieben; wenigstens darf man dies annehmen, denn so hoch müssen doch wohl die Herren von ihrem eigenen Ton denken, um ihn vor solcher Nachahmung zu bewahren. Wir gestehen offen, wir haben zunächst geglaubt, daß Herr Finckh ein Schalk ist, der diese Richtung mit blutigem Hohn geißeln und parodieren will. Man urteile selbst; liegt dieser Gedanke nicht nahe, wenn man Gedichte liest, wie die folgenden?:

Was hast Du nur zu trauern?
Was neigst Du Dein süßes Haupt?
Die alten Zypressen schauern
Und meine Wunde verstaubt.

Was hast Du nur zu beten,
Marie Du,
Ich meine, die Wipfel wehten
Mir Deine Seufzer zu.

oder:

Leise ziehen im Strome die Fähren.
So kommt meine Geige zu Ehren!
Noch hat sie den alten Klang!
Noch läßt sie Funken springen. —
Und was sie von meiner Mutter sang,
Soll sie von süßer Fraue singen.

Es steht ein Schloß am grünen Rhein, —
Fraue, Du Süße, Du Fraue mein!
Es zuckt ein Herz, es quillt ein Blut —
Hei doch — und meine Klinge schneidet noch gut.

Oder gar — aber nein, dazu ist der Raum dieser Zeitschrift zu gut. Wir wiederholen: Das ist unbegreiflich, trotz Piersons Verlag und Finckhs Taschengeld unbegreiflich!

K. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Himmelbauer, Franz. Waldsegen. Prosadichtungen. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Bienenstein, Karl. Die Heimatsscholle. Volksstück in drei Aufzügen. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Fraungruber, Hans. Ausseer G'schichten, Erzählungen und Schwänke. Linz 1900. Oesterreichische Verlagsanstalt.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von W. & S. Loewenthal, Berlin C.

Digitized by Google

frage an uns erfolgen zu lassen. Dieser Anfrage wolle stets eine möglichst klare Inhaltsangabe des Manuskripts, sowie eine kurze, etwa 20 Zeilen umfassende Probe beigefügt werden. Unseren Bescheid, ob wir Einsichtnahme des Manuskripts erbitten oder auf dieselbe verzichten, geben wir stets in der „Korrespondenz der Redaktion" auf dem Umschlagbogen, nicht durch direkte Zuschrift. Sollten uns größere Manuskripte ohne vorherige Anfrage zukommen, so werden wir uns zur Rücksendung keinesfalls verpflichtet erachten. Einsendung kurzer, lyrischer Gedichte kann jederzeit erfolgen, jedoch werden wir solche nur dann prüfen, wenn dieselben deutlich geschrieben sind und wenn uns nicht mehr als drei kürzere Gedichte zugleich vorgelegt werden. Jeder Beitrag ist auf ein besonderes Blatt zu schreiben und mit dem Namen und Wohnort des Autors zu versehen. Auch bitten wir alle P. T. Einsender solcher Beiträge, in ihrem eigenen Interesse jedenfalls Abschriften zurückzubehalten, da Rücksendung unsererseits nicht stattfindet. Die Beifügung von Briefmarken bitten wir, weil zwecklos, unterlassen zu wollen. Unser Bescheid über Annahme oder Ablehnung von Beiträgen erfolgt stets durch die „Korrespondenz der Redaktion" und zwar in der Weise, daß wir die angenommenen Beiträge mit den Anfangsbuchstaben des Autornamens unter Beifügung seines Wohnortes und der Titel-Initialen der einzelnen Gedichte &c. verzeichnen, da jede andere Bezeichnung zu Verwechselungen und Mißverständnissen führt. Wir beurteilen die Beiträge in der Reihenfolge des Einlaufs und geben den Bescheid baldmöglichst. Vor Ablauf eines Monats vom Tage der Absendung wolle derselbe jedoch nicht erwartet werden; bleibt er länger als zwei Monate aus, so möge daraus geschlossen werden, daß wir von diesen Beiträgen zu unserem Bedauern keinen Gebrauch machen konnten. Bei Beiträgen, die anonym oder pseudonym erscheinen sollen, wolle sich der Autor uns gegenüber jedenfalls nennen; wir können derlei Sendungen sonst nicht berücksichtigen. Die „Deutsche Dichtung" bringt nur bisher Ungedrucktes. Unfrankierte oder nicht genügend frankierte Briefe werden nicht angenommen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Indische Gedichte

Aus dem Sanskrit übertragen von **Johs. Hertel.**

Preis geh. 3 Mk. Eleg. gebd. mit Goldschnitt 4 Mk.

Von der zarten und duftigen, in anmutiger Neckerei sich ergehenden altindischen Lyrik ist noch wenig in das deutsche Volk gedrungen. Zu der hier gebotenen Sammlung hat liebevoller Gelehrtenfleiß mit dichterischer Begabung und feinem Geschmack zusammengearbeitet, um ein Werk hervorzubringen, das der Aufmerksamkeit weiterer Kreise in hohem Maße würdig ist. Auch durch seine originelle glänzende Ausstattung wird es jedem Büchertisch zur Zierde gereichen.

☞ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ☜

Korrespondenz der Redaktion.

Angenommen: F. D. Kreuznach („A"); H. M. G. Neckarbischofsheim („D. W.-A."); F. H. K. Husum („D. d. f."); M. H. Falkenberg („F.-L."); M. H. Breslau. Ja! Aber kurz!

L. E. Wien („J."). Wir glauben nicht, daß sich der Beitrag für uns eignen würde, zumal sich für derlei größere Beiträge schwer Raum schaffen läßt. Kleinere Einsendungen im Rahmen der Einsendungs-Bestimmungen wollen wir gern prüfen.

W. K. Weimar. Wir sind Ihnen für Ihr liebenswürdiges Anerbieten ungemein verbunden und bitten, uns die Briefe im Original zu übersenden. Die Abschriften lassen wir dann hier besorgen und stellen Ihnen die Originale wieder zu. Daß dieselben bei der Copiatur keinen Schaden erleiden, dafür bürgen wir Ihnen.

☞ Alle bis 15. März d. J. an uns eingesandten Beiträge, deren Annahme bisher nicht gemeldet war, bitten wir als abgelehnt zu betrachten.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 6, Hauptblatt: 31. Mai, Umschlagbogen: 1. Juni 1900.

Redaktions-Schluß für Band XXVIII. Heft 7, Hauptblatt: 15. Juni 1900, Umschlagbogen: 16. Juni 1900.

Zwei Essays von **Heinrich Heine.** (Ungedruckter Nachlaß.) — — Sankt Elmsfeuer. Novelle von **Wilhelm Jensen.** — Eva. Erzählung von **Heinrich Seidel.** — Aus „Sakuntala". Epos von **Friedrich Bodenstedt.** — Epische Dichtungen von **Hermann Lingg, Emil Rittershaus, Heinrich Kruse, Wilhelm Jensen.** — Leilas Freier. Novelle von **Marie von Olfers.** — Lieutnant Burda. Novelle von **Ferdinand von Saar.** — Ungedruckte Gedichte aus dem Nachlaß von **Ludwig Uhland, Karl Stieler, Heinrich Leuthold** u. a. — Donna Maria. Trauerspiel von **Adolf Wilbrandt.** — Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des Doktor Modestus. Von **Georg Ebers.** — Ein Nachtlager Corvins. Lustspiel von **Franz Nissel.** — Standhafte Liebe. Ein Schwank von **Heinrich Kruse.** — Lyrische Gedichte von **K. F. Meyer, Hamerling, Storm, Vischer, Bauernfeld, Anzengruber, Lingg, A. Fitger, Heyse, Lorm, Greif, Roquette, Wildenbruch, Dahn, Fulda** u. v. a. — Der Sperber. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz.** — Lied-Kompositionen von **Robert Franz** und **Josef Rheinberger.** — Portraits und Autographen von **Wilbrandt, Uhland, Robert Franz, Franz Nissel, Heine, Vischer, Hermann Lingg, Olfers, Heinrich Kruse, Heinrich Leuthold, Bodenstedt** und **Saar.** — Selbstbiographien und Selbstkritiken von **Adolf Wilbrandt, Hermann Lingg, Marie von Olfers, Friedrich Bodenstedt.** — Essays von **Josef Weilen, Hermann Lingg, Karl Emil Franzos, Karl von Thaler** u. a.

III. Band.

Säkkinger Episteln. Von **Josef Victor von Scheffel.** (Ungedruckter Nachlaß). Sieben selbstbiographische Aufsätze. — Die Märtyrerin der Phantasie. Novelle von **Paul Heyse.** — Ihr Traum. Erlebnisse eines Malers. Novelle von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der deutsche Teufel. Erzählung von **Karl Emil Franzos.** — Meine dramatischen Anfänge. Von **Ernst Wichert.** — Aus den Kinderjahren. Von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Der Alte vom Berge. Schauspiel von **Eduard von Bauernfeld.** — Lebensblätter. Novellistische Skizzen von **Wilhelm Jensen.** — Meine Braut. Novelle von **J. Déry.** — Geschieden. Schauspiel von **Ernst Wichert.** — Das Gegengift. Eine epische Dichtung von **Paul Heyse.** — Epische Dichtungen von **Heinrich Kruse** und **Robert Waldmüller-Duboc.** — Parabeln und Aphorismen von **Marie von Ebner-Eschenbach.** — Aristoteles. Altfranzösische Novelle. Nachgedichtet von **Wilhelm Hertz** — Lyrische Gedichte von **Schack, Wildenbruch, Lorm, Stieler, Bodenstedt, Lingg, J. G. Fischer, Rittershaus, A. Fitger, Fulda, Richard Leander,** u. s. w. — Humoristische Gedichte von **Scheffel** (Ungedruckter Nachlaß): Philosophische Poemata. Der wahre deutsche Kaiser u. v. a. — Essays von **Ludwig Fulda, R. M. Werner, Karl Frenzel** u. a. — Ungedruckte Gedichte von **Josef von Eichendorff.** — Autographierte Sprüche und Gedichte, sowie Portraits von **Heyse, Rittershaus, Waldmüller, Wichert, Goedecke, Ebner-Eschenbach, Karl Beck, Rodenberg, Scheffel, Hertz, Eichendorff, Lindner.** — Herkules am Scheidewege. (J. V. Scheffel im Jahre 1852). Zeichnung von **Eduard von Engerth.** — Lied-Kompositionen von **Ignaz Brüll** und **Bernhard Scholz.**

XIII. Band.

Heimkunft. Roman von **Wilhelm Jensen.** — Novellen von **Karl Emil Franzos** (Kossowicz' Rache), **Anselm Heine** (Die Handschrift der Natur), **Johannes Schlaf** (Frühlings-Mond), **Karl Theodor Schultz** (Livia) u. a. — Selbstbiographische Auf-

Digitized by Google

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin.

Der Vikar.

Novelle in Versen
von
Adalbert von Hanstein.

Ein Bändchen, Miniatur-Ausgabe, eleg. Ausstattung.
Geschmackvoll gebunden **1** Mark.

Bund (Bern): „Es steckt viel poetische Gewalt in der kurzen dramatischen Liebesgeschichte. Die kleine Erzählung hat alles, was sie zum Vortragen geeignet macht: Klarheit, Kürze, dramatische Spannung und rythmischen Schwung.“

Schlesische Zeitung (Breslau): „Die Schilderung der Charaktere und Situationen ist so anschaulich und lebendig, der verhängnisvolle Herzenskonflikt und sein tragischer Ausgang mit einer solchen dramatischen Verve dargestellt, daß die kleine Erzählung jeden fesseln und ergreifen wird.“

Rheinisch-Westfälische Zeitung (Essen): „Eine erschütternde Tragödie in leicht fließenden Versen. Hanstein ist sich genau bewußt geblieben, wo die Grenze zwischen dem Grausigen und dem Poetischen lag und deshalb liegt es wie Goldglanz echter Menschlichkeit über dem ganzen kleinen Werkchen.“

Saale-Zeitung (Halle a/S.): „Eine wundervolle Dichtung, die von Bühnenkünstlern mit Vorliebe zur Recitation gewählt wird und den Freunden kraftvoller, erzählender Poesie ganz besonders willkommen sein dürfte.“

Hamburger Fremdenblatt (Hamburg): „Das schöne Gedicht erschien zuerst in Franzos „Deutsche Dichtung“ und erregte schon hier die Beachtung der Litteraturfreunde. Nun ist die kleine Dichtung in wirklich geschmackvoller Buchausgabe erschienen, ein reizendes Taschenbuch, das schon beim Anblick eine Freude ist. Dem packenden Stoff zur Seite steht eine prächtige Sprache, die das Ohr wie Musik umtönt.“

Basler Nachrichten (Basel): „Das alte Problem von Liebe und Entsagung eines Priesters ist in durchaus eigenartiger Weise zum Gegenstand einer wahrhaft dramatischen Schilderung gemacht und das Schicksal der drei Menschen, die uns die kleine Dichtung vorführt, in einer kraftvoll sich steigernden Scene konzentriert.“

St. Petersburger Herold (St. Petersburg): „Ein ergreifendes Gemälde von dem Klein-Bürgertum des katholischen Rheinlandes. Die Concordia hat die Dichtung in äußerst geschmackvoller Ausstattung uns zu dem überaus billigen Preise von einer Mark auf dem Büchermarkt gebracht.“

Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Berlin): „In geschmackvoller Hülle eine Erzählung voll leidenschaftlicher Schilderung. Die Scene zwischen dem Priester, der sich der Kirche geweiht, weil er dem reichen Jugendgenossen und der Geliebten nicht im Wege stehen wollte, ist höchst wirkungsvoll aufgebaut.“

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin

Mein Franz.

Novelle in Versen
von
Karl Emil Franzos.

Zweite Auflage.

Ein Bändchen, Miniatur-Ausgabe, eleg. Ausstattung.
Geh. M. 1. Eleg. geb. M. 1,50.

Deutsches Montagsblatt: „Die Anmut der Verse, die bei Franzos, dem Meister markiger Prosa, überrascht, der behagliche Humor, bei welchem diesmal zum Unterschied von seinen früheren Schöpfungen das Lächeln die Thräne überstrahlt, vor allem die prächtigen, echt deutschen Hauptfiguren der kleinen Erzählung, machen dieselbe zu einer höchst dankenswerten Gabe.“

Heinrich Keck schreibt im Deutschen Litteraturblatt: „Die allerliebste von echtem Humor durchtränkte Dichtung verdient die wärmste Empfehlung. Wegen ihres meisterhaften Versbaues zum lauten Vorlesen sich trefflich eignend, wird sie Familien wie geselligen Kreisen hohen Genuß bereiten können.“

Hamburger Nachrichten: „Tausend kleine und feine Liebenswürdigkeiten flocht der Dichter in sein Liebesepos ein. Die Novelle zeichnet sich durch tiefe Herzensempfindung, nicht minder auch durch angenehmen gesunden Humor aus.“

Leipziger Illustrirte Zeitung: „Eine sehr artig erfundene und in bester Stimmung gedichtete Novelle. Die Verse fließen leicht und wohllautend dahin und erzählen uns eine allerliebste Geschichte: eine halb heitere, halb ernste Erinnerung aus der Burschenzeit.“

Frankfurter Zeitung. (J. Prölß): „Ein modernes Idyll von jener Art, wie sie Tennyson und Coppée und von deutschen Autoren Paul Heyse mit besonderem Glück kultiviert hat. Mit Interesse begegnen wir dem Autor hier zum erstenmal auf dem Gebiete des poetischen Humors: der lose Geist der übermütigen Studentenstreiche hat die Fabel der anmutigen Dichtung gewürzt.“

Johannes Scherr schreibt in der Gegenwart: „Ein neckischer Vorgang aus dem modernen Studentenleben wird mit sprudelnder Laune und in wahrhaft anmutiger Form erzählt.“

Magazin für Litteratur: „Es ist Herzens-Genialität, ein köstliches Gemüt, das sich in dieser liebevollen Erzählung ausspricht.“

Leipziger Zeitung: „Das Werk eines begabten, thätigen Dichters. Nicht nur für Privatlektüre, auch für Vorlesungen in kleineren, wie größeren Kreisen wird sich das Gedicht wohl eignen.“

sätze von **Hermann Sudermann** („Mein erstes Drama“), **Felix Dahn** („Münchener Erinnerungen“), **Rudolf von Ihering** („Erinnerungen an Bismarck und Savigny“), **Georg Ebers** (Aus meiner Kindheit) u. a. — Die gelehrten Frauen. Lustspiel von **Molière**, übersetzt von **Ludwig Fulda**. — Der Präsident. Drama von **Karl Emil Franzos**. — Ungedruckte Gedichte und Briefe aus dem Nachlaß von **Lessing, Lenz, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Zedlitz, Tieck, Bauernfeld** u. a. — Erzählende Dichtungen von **Hermann Sudermann** („Der alte Knecht“), **Friedrich Spielhagen**, („Ultima Thule“), **Ernst Wichert** („Preußische Landwehr“), **Otto Roquette** („Der Mann im Monde“), **Ernst Rosmer** („Eine Mutter“), **Robert Waldmüller-Duboc** („Der klassische Zeuge“) u. a. — Nachdichtungen aus fremden Zungen von **Paul Heyse, Albert Dessof, Johannes Schürmann, Otto Mayer** u. a. — Gedichte von **Paul Heyse, Hermann Lingg, Friedrich Adler, Konrad Telmann, A. Godin, Otto Roquette, Hermann Hango, Ernst Wichert, W. Langewiesche, Hugo Salus** — Gutachten über die Theater-Censur von **Franzos, Bulthaupt, L'Arronge, Fulda, Heyse, Wichert, Lindau, Ludwig Barnay, Otto Devrient**, Professor **Kohler** u. a. — Essays von **K. E. Franzos**, Prof. **J. Minor** (Zur deutschen Metrik), **Otto Neumann-Hofer** (Zur Charakteristik Hermann Sudermanns), **Eduard von Bauernfeld** (Leben und Sterben). — Autographen von **Hans Sachs, Lessing, Schiller, Goethe**. Zahlreiche Mitteilungen, Recensionen u. s. w.

XIV. Band.

Vaterrechte. Novelle von **Konrad Telmann**. — Heimkunft. Roman von **Wilhelm Jensen**. (Fortsetzung und Schluß). — Der Frack. Novellette von **Karl Emil Franzos**. — Das Tintenfaß. Skizze von **Hermann Domsch**. — Jungfer Justine. Schauspiel in vier Akten von **Paul Heyse**. — Der Präsident. Drama von **Karl Emil Franzos**. (Fortsetzung und Schluß). — Timon von Athen. Tragödie in fünf Akten mit freier Benutzung der Shakespeare zugeschriebenen Dichtung, bearbeitet von **Heinr. Bulthaupt**. — Sprüche und Aphorismen von **Otto Roquette, Wilhelm Jensen, Ludwig Fulda, Paul Nicolaus Coßmann** u. a. — Gedichte und Briefe aus dem Nachlaß von **Franz Freiherrn Gaudy, Adalbert von Chamisso, Eduard Mörike, Robert Hamerling, Hoffmann von Fallersleben** u. A. — Essays von Prof. Dr. **R. M. Werner** („Giebt es Humor?“), **G. Hirzel, K. E. Franzos** (Bauernfeld im März 1848) u. a. — Ein deutsches Nationalgedicht **(Hoffmann von Fallerslebens:** „Deutschland, Deutschland über Alles“, in der Handschrift des Dichters). — Jean Pauls Tochter. — Epische und lyrische Dichtungen von **Ernst Eckstein, Hermann Lingg, Arthur Fitger, Paul Heyse, Ernst Rosmer, Hugo Salus, Ernst Wichert, Friedrich Adler, Karl Spitteler, Wilhelm Jensen, Hermine von Preuschen, Robert Waldmüller-Duboc** u. v. a. — Nachdichtungen aus fremden Zungen von **Paul Heyse, Valerie Matthes, Johannes Schürmann** u. a. Zahlreiche Aufsätze und Recensionen.

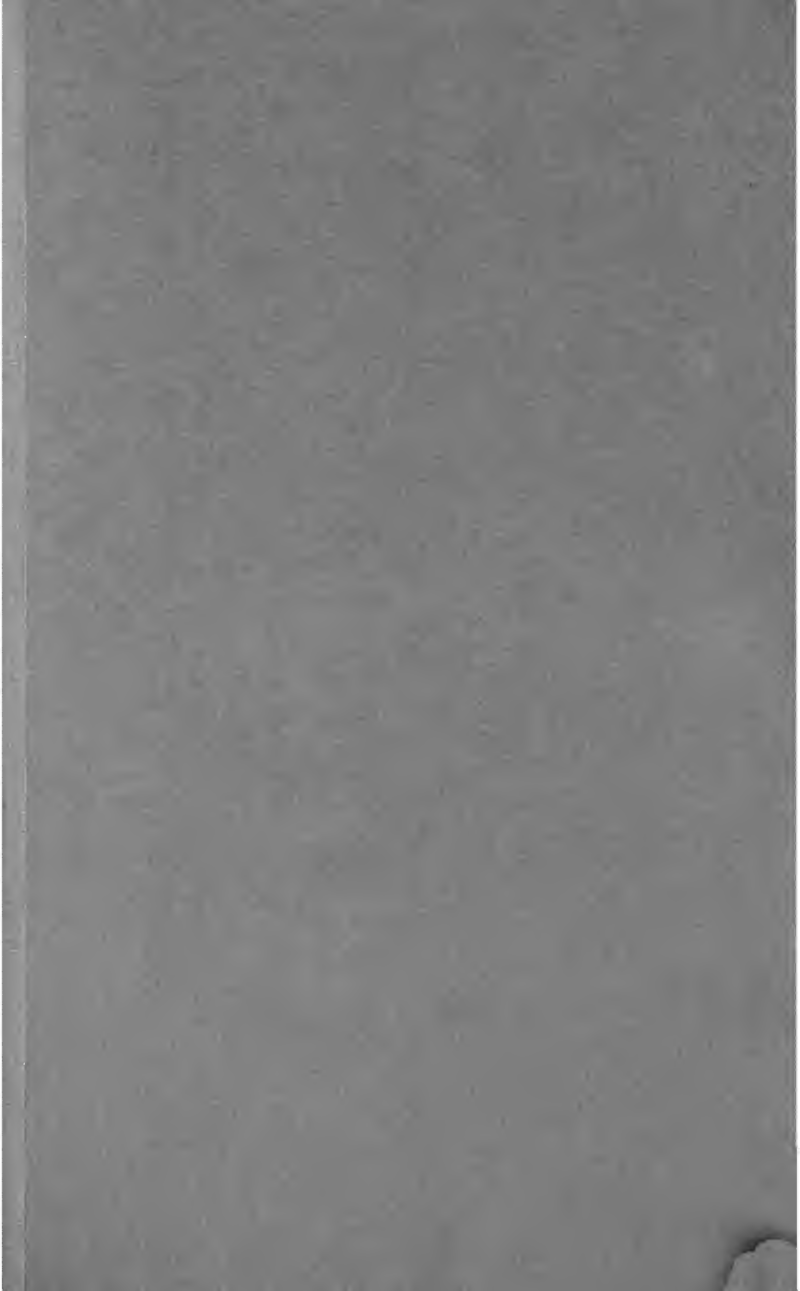
Bestellungen nimmt jede Buchhandlung, sowie die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung entgegen.

Für Band IV—XII, soweit wir dieselben liefern können, sowie für die Bände XV—XXVI bleibt der Preis von Mk. **8.**— ungeändert.

Berlin W. 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google






OCT 23 1931

